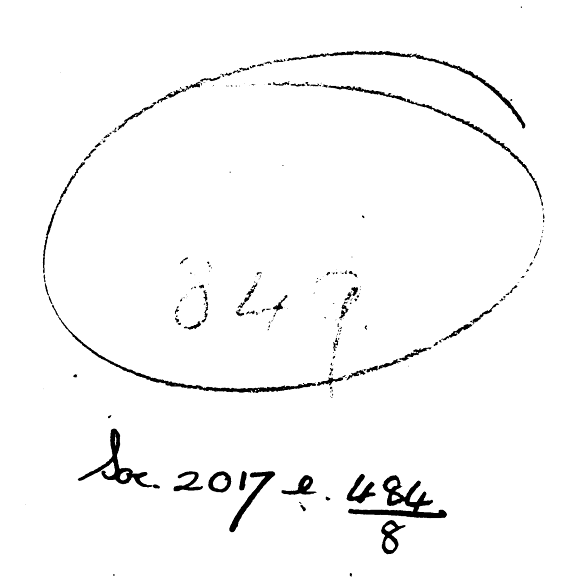



849







ZEITSCHRIFT FÜR ERDKUNDE.

Achter Band.

Zeitschrift

für

ERDKUNDE,

als vergleichende Wissenschaft, mit Aufnahme ihrer Elemente aus der

NATURWISSENSCHAFT, GESCHICHTE, STATISTIK etc.

Herausgegeben

von

Dr. *HEINRICH BERGHAUS.*

Achter Band.

Mit 2 lithogr. Tafeln





Magdeburg,
Verlag von Emil Baensch.
1848.

INHALT.

Abbhandlungen.

Seite.

Der Nil und seine Zuflüsse; von Dr. Beke. Erster Artikel 1
— — — — — — Zweiter Artikel. Mit einer Karte 161
— — — — — — Dritter und letzter Artikel 321
Vergleichung der Grundlinien von Seeberg, Golzow, Sargleben, Riksdorf und Königsberg. Mit einer trigonometrischen Karte 43
Höhenmessungen in Thüringen; von A. Fils 54
Ueber das Klima der Aequatorialzone von Afrika 59
Regenmenge in Vandiemensland 61
Geologie der Kedahküste und ihre Emporhebung 64
Bemerkungen über Cypern. Aus dem Briefe eines Reisenden 69
Ueber die Völker am Bahr el Abyad oder Weissen Strom 208
Fernere Erlaüterungen zur Geographie des N'yassi; von William Desborough Cooley, Esq. 370
Ueber das Klima von Kairo, nach den von P. R. Destouches in den Jahren 1835—1841 daselbst angestellten meteorologischen Beobachtungen; mitgetheilt von Herrn Jomard in Paris 378
Babylon und die Alterthümer aus Nimrud in London 386

Bücher- und Kartenschau.

Art. 1. A. von Humboldt's Kosmos, zweiter Band 75
Art. 2. Vier Schriften über Schleswig-Holstein etc. 104
Art. 3. Zwei Schriften über Oldenburg und die Friesen 111
Art. 4. Combe's Reise in Aegypten, Nubien etc. 120
Art. 5. Drei Schriften über Koch's Hydrarchos 122
Art. 6. Zwei Werke über Irland . . . . 12[illegible]
Art. 7. Daniell etc., archäologische Forschungsreise in Lycien . . . 21[illegible]
Art. 8. Osterwald, Höhenmessungen 263
Art. 9. Telkampf, Populationistik von Hannover 265
Art. 10. Dieterici, Volkswohlstand in Preussen 267
Art. 11. Nedermeyer, Statistik von Hamburg 268
Art. 12. Wagner, das Herzogthum Kärnten 271
Art. 13. Dunlop, Reisen in Central-Amerika 278
Art. 14. Deville, Reise nach Teneriffa 294
Art. 15. Bericht über Reisen in Asien und Hoffmeister's etc. Briefe aus Indien 431

Geographische Zeitung.

		Seite
1.	Lage von Astaroth	141
2.	Baumpflanzungen bei Etschmiadzin	143
3.	Abbruch des Sonnentempels zu Baalbeck	143
4.	Vulkan-Ausbruch der Sattel-Insel	143
5.	Oberflächengestalt der Westküste von Borneo	144
6.	Indische Sage	145
7.	Ueber Tschusan	146
8.	Chinesische Art des Fischfangs	147
9.	Entdeckungsreisen in Australien	148
10.	Raffenels Plan zu einer Reise in's Innere von Nord-Afrika	151
11.	Vier italiänische Missionaire reisen gleichfalls in's Innere von Afrika	152
12.	Chinesische Weltkarte	152
13.	Wien, wie es ist	152
14.	Die Verhovina	154
15.	Die Ballobollas	155
16.	Ueber die Sitten der Yaguas	156
17.	Ueber die Auswanderung nach Brasilien	157
18.	Die Einwanderung in die vereinigten Staaten	158
19.	Das Theater bei den Azteken	158
20.	Verkehr auf den preüssischen Wollmärkten 1846 und 1847	159
21.	Alcide d'Orbigny's grosses Reisewerk	160
22.	Ueber den Stufengang in den Religionen	301
23.	Die Zahl der Katholiken auf dem ganzen Erdkreise	302
24.	Die Schweiz, das Paradies, oder der Ursitz der weissen Menschen	303
25.	Die Mineralquelle zu Smrdak in Ungarn	304
26.	Der Sauerbrunnen zu Laszina	305
27.	Die Mineralquellen zu Tobusko	305
28.	Oeffentliche Bibliotheken in Russland	306
29.	Der König der Niederlande als schlesischer Gutsbesitzer	306
30.	Die Vergrösserung von Paris	307
31.	Pariser Sittenbilder	307
32.	Der Katalog der ausgewählten und reichen Bibliothek der Ostindischen Compagnie	308
33.	Ueber die neüeren Entdeckungen in Australien	309
34.	Nachrichten aus Südaustralien	312
35.	Unterseeischer Vulkan im nördlichen Grossen Ocean	312
36.	Zur Geschichte der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin	313
37.	Statistik der deütschen und der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig	318
38.	Gegenwärtiger Zustand der Waldenser	460
39.	Der höchste Springbrunnen in der Welt	461
40.	Ueber die Bevölkerung des Gouvernements Witepsk	461
41.	Ueber die Ruinen von Passaron in Epirus	463
42.	Kohlen-Districte in Indien	464
43.	Ueber die geogr. Verbreitung der Coniferen am Himalajah	465
44.	Besteigung des Vulkans Tambora auf Sumbava	468
45.	Briefe aus der Sierra Leone	468
46.	Ueber die Regenzeit an der Sierra Leone Küste	470
47.	Neüe Nachrichten über bisher unbekannte Gegenden Inner-Afrika's	471
48.	Zur Kenntniss der grossen südafrikanischen Völkerfamilie	474
49.	Unabhängigkeits-Erklärung der Kolonie Liberia	475
50.	Mission in Luumba	476
51.	Die deütsche Kolonie in Petropolis bei Rio de Janeiro	477
52.	Die geographische Länge von Washington	478
53.	Das Gebiet Wiskonsin	479
54.	Kolonisation der Auklands-Inseln	480
55.	Erderschütterung zu Temesvar	480
56.	Ein Bergsturz in der Nähe von Christiania	480





Abhandlungen.

Der Nil und seine Zuflüsse.

Von

Dr. Charles T. Beke, Esq.,
Mitglied der geographischen Gesellschaften zu London und Paris.

Erster Artikel.

In dem Augenblicke, wo sich die Kunde verbreitet, die seit Jahrtausenden gesuchte Quelle des Nils, des eigentlichen, d. i. des Weissen Stroms, sei endlich gefunden worden, wird es, unterdess die gelehrte Welt den näheren Nachrichten über dieses für die Geographie Afrika's so wichtige Ereigniss noch entgegensieht, den Lesern der Zeitschrift für Erdkunde nicht unwillkommen sein, eine kritische Zusammenstellung aller bisherigen Nachrichten über das Problem des Nil-Ursprungs aus der Feder eines Mannes zu erhalten, der an der Erforschung des Nil-Quelllandes selbst einen so wesentlichen Theil, und in der neüesten Zeit durch seine Reisen in Habesch und die Erkundigungen, welche er daselbst über das unbekannte Hinterland einzuziehen keine Gelegenheit vorüber gelassen, so bedeütend dazu beigetragen hat, den Schleier, den die geheimnissvolle Nil-Quelle verdunkelt, zu lüften. Beke hat die Abhandlung, von der wir hier eine deütsche Übersetzung mittheilen, vor nun einem Jahre, im October 1846, geschrieben und sie der geographischen Gesellschaft zu London, deren mit einer Preis-Medaille gekröntes Mitglied er ist, zur Bekanntmachung in ihren Verhandlungen übergeben. In diesen ist sie unlängst erschienen (Journal of the Royal geographical Society of London, Vol. XVII, Part, I, 1847). Da die Abhandlung aber im Originale mehr als fünf Bogen füllt, so

sehen wir uns, um auch für andere Mittheilungen in diesem und den folgenden Heften Raum zu gewinnen, genöthigt, sie in mehrere Lieferungen zu vertheilen, die aber, so Gott will, rasch auf einander folgen sollen! Die zahlreichen Anmerkungen und Citate, womit der Verfasser seine Angaben unter dem Texte erläütert und beglaubigt hat, verweisen wir an den Schluss eines jeden unserer Artikel, indem wir sie fortlaufend numeriren.

* * *

Als Hülfsmittel zur Lösung des wichtigen geographischen Problems, — so beginnt der Verfasser, — soll in dem vorliegenden Versuche eine allgemeine Übersicht der zahlreichen Flüsse,[1] welche sich vereinigen, um den Nil Aegyptens zu bilden, gegeben werden, so weit, als unsere Kenntnisse von diesen Flüssen reichen. Hierbei werden wir uns so viel, wie möglich, auf die wirklichen Ergebnisse beschränken, welche von den Reisenden an Ort und Stelle erlangt worden sind. Dass dennoch zuweilen Betrachtungen und Vermuthungen zu Hülfe genommen werden müssen, ist unvermeidlich; indessen wird es unser Bemühen sein, diese Spekulationen innerhalb rechtmässiger Gränzen zu halten, und sie auf Vereinigung scheinbar widersprechender Behauptungen und darauf zu beschränken, die einzeln stehenden und unzusammenhangenden Thatsachen da zu vereinigen, wo wirkliche Forschungen und Erkundungen noch unzureichend und ungenügend sind. Dass wir überall zu bestimmten Ergebnissen gelangt seien, würde eine zu voreilige Behauptung sein, in Erwägung der mangelhaften und unvollständigen Natur der Unterlagen, auf welche die ganze Untersuchung gestützt werden musste.

Die gewöhnlichste Art der Beschreibung eines Flusses, die, welche die meiste Methode für sich hat, ist, an seiner Quelle zu beginnen, ihn in seinem Laufe nach abwärts zu verfolgen und alle Flüsse, die ihn während seines Laufes verstärken, der Reihe nach aufzuzählen. Diese Methode können wir aber für den Nil nicht anwenden; denn sein Ursprung ist ja in die Wolken des Geheimnisses gehüllt, die ihn in allen Zeitaltern unserm Blick verschleiert haben. Nächst dieser Methode ist die beste die, das Verfahren umzukehren, das heisst also, den Fluss von bekannten Stellen

seines Laufes aufwärts zu verfolgen und in dieser Richtung alle seine Zuflüsse aufzuzählen. Kommen wir zu einer Gabel des Hauptstroms, so muss jede Zinke der Gabel für sich abgesondert, und deren Zuflüsse abermals in derselben Weise betrachtet werden, wie es mit dem Hauptstrome geschieht.

Diess letztere Verfahren muss mit Bezug auf den Nil angenommen werden. Und da das rechte oder östliche Ufer dieses Stromes zugänglicher und daher auch besser bekannt ist, so bietet sich dasselbe von selbst zunächst der Betrachtung dar.

Auf einer Strecke von mehr als 1200 geographischen oder 300 deütschen Meilen vom Mittelländischen Meere, in das er seine Wasser ergiesst, ist dieser mächtige Fluss, der grösste des Continents von Afrika, und einer, welcher an Länge vielleicht von keinem andern auf der ganzen Erde übertroffen wird, nur Ein Strom. Gespeist von dem unaufhörlichen Regen der Wendekreise, der von seinen unzähligen Quellströmen im Süden gesammelt wird, ist er im Stande, mit den brennenden Sonnenstrahlen und den kaum weniger brennenden Sandwüsten Nubien's und Aegypten's während seines langen Laufs durch diese Länder den Kampf zu bestehen, ohne dass er eines einzigen Zuflusses bedürftig wäre, eine Erscheinung, welche kein anderer Strom wieder darbietet.

Ungefähr unterm 18° nördlicher Breite, an der mitternächtlichen Gränze der Zone des Tropen-Regens, empfängt der Nil an seiner rechten Seite den ersten grossen Zufluss, den *Atbarah* — Astaboras des Ptolemäus. Dieser Fluss führt auch den Namen El Mokádah, weil er aus Abessinien[1] kommt, und an seinem Zusammenfluss mit dem Nil wird er El Mokrán[2] genannt. Er heisst ferner auch Bahr el A'swad, oder der schwarze Fluss[3], wegen der Menge schwarzen Schlamms, den er in der Regenzeit herabtreibt, und der so bedeütend ist, dass selbst die Farbe des Nilwassers dadurch verändert wird[4]. In Abessinien kennt man ihn unter dem Namen Tákkazie. Im untern Theil seines Laufs ist das Bette des Atbarah 400 bis 500 Schritte breit, aber es hat, ausser in der Regenzeit, nur wenig Wasser, das drei bis vier Monate im Jahre stehend und nicht zu geniessen ist.[5]

Etwa zwei Tagereisen von der Mündung aufwärts nimmt der Atbarah an seinem rechten Ufer einen kleinen Zufluss auf, der in den Bishárijeh-Bergen gegen Suwákin[6] hin entspringt, im Sommer aber fast trocken ist und nichts anderes zu sein scheint, als eine Ansammlung von Wádís oder Winterbächen. Diesem Flusse legt Burckhardt den Namen Mogren bei, indem er hinzufügt, dass unterhalb der Vereinigung mit dem Atbarah letzterer den Namen seines Zuflusses annehme[7]. Cailliaud versichert dagegen[8], dass der Ausdruck Mokrán, oder Moqrân, wie er schreibt, Zusammenfluss oder Vereinigung bedeüte, und dass es daselbst gar nicht einen solchen Fluss gebe, wie Burckhardt erwähne. Da jedoch der französische Reisende zugiebt, dass verschiedene Giessbäche (torrents) in den Atbarah fallen, so muss Burckhardt, dessen Genauigkeit als Berichterstatter von Thatsachen unbestritten ist, so verstanden werden, als habe er einen dieser Torrents im Auge gehabt, selbst wenn in Bezug auf den Namen ein Missverständniss obwalten sollte; denn es ist klar, dass dieser Fluss wirklich vorhanden ist, weil er seiner bei verschiedenen Gelegenheiten gedenkt, und, was entscheidet, weil er seinen Lauf fast bis in die Nähe von Suwákin verfolgt hat.[9]

Zugleich dass Cailliaud die Existenz des Mogren leügnet, behauptet er[10], dass es keinen Zufluss des Atbarah gebe, ausser dem Sitit, welcher drei Grad oder 180 geographische Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Nil in den Atbarah falle. Werne[11], auf seinem Wege von Taka nach Kós-Rádscheb (Gos Rajeb)[12], passirte ein breites Wasser in ungefähr dieser Lage, welches er Khór el Gasch nennt, und dessen sonst trocknes Bett sich durch die von dem nahen Habesch herabstürzenden Wasser der tropischen Regen zu einer Breite von *viertausend Fuss* gefüllt hatte. Blickt man auf die Lage, welche in unseren Karten dem Máreb so angewiesen ist, dass er ungefähr im 18⁰ nördlicher Breite die Richtung nach dem Atbarah nimmt, ohne sich mit diesem zu vereinigen, so kommt man auf den Gedanken, dass dieser Fluss der Oberlauf des Sitit oder Khór el Gasch sein könnte; allein nach dem Berichte des Dr. Petit[13] findet die Vereinigung des Máreb mit dem Atbarah oder Tákkazie beträchtlich höher hinauf Statt, — in der That, der Pro-

vinz Walkáït gegenüber, in ungefähr 14° nördlicher Breite, so dass der Sitit ein besonderer Strom sein muss.

Gehen wir am rechten Ufer des Tákkazie hinauf, — wie wir von jetzt an nach abessinischer Weise den Atbarah nennen wollen, — so treffen wir zunächst den Máreb. Dieser Fluss erreicht, der allgemeinen Annahme zufolge, nicht den Tákkazie, sondern verliert sich in dem Sande eines grossen morastigen und waldigen Landstrichs, welcher Bárakwa oder die Wüste[14] heisst; ja Rüppell geht so weit, die Existenz des Máreb als Fluss gänzlich in Abrede zu stellen[15], und wendet diesen Namen, welchen er Maleb schreibt, auf das so eben erwähnte wüste Land an. Diess kann aber nur aus irgend einem Missverständniss entsprungen sein; denn nichts ist gewisser, als dass der Máreb ein Fluss ist, — „breit, tief und klar,"[16] über den ich selbst, wie alle anderen Reisenden, die den Weg zwischen A'dowa und Seráwe passirten (was bei Rüppell nicht der Fall ist), gekommen bin.[17] Dass dieser Fluss indessen in der trocknen Jahreszeit ein stehendes Wasser werden könne, kann nicht geleügnet werden;[18] und es mag sich sogar ereignen, dass in der Höhe jener Jahreszeit er in seinem Unterlauf ganz ausgetrocknet ist. Dennoch finden seine Wasser während der Regenzeit sehr wahrscheinlich ihren Weg nach dem Tákkazie.[19]

Schon zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts gaben die portugiesischen Missionaire in Abessinien den Máreb in allgemein gehaltener Weise an, indem sie seinen Ursprung in die Nähe von Dobárwa, in Hámasien, der nordöstlichsten Provinz des Königsreichs Tígre, setzten und auf ihren Karten die merkwürdige Eigenthümlichkeit deütlich zeigten, die er, wie mehrere andere Flüsse des abessinischen Tafellandes besitzt, die nämlich, während seines Laufs auf sich selbst zurück zu kommen und demnach eine Art Spiral-Linie zu bilden.[20] In den neüeren Karten ist der obere Theil des Máreb nach und nach aus seiner wahren Lage verschoben worden, bis man zuletzt sogar seine ganze Existenz bestritten hat. Allein in der Karte von Combes und Tamisier[21] ist der Máreb, obwol er nicht ganz genau niedergelegt ist, zu seiner Wichtigkeit als ein Fluss wieder hergestellt, und die allgemeine Genauigkeit der von den

frühesten Portugiesen herrührenden Zeichnung seines Oberlaufs festgestellt worden.

Die Karten lassen, wahrscheinlich auf Bruce's Autorität gestützt, den Máreb auf seiner rechten Seite den Lidda aufnehmen, einen Fluss, der seine Quelle ganz in der Nähe des Ursprungs seines Hauptflusses hat, obwol sein Lauf bedeütend gegen Norden von diesem liegt.[22] Es kann indessen sein, dass der Lidda nur der Oberlauf des Sitit oder Khór el Gasch ist. Auf dem linken Ufer des Máreb vereinigt sich mit demselben der Angúya, dessen Ursprung nicht weit von A'degrat, der Hauptstadt von Agámie liegt. Rüppell hat ihm irrthümlicher Weise die Ehre beigelegt, der Ober lauf des vorhergenannten Flusses zu sein.[23]

Da Tígre derjenige Theil von Abessinien ist, welcher am haüfigsten von Eüropäern besucht worden, so sollte man meinen, seine Flüsse seien wohl bekannt und ihrem Laufe nach genau bestimmt. Allein das ist keines Weges der Fall! Selbst den Hássam (nicht Assa, auch nicht Assam), den kleinen Fluss, welcher bei A'dowa vorbeifliesst, einem Orte, der von jedem Reisenden in Tígre besucht worden ist, und wo viele derselben Jahre lang gewohnt haben, betrachtete man als einen Zufluss des Máreb — (so ist er auf den Karten von Bruce, Salt und andern niedergelegt), — bis Rüppell zuerst nachwies, dass er in der Wirklichkeit nach Südwesten zum Tákkazie fliesst.[24]

Dieser Zustand der Dinge steht jedoch auf dem Punkte, seine Endschaft zu erreichen. Die militairische Aufnahme, welche auf Befehl der französischen Regierung durch Galinier und Ferret von dem ganzen nördlichen Theile Abessiniens unlängst ausgeführt worden ist, und die gleichartigen Aufnahmen, die unter denselben Auspicien durch Lefebvre und seine Genossen unternommen worden, werden, wenn ihre Resultate erschienen sein werden, (was binnen Kurzem zu erwarten steht) alle Zweifel über diesen Gegenstand, wie über so viele andere Punkte, die mit der Topographie des Landes in Verbindung stehen, vollständig beseitigen und überhaupt eine Leüchtfackel über Abessinien anzünden!

Den Máreb verlassend, haben wir jetzt das rechte Ufer des Tákkazie aufwärts zu verfolgen. Mit diesem Flusse vereinigen sich mehre kleinere Ströme, welche ihm das Wasser aus dem nordöstlichen Abessinien zuführen, und darunter ist vorzugsweise der Gebáa (der Gibba von Salt) zu nennen, der den District Sohárte von Témbien trennt, und der Arekwa, welcher zwischen Témbien und Abargále in den Takkazie fällt.

Etwas südlich von der Mündung des Arekwa spaltet sich der Takkazie in zwei Arme. Von diesen wird der östliche Zelári (Tselári) genannt, während der westliche den Namen des Hauptstroms beibehält, obwol an Grösse und Wassermenge, welche er dem gemeinsamen Rinnsale zuführt, der erstere dem letzteren zum mindesten gleich ist,[25] und er, Bruce zufolge,[26] den Hauptzweig bildet.

Ein neüerer französischer Reisender, Namens Even, folgte auf seiner Reise durch Lásta nach Shoa dem Laufe des Zelári von der Nähe seiner Mündung in den Tákkazie bis zu seiner Quelle, und in der, über seine Reiseroute unlängst publicirten Karte[27] ist der Name des zuletzt genannten Flusses dem zuerst genannten beigelegt worden. Ich bin geneigt, diess als einen Irrthum anzusehen. So weit meine eigene Kenntniss reicht, — und ich bin über *beide* Flüsse gekommen, — heisst der westliche oder linke Arm Tákkazie und der rechte oder östliche Zelári. Auch Krapf erwähnt, dass er über den Terári (wie der Name haüfig ausgesprochen wird) nicht weit vom See A'shangi gekommen sei;[28] allein er macht nicht die geringste Anspielung darauf, dass der Tákkazie in der Richtung fliesse. Der Zelári entspringt, nach Bruce's Angabe[29] in A'ngot, in der Nähe eines Orts, Namens Suámi Midre, dicht bei dem Dorfe Gurri, wo er, wie der Reisende sagt, aus drei Brunnen oder Quellen, wie der Abäï entspringt. Er nimmt einen grossen Theil der Wasser von Wáag, bis nach Wóffla hin, in sich auf. Sein Hauptzufluss auf der rechten Seite ist der Zámra, welcher in Wódscherat entspringt und die Wasser der südlichen Gegenden von Endáta mit sich vereinigt.[30] Von dem letzteren Flusse ist der Záua (Tsáua), den Krapf kreüzte,[31] ein Zufluss. Südlich vom Zámra verstärkt sich der Zelári mit dem Sássela, der aus Wóffla kommt,[32] und

mit dem Séhmsheho und Gébia, zwei Flüssen, von denen Krapf sagt, dass er über sie gekommen sei.[33] Von den Zuflüssen des Zelári auf seinem linken Ufer bin ich nur mit dem Káha bekannt, einem kleinen Strome, welcher östlich von Sókola, dem Hauptorte von Wáag, fliesst und vom Tschúa, der weiter von Osten herkommt, verstärkt wird; sodann mit dem Shagálu, einem „Torrent," welcher viel weiter gegen Norden in den Zelári fällt, und längs dessen trocknen Bettes ich im Monat April 1843 auf meinem Wege von Wáag nach Bóra reiste; endlich mit dem Mai Lómi, dessen oberen Theil ich besuchte, bevor ich den Shagálu erreichte, und der etwas weiter abwärts gegen Nordwesten hin in den Hauptfluss fällt.

Das Hochland Lásta, von dem der Berg Biála das nördliche Ende bildet, theilt die Quellflüsse des Zelári von denen des oberen Tákkazie.[34] Steigt man an dem rechten Ufer des letzteren, von seinem Zusammenflusse an, aufwärts, so treffen wir den Tella, den A'rri und Mérri, die alle am westlichen Abhange des Berges Biála entspringen. Die Quelle des Tákkazie selbst liegt in dem Königreiche Lásta, und in der Nachbarschaft von Lalíbala, einem der berühmtesten Orte in ganz Abessinien und bemerkenswerth wegen seiner Kirchen, die sämmtlich aus dem anstehenden Felsen ausgehauen sind. Von diesen Kirchen hat P. Francisco Alvarez, der diesen Ort im Jahre 1520 besuchte, eine ausführliche Beschreibung mit dem Grundrisse gegeben.[35] In Biégamider hörte ich, dass kurz bevor ich durch diese Provinz kam, Antoine d'Abbadie Lalíbala besuchte; allein ich bin seit meiner Rückkehr nach Europa nicht im Stande gewesen, irgend eine Nachricht über diese Thatsache zu finden. Sollte das, was mir mitgetheilt wurde, wahr sein, so wird es jener Reisende ohne Zweifel in seiner Gewalt gehabt haben, die Quelle des Tákkazie und die Richtung seines Verlaufs ihrer geographischen Lage nach genau zu bestimmen und so die Verschiedenheit aufzuklären, welche zwischen meiner Beschreibung, die sich auf einheimische Quellen stützt,[36] und der von Salt gegebenen, welche auf die Autorität von Pearce gegründet ist,[37] obwaltet.

Schreiten wir auf das linke Ufer des Tákkazie über und folgen seinem Laufe abwärts, so wollen wir uns nicht bei den zahlreichen

kleinen Bergströmen aufhalten, welche von Biégamider und den angränzenden Bezirken herabkommen, um sich mit ihm zu vereinigen, sondern sofort nach dem Béllegas oder Schoáda gehen.

Dieser Fluss entspringt in den Hochgebirgen von Námien[38] und ergiesst sich nach einem gegen S. und O. gerichteten Spirallaufe — in einer Richtung, welche der der meisten andern Flüsse Abessinien's, welche rund nach S. und W. fliessen, entgegengesetzt ist, — in den Tákkazie, etwas südlich von dessen Zusammenfluss mit dem Zelári. Weiter abwärts fallen der Angrab und der Gwangere in den Tákazzie. Es sind ziemlich ansehnliche Flüsse, welche in der Provinz Démbea, in der Nähe des Zána (Tsána) Sees, entspringen. Diese Flüsse, deren Quellbäche von Bruce auf seinem Wege von Góndar nach Sennár gekreüzt wurden,[39] vereinigen sich mit dem Tákazzie in den niedrigen Sumpf- und Walddistricten von Waldábba und Walkáit, gegenüber, wie es scheint, dem Zusammenfluss des Máreb mit demselben Flusse.

Unterhalb des Máreb sind wir mit weiter keinem Zuflusse des Tákkazzie oder Atbárah auf seinem linken Ufer bekannt; daher wir diesen Fluss verlassen und zum rechten Ufer des Nils zurückkehren.

Mehr als 160 Meilen von der Mündung des Atbarah aufwärts, steigen wir den Hauptstrom hinan, ohne etwas zu finden, was einer besondern Erwähnung werth wäre, bis wir in 15° 37′ nördlicher Breite, in geringer Entfernung südlich von der Stadt Halfáyah, den Zusammenfluss des Bahr el Abyad und des Bahr el Azrek, — des Weissen und des Blauen Stromes, treffen.

Ohne bei einer Vergleichung der beiden Flüsse zu verweilen, was einem spätern Theile dieser Untersuchung vorbehalten bleiben muss, — verfolgen wir das rechte Ufer des *Bahr el Azrek* aufwärts.

Hier finden wir zunächst den Ra'ad (Rahad),[40] und dann den Dender, zwei Flüsse, welche ihren Ursprung in dem Hochlande westlich vom Démbea-See haben, und beide von SO. nach NW. fliessen in einem Lauf, welcher nahe zu mit dem des Blauen Stromes selbst parallel ist.[41] Die Quelle des Ra'ad ist nicht weit von Schélga (Tschélga, Chélga). Er fliesst zwischen Kwára und

Sennár und bildet die Gränze zwischen Abessinien und Nubien. In dem zuletzt genannten Lande ist er unter dem Namen Shimfah bekannt.[42] An seiner Vereinigung mit dem Bahr el Azrek ist der Ra'ad 150 bis 200 Schritt breit, aber sein Bett hat volles Wasser nur während der Regenzeit; in den anderen Jahreszeiten ist es an verschiedenen Stellen seines Laufs fast ganz trocken.[43]

Die Lage der Quelle des Dender ist nicht genau bekannt; sein Lauf soll länger als der des Ra'ad sein.[44] Im März des Jahres 1841 kam ich bei der Quelle eines kleinen Flusses, Namens Guder, vorbei, die am Berge Barf, in A'gaumider, unter 11° 5' nördlicher Breite und 36°, 40' östlicher Länge,[45] und in geringer Entfernung westlich vom Ursprunge des Abáï liegt. Ich hörte, dass dieser Bergfluss (Gúder) in den A'sher falle, und dieser sich mit dem Bahr el Azrek, weit gegen Norden, vereinige.[46] Ich halte diesen A'sher für einerlei mit dem Dender, zum mindesten für einen seiner Hauptzuflüsse; so dass von der Quelle des Gúder bis zur Vereinigung des Dender mit dem Bahr el Azrek der Dender einen Lauf von mindestens 250 Meilen Länge hat. Als Bruce diesen Fluss zu Ende des Monats April, d. i. fast am Schluss der trocknen Jahreszeit, kreüzte, stand sein Wasser in Pfützen; allein nach dem Abstand seiner Ufer (Cailliaud sagt, er betrage ungefähr 200 Schritt) und der grossen Tiefe seines Bettes — das überall aus weissem Sand besteht, — darf man vermuthen, dass er in der Regenzeit wol eben so wasserreich sein werde, als der Bahr el Azrek selbst.[47] Es ist wichtig, die dem Dender also zugeschriebene Länge und Grösse im Gedächtniss zu behalten, weil sie wesentliche Züge bei Betrachtung von Caillaud's Fluss Hessénn bilden, auf den wir weiter unten zurückkommen.

Jenseit des Dender und in beträchtlicher Entfernung gegen Mittag treffen wir zunächst den Sodahab, von dem Cailliaud sagt, dass er sich eine Tagereise nördlich von Famaka ergiesse, einem Orte auf dem rechten Ufer des Bahr el Azrek, Fázokl gegenüber;[48] und dann den Gana,[49] einen halben Tagemarsch weiter aufwärts. Beide, der Sodahab und der Gana, werden Torrente genannt, d. i. Bergströme, welche in der trocknen Jahreszeit versiegen. Urtheilt

man nach der Lage des Bolássa und Dúrra, zwei Flüsse von A'gaumider, welche sich im Lande der Schánkalas, oder Neger, unterhalb Tschughái', mit dem Bahr el Azrek vereinigen,[50] so kann man gewiss sein, Cailliaud's zwei Torrente für den Unterlauf dieser Flüsse zu halten,[51] die, da ihre Quellen in einem nicht hohen Lande liegen, und ihr Lauf eine Länge von nur höchstens 90 Meilen hat, — denn die Quellflüsse des Dender verhindern es, dass sie östlicher, als der Meridian von 36° 30′ O. Länge entspringen können, — nicht hinreichend genug Wasser haben, um das ganze Jahr hindurch fliessen zu können.

Oberhalb dieser zwei Torrente setzt Cailliaud, nach Hörensagen, einen Fluss, Namens Hessénn, der aus SO. fliesst und sich mit dem Bahr el Azrek nicht weit von der Mündung des Jabús (Yabús) aber auf dem entgegengesetzten Ufer, vereinigt,[52] d. i. in ungefähr 10°, 40′ nördlicher Breite, wie es auf des Reisenden Karte angegeben ist. Der Hessénn „soll eben so gross, als der Dender sein."[53] Hierbei entsteht die Frage, wo ein Fluss von so bedeütender Grösse seine Quelle und seinen Lauf haben könne?

Erwägen wir die Lage des Berges Giesh, in 10° 58′ nördlicher Breite und 36° 50′ östlicher Länge, auf dessen einer Seite der Abái' gegen Norden, und auf der andern der Fátsam gegen Süden herabströmt, — die Quellen einiger Ursprungsbäche dieser beiden Flüsse liegen dicht bei einander,[54] — so ist die Unmöglichkeit leicht einzusehen, dass irgend ein Fluss, welcher aus SO. fliesst und sich ungefähr in 11° nördlicher Breite mit dem Bahr el Azrek vereinigt, einen Lauf von 100 Meilen Länge haben könne, noch weniger eine Länge von 250 Meilen, so viel nämlich der Lauf des Dender beträgt. Und wenn wir ferner die Lage des Zingini betrachten, dessen Quelle in der Nähe der Quelle des Gúder (nämlich des Oberlaufs des Dender) liegt, und mit dessen ganzem Lauf ich überdem durch eigene Beobachtung genau bekannt bin,[55] so werden wir wahrnehmen, dass diese Länge von 100 Meilen in der That beträchtlich ermässigt werden muss. Wo finden wir daher eine Stelle für den Hessénn des französischen Reisenden, — einen Fluss „so gross, als der Dender?"

Um eine Antwort auf diese Frage geben zu können, müssen wir zunächst eine andere Frage erörtern, nämlich: — Ob der Abaï — der „Nil" der Portugiesen und von Bruce, — in Wahrheit der Oberlauf des Bahr el Azrek sei; oder ob seine Quellen nicht der Ehre zu entkleiden sein mögten, als Quellen des Blauen Stroms betrachtet zu werden, auf dieselbe Weise, wie sie schon die Ehre eingebüsst haben, die Quellen des wahren, echten Nils zu sein?

Zur Entscheidung dieser Frage ist es nothwendig, Das fest zu halten, was uns Wahres über den Lauf des Bahr el Azrek oberhalb 11° 14′ nördlicher Breite bekannt ist, d. h. bis dahin, wo der Túmat von Westen her mündet,[56] also an einem Punkte, wo, oder wenigstens in seiner Nähe, die persönliche Beobachtung europäischer Reisenden aufhört.

Erstlich sagt Cailliaud,[57] er habe aus wiederholten Fragen bei den Eingebornen in Erfahrung gebracht, dass der *Blaue Strom von weit höher herabkomme, als aus Abessinien*, und er sich auf einer Entfernung von 30 Tagereisen rund um einen Berg, Namens Dschebel Mehet, herumschlängele. Er bemerkt, dass „es schwer sei, irgend eine vernünftige Schlussfolgerung aus einer so unbestimmten und wahrscheinlich grundlosen Nachricht zu ziehen;"[58] daher er denn auch bei dem Entwurf seiner Karte von dieser Nachricht ganz abgesehen und dem Bahr el Azrek den Lauf gegeben hat, welchen man ihm gewöhnlich beilegt; obwol durch dieses Verfahren der Hessénn — ein Fluss „so gross, als der Dender" — zu einem unbedeutenden Torrent herabsinkt.

Zweitens erfuhr Inglish, der zu derselben Zeit in Sennár war, als Cailliaud, nicht allein von den Landes-Eingebornen,[59] sondern auch von den Karavanen-Handelsleuten, dass die Quelle des Adit (so nennen die Einwohner von Sennár den Fluss, der bei ihrer Stadt vorbeifliesst) im Gibel el Gumara[60] (d. i. die grosse Gebirgskette, welche „Gebirge des Mondes" genannt wird) liege, ungefähr sechzig Tagereisen zu Kameel von Sennár, in einer Richtung, die beinahe südlich ist. Er nimmt, in verschiedenen Entfernungen von Sennár, mehrere kleinere Flüsse auf, welche aus Abessinien und von den Gebirgen südlich von Sennár herabströmen." Nach Erwägung

aller Umstände, ist Inglish „geneigt, zu glauben, dass *der Hauptstrom des Adit, oder des Nils von Bruce, nicht in Abessinien seinen Ursprung habe*, vielmehr in den Gebirgen, welche die Einwohner von Sennaar als seine Quellgegend angeben." Denn, sagt er, „betrachtet man die Wassermenge, welche bei Sennaar, selbst gegenwärtig — (zwischen dem 7 und 14 des Shawál = 7 und 14 Juli des Jahres 1821) — vorbeifliesst, wo der Fluss noch nicht zwei Drittheile seines gewöhnlichen Wasserstandes in der Regenzeit erreicht hat: so kann ich unmöglich glauben, dass die Hauptquelle eines solchen Flusses nur ungefähr 300 Meilen (= 75 deütsche Meilen) von Sennaar entfernt sein solle."[61]

Das Zeugniss eines neüeren Reisenden, Russegger, ist gar von grösserem Gewicht, als das der zwei vorhergenannten Autoritäten, weil er das Ergebniss seiner Beobachtung giebt, denn er ist den Bahr el Azrek und seinen Zufluss Túmat weiter gegen Süden hinauf gestiegen, als diese, und überdem östlich in der Richtung nach dem Yabús gegangen, was diese nicht gethan haben. Die aüsserste mittägliche Gränze von Russegger's Reise war der Lagerplatz am Pulkhidía, zwischen dem Túmat und Yabús, in 10° 16′ 17″ nördlicher Breite.[62] Bevor er diesen Platz verliess, bestieg Russegger den, etwas westlich von da belegenen Gipfel des Berges Gewésh, um das umliegende Land zu überschauen.

„Von hier," sagt er, „hatten wir eine prachtvolle Aussicht... Gegen Morgen erblickten wir einige sehr hohe Berge im Galla-Lande, die am Jabús und dem Bahr el Azrek belegen sind. Von diesen zeichneten sich der Belfudi, der Beshori und der Belamili, drei Berge, welche in einer südöstlichen Richtung *am rechten Ufer des Bahr el Azrek* liegen, durch ihre hohe und ausserordentliche Grösse ganz besonders aus. Am Gesichtskreise stiegen Bergspitzen über Bergspitzen empor, und es schien, dass in dieser Richtung eine zusammenhängende Gebirgskette von bedeutender Ausdehnung und Grösse streiche."[63]

Diese Angaben sind zu bestimmt, um ein Missverständniss zuzulassen; und da demgemäss das rechte oder *östliche* Ufer des

Bahr el Azrek von diesen Gebirgen eingeschlossen ist, so ist der südliche Lauf des Flusses unbedingt bestimmt bis zur nördlichen Breite von 9° 35′; wie er denn auch in Russegger's Karte vom Ost-Sudan, die seine Reisebeschreibung begleitet, dargestellt worden ist.

Nachdem der Lauf des Bahr el Azrek so weit gegen Süden verfolgt ist, haben wir zunächst zu fragen, wie seine Lage und sein Lauf höher aufwärts sei. Ueber diesen Punkt spricht Russegger seine Meinung dahin aus, dass — „die Identität des Abáï von Abessinien mit dem Bahr el Azrek nicht in Frage gestellt werden könne;"[64] weil der Lauf seines oberen Stroms zwischen Gódscham und Schoa „*südwärts bis zum neünten Parallel nördlicher Breite* unzweifelhaft festgestellt sei."[65] Und er geht noch weiter, um zu sagen, dass Bruce's Lage der südlichen Kurve des Abáï, in ungefähr 10° nördlicher Breite, „entschieden irrig ist; weil diese Kurve, *den Berichten der neücsten Reisenden in Schoa* und seinen (Russegger's) eigenen Beobachtungen zufolge, viel weiter gegen Süden liegt."[66]

In dieser Bemerkung über die Lage der südlichen Kurve des Abáï stimmt Russegger mit McQueen überein, welcher in seinem „Geographischen Memoir," welches den „Journalen der Missionaire Isenberg und Krapf als Einleitung vorangeschickt ist, behauptet, dass der Nil (Abáï) etwas, ungefähr 20 Meilen, weiter gegen Süden geht, als er bisher niedergelegt worden ist;[67] in Gemässheit dessen er die Kurve des Flusses südlich bis zum Parallel von 9° 30′ nördlicher Breite herabbringt.[68] Kein „Reisender in Schoa," ausser mir, hat indessen Gelegenheit gehabt, über die Ausdehnung südlich von der Kurve des Abáï durch persönliche Beobachtung sich Gewissheit zu verschaffen, und da ihre geographische Breite an verschiedenen Punkten von mir astronomisch bestimmt worden ist, so kann ich, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, behaupten, dass die äusserste Südgränze dieser Kurve an der Furth von Mélka-Kúki, in Líban, etwa 37° 30′ östlicher Länge, nicht mehr, als 9° 52′ nördlicher Breite beträgt; während an der Furth von Mélka-A'bro, in Shinasha, in ungefähr 36° 25′ östlicher Länge, der Lauf des Flusses nördlich bis zum 10° 17′ nördlicher Breite hin-

aufgeht, indem seine Richtung an dem zuletzt genannten Punkte ungefähr West-*Nord*-West ist. Nun aber *ist es für einen Fluss in dieser Lage und mit diesem Laufe physisch unmöglich, dass er der obere Lauf der Bahr el Azrek sein könne, welcher von Russegger südwärts bis* 9° 35' *nördlicher Breite verfolgt worden ist, und von dem man dort fand, dass er noch weiter aus der südlichen Weltgegend herabkomme.*[69] Folglich irrt sich dieser Reisende in seiner Identificirung des Abâï mit dem Oberlauf des Bahr el Azrek oder Blauen Stroms, wie er von ihm niedergelegt worden ist; und Caillaud und Inglish hatten richtige Unterlagen für ihre Angabe, dass der zuletzt genannte Fluss im Galla-Lande, südlich von Abessinien, entspringe.

Es wird weiter unten gezeigt werden, dass er der Dedhésa ist, welcher den directen Strom des Bahr el Azrek bildet; für jetzt aber müssen wir, dem, bei diesem Versuche angenommenen System der Untersuchung zufolge, bei dem Abâï stehen bleiben.

Nach alle Dem, was bereits gesagt worden, können wir zu keinem anderen Schlusse kommen, als dass dieser Fluss bloss ein *tributpflichtiger* des Bahr el Azrek ist. Und so lässt sich eben auch leicht einsehen, dass, wenn Cailliaud's eingeborne Berichterstatter in Sennár ihm den Hessénn als einen Fluss „so gross, wie der Dender“ schilderten, der von Südosten her sich mit dem Bahr el Azrek vereinige, sie nichts anderes im Sinne hatten, als den Abâï.

Zur ferneren Bestätigung dieser Schlussfolge finden wir in Russegger's Karte eine punktirte Linie, welche augenscheinlich eingetragen ist, um den Lauf eines bedeutenden Wassers, das auf dem rechten Ufer des Bahr el Azrek, ungefähr unterm 10.° nördlicher Breite, in diesen fällt, anzudeuten; und wird die Linie des Abâï, so weit sie von mir selbst bestimmt ist, von meinem äussersten Puncte bei Mélka-A'bro, in Shínasha, in ungefähr westnordwestlicher Richtung fortgesetzt, so trifft sie den Bahr el Azrek genau an der Stelle, welche auf Russegger's Karte als Vereinigungspunkt mit einem Zuflusse angegeben ist.

Sehen wir es denn als eine ausgemachte Sache an, dass der Abâï nicht der unmittelbare Oberlauf des Bahr el Azrek, sondern

ein Zufluss dieses Stromes und identisch ist mit dem Hessénn von Cailliaud, so ist es unsere nächste Aufgabe, sein rechtes Ufer aufwärts zu verfolgen.

Der Spiral-Lauf des Abäï rund um die Halbinsel Gódscham ist zu gut bekannt, als dass es mehr, als einer Anspielung darauf bedürfen sollte. Rings in dieser Kurve wird der Fluss von zahlreichen Bergströmen verstärkt, die sämmtlich der Gebirgskette entquellen, welche das Herz der Halbinsel bildet, und der, in Ermangelung irgend eines generischen einheimischen Namens, die Benennung Tálba-Wáha[70] beigelegt werden kann, nach dem Namen des höchsten und am besten bekannten Theils der ganzen Kette.[71] Es ist nicht nöthig, hier diese tributpflichtigen Bergströme namhaft zu machen, da sie sämmtlich auf der Karte angegeben sind, welche ich im XIVten Bande des Journals der Königlichen Geographischen Gesellschaft mitgetheilt habe.[72]

Auch gehört es nicht in den Kreis der gegenwärtigen Untersuchung, eine Beschreibung von der Quelle des Abäï zu geben, einer Stelle, die durch Bruce so berühmt geworden ist. Doch würde es, da ich darauf zu sprechen komme, meiner Seits nicht billig sein, die Beschreibung mit Stillschweigen zu übergehen, welche P. Peter Paez, der diese Quelle im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts besuchte,[73] davon gegeben hat, und der ich das Zeügniss der grössten Ausführlichkeit und Genauigkeit geben muss. Das Streben unseres Landsmannes Bruce,[74] den Pater Paez des Verdienstes zu berauben, der erste gewesen zu sein, welcher die Quelle des Abäï oder supponirten *Nils* entdeckte und beschrieb, bleibt für immer ein dunkler Flecken in dem Ruhme, auf den er hinreichende und gerechte Ansprüche machen konnte, ohne sich erst Das anzueignen, was einem Andern gehörte[75]. Es ist nicht meine Absicht, hier auf Einzelheiten dieses unerfreülichen Gegenstandes einzugehen, besonders, weil ich es für meine Pflicht erachte, — als der erste Reisende, welcher durch eigene Beobachtung die Mittel besitzt, den relativen Werth der Angaben Bruce's und deren von Paez vollständig zu beurtheilen, — dieses Resultat meiner

Forschungen in einer Denkschrift niederzulegen, welche ich im Begriff stehe, der geographischen Gesellschaft zu Paris mitzutheilen.[76]

Indem wir die Quelle des Abáï verlassen und sein linkes Ufer abwärts verfolgen, kommen wir zum See Zána, der auch See von Démbea genannt wird, durch dessen südliches Ende der Fluss so strömt, dass er im Wasser des See's deütlich zu erkennen ist. Ungefähr 15 Meilen weiter abwärts erreichen wir den A'lata, einen kleinen Bergstrom, und unbedeütend an sich selbst, aber bemerkenswerth wegen seiner Nähe an dem Katarakt von Tís Esát, oder „Rauch von Feüer,"[77] welchen wir Eüropäer, dem Beispiele des P. Hieronymus Lobo[78] folgend, den „Katarakt von A'lata" genannt haben.

Der erste Fluss von Bedeütung, welcher von der linken Seite her in den Abáï fällt, ist der Báshilo, der Recipient aller Gewässer der Provinz Amhára, und als solcher uns aus den Schriften und Karten der Portugiesen bekannt. Seine Quelle liegt am nördlichen Fuss des Berges Sagarat,[79] an der aüssersten Ost-Kante des Tafellandes, und nicht weit von den Quellen des Bárkona und Milli, zweier Zuflüsse des Hawásh.[80] Dann folgt der Wálaka (oder Schónkora?), ein kleinerer Fluss, welcher den District dieses Namens bewässert, der gegenwärtig von den Unterstämmen der Túloma Gallas bewohnt wird, und weiter südlich der Dschámma (Djámma), einer der grössten Zuflüsse des Abáï, welcher durch ihn die Gewässer von ganz Shoa, Márrabiete, Mans und Tégulet, bis zum westlichen Abhang der Gebirge von I'fat (oder E'fat) empfängt. Dieser Fluss wurde uns, wie der Báshilo, zuerst durch die Portugiesen bekannt. Aus dem Itinerar von Combes und Tamisier,[81] — welches in der, ihrer Reisebeschreibung beiliegenden Karte sehr ungenau eingetragen ist, — und aus dem Reisewege von Krapf,[82] welcher kaum weniger genau in der Karte dargestellt ist, die seinen „Journalen" zur Erlaüterung dienen soll, — lernen wir die zahlreichen Bergströme kennen, aus deren Vereinigung der Hauptfluss Dschámma entsteht, den ich selbst in dem grössten Theile seines Laufs verfolgt habe.[83] Von jenen Tributpflichtigen ist der vorzüglichste der Wántschit (Wánchit) — der Anacheta der Portugiesen

welcher, wie Dschámma selbst, von Alvarez im Jahre 1520 auf seinem Wege nach Shoa gekreüzt wurde.[84]

Wiederum südlich vom Dschámma treffen wir den Múger, oder Mógur, der in den hohen Gebirgen von Salála entspringt, auf deren entgegengesetztem Abhange mehrere Quellen des Hawásh liegen. Im unteren Theile seines Laufs bildet der Múger die Gränze zwischen den Túloma- und den Küttaï-Gallas.[85] Wo er in den Abáï fällt, hat der letztere Fluss seinen südlichen Lauf bereits verlassen und eine westliche Richtung längs der Mittags-Seite der Halbinsel von Gódscham angenommen, indem er diese von dem Tafellande trennt, welches gegenwärtig von Galla-Stämmen bewohnt ist, das aber ehedem, wie aus den Karten der Portugiesen erhellet, das Land der Gáfats, von Dámot und Bizámo war. Aber in Folge des Einfalls der Gallas und ihrer Besitzergreifung aller auf der Südseite des Abáï belegenen Gegenden, wurden die Einwohner von Gáfat und Dámot über den Fluss nach Gódscham verdrängt, wo sie sich niedergelassen und ihre Namen und Sprachen fortgepflanzt haben.[86]

Von den verschiedenen Bergströmen, welche in den Abáï längs des südlichen Theils seines Laufs auf der Mittagsseite von Gódscham münden, wird es genügen, zu erwähnen: — den Gúber, welcher die Gränze zwischen den Gallas von Kúttaï und Líban in O., und denen von Gúderu im W. bildet; den Fintscháwa, oder Agúl, zwischen Gúderu und Hórro; und — den Dibúk und Aléltu im Lande A'muru.[87]

D'Abbadie nennt ferner noch den Walmál (Ouelmâl) von Límmu als einen Nebenfluss des Abáï[88], der, mit Rücksicht auf einen gewissen Fluss Habáhia, welcher seit den jüngsten Jahren eine Stelle auf unseren Karten gefunden hat, einige besondere Bemerkungen hervorruft. Die erste Erwähnung des Habáhia findet sich in Jomard's höchst interressanter „Notice sur les Gallas de Limmou," die in dem Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris abgedruckt ist.[89] Jomard entwarf diese Denkschrift nach Aussagen eines Galla-Knaben, Namens Wáre (Ouaré), der zu Sóbiche in Límmu seine Heimath hat. Wáre gab ausdrücklich an, dass sein Vaterland Límmu an den Ufern eines grossen Flusses liege, dass dieser Fluss Habáhia heisse, und unter seinen Nebenflüssen den

Walmá (Wouelma), oder — wie er auf der zur Denkschrift gehörigen Karte geschrieben steht, Ouelmâl, d. i.: Walmál, habe. In Erwägung der grossen Strecke, welche der junge Galla von Sóbiche aus bis zur Abáï-Furth (Mélka-Fúri) zwischen Gúderu und Báso zurückgelegt haben soll; in fernerer Erwägung der vielen Bezirke, welche zu beiden Seiten dieses Weges aufgezählt werden; sodann in Betracht der ausdrücklichen Behauptung Wáre's, dass der *Habáhia von Mitternacht nach Mittag fliesse;* endlich mit Rücksicht verschiedener anderer Einzelheiten, welche er Jomard lieferte, war letzterer ohne Zweifel in vollem Rechte, den Habáhia nicht bloss als verschieden vom abessinischen Abáï, sondern auch als einen Fluss zu betrachten, welcher zu einem verschiedenen hydrographischen System gehört, in der That als Quellfluss eines der Ströme, die sich in's Indische Meer ergiessen.

Es dauerte nicht lange, dass diese Hypothese von anderen geographischen Schriftstellern angenommen wurde. Der erste von diesen war McQueen, der in seinem „Geographical Survey of Africa"[90] in ein grosses Detail von Argumenten eingeht, welche beweisen sollen, dass Wáre's Landschaft Límmu über einen Grad südlicher angesetzt werden müsse, als es von Jomard geschehen ist, und überdem noch fast zwei Grad westlicher. Natürlicher Weise musste die Lage des Habáhia der des Landes Límmu folgen; und demgemäss ist der Ursprung des Flusses in der Karte, die zu McQueens Werk gehört, in etwa 7° 10′ nördlicher Breite und 32° 30′ östlicher Länge eingetragen, und als Oberlauf des Kilimaney[91] angenommen worden, der auf derselben Karte ungefähr unter 3° südlicher Breite in's Indische Meer sich ergiesst.[92]

Diese Ansicht vom Laufe des Habáhia ist, mit geringen Abweichungen, auch vom Lieutenant Zimmermann und von Ritter angenommen worden; von denen ersterer in seiner, des letzteren „Blick in das Nil-Quellland" angehängten Karte den Habáhia zu einem der Quell-Flüsse des Goschop, d. i.: des Gódscheb, macht, eines Flusses, welcher unter dem Namen Gotschob (Gochob) und als supponirter Oberlauf des Dschubb (Jubb) oder Gowín (d. i.: des

Wábbi-Giwéyna) neüerlichst eine so lebhafte Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.[93]

Der Habáhia hat indessen seitdem eine andere Lage bekommen. Nach Russegger's Aüsserung[94] hat Berghaus diesen Fluss zum Oberlauf des Bahr el Abyad, oder wahren Nils, gemacht,[95] eine Ansicht, welche von Russegger selbst, und demnächst auch von McQueen in seinen neüeren Karten zu Harris' „Highlands of Aethiopia" und zu „Blackwood's Magazine", Juni Heft 1844, angenommen worden ist.

In der ersten dieser zwei Karten haben Límmu und Sóbiche ihre relativen Lagen in Bezug auf den Habáhia behalten, was — in Betracht, dass die betreffenden Nachrichten über den Fluss und die ihm benachbarten Länder nur allein von einem Eingebornen Límmu's herrühren — einzig und allein vernünftig war. Allein in der zweiten Karte ist Sóbiche von dem Habáhia ganz hinweg genommen und auf die Nordseite des Gódscheb gesetzt worden, während Wáre's Vaterland Límmu sich nordwärts bis Enárea erstreckt; und in den begleitenden Erlaüterungen zu dieser letzteren Karte wird gesagt,[96] „dass Enárea und Límmu einerlei seien." Ferner fügt McQueen hinzu: — „Es giebt ein *zweites* Límmu... *in der Nähe von Sibou*, *oder dasselbe mit diesem*, welches, Bruce zufolge, zehn Tagereisen von Enárea's Hauptstadt entfernt ist, und, nach dem französischen geographischen Bulletin (No. 114), nicht weit von Horro und Fazoglo liegt. *Doch das erste Límmu ist das Límmu von Jomard's Galla Oware*, weil er ausdrücklich hervorhebt, dass Sobitche die Hauptstadt sei; dass auf dem Marsche nördlich von da, er über den Wouelmae Fluss gekommen sei, und dass Gingiro, *wohin er gewesen*, zur Rechten oder östlich von seiner ersten Route liege; und endlich, dass der Fluss, welcher bei Sobitche vorgeht, nach Süden fliesse.[97]

Auf diese Behauptungen und Argumente, wie bestimmt sie auch ausgesprochen sein mögen, erwidere ich, dass nichts gewisser ist, als dass Wáre's Vaterland nicht „das erste Límmu", nämlich „dasselbe wie Enárea" ist, sondern das „Límmu, welches *bei Síbu*" und „nicht weit von Horro und Fazoglo" (Fazókl) liegt. Denn der junge Límmu Galla, Amótschi, welchen d'Abbadie mit nach Eüropa

brachte, war unzweifelhaft ein Eingeborner von Enárea, und sein Vaterland war *nicht* das Límmu von Wáre.[98]

Was zweitens Wáre's persönliche Kenntniss von Gingiro betrifft, *weil er daselbst gewesen*, so beschränken sich Jomard's Aüsserungen darauf, dass er sagt: — „Ouarè *a aussi connaissance du Djendjiro* qu'on suppose sous le 7me parallèle et sous le 34e méridien, peut-être trop à l'O. Djendjiro restait à sa droite. *Il est regrettable que Ouarè n'ait pas de plus amples notions de ce pays interessant*, apellé tantôt Djendjiro (ou Gengiro) et tantôt Zendero.[99] *Il passe pour renfermer des mines.*[100]"

Dies Letztere ist augenscheinlich eine Bemerkung, nicht von Wáre, sondern von Jomard, mit Hinblick auf die „mines d'or de Bosham dans le Djendjiro", deren auf der folgenden Seite der Denkschrift näher Erwähnung geschieht. McQueen scheint aber diese Bemerkung so zu nehmen, als rühre sie von Wáre selbst her, und die Worte „il passe pour renfermer des mines", so zu verstehen, als „sei Wáre dahin geschickt worden, um einige Gruben zu sperren"[101] Also genommen ist es nicht ganz unverständlich, wenn McQueen die Meinung hegt, dass Wáre in einem Lande gewesen sei, von dem er, nach Jomard's ausdrücklicher Angabe, nichts weiter kennt, als den Namen, und dass es zur rechten Hand von seinem Reiseweg lag — Angaben, welche Wáre leicht auflesen konnte, und ohne Zweifel auflas von einem Gefährten in der Gefangenschaft, der aus Dschándscharo (Djándjaro) zu Hause war, jenem Lande, welches zu denen gehöret, aus denen die abessinischen Sklavenhändler ihre — Waare entnehmen!

Und damit kein Punkt unbeachtet bleibe, so hab' ich noch hinzuzufügen, dass, um einen Schluss aus den Lagen von Sóbitsche und des Flusses Walmá, oder Walmál zu ziehen, man sich, sofern diese Lagen von denen Límmu's und des Habáhia abhangen, sich nur in einem Kreise bewegt, und kaum selbst dieses, weil McQueen in seiner neüesten Karte die Verbindung zwischen Límmu und dem Habáhia getrennt hat, ein Zusammenhang, der die echte Grundlage für seine ganze Beweisführung ist. Da jedoch d'Abbadie von dem „Ouelmâl *von Límmu*" sagt, dass er ein Nebenfluss des *Abâï* sei,

so spricht dieses Argument gegen, statt für die Lage, welche zu beweisen unternommen wurde.

Die Sache stellt sich in der Wirklichkeit so, dass der Gedanke an die abgesonderte Existenz des Habáhia ganz einfach aus einem Missverständniss entsprungen ist, was leicht bewiesen werden kann. Wáre sagt von seiner Heimath, Límmu, sie liege an den Ufern des Habáhia, in der Nachbarschaft der Districte Wámber, *Sibu* und Léka, und in der Nähe des wüsten Landes A'ndak.[102] Ferner macht es der Umstand, dass in einem seiner Schlachtgesänge Límmu mit Hébhatu (Ebantou) gepaart ist,[103] augenscheinlich, dass diese beiden Districte von Nachbarstämmen bewohnt sind. Nun aber sind in der Denkschrift „über die Länder südlich von Abyssinien", und in der dazu gehörigen Karte,[104] die Lagen von Wámbera, Síbu, Léka, Hándak und Hébantu von mir alle richtig bestimmt und niedergelegt worden, — *der zuletzt genannte District*, *in der That nach Ocular-Beobachtung.*[105] Folglich kann die Lage von Wáre's Heimath Límmu, Límmu-Sóbo genannt,[106] um es von Límmu in Enárea zu unterscheiden, möglicher Weise nicht zweifelhaft sein. Freilich ist in dieser Denkschrift der Habáhia von Wáre für den Abáï genommen worden,[107] — und ich möchte noch immer geneigt sein, bei dieser Ansicht stehen zu bleiben,[108] wenn d'Abbadie nicht ausdrücklich versicherte, dass der „Ouelmâl von Límmu" ein Nebenfluss des *Abáï* sei, indem er hinzufügt, dass dieser Fluss Abbaya (Habáhia) von den Góngas genannt werde,[109] demjenigen Volke, dessen ehemaliges Land gegenwärtig von den Galla-Stämmen A'muru, Hébantu, *Límmu* u. s. w., denen Wáre angehörte, bewohnt wird.

Die einzige Schlussfolgerung, welche aus der vorstehenden Auseinandersetzung gezogen werden kann, ist demnach die, dass — *der Habáhia der Abáï von Abessinien ist*; und Wáre ist in Bezug auf die Richtung seines Laufes im Irrthum gewesen, was bei einem Menschen von so beschränkten Unterrichtsmitteln ganz natürlich erscheinen muss.

Wol könnte es fast scheinen, als wäre ich mit Bezug auf den Habáhia in ein grösseres Detail eingegangen, als nothwendig

gewesen; allein da dieser immaginaire Fluss von so vielen angesehenen Schriftstellern als Quellfluss bald des Gódscheb, bald des Bahr el Abyad angesehen worden ist, so glaub' ich der Geographie einen nicht geringen Dienst erwiesen zu haben, indem ich mich in der vorstehenden Untersuchung bemühte, auf unsern Karten alle Spuren eines Flusses auszulöschen, der in der That gar nicht vorhanden ist.[110]

Bevor wir unsere Nachforschung über die dem Abáï auf seinem linken Ufer zuströmenden Nebenflüsse beschliessen, haben wir noch eines Flusses zu gedenken, der in den Karten der Portugiesen eine wichtige Stellung behauptet. Ich meine den Malég, von dem Tellez anführt, dass der P. Antonio Fernandez auf seiner Reise nach Enárea im Jahre 1613 über ihn gekommen sei.[111] Auf diese kurze Notiz ist unsere Kenntniss vom Malég beschränkt, ausgenommen, dass er in den Karten der Jesuiten noch einen Zufluss auf dem rechten Ufer empfängt, der von einiger Bedeütung zu sein scheint, und Anquer, d. i. Anker genannt wird.[112] Wichtig ist es, darüber Gewissheit zu erlangen, was es denn mit diesem Flusse Malég eigentlich auf sich habe, und in wie fern wir berechtigt sein möchten, ihn in seiner gegenwärtigen Lage auf unsern Karten beizubehalten. Zu diesem Endzweck ist es aber nöthig, den Original-Bericht zu Rathe zu ziehen, welchen Tellez von Fernandez' Reise gegeben hat, eine Beschreibung,[113] die bisher, wie es scheint, auf die seltsamste Weise missverstanden worden ist.

Am 15. April 1613 reiste Fernandez mit seiner Partei von Wambárrema (Ombrama), wo der Vicekönig, Ras Sela Kristos, sein Lager aufgeschlagen hatte, ab. Die Reise ging zwei oder drei Tage lang westwärts durch das Land der Góngas, nach Shínasha (Sinussé) dem Hauptorte dieser Völkerschaft.[114] Hier hielt es etwas schwer, eine Eskorte zu bekommen; und als die Reisenden endlich eine erlangt hatten, wurden sie, statt südlich auf dem kürzesten Wege zum Abáï, drei Tagemärsche weit westlich nach einem Ort, Namens Minà, geführt, wo dieser Fluss nordwärts nach Ägypten fliesst und in einer Linie, die fast genau westlich von seiner Quelle ist.[115] Über den Abáï, der hier breit und schwer zu passiren war, setzte man vermittelst Flösse und Leüte, die, auf Kürbisse gestützt, voran-

und hinterher schwammen. *Am folgenden Tage* betraten sie das Land der „Kafern", welches dem Kaiser von Abessinien unterworfen ist. Mit diesen Kafern sind augenscheinlich die *Neger* gemeint, oder die Schánkalas, welche das Abäï-Thal unterhalb A'gaumider bewohnen,[116] die in demselben Jahre, 1613, erst vom Ras Sela Kristos tributpflichtig gemacht worden waren.[117] *An demselben Tage* geleitete sie der Führer, den sie aus Enárea bekommen hatten, um auf unwegsamen Pfaden („per caminhos desviados") ein Zusammentreffen mit den umherschwärmenden Shánkalas zu vermeiden, durch einen dicken Wald, der sehr schwer zu passiren war; worauf sie, einen steilen Bergabhang hinabsteigend, an den Malég kamen, einen grossen Fluss, *den sie bei Sonnen-Untergang erreichten. Am nächsten Morgen* setzten sie in einer Furth über den Malég, gingen, als sie am anderen Ufer waren, wo sie die Shánkalas nicht mehr zu fürchten hatten, nun in grösster Ruhe weiter, traten *bald* („logo", was man in der That auch für „unmittelbar" lesen kann) *darauf in Enárea ein, und fingen an, einen steilen Berg nach Gónea hinaufzusteigen.* Hier wurden sie von dem obersten Haüptling dieses Königreichs empfangen; und *von hier in sechs Tagen, immer südlich gehend*, erreichten sie das Hoflager des Königs von Enárea, der ein Vasall des Kaisers von Abessinien ist.

Bruce giebt einen Abriss von Tellez' Text, so weit er Fernandez' Reiseweg betrifft, indem er hinzufügt:[118] — „Die Strasse und die Ortschaften, die sie passirt, sind sehr deütlich in meiner Karte niedergelegt und, wie ich glaube, ohne merklichen Fehler; sie ist der einzige Ort, wo der Leser diese Route findet, die, bis jetzt, niemals publicirt worden ist." Nichts desto weniger scheint dieser Reisende den Gegenstand gewaltig missverstanden zu haben; denn er sagt, dass Minà die *„gewöhnliche Passage* nach Bizamo auf dem Wege nach Enárea" sei;[119] wogegen Fernandez anführt, dass er nicht den gewöhnlichen Weg genommen habe, sondern drei Tagemärsche weiter westlich in's Land der Shánkalas geführt worden, und er dann „per caminhos desviados" zu gehen gezwungen gewesen sei. Ferner setzt Bruce in seiner Karte Gónea beinah' 150 Meilen südlich von Minà, und folglich fast *an's Ende* der Reise

nach Enárea. Fernandez' Beschreibung zeigt im Gegentheil, dass es *gerade am Anfang* lag, und dass er von da *südwärts sechs Tage lang* reiste, bevor er das Hoflager erreichte.[120] Der Malég selbst, den Bruce an die Stelle des Anker (Anquer) der Jesuiten-Karte setzt, ist von ihm 50 Meilen weit von Minà angegeben worden; während ihr Malég sein Bahr el Abyad wird, und Shínasha (Sinassé) so von ihm eingetragen worden ist, als wäre es über 60 Meilen von Minà und nur 20 von Wambáremma (Ombrama).

Meine Ansicht von der Sache ist ganz und gar eine andere. Fernandez, als er im Shínasha angelangt war, das im Thale des Abáï und dicht am Flusse liegt, gedachte über ihn zu gehen, weil dies der gerade Weg nach Enárea ist.[122] Allein die Góngas wollten oder konnten vielleicht nicht ihn in dieser Richtung passiren lassen, so dass er weiter — „drei Tagereisen" — *westlich* nach dem Lande der Schánkalas zu gehen hatte. Hier setzte er über den Abáï, gerade oberhalb des Punktes, wo sich, am andern Ufer, der Malég mit ihm vereinigt; und als er, auf diesem andern Ufer, noch immer in dem tiefen Thale des Abáï sich befand, musste er den hohen Bergrücken ersteigen, der sich in die Gabel zwischen beiden Flüssen drängt. Dies geschah, indem er durch den Wald hinauf stieg, der das Ufer des Abäï begleitet, und dann wieder zum Malég hinabstieg. Jenseits dieses Flusses musste, am andern Ufer, ein ähnlicher Thalrand erstiegen werden, *auf dessen Gipfel Fernandez Gónea erreichte*, das, meines Erachtens auf der Kante des Tafellandes liegt, und als ein *ámba* oder Bergschloss, das westliche Ufer des Máleg beherrscht und zugleich auf das Thal des Abáï hinabschaut.[122] Bis dahin scheint sich die Gewalt des Königs von Enárea, wenigstens dem Namen nach, erstreckt zu haben, obwol sie durch die Einfälle der Gallas bereits gebrochen war; und von hier gelangte der Missionair mit seiner Partei, — (um es noch ein Mal zu wiederholen) — in sechs Tagen, *stets in südlicher Richtung*, nach der Hauptstadt.[123]

Für jetzt ist es überflüssig, Fernandez' Route noch weiter zu verfolgen. Was wir hier eingeschaltet haben, genügt für die Identification des Malég. Der Pater sagt, dass Minà, wo er über den

Abäï setzte, *fast genau im Westen* der Quelle dieses Flusses liege, was diesen Ort nahe unter den 11° nördlicher Breite setzen würde; da nun aber der Zusammenfluss des Abäï mit dem Dedhésa in ungefähr demselben Parallel belegen ist, so könnte es auf den ersten Blick scheinen, als wäre der Malég nichts anderes, als der Dedhésa, oder der unmittelbare Strom des Bahr el Azrek, unter einem andern Namen. Andrer Seits aber war Fernandez, als er sich in Shínasha befand, bereits südlich vom 10° 30′ nördlicher Breite; und da der Lauf des Abäï daselbst nach *West* - Nord - *West* geht, so ist es kaum wahrscheinlich, selbst mit seinen „drei Tagereisen weiter nach Westen", und mit seinen „caminhos desviados", dass er so weit gegen Norden zurück gegangen sein sollte, um am Flusse den eilften Parallel zu berühren. Es ist demgemäss die Meinung allein zulässig, dass der Malég irgend ein *kleinerer* Bergstrom ist, der sich etwas oberhalb oder südöstlich von der Vereinigung dieses Flusses mit dem Dedhésa, in denselben ergiesst. Freilich nennt Fernandez den Malég einen „grossen" Fluss, allein dieser unbestimmte Ausdruck beweist nichts, was auf seine wirkliche Grösse Bezug hätte; und, in der That, während er sagt, dass der Abäï durch Schwimmen überschritten werden musste, giebt er zu, dass der Malég in einer Furth passirt werden konnte. Schwerlich würde dies aber der Fall gewesen sein, wenn der Malég der Dedhésa wäre, der ein Fluss ist, welcher das ganze Jahr hindurch tiefes Wasser hat; ja sogar der Jabús, der nur ein Nebenfluss von ihm ist, hat keine Furth, sondern man muss durch Schwimmen oder auf einem Floss über ihn setzen.[124] Überdem würde Fernandez, wäre er wirklich über einen so grossen Fluss, als der Dedhésa ist, gegangen, nicht unterlassen haben, zu erwähnen, dass er *abermals darüber gekommen sei*, was er nothwendiger Weise hätte thun müssen, bevor er nach Enárea gelangte.

Es giebt aber noch eine andere Veranlassung, die Identität des Malég und Dedhésa in Frage zu stellen; nämlich dass zur Zeit, als Abessinien zum ersten Male von den Portugiesen besucht wurde, der westliche Arm des Bahr el Azrek unter dem Namen Takui (Tacuy) bekannt war,[125] den er damals bei den Abessiniern führte.

Wenn daher der von Fernandez gekreüzte Fluss der Takui gewesen wäre, so würde er ihn sicherlich unter diesem Namen, und nicht unter dem des „Malég“ aufgeführt haben. Dass die beiden Flüsse auf unseren Karten mit einander verwechselt worden, entsprang sonder Zweifel aus irgend einem Missverständniss von Seiten, nicht der Jesuiten-Missionaire in Abessinien selbst, sondern derjenigen Mitglieder ihres Ordens in Eüropa, welche die Beschreibungen ihrer Reisen zusammenstellten; wozu der Schlüssel möglicher Weise in der, zu Tellez' Werk gehörigen Karte [126] gegeben ist.

In dieser Karte ist ein kleiner Theil des untern Laufs des „Tacuy“ dargestellt, wie er sich mit dem Abäï auf dessen *linkem* Ufer vereinigt, dem gegenüber der Name „Rio *Tacaze*“ gestellt ist. Vorausgesetzt nun, der Zeichner dieser Karte, der die ersten portugiesischen Karten vor sich hatte, habe „Rio Tacaze“ statt „Rio Tacuy“, blos in Folge eines — geistlichen Irrthums, geschrieben, so würde es durchaus natürlich für eine andere Person gewesen sein, die diese Karte copirte, ohne über die ursprünglichen Urkunden verfügen zu können, und nichts von dem „Tacuy“ wusste, wenn sie auf den Gedanken kam, dass das Wort „Tacaze“ weniger ein Irrthum in der Aussprache des Namens, als ein Missgriff war, welcher beim Eintragen des Namens selbst längs des falschen um so mehr, begangen worden, als ihr der „Tacaze“ als ein Nebenfluss des Abäï auf dessen *rechtem*, und nicht auf dessen linkem Ufer sehr gut bekannt sein musste. Sie würde sich mithin für vollkommen berechtigt gehalten haben, den Namen ganz auszustreichen. So blieb denn der Takui in der Karte stehen, aber ohne Namen; und da der Malég gar nicht darin angebracht war (wahrscheinlich, weil er nicht für wichtig genug erachtet wurde), so war der nächste Schritt zum Irrthum der, dass der Name ohne Fluss längs des Flusses ohne Namen geschrieben wurde.

Die Übereinstimmendmachung des Malég mit einem der kleineren Zuflüsse des Abäï, welche heütiges Tages sehr wahrscheinlich Galla-Namen führen — wie es der Takui in seinem jetzigen Namen Dedhésa thut — muss den Nachforschungen künftiger Reisenden überlassen bleiben. [127]

Nachdem wir so den Abâï auf seinem ganzen Laufe verfolgt und ihn abwärts bis zu seiner Vereinigung mit dem Bahr el Azrek gebracht haben, müssen wir zur Betrachtung des zuletzt genannten Flusses übergehen. Die Thatsachen, die bereits oben, mit Rücksicht auf Russegger's Betrachtung des Gebirgslandes an seinem rechten oder östlichen Ufer, beigebracht worden sind,[128] sind ein hinreichender Beweis, dass oberhalb des Punktes, wo er vom Abâï verstärkt wird, der Lauf des Bahr el Azrek dieselbe allgemeine oder Normal-Richtung hat, welche wir an ihm in seinem weitern, untern Lauf kennen; nämlich die Richtung von S. nach N. Nach Erwägung dieser Thatsachen, so wie der Nachrichten, welche wir beide, d'Abbadie und ich, in Abessinien über den Dedhésa gesammelt haben, kann es nicht länger bezweifelt werden, dass dieser Fluss der unmittelbare Oberlauf des Bahr el Azrek, oder Blauen Stromes, ist. Seine Vereinigung mit dem Abâï, oder Hessénn, findet, wie ich schon angeführt habe, ungefähr unter dem 11° nördlicher Breite Statt.

Im zweiten Artikel dieser Denkschrift werden wir uns also zunächst mit dem Dedhésa zu beschäftigen haben, und seine Beschreibung mit der Geschichte seiner Entdeckung beginnen.

Anmerkungen.

[1] (p. 3.) Mokádah, Mákadah oder Mekïádeh ist der Name, unter welchem das ganze Bergland von Abessinien und der Gallas bei den Bewohnern der tiefer gelegenen Districte am Atbarah und von Sennár bekannt ist. Von den Arabern wird dieses Land Habesch genannt. Jedoch muss, um einem Irrthume zu begegnen, angeführt werden, dass sie diesen Namen nicht bloss auf das Abessinien der europäischen Geographen und Reisenden, sondern auf das ganze Tafelland von Ost-Afrika anwenden, — ein Land, welches, da es Sklaven liefert, die von denen der Neger durchaus verschieden sind, bei den arabischen Kaufleüten und Sklavenhändlern mit dem Belad es Sudán, oder Lande der Schwarzen einen Gegensatz bildet. So sind die Sklaven, welche in Aegypten, in Arabien und Indien Hubschie (Hábaschi) oder Abessinier heissen, nicht gewöhnlich Eingeborne von Abessinien, im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, sondern von den Ländern, die auf der Südseite

des Abái liegen, und selbst diejenigen, welche man in Abessinien und Aegypten als Enáreaner unterscheidet, kommen in vielen Fällen aus Gegenden, die viel weiter nach Mittag und Abend liegen, und führen den gedachten Namen nur, weil die Sklavenhändler von Abessinien sie auf den Märkten von Enárea kaufen. — Man vergleiche über diesen Gegenstand den Friend of the African, Vol. I, p. 15.

Was den Gebrauch der Form Abessinien statt Abyssinien betrifft, so hat C. W. Isenberg in seinem „Abessinien und die evangelische Mission, Bonn 1844, in 12mo. Vol. I, p 1." mit Recht bemerkt, dass die Aussprache des „Namens dieses Landes Abyssinien" etymologisch unrichtig sei. Denn von dem arabischen Habesch hatten wir erst das lateinische Abassia, woraus Abessinia — oder Abassinia auf natürliche Weise zu bilden sind, keinesweges aber Abyssinia, welches auf das englische Wort Abyss, Abgrund, als seine Wurzel hinzudeüten scheint, die es aber keinesweges ist." Diese irrige Aussprache des Namens hat Dr. Johnson in seiner Uebersetzung von P. Hieronymus Lobo's Voyage to Abyssinia, erschienen 1735, angenommen; allein in seinem Rasselas, welcher 1759, also vier und zwanzig Jahre später herauskam, hat er die Schreibart Abissinia.

[2] (p. 3.) Man spricht diesen Namen gewöhnlich Mográn aus. Cailliaud, Voyage à Meroë et au Fleuve Blanc, Vol. III, p. 176.

[3] (p. 3.) Narrative of the Expedition to Dongola and Sennaar etc. pp. 125, 197.

[4] (p. 3.) Linant in Journal of the Royal Geographical Society, Vol. II, p. 185.

[5] (p. 3.) Cailliaud a. a. O., Vol. II, p. 130. sq. Inglish sagt (Narrative etc. p. 197): „Ich schätzte ihn auf etwa zwei Drittel einer (geographischen) Meile an seiner Mündung." Dies war während der Regenzeit.

[6] (p. 4.) Burckhardt, Travels in Nubia, p. 373. (Suwákin oder Sawákin bedeütet „Einwohner." — F. S.)

[7] (p. 4.) Ich glaube, es ist unser talentvoller und würdiger Secretair (der geographischen Gesellschaft zu London), Oberst Jackson, der erste gewesen, welcher in seinem schätzbaren kleinen Handbuche „What to Observe" (2te Ausgabe, p. 17.) die Aufmerksamkeit auf den Umstand gelenkt hat, dass die Gewohnheit, von zwei sich vereinigenden Flüssen den Namen des einen Flusses an dem einen, und den des andern Flusses an dem andern Ufer beizubehalten, sehr oft die Ursache von der Verschiedenheit in Reiseberichten über wenig bekannte Länder gewesen ist. Die Nothwendigkeit, in dieser Beziehung auf seiner Hut zu sein, hat sich wol niemals deütlicher herausgestellt, als beim Nil und seinen verschiedenen Zuflüssen.

[8] (p. 4.) Cailliaud, a. a. O. vol. III, p. 176.

[9] (p. 4.) Burckhardt war indess im Irrthum, indem er den Mogrèn für den Unterlauf des Mareb ansah. Man sehe seine Travels, p. 264.

[10] (p. 4.) Cailliaud, a. a. O. vol. III, p. 177.

[11] (p. 4.) S. Werne's Bericht über die zweite Expedition zur Entdeckung der Quellen des weissen Nils (November 1840 bis April 1841) in der allgemeinen Preüssischen Zeitung, 1844 vom 24. Juli, No. 204.

[12] (p. 4. Kóz-Radscheb heisst Flugsand-Hügel. — F. S.

[13] (p. 4.) Bulletin de la Société de Géographie de Paris, 3me Série, T. III. p. 37.

[14] (p. 5.) Man vergleiche Lefebvre in dem so eben genannten Bulletin, 2me Sèrie, vol. XIV, p. 130.

[15] (p. 5.) Rüppell's Reise in Abyssinien, Band II, S. 301 ff.

[16] (p. 5.) Bruce, Travels to discover the Source of the Nile (Edit. pr.) vol. III, p. 115.

[17] (p. 5.) Man sehe Journal of the Royal Geographical Society of London, vol. XIV, p. 64.

[18] (p. 5.) An der so eben genannten Stelle.

[19] (p. 5.) D'Abbadie giebt an, dass der untere Lauf des Mareb Gasch (Gach) heisse, und der Fluss sich *oberhalb* Kóz-Radscheb mit dem Atbarah vereinige, doch allem Anschein nach nur während der Regenzeit. Man sehe Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris, 2me Série, T. XVIII, p. 205. Wenn aber Petit genau unterrichtet ist, so muss hier eine gewisse Verwirrung dieses Flusses mit dem Sitit von Cailliaud Statt finden. D'Abbadie besschreibt ferner einen *zweiten* Fluss Máreb, der auch A'usaba heisst, und seine Quelle wie der andere, ebenfalls bei Dobárwa hat, aber gegen Norden fliesst, und sich bei Suwàkin ins Rothe Meer ergiesst.

[20] (p. 5.) Der Spiral-Lauf des Mareb veranlasste Vossius, hierher die Halbinsel Meroë zu setzen. Man vergleiche Delisle in Mémoires de l'Académie Royale des sciences. 1708, p. 368.

[21] (p. 5.) Voyage en Abyssinie, 8vo. Paris 1838. Rüppell sagt indessen (Reise u. s. w., Bd. II, S. 301), dass dies nur eine Kopie von Berghaus' Karte von Arabia und dem Nil-Lande. — No. 6 seines Asiatischen Atlasses, Gotha 1835 — sei.

[22] (p. 6.) Genauere Nachrichten über alle diese Flüsse sind erforderlich, bevor man ihren Lauf mit einiger Sicherheit bestimmen kann.

[23] (p. 6.) Rüppell's Reise in Abyssinien, Bd. II, S. 301.

[24] (p. 6.) Rüppell a. a. O. Bd. I, S. XI ff.; man vergleiche auch Journal of the R. G. S. Lond. vol. XIV, p. 63. In Even's Karte von Abyssinien, die so eben in Paris erschienen ist, hat man den alten Irrthum, den Hassam in den Mareb fliessen zu lassen, wiederholt. — (Auch auf meiner Karte fliesst der kleine Fluss von A'dowa (Adaua) in den Mareb. Sie erschien aber drei

Jahre früher, als Rüppell's Reisebeschreibung, obgleih die Karte wol den berichtigten Lauf des Hassám hätte enthalten können, denn ich hatte Rüppell'n, der eben damals nach Eüropa zurückgekehrt war, einen Probeabdruck mit der Bitte mitgetheilt, die Revision zu übernehmen. Man vergleiche das zur Karte gehörige Memoire. — Berghaus.

[25] (p. 7.) Journal of the R. G. S. Lond; vol. XIV, p. 59.

[26] (p. 7.) Bruce Travels etc. vol. III, p. 156.

[27] (p. 7.) Carte générale de l'Abyssinie etc., etc. par P. F. Even; Paris 1846. Diese Karte scheint eine, nicht überall genaue, Copie von der meinigen zu sein, welche im XIVten Bande des Journal R. G. S. publicirt worden ist. Der Reisende hat seine Route darin eingetragen, leider aber auf eine eben nicht sehr geschickte Weise.

[28] (p. 7.) Journals of the Rev. Messrs. Isenberg and Krapf, p. 463.

[29] (p. 7.) Bruce, a. a. O. vol. XIV, p. 156.

[30] (p. 7.) Journal R. G. S. vol. XIV, p. 59.

[31] (p. 7.) Journals of the Rev. Messrs. Isenberg and Krapf, p. 490.

[32] (p. 7.) Journal R. G. S. vol. XIV, p. 58.

[33] (p. 8.) Journals p. 484.

[34] (p. 8.) Journal R. G. S., vol. XIV, p. 58.

[35] (p. 8.) Viaggio nella Ethiopia, in Ramusio's Navigationi e Viaggi (Venetia 1563, Edit. 3a), vol. I, pp. 210 sqq.

[36] (p. 8.) Journal R. G. S. vol. XIV, p. 54.

[37] (p. 9.) Salt's Voyage to Abyssinia, p. 277 sq.

[38] (p. 9.) Rüppell a. a. O. vol. II, S. 64 ff.

[39] (p. 9.) Bruce, Travels, vol. IV, pp. 314. 321. 324.

[40] (p. 9.) Ra'ad, d. i.: Donner. — F. S.

[41] (p. 9.) Cailliaud a. a. O. T. II, p. 219.

[42] (p. 10.) Bruce a. a. O. vol. IV, p. 416.

[43] (p. 10.) Cailliaud a. a. O. T. II. p. 220.

[44] (p. 10.) Cailliaud ebendaselbst.

[45] (p. 10.) Die geographischen Längen sind in dieser Abhandlung immer vom Meridian von Greenwich gezählt, der 2° 20′ westlich vom Meridian der Pariser Sternwarte ist. — Bs.

[46] (p. 10.) Journal R. G. S., vol. XIV, p. 10 sq.

[47] (p. 10.) Bruce a. a. O. vol. IV, p. 419. Cailliaud sagt (T. II, 220), dass der Dender in keiner Jahreszeit absolut ausgetrocknet sei.

[48] (p. 10.) Cailliaud a. a. O. T. III, p. 62.

[49] (p. 10.) Kaná im Arabischen bedeütet „Roth- oder Schwarzwasser." — F. S.

[50] (p. 11.) Journal R. G. S., vol. XIV, pp. 8, 11.

[51] (p. 11.) D'Abbadie erwähnt des Gadjgué in Alafa, und des Alatis in

Kwàra, als kämen sie zwischen dem Dender und dem Bolassa herab. Man sehe Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II, p. 111.

[52] (p. 11.) Yebús bedeütet „Trocken" im Arabischen. — F. S.

[53] (p. 11.) „Une seconde rivière, que l'on dit être aussi considérable que le Dender, et qui se nomme Hessenn, vient du sud-est, et a son embouchure à peu de distance de l'Yabouss." — Voyage à Méroë etc. T. III, p. 61.

[54] (p. 11.) Journal R. G. S. vol. XIV, p. 12. In der Amharischen Sprache bedeütet das Wort Fátsam „Ende" oder „Schluss" (termination). Da dieser Fluss die Halbinsel Gódscham wirklich einschliesst, so dass ein Tragplatz von nur einem paar Meilen Länge seine Quelle von der des Abàï trennt, so lässt sich vermuthen, dass dieser Name bezeichnend ist und seinen Ursprung diesem Umstande verdankt.

[55] (p. 11) Man sehe des Verfassers Karte im Journal R. G. S. vol. XIV, part. I.

[56] (p. 12.) Russegger's Reisen in Eüropa. Asien und Afrika, Bd. II, Th. II, S. 552.

[57] (p. 12.) Cailliaud a. a. O. T. III, p. 59.

[58] (p. 12.) Ebendaselbst.

[59] (p. 12.) Narrative etc. p. 179.

[60] (p. 12.) Inglish meint Dschebel el Kámar, d. i.: Mond-Gebirge.— F.S.

[61] (p. 13.) Narrative p. 182. Auf diese Argumente von Inglish, wie sie in Dr. Russell's Nubia and Abyssinia p. 70 sq. citirt sind, bezog ich mich in einem Briefe an den Reverend J. M. Trew (jetzt Archidiakonus der Bahamas), den ich zu Yánsh, in Gódscham, am 6. September 1842 schrieb, als den Schluss bekräftigend, auf den ich in jener frühern Zeit, nach unabhangigen einheimischen Zeügnissen, in Bezug auf die Existenz eines grossen westlichen Zweiges des Bahr el Azrek gekommen war. Man vergleiche den zweiten Artikel der vorliegenden Abhandlung, wo von dem Dedhésa die Rede sein wird.

[62] (p. 14.) Russegger a. a. O. Band II, Theil II, S. 580.

[63] (p. 14.) Ebendaselbst, S. 590. — (Die angezogene Stelle ist aus dem Englischen übersetzt, da mir Russegger's deütsche Urschrift eben nicht zur Hand ist. — Bs.)

[64] (p. 14.) Ebendaselbst, S. 73.

[65] (p. 14.) Ebendaselbst, S. 73 ff.

[66] (p. 14.) Ebendaselbst, S. 75.

[67] (p. 14.) Journals p. [28].

[68] (p. 14.) Man sehe die Karten, welche das Werk der Missionaire Isenberg und Krapf begleiten. Das Datum dieser Karten ist der Juni Monat 1843. Im Dezember desselben Jahres bringt die, zu Major Harris' Highlands of Aethiopia gehörige, ebenfalls von McQueen konstruirte Karte die südliche Kurve des Abàï in ihre frühere Stellung zurück. Sodann ist auch eine nicht

minder merkliche Verschiedenheit zwischen der Karte zu Harris' Buch und der, welche zu Isenberg-Krapf's Journalen gehört, in Bezug auf die *östliche* Gränze der Kurve desselben Flusses, eine Verschiedenheit, welche einen halben Grad der Länge beträgt. -- Die Zeichnung, welche von der Halbinsel Gódscham in der Karte zu Harris gegeben ist, ist ganz genau dieselbe, wie in meiner Karte, die sich im vierzehnten Bande des Journal of the Royal Geographical Society befindet. Letztere wurde erst im Juli 1844 publizirt; allein McQueen hatte die Original-Zeichnungen von den östlichen Gegenden der Halbinsel bereits im Juni 1843 zur Benutzung vorliegen (man sehe Friend of the African, vol. I, p. 27), und „bewahrte" ohne Zweifel „eine Copie" davon, ganz in ähnlicher Weise, wie er es, nach seiner eigenen Angabe, mit meiner Karte vom 6. September 1842 gemacht hat (vergl. Blackwood's Magazine for June 1844, vol. LV, p. 739), welche ihm zu derselben Zeit zu Händen kam.

[69] (p. 15.) Unterm 18. Dezember 1843 übergab ich dem Obersten Jackson, Sekretair der Königlichen geographischen Gesellschaft, eine Skizze, welche die Nicht-Identität des Abâï mit dem Bahr el Azrek von Russegger's Karte darlegt.

[70] (p. 16.) im Amharischen bedeütet „Flachs-Fluss" — auch „Leinsaat-Aufguss"!

[71] (p. 16.) Journal of the R. G. S., vol. XIV, pp. 1. 29. 30. 43.

[72] (p. 16.) Bruce (a. a. O. vol. III, p. 257) erklärt die Lage der Provinz Damot so: — „*Im Südosten des Königreichs Godscham liegt Damot. Es ist begränzt vom Temci auf der Ost-, und dem Gult auf der Westseite*, vom Nil (Abâï) auf der Süd-, und von den hohen Gebirgen von Amid-Amid auf der Nordseite. Die Länge von Norden nach Süden beträgt gegen 40 Meilen und die Breite von Osten nach Westen etwas mehr als 20 Meilen." — Demgemäss ist die Provinz auf seiner Karte *in der südöstlichen Ecke der Halbinsel Gódscham* eingetragen. Als ich zu Ende des Jahres 1841 die Halbinsel von Osten her betrat, fand ich, dass die Provinz des eigentlichen Gódscham genau die Stelle einnimmt, welche Bruce dem Damot anweis't; und auf meiner Weiterreise nach Dámot und A'gaumider, zu Anfang von 1842, dass die wahre Lage von Dámot *gerade westlich von dem eigentlichen Gódscham ist*, indem es sich zum wenigsten 60 oder 80 Meilen von Osten nach Westen erstreckt und südlich und südwestlich von der Quelle des Abâï, d. i.: *jenseits derselben* liegt.

Was die von Bruce als Ost- und Westgränzen von Dámot erwähnten Flüsse „Temei" und „Gult" betrifft, so muss ich bemerken, dass ich während eines fünfvierteljährigen Aufenthalts in der Halbinsel Gódscham und auf wiederholten Reisen, die ich durch dieselbe in verschiedenen Richtungen unternommen habe, nicht im Stande gewesen bin, irgend einen, diese Namen

führenden Fluss weder in Dámot und Gódscham Proper, noch in den angränzenden Landschaften aufzufinden, ja, nicht einmal davon sprechen zu hören, wiewol ich, auf Grund der Arrowsmith'schen Karte, die sie aus Bruce in sich aufgenommen hat, und die ich bei mir führte, haüfig danach gefragt habe. Allein *im Nordosten* der Halbinsel — *Dámot liegt im südwestlichen Theil derselben* — zwischen den Districten Enássie und Móta traf ich auf den Támmie (Journal R. G. S. vol. XIV, p. 28), der augenscheinlich der Temee der portugiesischen Jesuiten ist, und worin ich glaube, Bruce's *Temci* um so mehr erkennen zu müssen, als ich dicht dabei auch den Gult auffand, der der Oberlauf des Tádschatiel, eines Zuflusses des Támmie ist (Ebendaselbst, p. 44).

Da Dámot südlich und südwestlich von der Quelle des Abáï, d. i.: *jenseits derselben,* liegt, so leüchtet ein, dass Lobo, auf seiner Reise nach Lídscha-Negós (Liginous = Lidschu-Nehús) in Dámot, wohin er geschickt wurde, um eins der religiösen Haüser seines Ordens zu errichten, die Quelle passirt, oder doch ganz in der Nähe bei ihr vorbei gekommen sein muss. Eine andere Residenz hatten die Jesuiten zu Temhuá (Tummahá) in A'gaumider, in einer Entfernung von *weniger, als dreissig Meilen jenseits der Quelle des Abáï* (man sehe Journal R. G. S. vol. XIV, p. 7); eine dritte befand sich zu Nefassá, was *bloss anderthalb Legoas westlich vom Oberlauf dieses Flusses,* zwischen seiner Quelle und dem Zána See, liegt (man sehe Archaelogia, vol. XXXII, p. 62 sqq.). Es ist daher durchaus ein Trugschluss, wenn vorausgesetzt wird, die Jesuiten in Abessinien hätten Schwierigkeiten gehabt, die Quelle zu besuchen, allemal wenn sie es für geeignet gehalten hätten, dies zu thun.

Da dies nun aber der Fall ist, und *die Lage von Temhuá und Nefassá auf Tellez' Karte mit ziemlicher Genauigkeit niedergelegt ist,* so kann Bruce nicht gut von dem Verdacht frei gesprochen werden, dass er Dámot absichtlich aus seiner wahren Lage verschoben habe.

Andere Residenzen der Jesuiten innerhalb der Halbinsel Gódscham waren zu Kóllella, Hádasha, Sérka und Mártula Máriam. An dem zuletzt genannten Orte begann P. Bruno Bruni im Jahre 1627 den Bau einer prachtvollen Kirche, die aber im Jahre 1633 unvollendet liegen blieb, als er und andere Mitglieder seines Ordens genöthigt wurden, Gódscham zu verlassen. Eine kurze Beschreibung der Ruinen dieser Kirche habe ich im Journal R. G. S., vol. XIV, p. 26 sq., und eine ausführliche in der Archäologia, vol. XXXV, q. 38 sqq. gegeben. Die letzte Beschreibung ist durch Zeichnungen erlaütert.

[73] (p. 16.) Man sehe Kircher's Oedipus Aegyptiacus, Syntagma I, cap. VII, p. 57 sqq.

[74] (p. 16.) Bruce, a. a. O., vol. III, p. 615 sqq.

[75] (p. 16.) Bruce's Unredlichkeit, welche ohne eine Bezugnahme auf Kircher's

Oedipus, ein Buch, das er wahrscheinlich niemals vor Augen gehabt hat, nicht so unmittelbar aufgedeckt werden konnte, wurde schon im Jahre 1796 von Hartmann in seinem Edrisii Afrika, p. 13 sqq. vollständig dargelegt.— F. S.

[76] (p. 16.) Mein zweimaliger Besuch der Quelle des Abâï ist im Journal R. G. S., vol. XIV, pp. 12 und 34 beschrieben. Arnauld d'Abbadie und Bell waren beide vor mir da gewesen. Letzterer hat eine kurze Nachricht von seinem Besuch in Miscellanea Aegyptiaca (4to, Alexandria 1842) vol. I, Part. I, p. 22, mitgetheilt. Später hat Antoine d'Abbadie die Quelle ebenfalls besucht (Bulletin de la Société de Géographie de Paris, 3e Série, T. III, p. 346 sqq., und Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II, p. 221 sqq). Seine Bemerkungen über meine Beschreibung hab' ich in dem genannten Werke, und zwar im Jahrgange 1846, T. III, p. 223 sqq. kommentirt.

[77] (p. 17.) Eine Beschreibung dieses Wasserfalls und der Brücke, die in seiner Nähe ist, ist von mir im Journal R. G. S., vol. XIV, p. 48 sq. mitgetheilt worden.

[78] (p. 17.) Bruce (a. a. O., vol. III, p. 425 sq.) ist gegen Lobo, in Bezug auf diesen Wasserfall, nicht weniger ungerecht, als gegen Paez mit Rücksicht auf die Quelle des Abâï; wie in meiner, bereits oben erwähnten Mittheilung an die geographische Gesellschaft zu Paris näher auseinander gesetzt werden wird.

[79] (p. 17.) Journals of Rev. Messrs. Isenberg and Krapf, p. 419 sq.

[80] (p. 17.) Beweise, dass der Mili (Melee der Karten) ein Nebenfluss des Hawásh ist, finden sich in Journal R. G. S., vol. XIV, p. 72, und in Johnston's Travels in Southern Abessinia, vol. I, p. 197.

[81] (p. 17.) Combes et Tamisier, Voyage en Abyssinie, T. 1, pp. 167—346, an verschiedenen Stellen.

[82] (p. 17.) Isenberg und Krapf, a. a. O. pp. 277—315, an verschiedenen Stellen.

[83] (p. 17.) Journal R. G. S., vol. XII, p. 247 sq.

[83] (p. 17.) In Even's Karte ist der Wántschit ganz und gar ausgelassen.

[84] (p. 18.) Journal R. G. S., vol. XIV, p. 23. D'Abbadie sagt in einem Briefe aus Gódscham vom April 1844 (Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II, p. 112) dass „der Mogar in Limmu entspringt, und Tschélea von Hébantu scheidet"; allein dies ist ein Irrthum, wenn er nicht von irgend einem andern Flusse desselben Namens spricht, der mir unbekannt ist.

[86] (p. 18.) Proceedings of the Philological Society, vol. II, p. 93.

[87] (p. 18.) Alle diese Flüsse sind auf meiner Karte, im XIV. Bande des Journal R. G. S., angegeben.

[88] (p. 18.) Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II, p. 112.

[89] (p. 18.) Bulletin de la Société de Géographie, 2e Série, T. XII, p. 5 sqq.

[90] (p. 19.) McQueen, Geographical Survey of Africa, p. 251 sqq.

[91] (p. 19.) Kilimaney schreibt McQueen auf der Karte, im Buche wird der Fluss aber Quilimancy genannt. Der Verfasser sagt: — „Geht man südlich von Dschubah (Jubah), so finden wir, zwischen den Parallelen von 2° und 3½° südlicher Breite, das ist zwischen Malemba (Melindah) und Patta, ein grosses Delta, das dicht von Wasserlaüfen durchschnitten ist, den Mündungen eines grossen Flusses, welche, auf Grund portugiesischer Autoritäten, die der vortreffliche Geograph d'Anville aufgefunden hat, die Ergiessungen des grossen Flusses Quilimancy sind". — Geogr. Surv. of Africa, p. 250.

Es darf nicht unbeachtet bleiben, dass in d'Anville's Karte von Afrika, vom Jahre 1749, die Bemerkung steht: „Der Lauf dieses Flusses ist *unbekannt*, und es kann nicht angegeben werden, ob er der Quilimanci oder der Fluss von Paté sei".

[92] (p. 19.) Arc Angelo, der im Februar 1844 den Dschubb oder Gowin (den Pseudo-Gódscheb oder Gotschob [Gódjeb, Gochob]; man sehe den folgenden oder zweiten Artikel dieser Denkschrift) hinaufging, sagt: — „Die Insel Patte liegt ungefähr unter 1° 50′ S. Breite; Melinda ist in etwa 3° S. Breite. Zwischen diesen Parallelen, d. i.: in ungefähr 2° 44′ S., ist der Fluss Ozay oder Ouzay, schiffbar hauptsächlich für Schiffe von kleiner Tragfähigkeit . . . Der Fluss Ozay ist von grosser Ausdehnung, hat aber an seinem Eingange nur sehr wenig Wasser . . . Dieser Fluss ist den Eingebornen oder Küstenbewohnern nicht unter dem Namen Quilmaney bekannt . . . Die richtige geographische Breite des Flusses Ozay findet man auf Kapitain Owen's Küsten-Karte". — United Service Journal, 1845, Part. I, p. 127 sq.

Arc Angelo bemerkt ferner: — „Der einzige Fluss Ost-Afrika's, auf dem die Portugiesen vorgedrungen sind, ist der Quilmaney, ein Zweig des Zambéze, der unterm 18° südlicher Breite liegt — 18° *Breite bloss* — vom Dschuba oder Gotschob, *ausser der Länge*". — (Ebendaselbst, p. 127). — In Cooley's Karte, Journal R. G. S., vol. XV, (Zeitschrift für Erdkunde, Bd. VI) führt der Fluss den Namen Cuama, und Quilimane ist eine Stadt an seiner Mündung, in ungefähr der Breite, welche Arc Angelo angiebt. Salt, in der Karte, welche zu S. 12 seiner Voyage to Abyssinia gehört, legt die Stadt Quilimane am Zambeze in derselben Ortsbestimmung nieder; aber auf S. 66 spricht er von „dem Hafen Quiliman*ci* an der Mündung des Flusses Zambezi".

[Als die vorliegende Denkschrift der Königl. Geographischen Gesellschaft zu London in ihrer Sitzung vom 28. December 1846 vorgetragen wurde, äusserte McQueen, dass, seiner Meinung nach, der Kili*mancy* und der Kili*mane* zwei verschiedene Flüsse seien. Diese Ansicht lässt sich folgender

Massen erklären: — Als der Zana See von den früheren Geographen weit nach Süden verlegt und an die Stelle des Zambeze Sees gelegt wurde (wie in einem der folgenden Artikel dieser Denkschrift gezeigt werden wird), so war es ganz natürlich, dass man den Wábbi, einen Fluss, der nicht weit südlich von dem zuerst genannten See seinen Lauf nimmt, für den Quellfluss des Kilimáne ansah, von dem man sehr gut wusste, dass er unter einem Parallel, welcher nicht viel südlicher, als der zuletzt genannte See ist, ins Indische Meer falle. Allein da die Verbindung zwischen beiden Flüssen rein auf Einbildung beruht, so musste er natürlicher Weise von da an getrennt werden, wo der Zána See an seiner rechten Stelle wiederhergestellt, und es gefunden wurde, dass des Flusses Wábbi rechte Lage auf der Nordseite des Aequators sei. *Statt dessen wurde der Kilimáne*, *unter dem Namen Quilimanci, zum Begleiter des Wábbi in nördlicher Richtung gemacht,* und seine Mündung in das Indische Meer bei Melindah unter etwa 3° nördlicher Breite gesetzt; und der Zebeé wurde von de l'Isle als Ersatz des Wábbi in dem Oberlauf dieses Flusses genommen. Da aber die wahre Lage des Flusses Kilimane (Quilimane), Zambéze oder Kuama, seitdem auf positive Weise unter 18° südlicher Breite bestimmt worden ist, so würde der hypothetische „Quilmanci« unter 3° südlicher Breite gewiss seit langer Zeit aufgegeben worden sein, wenn nicht Bruce behauptet hätte (Travels, vol. II, p. 318), dass — „der Zebee *von den Kaufleuten dieses Landes* (Abessi„nien) *allgemein* für den Quellfluss des Quilimancy gehalten wird, der, weil „er durch einen so grossen Landstrich, von *Narea* (Enarea) *bis in die* „*Nähe von Melinda* fliesst, einen sehr grossen Handelsverkehr mit dem Bin„nenlande eröffnet haben muss". Da indessen die Verbindung zwischen dem Zebeé und dem Kilimáne *nicht auf dieser Thatsache*, *sondern nur auf einer Hypothese der eüropäischen Geographen beruht*, so leüchtet es ein, dass der Gedanke an eine solche Verbindung *niemals von den Handelsleüten Abessinien's gefasst worden sein kann*, die doch wol gar keine Kenntniss von einem Flusse haben mogten, welcher in einer Entfernung von 30 Graden der Breite oder 1800 Meilen von ihrem Vaterlande seinen Lauf nimmt. Und das Wahre an der Sache ist, dass Bruce, während seiner Anwesenheit in Abessinien, selbst der Meinung war, die er ohne Zweifel durch Erkundigungen bei Eingebornen sich gebildet hatte, — *der Zebeé vereinige sich mit dem Nil*, wie es denn auch wirklich der Fall ist (man sehe den Verfolg dieser Denkschrift im dritten Artikel); und dass er erst nach seiner Rückkehr nach Eüropa den von den frühesten Portugiesen aufgestellten und von de l'Isle modificirten Irrthum zu dem seinigen machte.]

Was die Aussprache „Quili*manci*" für „Quili*mane*" betrifft, so kann ich nichts Besseres thun, als die folgenden Bemerkungen Cooley's zu citiren:

— „Diese Entstellung der Eigennamen in den Decaden von de Barros und „seinen Fortsetzern, ist so haüfig und offenbar, dass kein kritischer Gelehr-„ter zugestehen wird, ihr Text sei ausschliessliche Autorität in Bezug auf „Namen. Wir finden bei ihnen „Aghirimba" für „Arizimba"; „Zuuama" für „Cuama"; „Suabo" für „Cuavo". Diese und hundert andere Fehler sind mit „gedankenlosem Knechtssinn nachgeschrieben worden". — Journal R. G. S. vol. XV, p. 186. Zeitschr. f. Erdkunde, Bd. VI, S. 126, Note *). Die einzigen falsch ausgesprochenen Namen, welche in diesem Versuche zu berücksichtigen sind, sind: „Quilmance" für „Quilimane" (Kilimáne), „Toavy" für „Tacuy" (Takui), „Zembere" für „Zambéze" und „Abanhi", für „Abahui" oder „Abâï".

[93] (p. 20.) Man sehe die Fortsetzung dieses Versuchs im zweiten Artikel.

[94] (p. 20.) Russegger, a. a. O. Bd. II, p. 98.

[95] (p. 20.) [Die Stelle, auf welche Dr. Beke, nach Russegger's Angabe, hier Bezug nimmt, lautet wörtlich so: — „Südlich von jenen Landschaften „*Narea* und *Kaffa* nennt uns ein neüer Bericht — (nämlich des vortreff-„lichen Jomard Notiz über die Aussagen des Galla-Burschen (!) Ouarè, die „mir der Verfasser unmittelbar zu übersenden die Freündlichkeit hatte) — „mehrere Districte, die zum *Dar el Galla* gehören; darunter ist Limmu der „bedeütendste. Er liegt vielleicht zwischen dem 7° und 6° nördl. Breite „und bildet eine grosse Ebene, die von mehreren Flüssen bewässert wird, „welche sich mit dem *Hábahia* vereinigen, dem ansehnlichsten unter ihnen, „welcher von Norden nach Süden zwischen zwei Bergketten fliesst. Die, „allerdings noch sehr zweifelhafte, Reiseroute, aus der diese Nachricht her-„vorgegangen ist, nennt zwischen dem genannten Flusse und dem *Blauen* „*Flusse*, auf welcher Strecke kein Gebirge überstiegen wird, keinen andern „Fluss. *Daher wäre es wol möglich, dass dieser Habahia der Oberlauf* „*des Bahr el Abiad*, und die Berge zu beiden Seiten Zweige des Mond-„gebirges wären. Unter dieser Voraussetzung würde der *Dschebal el Kamar* „ungefähr zwischen die Parallelen von 11° und 5° nördlicher Breite, so wie „zwischen die Meridiane von 35° und 31° östl. Länge von Paris fallen, oder „eine von Nordnordost nach Südsüdwest laufende Richtung haben, oder „sehr nahe parallel sein mit der Ostküste des Erdtheils, durchaus entge-„gengesetzt der bisherigen Ansicht, welche den *Mondbergen* eine Äqua-„torial-Richtung beilegte. Doch *hier ist in der Geographie von Afrika* „*Alles problematisch*, und ihr Feld mit Hypothesen so fleissig beackert „worden, *dass es überflüssig scheint, sie noch mit einer zu vermehren*." — Berghaus' Grundriss der Geographie, S. 286. Das Buch erschien Lieferungs-Weise; die Lieferung, in welcher die betreffende Stelle steht, im Jahre 1841; im Druck vollendet wurde das Buch zwei Jahre später. — Dass in der Stelle, welche Russegger in seiner Reisebeschreibung citirt hat, nur von der

Möglichkeit einer Identität des Habahia und Bahr el Abiad, und überhaupt nur von Muthmassungen die Rede ist, darf ich wol kaum besonders hervorheben. — Bgs.]

[96] (p. 20.) Blackwood's Magazine, vol. LV, p. 73.

[97] (p. 20.) Ebendaselbst.

[98] (p. 21.) Bulletin de la Société de Géographie de Paris. 2e Série. T. XII, p. 188. D'Abbadie bezweifelte Anfangs die Existenz von *zwei* Limmus (Ebendaselbst, T. XIV, p. 240), die Jomard behauptete (Ebendas. T. XII, p. 17); allein später raümte er die Richtigkeit der Ansicht seines gelehrten Landsmannes ein [Ebendas. T. XIX, 438).

[99] (p. 21.) Der einheimische Name von Dschendschiro (Gengiro, Zendero) ist Jángar, oder Jángaro (Yángar, Yángaro, wie Beke nach englischer Orthographie schreibt). Von den Gallas wird dieser Name (mit einem Zischlaute) Dschándscharo (Djándjaro) ausgesprochen; daraus machten die Portugiesen Gingiro (sprich Dschindschiro). Die Abessinier verändern ihn, zum Spott, in Zindschero (Zindjero), welches Wort im Amharischen „Affe" bedeütet. Die Bewohner von Tigre, welche den, in ihrer Sprache nicht vorhandenen Zischlaut *Dsch (Dj)* nur schwer aussprechen können, verwandeln den Galla-Namen in Zéndero.

[100] (p. 21.) Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris, 2e Série, T. XII, p. 10.

[101] (p. 21.) „Gingiro kannte er, weil *he had been sent there to stop some mines*. Es lag zur rechten Hand von seinem ersten Reisewege östlich von Limmu". — Geographical Survey of Africa, p. 252. — [Abgesehen von der falschen Auffassung der Jomard'schen Worte, lässt es sich nicht wohl begreifen, wie man auf den Gedanken kommen kann, dass ein junger Mensch, wie Jomard den Galla-Burschen Ouarè schildert, der seinen Vater Kill-ho, einen reichen Heerden-Besitzer, auf der gefährlichen Löwen- und Elephanten-Jagd begleitete, nach einem fremden Lande in Bergwerks-Angelegenheiten geschickt sein sollte! — Bgs.]

[102] (p. 22.) Bulletin, p. 8 sq.

[103] (p. 22.) Ebendaselbst, p. 24.

„Hebo, hebo lola!	Mein Speer, mein Speer, in's Gefecht!
Hébantu-no lola.	Hebantu's Volk, es schlägt sich.
Limmu mal' éga?	Limmu, warum zauderst Du?

[104] (p. 22.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 256. Man vergleiche auch den „Friend of the African" vol. I, p. 119.

[105] (p. 22.) Wäre noch eine fernere Identification erforderlich, so könnten wir noch Wáre's (Ouarè's) „Dinigas" anführen, als einerlei mit den Dinkas oder Donkas (Dongas), welche das Land zwischen dem Weissen und dem Blauen Strome bewohnen.

[106] (p. 22.) Haben die Namen Sobo und Sobitche irgend einen Zusammenhang?

[107] (p. 22.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 256.

[108] (p. 22.) In Shinasha hörte ich, dass der Dedhésa auch den Namen Abâï führe; und in meinen handschriftlichen Notizen find' ich ein Memorandum über einen Fluss *Walmâl*, von dem es heisst, dass er weit *gegen Westen jenseits Limmu* fliesse; was ihn zu einem Nebenfluss des ersteren und nicht des zweiten Flusses machen würde. Allein diese Frage ist nicht sehr wesentlich, weil in jedem Falle die Lage von Limmu, in der Gabel zwischen dem Dedhésa und Abâï, dieselbe bleibt. Von meinem Lagerplatze zu Mábil, in Schinasha, *erblickt' ich, gerade am Gesichtskreise, den Gipfel eines hohen Berges in Hébantu*, in der Richtung S. 35° W. Hiernach würde dieser Berg, wenn auch nicht einer von den Piks, welche Russegger auf dem Berge Gewásh sah, doch mindestens ein Theil von denselben hohen Gebirgen sein, die derselbe Reisende auf dem rechten Ufer des Bahr el Azrek, oder Dedhésa, wahrnahm. Von demselben Lagerplatze aus wurde mir die Richtung von Limmu-Sobo in dem Kompassstrich S. 55° W., jenseits aber bei Hébantu, angegeben, und folglich mehr gegen das Stromthal hin.

[109] (p. 22.) „Le Abbay, dit fleuve Bleu en aval de sa jonction avec le Didesa, est appellé Abbaya par les Galla et Gonga, Abbawi par les Agaw." — Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II, p. 111. „Abbay est une abbréviation du Abbaya de la langue Gonga". — Bullet. de la Soc. de Géogr. de Paris, 3e Série, T. III, p. 346.

[110] (p. 23.) Johnston, in seinen Travels in Southern Abyssinia, vol. II, p. 124, giebt an, dass „es daselbst einen grossen Fluss gebe, von dem jeder Galla sage, er komme aus Limmoo, Jimma und andern Districten in der [?] Nachbarschaft; und welcher südlich fliesst, sagt McQueen und Major Harris, während Dr. Beke seine Existenz durchaus leügnete, bis dass seine (Johnston's) Ansicht (view) der geographischen Gesellschaft vorgelegt wurde". Wenn Johnston mit diesem „grossen Flusse" auf den „Habáhia" anspielt, so fahre ich allerdings fort, sein Dasein in Abrede zu stellen, auf die Gründe gestützt, welche ich oben, im Texte dieser Denkschrift, ausführlich dargelegt habe. Meint aber jener „Gentleman" mit seinem „grossen Flusse" einen hypothetischen Fluss, welcher den Gibbe und den Gódscheb zum Kopfe und den Dedhésa zum Schwanze hat, wie es auf der, zu seinem Werke gehörigen Karte dargestellt ist, so ist das ganz einfach eine Wiederholung eines der Hauptzüge meiner Karte vom 6. September 1842, deren Ergebnisse aufzugeben, ich durch spätere Untersuchungen veranlasst worden bin. Man sehe weiter unten den Text dieses Versuchs zu Anfang des zweiten Artikels. Der grosse Fluss jenseits Limmu (Enárea) und Dschimma-Káka ist der Gódscheb, der in gar keiner Verbindung mit dem Fluss jenseits Limmu-Sobo, d. i.: mit dem Dedhésa, steht.

[111] (p. 23.) Historia de Ethiopia a Alta, p. 314.

[112] (p. 23.) In den neüern Karten ist der Name Anquer, Anker irriger Weise „Anque*t*" geschrieben.

[113] (p. 23.) Tellez, a. a. O. p. 313 sq.

[114] (p. 23.) So weit westlich, bis Shinasha, scheint der Weg ganz derselbe zu sein, den ich selbst im Jahre 1842 nahm. — Journal R. G. S., vol. XIV, p. 37 sq.

[115] (p. 23.) „Em tres dias chegáram a o lugar, aonde haivam de passar „o Nilo, o qual se chama Minà, e he ja na volta que elle saz pera o Norte, „e pera o Egypto, *quasi na frente de Leste a Oeste de sua fonte.*" — Tellez, a. a. O., p. 314.

[116] (p. 24.) Journal R. G. S., vol. XIV, p. 9.

[117] (p. 24.) Man sehe Paez, in Kircher's Oedipus Aegyptiacus, Syntagma I, cap. VII, p. 59.

[118] (p. 24.) Bruce, a. a. O., vol. II, p. 310 sqq.

[119] (p. 24.) In meinem Itinerar (Journal R. G. S., vol. XIV, p. 30) hab' ich mich in der Angabe geirrt, dass der Weg, auf dem ich nach dem Abáï in Shinasha hinabstieg, derselbe sei, welchen Fernandez eingeschlagen habe. Als ich jenes Itinerar schrieb, hatt' ich das Original-Werk von Tellez noch nicht zur Hand.

[120] (p. 25.) „*De Gonéa foram o Embayxador, e o Padre á corte* „*de Beneró*, que assim se chamava o Xumo, ou Governador de Naréa, *e chegáram lá em seys dias,* hindo os primeyros por terras quasi despovoa- „dos por terem dado nellas os Gallas poucos dias d'antes, os mays dias por „terras boas, bem cultivadas, e de muyta gente". — Tellez, a. a. O., p. 315.

[121] (p. 25.) Journal R. G. S., vol. XIV, p. 38 sq.

[122] (p. 25.) Mein Itinerar enthält mehrere Beispiele ähnlich gelegener *Ambas,* wie u. a.: Déï, in der Gabel des A'dabai und Bérsena; Selalkúlla, zwischen dem Abáï und Dschámma, u. s. w.

[123] (p. 25.) Meine eigene Passage des Abáï, auf dem Wege von Shóa noch Gódscham (man sehe Journal R. G. S., vol. XII, p. 250 sqq.), bietet in verschiedenen Punkten so schlagende Erlaüterungen zu Fernandez' Reise von Códscham nach Enárea, dass es rathsam scheint, hier eine ganz kurz gefasste Übersicht davon zu geben. Von Shóa wurde ich vom König zu Abba Moálle, dem Haüptling der Múger-Gallas geschickt, dass er mich über den Abáï führen solle. Von diesem Haüptling wurde ich mehrere Tage aufgehalten, und dann von meiner Eskorte, statt auf dem geraden, westlichen Weg, der durch das Gebiet der Dschárso-Gallas und über den Abáï *unterhalb* der Mündung des Dschámma Flusses geführt haben würde, aus dem Wege nach Norden geleitet, wo ich erst den Dschámma, und dann den Abáï, *oberhalb der Gabel,* überschreiten musste. Auf diesem „Kreislauf-Wege" (circuitous route) musste ich erst durch einen dicken Wald

das Dschamma-Thal hinab-, und dann nach Selalkúlla hinaufklettern, das in der Gabel zwischen beiden Flüssen liegt; und darauf wieder zum Abâï bergab steigen, den ich durch Hülfe von Schwimmern überschritt, welche Kürbisse auf dem Rücken befestigt hatten, während mein Gepäck auf einer Art kleinen Flosses hinübergeschafft wurde. In all' diesen Einzelheiten sind die Beschreibungen von Fernandez' und meiner Reise vollkommen übereinstimmend, und die Verschiedenheit besteht nur in den Namen der Flüsse und Plätze. Nach Überschreitung des zweiten Flusses (Abâï) hatte ich das hohe Tafelland von Gódscham auf einem Abhang zu ersteigen, der nicht so steil ist, als der, auf dem der Missionair Gónea erreichte, dagegen um so viel länger; worauf mein Weg über das zusammenhangende Tafelland von Gódscham eben so führte, wie er sechs Tage lang in einem ähnlichen Lande reis'te, dem er den generischen Namen Enârea beilegt. Was die Anwendung des Namens Enârea betrifft, so komme ich im Verfolg dieser Denkschrift (im dritten Artikel) darauf zurück.

[124] (p. 26.) Cailliaud, a. a. O., T. III, p. 47.

[125] (p. 26.) De Barros, Asia, Bd. III, Theil I, S. 373 — wird im zweiten Artikel dieses Versuchs ausführlicher citirt werden.

[126] (p. 27.) Figura de como o Nilo nasce e saye de Ethiopia, — zur S. 10 des Tellez'schen Werkes gehörig.

[127] (p. 27.) Unter der Voraussetzung, dass der Name *Nil* äthiopischen Ursprungs sei, und seine Spur folglich in der einheimischen Benennung irgend eines der Haupt-Nebenflüsse dieses Stromes verfolgt werden könne, versucht es d'Abbadie dieses Wort von dem Namen Didesa (Didhésa) abzuleiten. Die Stufen dieser etymologischen *tour de force* sind folgende: — Didesa — Dides — Liles — Niles — Nilus! Man sehe: Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II, p. 169. Allein d'Abbadie scheint die Thatsache übersehen zu haben, dass „Dedhésa" ein neües Wort ist, wie Berésa, Wurgésa, und viele andere, welche, seit der Galla-Invasion, das Übergewicht über die ursprünglichen einheimischen Namen erlangt haben. — [Was die Identification des Malég mit einem Nebenflusse des Abâï betrifft, die Beke künftigen Reisenden zur Erledigung anheim giebt, so ist hier noch zu bemerken, dass er selbst auf seiner Karte von 1840 — 43 (Journal R. G. S., vol. XIV, Lond. 1844) an dem Flusse Dibuk der in Shinasha in den Abâï fällt, den Namen Malég, mit einem ? beigeschrieben hat. — Bgs.]

[128] (p. 28.) Man vergleiche, was darüber, oben S. 3, gesagt worden ist.

Vergleichung der Grundlinien

von

Seeberg, Golzow, Sargleben, Riksdorf und Königsberg.

Mit einer trigonometrischen Karte; Taf. I.

Im nördlichen Deütschland und dem angränzenden Königreich Preüssen, zwischen dem 51° und 55° nördlicher Breite, sind, innerhalb der Jahre 1805 und 1834, fünf Grundlinien Behufs trigonometrischer Landes-Aufnahmen gemessen worden.

Von diesen Grundlinien ist die Golzower die längste, die Riksdorfer die kürzeste. Jene ist weit über eine deütsche Meile, diese nur etwa der sechste Theil einer Meile lang.

Freiherr von Zach mass im Jahre 1805 die Grundlinie von Seeberg, im Meridiane dieser damals berühmten, jetzt gänzlich verlassenen und verödeten Sternwarte bei Gotha. Ihre Länge beträgt 3014t,396, die Reduction auf den Meereshorizont ist 0t,1667; daher die auf's Meer reducirte Basis 3014t, 2293.[1] Davon ist der log. 3,4791763. 4. Der konstante log. zur Verwandlung der Toisen in preüssische, oder rheinländische Ruthen ist — 0,2860883. Demnach beträgt die

1. Länge der *Seeberger Basis* = 1559,868753 preüss. Ruthen.

Im Jahre 1810 massen von Textor und von Oesfeld zwei Grundlinien Behufs der geodätischen Vermessung der Mark Brandenburg. Die eine dieser Grundlinien liegt ungefähr eilf Meilen östlich von Berlin, zwischen dem Städtchen Selow und der Festung Küstrin. Ihre Lage ist in dem Oder-Bruche, das sich, als ehemaliger Seeboden, durch seine Ebenheit auszeichnet. Sie ist von Norden nach Süden, mit geringer Abweichung nach Osten gerichtet, und hat ihren nördlichen Endpunkt auf der Feldmark des Dorfes Golzow, den südlichen auf der des Dorfes Reüthwen. Da, wo sie die Berlin-Küstriner Strasse, bei Tucheband, durchschneidet, ist sie ungefähr eine Meile westlich von Küstrin entfernt.

Die zweite Basis ist auf der Nordwestseite von Berlin, etwa neünzehntehalb Meilen von der Hauptstadt entfernt. Sie liegt in der West-Priegnitz, nordöstlich von der Stadt Lenzen und unfern der Mecklenburgischen Gränze. Sie ist von Westen nach Osten gerichtet. Ihr westlicher Endpunkt befindet sich auf der Flur des Dorfes Deibow, ihr östlicher auf der des Dorfes Sargleben. Die Messungen haben ergeben die —

2. Länge der *Golzower Grundlinie* = 2219,4 preüss. Ruthen.

3. Länge der *Sarglebener Basis* = 1315,7 „ „

Es ist nicht gesagt, ob diese Grössen die auf die Meeresfläche zurückgeführten Längen ausdrücken,[2] was aber doch sehr wahrscheinlich der Fall ist.

Eilf Jahre später, im Jahre 1821, mass ich eine Grundlinie bei Berlin. Sie liegt auf der, von Berlin nach Königs-Wusterhausen führenden, jetzt in eine Chaussee verwandelten Landstrasse, westlich von dem Dorfe Riksdorf, daher ungefähr in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost, und im Alignement des Thurms der Sophien-Kirche in Berlin. Ihre Länge wurde bestimmt zu 296,954 preüss. Ruthen. Zufolge der im August 1823 vorgenommenen Nivellements betrug die absolute Höhe des nördlichen Endpunktes dieser Basis 163 Fuss, 5 Zoll, und die des südlichen Endpunktes 158 Fuss, 8 Zoll, 2 Linien, daher die mittlere Höhe der Grundlinie 161 Fuss = 13,41 Ruthen preüss. Maass. Den Krümmungs-Halbmesser der Erde in der geographischen Breite der Basis ($52\frac{1}{2}^0$) = log. 6,2295861 in preüss. Ruthen gesetzt, ergiebt sich als Korrection der Werth von 0,004387 preüss. Ruthen, und folglich die auf die Meeresfläche reduzirte —

4. Länge der *Riksdorfer Grundlinie* = 296,949613 pr. Ruthen.

Die Königsberger Basis ist von Bessel und Baeyer im Jahre 1834 gemessen worden. Sie liegt, nordwestlich von Königsberg, ungefähr fünf Viertel Meilen entfernt, auf den Feldern der Güter Trenk und Mednicken, ungefähr in der Richtung von Nordwest nach Nordost. Der nordwestliche Endpunkt ist bei Mednicken, der südöstliche bei Trenk. Die Messung ergab die Länge $934^t,997807$. Die mittlere Höhe der Grundlinie ist aber $16^t,41$. Wenn man den Krümmungs-

Halbmesser der Erde, an dem Orte und in der Richtung der Grundlinie = 3276143^t annimmt, so erhält man hieraus die Reduction der gemessenen Länge auf die Meeresfläche = 4,046 Linien = 0^t,004683. Die auf die Meeresfläche reduzirte Länge der Grundlinie ist daher 934^t,993124 = log. 2,9708084.2,[3] oder, mit Anwendung des oben erwähnten Verwandlungs-Logarithmus, —

5. Länge der *Königsberger Grundlinie* = 483,804666 preüss. Ruthen.

Diese fünf Grundlinien stehen durch Dreiecksketten unter sich in Verbindung; und dadurch gewinnt man ein Mittel, sie mit einander zu vergleichen. Diese Vergleichung findet hier nicht unmittelbar Statt, sondern mittelbar durch Seiten von Dreiecken, welche bei uns in der Nähe von Berlin liegen. Den Dreieck-Messungen zufolge ist, — alle Maasse in preüssischen Ruthen: —

1. Die Seite *Marienthurm* in Berlin und *Kreüzberg* bei Berlin
   a) Zufolge der Riksdorfer Basis 1073,512
   b) Zufolge der Königsberger Basis[4] 1073,611
   Unterschied = $^1/_{10840}$ der ganzen Länge = ... 0,099

2. Die Seite *Marienthurm* in Berlin und *Mariendorf* bei Berlin
   a) Zufolge der Seeberger Basis 2422,030
   b) Zufolge der Golzower Basis 2423,201
   c) Zufolge der Riksdorfer Basis 2422,018
   Unterschied zwischen a u. b = $^1/_{1895}$ der ganzen Länge = 1,171
   Unterschied zwischen b u. c = $^1/_{2040}$ der ganzen Länge = 1,183
   Unterschied zwischen a u. c = $^1/_{201835}$ der ganzen Länge = 0,012

3. Die Seite *Marienthurm* in Berlin und *Spandow*, Nikolai-Thurm
   a) Zufolge der Riksdorfer Basis 3671,943
   b) Zufolge der Königsberger Basis[5] 3671,893
   Unterschied = $^1/_{734400}$ der ganzen Länge = ... 0,050

4. Die Seite *Spandow*, Nikolai-Thurm, und *Eichberg*, Signal.
   a) Zufolge der Riksdorfer Basis 6839,758
   b) Zufolge der Königsberger Basis [6] 6839,761

Unterschied = $^1/_{2279920}$ der ganzen Länge =....... 0,003

5. Die Seite *Potsdam*, Heilige-Geist Thurm, und *Nauen*, Kirchthurm.
   a) Zufolge der Golzower Basis [7] 7112,2
   b) Zufolge der Sarglebener Basis 7113,1
   c) Zufolge der Riksdorfer Basis 7107,455

Unterschied zwischen a u. b = $^1/_{7904}$ der Länge = 0,9
Unterschied zwischen b u. c = $^1/_{1258}$ der Länge = 5,645

Diese Vergleichungen könnten noch weiter fortgeführt werden; allein es wird an den mitgetheilten fünf Dreieckseiten, die vom kleinsten zum grössten Maasse fortschreiten, genügen, um zu zeigen, dass —

1) Die Seeberger, Riksdorfer und Königsberger Grundlinien Resultate gegeben haben, welche so nahe übereinstimmen, dass man die gefundenen Unterschiede gleichsam als Null zu betrachten berechtigt ist, in Erwägung der grossen Zahl von Dreiecken, welche zur Verbindung der drei Grundlinien gedient haben; —

2) Die Golzower und Sarglebener Grundlinien dagegen sehr bedeütende Differenzen mit den drei übrigen Basen darbieten. In den zwei verglichenen Seiten 2 und 5 haben sie das Streben, die Grösse derselben zu vermehren, und zwar um $^1/_{1895}$ und sogar um $^1/_{1258}$ der ganzen Länge, was darauf zurückweisen dürfte, dass die bei der Messung dieser Grundlinien gebrauchten Maasstäbe nicht adjustirt und zu gross gewesen seien.

Die beiden Grundlinien von Golzow und Sargleben stimmen unter sich in der Dreieckseite Potsdam, Heilige-Geist-Kirchthurm, und Nauen, Kirchthurm, bis auf $^1/_{7900}$ der ganzen Länge. So gross ist der Unterschied in keiner der verschiedenen Seiten, welche sich auf die Seeberger, Riksdorfer und Königsberger Basis stützen. Hier

ist die grösste Differenz in der kleinen Seite Marienthurm und Kreüzberg = $^1/_{10840}$ der ganzen Länge.

Es wird nicht uninteressant sein, die Dreiecke selbst kennen zu lernen, welche von der Riksdorfer Grundlinie nach der fünften der oben verglichenen Seiten, der Seite Potsdam — Nauen geführt worden sind. Ihre Zahl belaüft sich auf eilf. Das unten folgende Tableau enthält eine Übersicht dieser Dreiecke mit den sphärischen Winkeln, aber mit Auslassung der, bei trigonometrischen Rechnungen üblichen zwei Spalten der korrigirten sphärischen Winkel und der Chordenwinkel, welche zur Berechnung der Seiten der Dreiecke dienen. Die Länge der Seiten ist in Preüssischen Ruthen angegeben, dem gesetzlichen Maass für geometrische Zwecke. Die Ruthe besteht bekanntlich aus zwölf preüssischen Fuss, deren jeder 139,13 Linien des Pariser Fusses lang ist.

Es ist nicht zu billigen, das, allen unsern bürgerlichen Verhältnissen unbekannte, Mass der französischen Toise oder Klafter in die diesseitige Geodäsie einzuführen. Wozu ein fremdartiges Maass, das für unsere Geometer keinen Sinn hat! Das grösste Längenmaass für itinerarische Zwecke ist bei uns ja nicht die Lieue, sondern die Meile, die zweitausend unserer Ruthen lang ist.

Die Winkel in den hier mitgetheilten eilf Dreiecken sind seit 1821 mit Pistor'schen Repetitions-Theodoliten sehr sorgfältig gemessen, und die Beobachtungen in verschiedenen Jahren öfters wiederholt worden. Die drei ersten Dreiecke, welche Mariendorf, Stralow und das Monument auf dem Kreüz-Berge an die Grundlinie knüpfen, wurden, ausser im Jahre 1821, auch im nächstfolgenden gemessen; im Jahre 1823 aber, als das Nivellement der Riksdorfer Grundlinie vorgenommen wurde, konnten die Winkel-Beobachtungen an den Endpunkten derselben nicht wiederholt werden, weil das Merkzeichen des nördlichen Endpunktes zerstört war.

Die grössern Beobachtungsfehler im siebenten und im neünten Dreieck haben muthmasslich ihren Grund darin, dass die hölzerne Pyramide, welche den trigonometrischen Punkt auf dem Eichberge bei Saarmund bezeichnet, seit dem Jahre 1817, wo sie zum ersten Mal errichtet wurde, öfters erneüert worden ist, was eine Verschie-

Eilf Dreiecke
von der Riksdorfer Basis zur Seite Potsdam-Nauen.

No.	Stations-Punkte.	Gemessene Sphärische Winkel.	Gegenüberstehende Seiten.
I.	Mariendorf, Kirchthurm	12°. 14′. 35″,43	296,9496
	Nördlicher Endpunkt der Basis	53. 7. 51,87	1120,257
	Südlicher Endpunkt der Basis	114. 37. 33,00	1272,944
	Summa ...	180. 0. 0,30	
	Sphärischer Excess	0,01	
	Fehler der Beobachtung ..	— 0,29	
II.	Kreüz-Berg, Monument ...	50°. 18′. 33″,86	
	Mariendorf	51. 6. 18,95	1133,063
	Südlicher Endpunkt der Basis	78. 35. 7,25	1427,021
	Summe ...	180. 0. 0,06	
	Sphärischer Excess	0,04	
	Fehler....	— 0,02	
III.	Stralow, Kirchthurm	38°. 57′. 47″,05	
	Kreüz-Berg............	39. 6. 34,29	1136,640
	Südlicher Endpunkt der Basis	101. 55. 38,75	1762,987
	Summe ...	180. 0. 0,09	
	Sphärischer Excess	0,04	
	Fehler....	— 0,05	
IV.	Marienthurm in Berlin	81°. 29′. 20″,98	
	Stralow...............	37. 1. 50,32	1073,512
	Kreüz-Berg............	61. 28. 49,07	1566,302
	Summe ...	180. 0. 0,37	
	Sphärischer Excess	0,06	Preüssische
	Fehler ...	— 0,31	Ruthen.

Eilf Dreiecke,

von der Riksdorfer Basis zur Seite Potsdam - Nauen.

No.	Stations-Punkte.	Gemessene Sphärische Winkel.	Gegenüberstehende Seiten.
V.	Mariendorf, Kirchthurm ...	38°. 54'. 46",85	
	Marienthurm in Berlin	64. 50. 38,52	2257,052
	Stralow, Kirchthurm......	76. 14. 34,69	2422,018
	Summe ...	180. 0. 0,06	
	Sphärischer Excess	0,12	
	Fehler....	+ 0,06	
VI.	Spandow, Nikolai-Kirchthurm	33°. 27'. 25",84	
	Mariendorf.............	56. 42. 0,38	3671,943
	Marienthurm in Berlin	89. 50. 34,62	4393,269
	Summe ...	180. 0. 0,84	
	Sphärischer Excess	0,32	
	Fehler....	— 0,52	
VII.	Eich-Berg, Signal bei Saarmund	38°. 56'. 55",06	
	Spandow..............	62. 54. 5,98	6221,602
	Mariendorf.............	78. 8. 52,08	6839,758
	Summe ...	179. 59. 53,12	
	Sphärischer Excess	0,96	
	Fehler....	+ 7,84	
VIII.	Potsdam, Heilige-Geist-Thurm	47°. 19'. 11",12	
	Spandow..............	78. 43. 59,35	5860,860
	Mariendorf.............	53. 56. 49,47	4831,464
	Summe ...	179. 59. 59,94	
	Sphärischer Excess	0,74	Preussische
	Fehler....	+ 0,80	Ruthen.

No.	Stations-Punkte.	Gemessene Sphärische Winkel.	Gegenüber-stehende Seiten.
IX.	Eich-Berg, Signal bei Saarmund	69°. 58′. 47″,31	
	Potsdam, Heilige-Geist-Thurm	85. 49. 6,29	6221,179
	Mariendorf, Kirchthurm . . .	24. 12. 2,61	2557,117
	Summe . . .	179. 59. 56,21	
	Sphärischer Excess	0,53	
	Fehler. . . .	+ 4,32	
X.	Potsdam	133°. 8′. 12″,62	
	Spandow	15. 49. 55,14	2557,141
	Eich-Berg	31. 1. 52,25	4831,871
	Summe . . .	180. 0. 0,01	
	Sphärischer Excess	0,32	
	Fehler. . . .	+ 0,31	
XI.	Nauen, Kirchthurm	41°. 46′. 54″,86	
	Spandow.	78. 33. 35,27	7107,455
	Potsdam	59. 39. 30,07	6259,300
	Summe . . .	180. 0. 0,20	
	Sphärischer Excess	1,06	Preussische
	Fehler. . . .	+ 0,86	Ruthen.

Bestimmung des wahrscheinlichen Werthes der Dreieckseiten.

Eichberg-Mariendorf aus den Dreiecken VII und IX = ½ (.,602 + .,179) = 6221,390 = log. 3,793 8874.

Eich-Berg-Potsdam, Heil. Geist, aus den Dreiecken IX und X = ½ (.,117 + .,141) = 2557,129 = log. 3,407 7526.

Potsdam-Spandow, Nicolai-Th., aus den Dreiecken VIII und X = ½ (.,464 + .,871) = 4831,667 = log. 3, 684 0970.

Ist zur Berechnung der Seite Potsdam — Nauen gebraucht worden.

bung aus ihrer ursprünglichen Lage zu Wege gebracht und jene Differenzen im Gefolge haben kann. Diese beiden Dreiecke werden bei gelegener Zeit zu revidiren sein.

Die im Obigen unter 2a angegebene Länge der Seite Marienthurm bei Berlin nach der Seeberger Basis = 2422,030 Ruthen gründet sich auf drei, im Jahre 1821, von mir gemessene Dreiecke, die in der weiter unten folgenden Tabelle unter No. XII, XIII und XIV übersichtlich zusammengestellt sind.

Die Grundlinie für diese Dreiecke ist die, aus den Dreiecken erster Ordnung des Königl. Preüss. Generalstabes entlehnte Seite Col-Berg — Golm-Berg, deren Länge = 10813,28 Ruthen = log. 4,0339574 aus der Seeberger Basis hergeleitet ist.[8]

In diesen drei Dreiecken sind die Winkel bei sehr günstiger Luftbeschaffenheit, doch ohne Anwendung des damals erst bekannt gewordenen und seitdem in allgemeinen Gebrauch genommenen Gaussischen Heliotrops, beobachtet worden. Die Genauigkeit der Messung dieser Dreiecke dürfte wol wenig zu wünschen übrig lassen. Selbst in dem grossen Dreieck No. XII, davon die eine Seite Mariendorf — Golm-Berg über sechs und eine viertel preüssische Meile (= 2000 Ruthen) lang ist, erreicht der Beobachtungs-Fehler noch nicht eine halbe Sekunde!

Auf der beiliegenden Tafel I sind die vierzehn Dreiecke, welche hier besprochen worden, ihrem Zusammenhang nach, bildlich dargestellt, nachdem ich bereits auf der im Jahre 1826 erschienenen trigonometrischen Karte von den Dreiecken erster und zweiter Ordnung der Oder-Strom-Vermessung, welche auf Befehl des *Ministeriums für den Handel, die Gewerbe und das Bauwesen* in den Jahren 1820 bis 1824 von *Assmann* ausgeführt worden ist, einige *der von mir selbst* gemessenen Dreiecke eingetragen hatte.

Da es sich hier nur um die Eingangs erwähnte Grundlinien-Vergleichung, und nicht um eine vollständige Darlegung dieser Messungen handelt, die einer künftigen Mittheilung vorbehalten bleiben möge, so schliesse ich diese Notiz mit dem Bemerken, dass jene trigonometrischen Operationen auch viele Zenith-Distanzen in sich schliessen, welche, da sie, in Folge der mir zu Gebote stehenden Mittel, nicht

Drei Dreiecke

von der Seite Golm-Berg — Col-Berg zur Seite Marienthurm in Berlin — Mariendorf bei Berlin.

No.	Stations-Punkte.	Gemessene Sphärische Winkel.	Gegenüberstehende Seiten.
XII.	Mariendorf	56°. 22'. 0'',13	10813,280
	Col-Berg, Signal.........	74. 50. 59,85	12536,023
	Golm-Berg, Belvedere	48. 47. 4,16	9769,562
	Summe ...	180. 0. 4,14	
	Sphärischer Excess	3,66	
	Fehler....	— 0,48	
XIII.	Schloss Cöpnik, nördl. Pavillon	123°. 41'. 27'',95	
	Mariendorf..............	39. 41. 31,00	7498,912
	Col-Berg	16. 37. 2,51	3357,843
	Summe ...	180. 0. 1,46	
	Sphärischer Excess	0,75	
	Fehler....	— 0,71	
XIV.	Marienthurm in Berlin	61°. 29'. 24'',73	
	Cöpnik	39. 20. 1,59	2422,030
	Mariendorf..............	79. 10. 34,18	3573,241
	Summe ...	180. 0. 0,50	
	Sphärischer Excess.......	0,29	Preussische
	Fehler....	— 0,21	Ruthen.

gleichzeitig beobachtet werden konnten, nur Annäherungen für die daraus abgeleiteten Höhen-Unterschiede gewähren.

Seitdem Baeyer sein schönes geodätisches Nivellement zwischen Swinemünde und Berlin ausgeführt hat, ist es auch möglich geworden, die aus jenen Zenith-Abständen hergeleiteten Niveau-Differenzen auf die Meeresfläche mit grösserer Bestimmtheit zurück zu führen, als dieses vor Baeyer's Operation möglich war. Denn sie haben alle den Knopf des Marienthurms in Berlin zum Ausgangspunkte, und dieser erhebt sich, nach Baeyer, 62t,099 über den mittlern Wasserstand der Ostsee im Swinemünder Hafen.

Ich wähle aber den Nullpunkt des Pegels im dortigen Hafen zum allgemeinen Vergleichungs-Punkt; und dieser liegt 3′ 6″,025 = 3′,502 preüss. Maass unter dem mittlern Wasserstand. Hiernach wird die Höhe des Knopfs des Marienthurms zu Berlin = 389′,137 preüss Maass über 0 S. (d. h. über den Nullpunkt des Swinemünder Pegels).

Diese Zahl zum Grunde gelegt, ergiebt sich die Höhe über 0 S. von —

Col-Berg, Fernrohraxe .... 329′,576
Eich-Berg, Erdboden, Mittel von 7 Messungen 327,362
Golm-Berg, Dachspitze des Belvedere............ 607,123
„ „ Scheitel des Berges................. 564,688

Mit den Zenith-Abständen sind auch auf jeder trigonometrischen Station zahlreiche Beobachtungen an dem Barometer in Verbindung gesetzt worden. So wurde bereits im Jahre 1818 auf dem Golm-Berge das Barometer beobachtet. Durch korrespondirende Beobachtungen in Saarmund und in Berlin ergeben 32 Aufzeichnungen in den Tagen vom 22. Oktober bis 4. November die Höhe des Golm-Berges, Scheitel, über 0 S. .... 563′,869 ein Resultat, welches von dem geodätischen noch nicht um einen ganzen Fuss abweicht.

Ein anderer trigonometrischer Punkt, dessen Höhe durch Zenith-Abstände ermittelt wurde, ist der Glinitz-Berg, nördlich vom Städtchen Trebbin. Die Höhe dieses Berges über 0 S. beträgt 334′,676 und zwar wurde sie gefunden durch Messungen: —

	Ruthen.
Nach dem Marienthurm in Berlin	28,0734
Nach dem Telegraphen bei Stolpe	27,8051
Von eben denmselben	28,0636
Vom Heide-Berg bei Ferrich	27,6498
der wahrscheinliche Werth ist demnach	27,8980(m)

Nach der Methode der kleinsten Quadrate findet man den wahrscheinlichen Fehler der einzelnen Beobachtung = 0,1284 und den wahrscheinlichen Fehler des arithmetischen Mittels (m) = 0,0805 oder 11″ 7‴; also beträgt er noch nicht einen vollen Fuss.

Auf die trigonometrischen Arbeiten, welche Textor und Oesfeld 1810 ausgeführt, und 1811 fortgesetzt haben, stützt sich die Karte vom Regierungs-Bezirke Potsdam, die Engelhardt auf vier Blättern ans Licht gestellt hat. Ihr Maasstab ist $^1/_{288\cdot000}$ der natürlichen Länge, also nicht gross genug, um die Differenzen merkbar zu machen, welche oben zwischen den Golzow-Sarglebener Grundlinien und der Riksdorfer Basis nachgewiesen wurden. Denn der Unterschied von 5,645 Ruthen in der Dreieckseite Potsdam — Nauen hat auf der Karte einen Werth von zwei Hunderttheilen einer Dezimal-Linie, eine Grösse, die nur mit dem feinsten Haarzirkel abgemessen und daher als physischer Punkt angesehen werden kann. Bedenklicher für die Karte würde es sein, wenn die bei Textor's und Oesfeld's Dreiecken zum Vorschein gekommenen Differenzen wachsend wären; allein dies ist nicht wahrscheinlich, weil die Grundlinien von Golzow und Sargleben in ihrer gemeinschaftlichen Seite Potsdam — Nauen, welche etwa in der Mitte zwischen Beiden liegt, nur um $^1/_{7900}$ der ganzen Länge verschieden sind. *Berghaus.*

Anmerkungen.

[1] (p. 43.) Durch die Verbindung dieser Basis mit den in Frankreich, am Rhein und in England gemessenen Grundlinien ergiebt sich die Länge der Seeberger Basis, nach der Basis von: —

Melun	= 3014t,0357	Darmstadt	= 3013t,6098
Ensisheim ..	= 3013,5908	Romney-March	= 3014,2174

Die geringste Verschiedenheit ist also mit der englischen Grundlinie. Der Unterschied beträgt nur 0t,0119 oder etwa 8 Zoll. (Instruction für die topographischen Arbeiten des Königl. Preüss. Generalstabes 1821).

[2] (p. 44.) Zach's monatliche Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde; August 1811. Band XXIV, p. 106.

[3] (p. 45.) Bessel's und Baeyer's Gradmessung in Ostpreüssen und ihre Verbindung mit Preüssischen und Russischen Dreieckketten. Berlin 1838, p. 51, 166.

[4] (p. 45.) Nach den Dreiecken des K. Preüss. Generalstabes ist die aus der Königsberger Grundlinie hergeleitete Seite Marienthurm — Kreüzberg = log. 3,3169354 Toisen — Verwandlungs-log. 0,2860883 = log. 3.0308471 Ruthen (Baeyer's Nivellement von Swinemünde nach Berlin, S. 53.)

[5] (p. 45.) Nach eben denselben Seite Marienthurm — Spandow = log. 3,8509783 — log. 0,2860883 = log. 3,5648900 Ruthen (A. a. O. p. 53).

[6] (p. 46.) Desgleichen die Seite Spandow — Eichberg bei Saarmund = log. 4,1211293 — log. 0,2860883 = log. 3,8350410 Ruthen (A. a. O. p. 53).

[7] (p. 46.) Zach's monatliche Korrespondenz, Band XXIV, p. 106.

[8] (p. 51.) Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander von Humboldt besorgt von Heinrich Berghaus und Vollrath Hoffmann. III. Band, 1825, S. 337—339, 368.

Höhenmessungen

in

Thüringen, — Erfurt und seinen Umgebungen.

Von

F. A. Fils,
Königl. Preüss. Hauptmann der Artillerie.

Der unermüdliche Hypsometer Fils, den ich vor nun zwanzig Jahren in den Kreis der — „messenden" Geographen einzuführen die Freüde gehabt habe, fährt fort, dem Nivellement von Thüringen Zeit und Kräfte zu widmen. Von Sömmerda (wo er als Director der dortigen Gewehr-Fabrik fungirt) schrieb er mir unterm 18. März 1846: — „In der Beilage empfangen Sie ein Zeichen meines Daseins und den Beweis, dass ich ab und zu immer noch den Höhen-

messungen Thüringen's zugethan bin. In der Zeit meines fünfjährigen Hierseins habe ich viele interessante Punkte im Innern Thüringens neü gemessen, und wäre somit wol im Stande, eine neüe Bearbeitung der Hoff'schen Höhen zu geben". — Fils meint hier das Buch: „Höhenmessungen in und um Thüringen, gesammelt, verglichen und mit einigen Bemerkungen begleitet von K. E. A. von Hoff. Gotha, bei J. Perthes, 1833", wozu er bekanntlich eine so reiche Sammlung von Beiträgen geliefert hat; — ich darf hinzufügen, dass die Abfassung dieses Buchs seit 1825 von mir veranlasst worden ist.

Die Beilage, deren Fils in seinem Schreiben erwähnt, ist ein Blatt des „Allgemeinen Anzeigers der Deütschen", No. 74, vom 16. März 1846, worin er eine kurze Notiz über die Höhe von Erfurt giebt, indem er die Barometer-Messungen mit dem Ergebniss des Eisenbahn-Nivellements vergleicht. Ich lasse diese Notiz hier folgen:

Die absolute Höhe von Erfurt.

Bekanntlich sind zur Fundamentirung aller Vorarbeiten für die Eisenbahnbauten sehr genaue Nivellements der bezüglichen Linie erforderlich. Eine solche Abwägung ist natürlich auch für den Thüringischen Schienenweg vorgenommen, die mit der Halle-Berliner Bahn und dadurch mit der bekannten absoluten Höhe von Berlin in eine solche Verbindung gesetzt worden ist, dass auf den bezüglichen Bau-Profilen die relativen Höhen sowol, wie auch die *absoluten* (oder See-) Höhen, für jeden nivellirten Punkt abzulesen sind. — Diess hat mir, durch die besondere Gefälligkeit des Herrn Oberingenieürs der thüringischen Eisenbahnbauten, Gelegenheit gegeben, die bekannten barometrisch gemessenen Seehöhen von *Erfurt* mit den erstgenannten Nivellements-Resultaten zu vergleichen.

Bekanntlich existiren mehrere barometrisch bestimmte Höhenangaben von Erfurt, und zwar:

a) Gasthof zum weissen Ross 1 Treppe hoch, nach Prof. Hoffmann (Geograph. Zeitung der Hertha, Bd. 12, S. 120) 689,8 Par. Fuss.

b) Gasthof zum Schlehendorn, 20 Fuss über dem Pflaster, nach von Hoff (dessen Höhenmessungen in und um Thüringen, 1833, S. 56) .... 641,2 Par. Fuss.

c) Das Gartenhaus am Pförtchen, 8 Fuss über der Gera, nach Fils (gemessen 1827, geograph. Zeitung der Hertha, Bd. 12, 1828, S. 107) .... 635,3 Par. Fuss.

Wer die Lokalität bei Erfurt kennt, wird zugeben, dass eine Vergleichung des gemessenen Punktes ad c. mit dem nahegelegenen nivellirten Bahnhofe zu Erfurt am ersten zulässig ist.

Nun ist letzterer nach dem Eisenbahn-Nivellement 640,7 Par. Fuss hoch. Diess gäbe, verglichen mit meiner Barometermessung, nur eine Differenz von ca. 5 Fuss, die, genau genommen, noch in der Höhenverschiedenheit der beiden gemessenen Punkte liegen wird.

Jeden Falls ist dieses übereinstimmende Resultat beider Messungen, die auf so sehr verschiedene Weise erzielt worden sind, ein so erfreuliches, dass hierdurch das Vertrauen zu guten und sorgfältig angestellten Barometer-Messungen in hohem Grade gestärkt werden muss.

Sömmerda, den 10. März 1846.

Eine weitere Mittheilung neüer Ergebnisse seiner fortgesetzten Barometer-Beobachtungen theilt Fils in demselben Blatte, No. 86. vom 28. März 1847, S. 1090 — 91 mit, die ich gleichfalls hier einschalte: —

Die absolute Höhe einiger barometrisch gemessenen Punkte in der Gegend von Erfurt. Bei der Annahme von Arnstadt = 897,4 und Jena = 502,6 Pariser Fuss.

	Über dem Meere
Erfurt, Boden am Pförtchen	635
Plateau des Petersberges (2 Beobachtungen)	744
Die Krone des südlichen Thurmes auf der Cyriaxburg (8 Beobachtungen	847
Das Steigerhaus, Fuss desselben (3 Beobachtungen)	678
Friedrich-Wilhelms-Höhe im Steigerwald (3 Beobachtungen) .	807
Erfurter Schiesshaus, Fuss (3 Beobachtungen)	738
Chaussée am Waldschlösschen	1061
Dorf Roda, Garten des Gasthofes	917
Bechstedtwagd, oberes Ende	1141
Riechheimer Berg	1586

	Über dem Meere.
Forsthaus Willrode, im Steigerwalde	1269
Vorwerk Schönthal, die Strasse vor dem Hofe	1030
Melchendorf, Fuss des Hauses No. 52.	799
Schmiera, tiefster Punkt der Chaussée im Dorfe	865
Marbach, Fuss der Kirche	776
Salomonsborn, desgleichen	1004
Alach, Boden am Wirthshause	972
Bienstedter Warte	1222
Erfurter Johannes-Ried, oder Fuss der Rothen Bergs, auf dessen Südseite	585
Der Rothe Berg, Fuss des Pavillons	710
Stotternheim, Platz vor dem Wirthshause (6 Beobachtungen).	572
Gramm-Mühle, Oberwasser	493
Kranichborn, Fuss der Kirche	565
Kranichborner Hügel, an der Sömmerdaer Strasse	658
Sömmerda, meine Wohnung, Haus No. 477, Fensterbrustwehr, eine Treppe hoch (Mittel aus 138 Beobachtungen)	452
Boden vor meinem Hause	488

Sömmerda, März 1847.

In dem Eingangs erwähnten Schreiben bemerkte Fils: — „Diesen Sommer muss ich meiner Gesundheit halber Kissingen besuchen, hoffe, dabei auch das nahe Rhön-Gebirge mit dem Barometer zu durchkreüzen. Was giebt's für diese Partie an guten Karten, Höhenmessungen und Beschreibungen? Ist die baierische Generalstabs-Karte in diesem nördlichen Theile ganz heraus? Kann man einzelne Blätter bekommen, und was kosten sie? Welche nahe korrespondirende Beobachter für Barometer-Messungen jener Gegend giebt es dort wol? Dreissigacker und Meiningen? Bitte, haben Sie irgend eine Viertelstunde frei, belehren Sie mich über diese Fragen, und theilen Sie mir mit, was sonst für jenen Zweck zu wissen interessant und wichtig sein könnte." Ich habe sie, nach meinem besten Wissen, beantwortet. Die hypsometrischen Früchte seiner Kissinger Kurzeit hat Fils bereits früher mitgetheilt (s. diese Zeitschrift, VI. Band, S. 119—123). *Berghaus.*

Ueber das Klima der Äquatorial-Zone von Afrika,

an der Guinea-Küste.

Vom HERAUSGEBER.

Bekanntlich verdankt die vergleichende Klimatologie den gründlichen Bemühungen des gelehrten Schouw eine Bestimmung der Temperatur der Äquatorial-Zone von Afrika, indem er die, von dem dänischen Arzte Isert an der Küste von Guinea während der Jahre 1783—85 angestellten Thermometer-Beobachtungen [1] in Rechnung gezogen hat.

Es folgt daraus für die Atmosphäre am Meerestrande von Guinea, ungefähr unter der geographischen Breite von 6° N. eine mittlere Jahreswärme von 27°,42 C.,[2] sehr nahe übereinstimmend mit den analogen Erfahrungen im Äquatorial-Gebiete von Amerika.

Neüere Beobachtungen weichen von diesem Resultate der Isert'schen nicht unbedeütend ab, und geben für die Guinea-Küste einen so niedrigen Thermometerstand, dass man sich gleichsam ausserhalb der Tropen-Zone, oder mindestens an einen ihrer Ränder, weit weg vom Äquator, versetzt wähnen mögte.

Vierzehnmonatliche Beobachtungen in den Jahren 1840 und 1841, welche Dr. McGill am Kap Palmas, in 4° 22′ N. und 10° 4′ W. Paris angestellt hat,[3] geben nach gehöriger Reduction und Korrection[4] ein Jahresmittel von nur 25°,77 C., nur wenig höher, als die Temperatur der, am Wendekreise belegenen, Habana.

Das Minimum fällt auf den Monat Juli, wo SW. und S., also Seewinde geweht haben; das Maximum ist im Monat April gewesen bei NO. Wind; die Extreme sind 23°,0 und 27°,8, nämlich der erwähnten Monatsmittel.

Ausser den Thermometer-Beobachtungen hat McGill auch Messungen über das Quantum des Regens angestellt. Es finden danach am Kap Palmas vier Jahreszeiten Statt: Die erste Regenzeit ist in

den Monaten Mai und Juni; die zweite im Oktober; alle übrigen Monate machen die trockenen Jahreszeiten aus, in denen es jedoch nicht absolut an Regen fehlt, mit Ausnahme der Monate Juli und August, wo es 1840 gar nicht regnete. Die Regenhöhe, welche 6'.10,$^1/_2$ englisch Maass = 6'. 5". 1''',54 = 77'',3 pariser Maass beträgt, erklärt vielleicht den niedrigen Wärmegrad vom Palmen-Vorgebirge.

Ich schalte die Original-Tabelle von McGill hier ein. Die Temperatur ist natürlicher Weise nach der Fahrenheit'schen Thermometer-Skala, die Regenmenge nach englischem Maasse angegeben.

1840.	Temperatur. 8 V.M.	12 M.	6 N.M.	Regen. Zoll.	Bemerkungen.
Januar . . .	76,0	85,5	79,5	4,26	Wind in der Morgenstunde von NO., dieser macht dem Seewinde Platz. Angenehmes Wetter, mit Regen genug, um es angenehm zu machen und die Vegetation zu nähren.
Februar . .	80,0	78,0	72,5	2,39	
März	81,0	86,0	82,0	5,24	
April	81,0	87,0	82,0	6,29	
Mai	79,0	82,5	79,5	29,04	Regen fast jeden Tag. Wind veränderlich, doch sehr selten vom Lande.
Juni	78,5	80,0	78,0	6,93	
Juli	76,7	79,7	76,0	—	Wind aus SW. und S.
August . . .	76,0	80,0	76,0	—	
September	77,5	81,3	78,5	3,53	Stürmisches und unangenehmes Wetter. Wind südlich. Der Regen beginnt wieder.
Oktober . .	79,5	83,5	79,5	11,63	
November .	81,0	86,0	81,5	7,65	Trockne Jahreszeit. Landwind, Morgens Seewind.
December .	75,0	86,0	80,0	3,08	
1841.					
Mai	80,0	83,0	80,5	12,35	Regen fast alle Tage, heftige Tornados. Unregelmässiger Wind.
Juni	78,2	80,0	78,0	28,55	

1841. Die Regenzeit begann um die Mitte des Monats Mai, trotz dem hatten wir den Landwind fast jeden Morgen, was als ungewöhnlich zu betrachten ist und den gesunden Zustand von Kap Palmas erklärt.

Die Jahreszeit hat sich nicht mit den heftigen Tornados angekündigt, welche ihr sonst vorherzugehen pflegen.

Anmerkungen.

[1] Paul Erdmann Isert's, ehemal. Königl. Dänischer Oberarzt in den Besitzungen in Afrika, Reise nach Guinea und den Caribäischen Inseln in Columbien, in Briefen an seine Freünde beschrieben. Kopenhagen 1788.

[2] Berghaus' und Hoffmann's Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde, Bd. X, S. 367—375. — Berghaus' Physikalischer Atlas, Bd. I, S. 14. — Schouw, Tableau du climat et de la végétation de l'Italie, Copenhague 1839, vol. I, p. 120, 121. In dem zuletzt erwähnten Werke hat Schouw auch die Beobachtungen in Rechnung genommen, welche von Trentepohl und Chenon zu Christiansburg unter 5° 5′ N. drei bis vier Jahre lang (März 1829 — October 1831, und vom Januar 1831 — Januar 1833) angestellt worden sind. Die Beobachtungsstunden waren 6—7, 9, 12, 4, 9, —10. Das reduzirte und korrigirte Mittel stimmt mit Isert's sehr nahe überein; es ist 27°,22 C.

3. The Friend of Africa. By the Comittee of the Society for the Exstinction of the slave trade and for the civilization of Africa. No. 13, London, November 1841. vol. I, p. 208.

[4] Die Beobachtungsstunden von 8, 12 und 6 erfordern eine Verbesserung von — 0°,86, welche bei dem obigen Mittelwerthe angebracht ist.

Regenmenge in Vandiemens-Land.

Vom HERAUSGEBER.

England's Klima ist durch seine grosse Feüchtigkeit bekannt; der englische Landwirth ist daher von Jugend an darauf bedacht, diesen Zustand seines Himmels für seine Zwecke gehörig zu benutzen. Welch' einen Gegensatz fand er, wenn er sich nach Australien übersiedelte!

Das Klima von Australien zeichnet sich durch seine grosse Trockenheit, eben nicht vortheilhaft, aus. Eins der Hauptobjecte, nach dem der Ackerbau daselbst zu trachten hat, besteht demnach darin, den Boden so viel als möglich mit Feüchtigkeit zu tränken. Die zwei Länder stehen in dieser Beziehung einander gerade gegen-

über. *Entwässerung* ist die grosse moderne Verbesserung im britischen Ackerbau, *Bewässerung*, eine künstlich und geschickt bewirkte, ist dagegen das Haupt-Erforderniss in Australien. Die Erfolge, welche die freilich noch sehr geringen und unvollkommenen Bewässerungs-Versuche gekrönt haben, beweisen zur Genüge die ungeheüere Ausdehnung, zu der ihre allgemeine Anwendung den landwirthschaftlichen Wohlstand der Kolonie steigern kann; während die Lässigkeit ihrer Einführung, und die Seltenheit und Langsamkeit, mit der das erste Beispiel befolgt worden ist, einen auffallenden Beweis giebt, wie schwer es dem Menschen wird, seine alten Gebraüche und Gewohnheiten aufzugeben, selbst dann, wenn augenscheinliche Verhältnisse obwalten, die ihn zur Veränderung seiner bisherigen Ansichten auf's Dringendste auffordern.

Der Unterschied zwischen England und Australien liegt aber weniger in der absoluten Menge des Regens, welcher im Jahre fällt, als in der Vertheilung des Regens in die Jahreszeiten. Jene ist in den Küstenstrichen von Neü-Süd-Wales sogar grösser, als im ebenen Lande der Britischen Inseln; denn während sie hier 23'' (pariser Maass) beträgt, ist sie nach den zu Sidney und Paramatta angestellten Beobachtungen 25'' 4''' bis 27''. In England, und auf den Britischen Inseln überhaupt, regnet es aber das ganze Jahr hindurch, und es ist nur eine schwache Andeütung, dass der Herbst gegen die übrigen Jahreszeiten ein Übergewicht habe. Ganz anders verhält es sich in Neü-Süd-Wales. Hier bildet, nach den Beobachtungen in Paramatta, der Herbst entschieden die Regenzeit; es regnet auch noch ziemlich ansehnlich im Sommer, weniger im Frühling, sehr wenig, oder fast gar nicht im Winter.[1]

Anders stellen sich die Verhältnisse auf Vandiemensland. In Hobarttown beträgt die Regenmenge 21'' 4''', in Albany 30'' 9'''. Davon fällt am meisten im Winter, am wenigsten im Sommer und Herbst[2]. Dieses Gesetz für die Vertheilung des jährlichen Regenquantums bestätigt sich durch eine längere Reihe von Regenbeobtungen, welche in dem Etablissement angestellt worden sind[3], welches die Vandiemens-Land-Kompagnie auf Hampshire Hills besitzt. Diese Niederlassung ist im nordwestlichen Theil der Insel, unter etwa

41° 1/4 S. belegen, und ihre Höhe über der Meeresfläche, in der Nähe von höheren Bergen, beträgt 1348 engl. Fuss = 211t. Eine fünfjährige Reihe von, wie es scheint, sehr sorgfältigen Beobachtungen, giebt die: —

Jährliche Regenmenge von Hampshire Hills = 64″,04 engl. = 60′,8 pariser Maass, und die Vertheilung derselben in die Jahreszeiten = Winter 33, Frühling 26, Sommer 15, Herbst 15 Prozent. Auch diese Original-Tabelle schalte ich hier ein. Es erhellt aus ihr, dass das grösste Regenquantum, welches innerhalb dieser fünf Jahre, an einem Tage, oder in vier und zwanzig Stunden gefallen ist, 4,78 engl. Zoll betragen hat: es war im Juli 1835.

Nachweisung des Regenfalls auf der Niederlassung Hampshire Hills während der Jahre 1835 — 1839, von Joseph *Milligan*, Esq.

(Englisches Maass: Zolle.)

Monate.	Ganze Regenmenge im Monat während 5 Jahren.	Maximum in 24 Stunden.	Monatlicher Regenfall.	Maximum in 24 Stunden.	Monatlicher Regenfall.	Maximum in 24 Stunden.	Monatlicher Regenfall.	Maximum in 24 Stunden.	Monatlicher Regenfall.	Maximum in 24 Stunden.	Monatlicher Regenfall.
		1835.		1836.		1837.		1838.		1839.	
Januar	18,98	—	2,52	1,31	4,24	1,86	4,58	1,10	3,70	0,90	3,94
Februar	14,82	1,29	1,99	1,05	5,48	0,40	0,79	2,30	4,10	1,08	2,46
März	15,85	2,14	3,13	1,20	2,78	1,38	4,58	0,57	2,27	0,91	3,09
April	23,18	0,60	2,83	1,34	5,54	1,82	6,55	1,15	5,79	1,07	2,47
Mai	43,72	1,53	6,20	4,26	13,22	1,52	7,08	2,62	9,88	3,16	7,34
Juni	27,79	1,31	9,04	1,86	4,67	2,68	13,79	1,91	11,08	1,19	4,21
Juli	44,94	0,95	6,51	4,78	7,50	2,21	11,55	2,34	13,81	1.36	5,57
August	32,59	0,82	4,64	2,14	9,07	1,58	7,70	1,89	4.62	1,40	6,57
September	31,52	1,35	8,98	0,67	3,27	1,97	7,30	1,14	7,23	0,97	4,74
Oktober	35,24	1,90	7,78	1,28	9,70	1,56	7,33	1,55	4,78	1,51	5,65
November	16,79	0,35	1,03	0,92	5,47	0,86	3,71	0,89	1,98	1,28	4,60
December	16,78	0,39	1,10	0,91	4,22	1,30	5,63	0,52	1,23	2,27	4,60
5 Jahre	320,10		55,75		75,16		80,59		70,47		55.23

Anmerkungen.

[1] Physikalischer Atlas, Bd. I, Abtheil. I, No. 12.

[2] Ebendaselbst.

[3] The Tasmian Journal of Natural Science, Agriculture, Statistics etc. Van Diemen's Land 1841. vol. I, No. 1, p. 78.

Über die geologische

Beschaffenheit der Kedah-Küste,

und die Emporhebung der ganzen Westseite der Malayischen Halbinsel.

Von J. R. LAGAN, Esq.

. . . Wir hatten viel geplaudert über die Rückkehr der Malayen nach Kedah, die Paddy (Reis-) Ärnten, die Jahreszeiten und meines Wirths (eines Malayen) eigne Geschichte und die seiner Familie, als wir endlich auf eine geologische Diskussion über den oceanischen Ursprung der Ebene zu sprechen kamen.

Als schlagender Beweis für diesen Ursprung, wurde angeführt, dass ein Permatang (Hügel) östlich vom Búkit Tangah (Berg der Mitte), Namens Permatang Batú, fast ganz aus Seemuscheln bestehe, und dass Muscheln in grosser Menge auch auf dem Gipfel des Búkit Dúraku Dschúrú, eines niedrigen Berges etwas nordwestlich vom Búkit Tangah vorkämen. Ich war begierig, diese merkwürdige Ablagerung zu sehen, weshalb wir uns auf den Weg machten, der uns durch eine Menge Paddy-Felder führte, welche zwischen beiden Bergen liegen.

Die Hügel, denn es sind ihrer zwei, gränzen dicht an's Mangrove-Dickicht und sind in einer verhältnissmässig jüngern Periode Eilande, oder vielmehr nur Eine Insel gewesen. Der Hügel zunächst um Búkit Tangah wurde zuerst bestiegen. Der Pfad führte über eine Marke, welche westlich in die Ebene ausläüft auf einer Länge von vielleicht 80 bis 100 Fuss; doch konnte ich diese nicht wohl beurtheilen. Da, wo der Pfad die Marke kreüzte, war sie ungefähr 15 Fuss über der Paddy-Ebene. Die Spitze, so weit ich sie untersuchen konnte, bestand ganz aus neüern Seemuscheln, die sehr dicht zusammen, in einem harten, schwärzlichen Boden eingebettet lagen. an einer oder zwei Stellen bemerkte ich Granit zu Tage kommen.

Wir stiegen auf der andern Seite dieser Marke in die Vertiefung zwischen dem nördlichen und südlichen Hügel hinab. Sie ist, wie der Abhang des südlichen Berges, mit Obstbaümen besetzt, hauptsächlich mit prachtvollen Dúreyans (Durio Tibethinus L.), von einer Höhe, wie ich mich nicht erinnere, sie anderswo gesehen zu haben.

Dann erstiegen wir den Gipfel des südlichen Berges, der aus grossen runden Granitfelsen zusammengesetzt ist. Auf der Mittagsseite des andern Berges ist eine andere Pflanzung, oder Kampong, die einem vormaligen Panghúlú (d. i.: besoldetem Vorsteher) Mokim gehört. Diese Pflanzung muss, nach dem Ansehen der Kokospalmen und anderen Baüme zu urtheilen, sehr alt sein.

Eine Strasse laüft von dieser Kampong durch die Mangroven nach einem Kriek, der in den nördlichen Paddy-Ebenen entsteht, sich nach diesem Punkte schlängelt und dann nördlich zum Dschúrú Fluss laüft. Boote von 6 Kóyans (1 Kóyan = 6400? oder 60.033? Pfund) können den Kriek bis zu dieser Stelle befahren. Am Boden der östlichen Seite des nördlichen Berges liegen unermessliche runde und platte Granitmassen mit tiefen Löchern dazwischen und über einen beträchtlichen Raum zerstreüt.

Sie sind zu gross, als dass sie hätten von dem sanften Abhang des Hügels herabgleiten können; auch vermogte es nicht der Regen, die Erde wegzuwaschen, so dass man ohne Zweifel annehmen kann, es sei dies ein Werk der Meeresfluthen und Wogen, die jetzt eine geographische Meile von hier entfernt sind, mit Ausnahme des Krieks, in dem die Fluth heraufsteigt.

Der Boden des Búkit Tangah ist grobkörniger Granit. Hier ist ein Brunnen und ein Tank (Cisterne) angelegt, ersterer von bedeütender Tiefe, die, soweit ich hinabsehen konnte, etwa 8 Fuss tief, überall Granit zeigte. Wasser findet man in Menge rund um den Berg, wenn man auch nur wenig nachgräbt; aber der Boden ist wegen des vorherrschenden Quarzes nicht fruchtbar.

Die Malayen versichern, dass man überall in der Ebene beim Graben von Brunnen in der Meereshöhe auf Seemuscheln stosse, und dass Seeschlamm allgemein der Unterboden der flachen Küstenstriche

sei. Allgemein ist der Glaube unter ihnen verbreitet, dass die See ehedem auf ihren Paddy-Feldern gewogt habe, und dass die Permatangs Sandbänke gewesen seien. Man kann in der That auch nicht daran zweifeln, dass die langen Sandränder, welche das lehmige oder vegetabilische Alluvium dieser Ebene durchschneiden, nach und nach die Strand-Linien des Meeres waren; und es ist höchst wahrscheinlich, dass, wenigstens einige derselben, bevor sie mit dem Lande vereinigt, oder über die Oberfläche des Meeres emporgehoben wurden, in der Meerenge als Bänke existirten. Zuweilen sind diese Strandlinien oder alten Meeresufer ziemlich breit, allemal aber erstrecken sie sich der Länge nach sehr weit.

Abends passirte ich die Ebene von Búkit Mérah nach Permatang Pasír und schnitt sie nach Búkit Dschalútong, der aus demselben Gestein und Boden besteht, als Búkit Mérah. Die Farbe wechselt bedeütend; an seiner NO. Ecke hat er eine röthere Farbe, als auf der Seite, welche Mérah unmittelbar gegenüber liegt; ein feiner weisser Thon, in jeder Beziehung, ausser der Farbe, ihm vollkommen gleichend, wird daselbst auch gefunden, und mehrere andere Zwischenfarben, wie gelb, blassroth u. s. w., in welcher Beziehung, so wie in den abwechselnden Farben-Schattirungen, Permatang Pasír den Thonschichten des Perl-Berges bei Singapúr gleicht. Der Thon ist in seinen Theilchen so fein und drückt sich so schnell zusammen, dass er wie Kreide und Schiefer zum Poliren gebraucht werden kann. Sein Strich hat die Farbe des Thons, mit Ausnahme einiger lohfarbigen Steine, die einen rothen Strich geben.

Am Fusse dieses Theils des Berges liegen einige grosse Bruchstücke eines härteren Gesteins zerstreüt, das sich im Ausehen verschiedenen Varietäten des Laterits nähert, besonders wegen seiner dunkeln oder schwärzlichen Färbung, aber er giebt einen rothen Strich, wie der so eben erwähnte weiche Thon. Dicht an der Oberfläche, besonders in dem Durchschnitt der obern Seite der Strasse, welche gegenwärtig (1845) längs des Nordrandes des Berges angelegt wird, sieht man ein unregelmässiges Lager von einem verhärteten sandigen Stein, welches vollkommen dem gleicht, was einige Laterit-Berge charakterisirt.

Der obere Theil des Bukit Merah ist voll von diesen Sandmassen. Diese verhärteten schwärzlichen Fragmente und Sandmassen sind ohne Zweifel der Thon, aus dem die Berge bestehen, in verschiedenen Graden von vulkanischer Wirkung und grösserer Emporhebung metamorphosiret und in Spalten, deren Lauf man unbedenklich finden würde, wenn Durchschnitte gemacht werden sollten, emporgetrieben, in Gestalt von Gängen und Adern, wie es so oft in den Singapúr-Bergen der Fall ist. Diese Berge können als Glieder der semi-vulkanischen Zone der Malacca-Strasse angesehen werden.

An dem Punkt des Búkit Dschalútong, den ich besuchte, fängt der Sandboden von Permatang Pasír an. Auf dieser Ebene ist, ungefähr zwanzig Fuss vom Fuss der Berge, ein Brunnen gegraben worden, der, drei Fuss tief, eine Schicht weissen Thons enthält, dessen Textur dieselbe ist, wie das Gestein des Berges. Am Abhange des Berges stehen einige Kaffeebaüme, die aber, wegen Mangels an Schatten, nicht zur Blühte kommen können. Die Vegetation auf diesen roth-thonigen Bergen zeichnet sich durch ihre dunkelgrüne Farbe aus. Die Muskatnuss-Baüme, womit Búkit Mérah bedeckt ist, sind entschieden die schönsten in den hiesigen Niederlassungen; ihr dichtes dunkles Laub giebt ihnen in der That ein gar eigenthümliches Ansehen. Diese Berge haben nicht, wie Búkit Tangah, Quellen. Der Boden ist ein lehmiger Thon, und ganz ähnlich den schöneren (nicht kalkigen) Mergeln des Devonischen Systems; seine Farbe ist dunkelroth, daher der Name des Berges Búkit-Mérah, d. h. Rother Berg. Ausser dem vulkanischen Geröll sieht man auch kleine Quarzstücke dazwischen liegen. Der Berg ist ungefähr eine deutsche Meile von der gegenwärtigen Seeküste entfernt.

Urtheilt man nach dem steilen, scharfen Ansehen ihres Seeabhangs (desjenigen, welcher den Wogen entgegenstand, die aus der Bai von Bengal hereinrollten), so wie nach der allgemeinen Configuration, so darf man den Schluss ziehen, dass ein beträchtlicher Theil dieser Berge vom Meere verschlungen wurde, und ihr Dasein als Insel während einer langen Periode dauerte, auf die dann ihre Emporhebung erfolgte.

Fährt man längs der Westküste der Halbinsel von Pinang nach Kap Ratschado, so erblickt man, fast auf der ganzen Strecke, eine hohe Kette, oder vielmehr Gebirgsreihen im Binnenlande, welche nach ihren scharfzugespitzten Gipfeln, nach dem Detritus, welchen die Flüsse herabführen, so wie nach den Beobachtungen zu urtheilen, welche an einigen Punkten derselben, die erreicht werden konnten, gemacht wurden, zum grossen Theil aus plutonischen Felsarten bestehen. Vor dieser Kette unterscheiden wir einen breiten Landstrich, der oft ganz platt erscheint und Meilen weit nur wenig über die Meeresfläche hervorragt; aber es ragen aus dieser Ebene zuweilen niedrige Berge, wie Inseln aus dem Meere, empor. Diese Berge stehen haüfig ganz einzeln und in grosser Entfernung von der Centralkette, oder dicht am Meere. Weiter landein scheinen sie durchgängig Gruppen zu bilden, und gegen das Gebirge hin scheint das Land bergig und wellenförmig zu sein.

Bei Malacca sind diese niedrigen Berge hin und wieder dicht gruppirt und mit Rollsteinen, Schlacken und Bruchstücken umgewandelter Felsarten überschüttet, die genau eben dieselben sind, welche man auf einigen Singapúr-Bergen findet, was meines Erachtens auf jeden Fall auf vulkanische Eruptions-Spalten hinweis't, die sich gleichzeitig mit der Emporhebung der Berge öffneten. Auf einigen Bergen der Kedah-Küste beobachtete ich ähnliche Fragmente. In beiden Fällen hat der Boden ein dunkelrothes, eisenschüssiges Ansehen. Kap Ratschado besteht, nach Crawfurd's Beschreibung, aus Quarzfels, der von haüfigen Adern Eisenthon-Erzes durchschnitten ist. Dass die meisten der über die westliche Ebene der Halbinsel zerstreüten Berge in einer nicht zu fernen Periode Inseln waren, kann nicht bezweifelt werden. Die Ebenen, auf denen sie in die Höhe ragen, sind flach und durchgängig nur einige Fuss über dem Niveau des Meeres; sie bestehen aus Alluvium und enthalten an einigen Stellen eine grosse Menge Meermuscheln von denselben Species, die noch heüt' zu Tage in der Malacca-Strasse leben.

Bemerkungen über Cypern.

Aus dem Briefe eines reisenden Preüssen;

Damaskus, den 10. August 1847.

Dass meine Reise mit der türkischen Expedition so belohnend für mich sein würde, hätte ich nie geglaubt. Es war mir möglich, auf solche Weise all' die herrlichen Bauwerke, die der Orient in so grosser Anzahl verbirgt, zu sehen und zu studiren, und da der Chef unserer Expedition selbst ein reges Interesse für Architectur hat, so scheüten wir keine Strapazen zur Aufsuchung derselben. Nächst Griechenland und Klein-Asien ist besonders Cypern noch reich an klassischen Bauwerken, und wenn gleich die Geschichte der Architektur ein zweifelhaftes Licht über dieses Eiland verbreitet, und wenn die alten Schriftsteller, wie Herodot, Strabo u. s. w., wenig über Cypern melden: so liegt es in dem eigenthümlichen Geschick, das dieses Land trifft, und das seine architektürhistorischen Denkmäler, so wie selbst seine geographische und geographisch-physikalische Beschaffenheit, bis heütigen Tages fast unberücksichtigt liess. Wie haüfig hingegen ist Sicilien von Künstlern und wissenschaftlichen Männern bereist worden, und wie wenig bietet es im Vergleich zu Cypern dar! Reisende sind grossentheils gleichgültig an Cypern vorübergegangen, bis sich's endlich in neüerer Zeit die Expeditionen des Ross, Russegger, und endlich die unsere zum Zweck machten, die klassischen Baudenkmäler aufzusuchen und die geographische, so wie die geographisch-geologische Physiognomie des Landes zu verzeichnen.

Cypern mag natürlich nicht mehr das sein, was es bei den Griechen war; dennoch aber bietet es auf allen Punkten interessante Erscheinungen dar. Der Kunstfreünd betrachtet die leicht gekuppelten Moscheen, und geht zurück auf die Zeit der Venezier, Byzantiner, Aegyptier, Perser, Assyrer und Phönizier, und findet aus

allen diesen Zeiten die prächtigsten Denkmäler. Schon zur Zeit der Venezier schien Cypern den Keim der Zerstörung in sich zu tragen — bis es endlich jetzt, nach den unglücklichsten Katastrophen, im völligen Zerfall, unter dem Druck des osmanischen Halbmonds schmachtet.

Die Bevölkerung ist aüsserst sparsam. Die wenigen Türken, Griechen, Budruniolen etc. stehen gegenwärtig unter Hassan Pascha, dem es nicht darauf ankommt, wöchentlich einige Köpfe verschwinden zu lassen. — Der Ackerbau ist und steht auf der untersten Stufe. Der Pflug bleibt unbenutzt, und nur Palmen und cactusartige Gewächse gedeihen in den heissen Strahlen der Sonne.

Cypern zerfällt seiner geographisch-physikalischen Beschaffenheit nach in drei Theile: der mittlere Theil vom Kap del Gatto und Famagusta bis zum Kap Cormacheiti (Krommyon der Alten) bildet eine grosse, grösstentheils sterile Ebene mit völlig orientalischer Vegetation. Der westliche und östliche gebirgige Theil hat hingegen die üppigste transalpinische Vegetation. Die Ketten des Prodromus fallen von ihrem höchsten Scheitel, dem Olymp, in verschiedenen Graden in pittoresken Abhängen plutonischer Bildung bis zu den Küsten des Meeres. Die östliche Gebirgkette verbreitet ebenfalls ihre Auslaüfer bis zu den Küsten und erstreckt den höchsten fortlaufenden Gebirgskamm bis zum Kap St. Andrea.

Es giebt fast nichts Interessanteres, als die alten Städte Cyperns. So ist z. B. das alte, einst so opulente Paphos prächtig erhalten. Es liegt, von unübersehbaren Palmenreihen eingeschlossen, am Rande des Meeres. Hier herrschte in griechischer Zeit der wahre Cultus der Aphrodite, die nach ihrer Geburt hier an's Land gestiegen sein soll. Noch finden sich die prächtigen Überreste des ihr geweihten Tempels. Es sind vier dorische Saülen, colossaler Gestalt, vom herrlichsten Granit und jede aus einem Stück; sie tragen noch einen Theil des Gebälkes; die übrigen prächtigen Saülen sind wahrscheinlich durch Erdbeben zusammen gestürzt und bedecken ringsum den Boden. Die Architektur ist so rein und edel, dass sie, nach meiner Ansicht, den Tempel der Minerva Polias, das Parthenon zu Athen und den Tempel auf Sunium, am Kap Colonna, übertrifft.

Der klassische Boden von Paphos veranlasste unsere Expedition zu Nachgrabungen. Zu diesem Zweck gab mir H. P. 50 Mann, die sämmtlich nach türkischer Weise mit der Hetzpeitsche zusammen getrieben waren. Ich liess an der Stelle eines alten Theaters nachgraben. In der Tiefe von 8 Fuss stiess ich auf eine Treppe; ich liess dieselbe von der Erde befreien, sowie das Erdreich seitwärts vor dem Einsturz sichern, und traf in einer Tiefe von 8 Fuss den Eingang des Gebaüdes. Drei ziemlich grosse Gebaüde bildeten den Eingang in die unterirdische Wohnung. Das Deckenwerk war aus kolossalen Granitblöcken zusammengesetzt und durch mehrere Saülen dorischen Styls, ohne Cannelüren, unterstützt.

Der erste Raum enthielt eine Menge zerbrochener Urnen und Gefässe, in den beiden Nebenraümen aber die Statue einer Venus und einer andern männlichen, zweifelhaften Gestalt, ausserdem noch ein Basrelief, die bis zur Brust verschleierte Aphrodite darstellend, wie sie im Tempel der Victoria (Nike) auf der Akropolis in Athen aufgestellt ist. Ausser andern erfolgreichen Nachgrabungen, liessen wir noch eine Reihe alter Gräber aufbrechen und fanden eine Menge antiker Vasen, Thränengefässe und einzelne Gemmen. Interessant sind die assyrischen Höhlen bei Paphos. Sie enthalten grosse Wohnungen. Die Wände sind ausgemeiselt und mit einer Menge seltsamer Hieroglyphen bedeckt.

Auch dort spürten wir nach, und fanden in einer Seitenkammer 6 Fuss in der Erde einen ausgehöhlten Stein mit einer Inschrift und 40 und 50 bronzenen Figuren (altassyrisch). In dem alten berühmten Cuclia, drei Stunden von Paphos, sah ich zum ersten Mal Überreste jener kolossalen Bauwerke wieder, wie ich sie in Griechenland zwischen Nauplia und Argos gesehen habe. In Cuclia mussten wir unsere Nachgrabungen, der vielen Marmorblöcke wegen, die uns überall hinderlich waren, bald einstellen. Eine halbe Stunde von Cuclia entdeckte uns ein alter griechischer Priester eine kleine Öffnung in einem Felsen. Wir liessen dieselbe erweitern und fanden den Eingang einer assyrischen Felsenwohnung. Eine Nachgrabung brachte zwei plumpe, sonderbare Götzenbilder aus Stein an's Tageslicht.

Noch will ich bemerken, dass, bevor wir in die Höhle eindrangen, unsere Arbeiter 40 bis 50 der giftigsten Schlangen mit ihren Arbeitswerkzeügen erschlugen. Dieses Verderben bringende Thier ist unter dem Namen Kophü (Kophias) bekannt, und findet sich in der ganzen westlichen Halbinsel, vom Cap del Gatto bis zum Cap Simbulo. Ohne ärztliche Hülfe stirbt der von diesem Thier Verletzte in einem Zeitraum von 24 Stunden. Die Unglücklichen pflegen sich aber hier schnell zu helfen, indem sie den Körper sogleich von dem gebissenen Theile befreien — der Grund der vielen Krüppel, die man in dieser Gegend findet.

Schon in Larnaca hatte man uns von einem Manne gesagt, der durch einen Spruch diese Schlangen aus ihren Höhlen an sich zu locken wisse, und da derselbe in der Nähe vom Cuclia wohnte, so liessen wir ihn holen, um seine Zauberkünste mit anzusehen. Der Mann erschien; es war ein alter graubärtiger Araber. Er führte uns eine Stunde weiter von Cuclia, zum Fusse einer Felsenanhöhe. Nachdem er sich von der strapaziösen Tour etwas erholt, begann er seinen Zauberkreis abzuzeichnen, in welchem er sich später mit Kopf und Brust auf die Erde legte und mit hohler, singender Stimme folgende arabische Worte sprach: „Serazin, Serazin, Serazin, Saràche, Saràche, Saràche, ïàno, ïàno, ïàno, parughian, adonain, paruth onifatar." Wir waren erstaunt, als wir nach diesem Spruch 6 bis 7 mächtige, 6 Fuss lange Kophü aus ihren Löchern hervorkommen sahen. Der Araber sprach mit diesen Thieren und berührte sie, ohne irgend wie verletzt zu werden. Nach einem ähnlichen Spruch zogen sich die Bestien wieder in ihre Höhlen zurück. Noch bemerke ich, dass wir, während der ganzen Vorstellung, auf einem Felsstück sassen, an dessen Fusse der Araber seinen Zauberkreis geschlagen hatte. — Viel nachtheiliger, als die Schlangen, sind für Cypern die Heüschrecken. Sie lassen sich zu Millionen in schwarzen Schwärmen nieder und vertilgen in der grossen Ebene bei Nikosia die letzten Spuren der Vegetation. Die Araber essen dieses Ungeziefer, zu welchem Zweck sie mit vielen kleinen Schiffen nach Cypern hinüber fahren, um sie einzufangen, was ungemein

leicht ist, da die Thiere die Ebene so eng bedecken, dass sie gezwungen sind, sich gegenseitig aufzufressen.

Famagusta ist nach Paphos eine der interessantesten Städte Cyperns. Sie liegt unmitelbar am Meere und wird von colossalen Festungswerken venetianischen Ursprungs eingeschlossen. Wie alle die verfallenen Städte Cyperns, erhebt sich auch Famagusta aus einem Palmenwald. Über hundert der prächtigsten Bauwerke drängen sich hier im engen Raume zusammen und bieten die malerischsten Gruppen dar. Es lag gerade in den Umständen unserer damaligen Reise nach Carpacho, dass wir für Famagusta keine Zeit übrig hatten, wesshalb ich mich entschloss, dasselbe später noch einmal von Larnaca aus zu besuchen. Es ist von dort aus eine lange Tagereise; ich brach des Morgens 3 Uhr in Begleitung zweier Kavassen auf, und hatte es schon vor Sonnenuntergang erreicht. Der dortige Gouverneur empfing mich, als Mitglied der türkischen Expedition, aüsserst freündlich und bot Alles auf, mir den Abend angenehm zu machen. Am folgenden Morgen in der Frühe bestieg ich die hohen Festungsmauern, um von dort aus die wichtigsten Architekturen zeichnen zu können. Es haben diese prächtigen Ruinen, die nach allen Seiten hin von unzähligen Palmen und mächtigen Cactusbaümen begränzt waren, einen unvergesslichen Eindruck auf mich gemacht. Heiteren Sinnes kehrte ich gegen Mittag in den Konak des Gouverneurs zurück, nicht ahnend das Schicksal, welches mich so feindlich bedrohte.

Am Mittag verliess ich Famagusta, um nach dem alten Salamis (Salamina) zu gehen, und von dort über S. Serigo nach Larnaca zurückzukehren. Es war mir schon bekannt, dass die Sümpfe zwischen Famagusta und Salamina eine durch Miasmen schädliche und fiebererzeügende Luft entwickeln. Die Gefahr nicht ahnend, schlug ich meinen Weg nach Salamina ein. Nachdem ich zwei Stunden geritten war, fühlte ich eine auffallende Schwäche im ganzen Körper und eine brennende Hitze im Kopfe. Diesem Zustand folgte nach einer halben Stunde ein Frost, der mich so schnell und heftig überfiel, dass ich nicht mehr im Stande war, weiter zu reiten. Ich sank vom Pferde und blieb zwei Stunden lang unter den heftigsten

Fieberzuckungen im Sande liegen. Nachdem dies heftige Fieber vorüber war, hüllte ich mich in meinen Mantel und versuchte es, weiter zu reiten. Auf dem Pferde brach ich in einen furchtbaren Schweiss aus, so dass mir das Wasser stromweise über das Gesicht lief. In diesem elenden Zustande schleppte ich mich fort und erreichte S. Serigo, wo ich zwei Tage blieb und mit einer heftigen Kopfentzündung und dem bösartigen Fieber zu kämpfen hatte. Ohne ärztliche Hülfe konnte ich nicht bleiben, und desshalb entschloss ich mich, in diesem unglücklichen Zustande das Pferd zu besteigen und nach Larnaca zurückzukehren. Ich ritt in einer Nacht und einigen Stunden in schnellem Galopp durch die weite Ebene über Pissi und Pergamo nach Larnaca. Gleich nach meiner Ankunft liess mir der Arzt zur Ader und verordnete kalte Umschläge um den Kopf. 14 Tage noch quälte mich das bösartige Fieber, nachdem ich täglich das einzige und hier kostspieligste Mittel, Chinin, gebraucht hatte. Für jedes Pülverchen, nicht mehr als die aüsserste Spitze eines Taschenmessers voll enthaltend, habe ich einen Thaler bezahlen müssen. Ausserdem macht der Arzt in Larnaca keinen Besuch unter einem Thaler, so dass mir denn wirklich dies Vergnügen auf circa 60 Thaler zu stehen kam. Nach meiner Genesung verliess unsere Expedition Cypern.

Wir nahmen ein kleines Fahrzeüg, das aus dem Heiligen Lande mit christlicher Flagge nach Cypern gekommen war, und erreichten bei heftigem Winde und stürmischer See in vier und zwanzig Stunden Tarsus. Das einst so mächtige alte Tarsus besteht gegenwärtig nur aus elenden Hütten, und der berühmte Fluss Cydnus, der zur Zeit des Cyrus und Alexander mitten durch die Stadt floss, strömt jetzt weit ausserhalb derselben über einen von Ruinen bedeckten Boden. In der Stadt selbst sieht man noch die Kirche, die der Apostel Paulus gegründet hat, und einen mächtigen Baum, den er eigenhändig gepflanzt haben soll. Tarsus war auch nach der heiligen Schrift der Geburtsort des Paulus. Auch starb in Tarsus ein grosser Mann, dessen Name in der Geschichte mächtig hervorragt: „Friedrich Barbarossa."

Bücher- und Kartenschau.

Art. 1. **Kosmos.** *Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.* Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1847.

Mit welchem Werke könnte die Rundschau in dem grossen, täglich sich erweiternden Kreise der Bücher, über die in dieser Zeitschrift gesprochen werden kann, würdiger eröffnet werden, als mit des Kosmos zweitem Bande, dem lang ersehnten, dem längst angekündigten, dem endlich erschienenen?

Seit zwei Jahren ist der erste Band in den Händen von Tausenden und abermals Tausenden von Lesern; ja, man versichert, dass die zweite Auflage des ersten Bandes, nachdem die erste Auflage binnen wenig Wochen vergriffen, auf zehntausend Exemplare habe gebracht werden müssen, um der Nachfrage zu genügen. Wenn eine Schöpfung der Einbildungskraft, wenn ein poetisches Werk, in dem eine tiefsittliche Bildung die freien Gebilde des Dichters hevorruft, in so kurzer Zeit, im Momente selbst seines Erscheinens einen so grossen Anklang findet, so ist das leicht zu erklären, weil der Dichter zum Herzen, zum Gemüthe spricht, und zwar zum Herzen Aller, die da des ersten Elementes aller Bildung mächtig sind. Findet aber ein Buch von so ernster Bedeütung, wie Humboldt's Kosmos — ein Buch, das, indem es sich nur an den Kopf, an den Verstand wendet, die Gelehrsamkeit aller Zeiten, aller Völker und der verschiedenartigsten Kulturkreise umspannt, innerhalb deren sich Menschen und Zeiten bewegt haben, und nur die Ergebnisse eines tiefen Studiums der wechselnden Anschauungsweisen über das Weltall vor Augen legt — diesen Anklang, so ist das eine Erscheinung, die nur sehr selten vorzukommen pflegt, und daher in dem vorliegenden Falle offenbar zweierlei andeütet, — erstens: dass das Buch vortrefflich sei; zweitens aber auch: dass die Naturwissenschaften

in einer grossen Verbreitungssphäre Eingang gefunden haben. Denn kein Leser des ersten Kosmos-Bandes wird es sich verhehlt haben, dass die gründlichsten Vorkenntnisse erforderlich sind, um vorbereitet zu verstehen, was der auf der Höhe der Wissenschaft stehende Verfasser oft nur mit einem Wink, oder mit wenigen Worten andeütet, und als bekannt voraussetzt. Und so ist es auch mit dem zweiten Bande.

Humboldt's Kosmos ist kein Lehrbuch der Physik, es ist kein Handbuch der Naturwissenschaften, in dem man sich bei vorkommenden Zweifeln über diese oder jene Thatsache Raths erholen könnte; wol aber giebt er eine, von dem erhabensten philosophischen Geiste dictirte Darstellung von dem Entwickelungsgange, den das Menschengeschlecht in der Erkenntniss des Naturganzen genommen hat, in einer Sprache, die, neben der Schärfe des Ausdrucks, durch Lebendigkeit und Einfachheit, durch ihre Beredsamkeit und Anmuth das Buch zu einem Kunstwerk der deütschen Prosa macht. Der Leser fühlt sich hingerissen, er kann nicht Halt machen bei dieser Kraft des bezeichnenden Worts, er kann nicht lassen von dieser Wahrheit, Individualität und Anschaulichkeit, er muss fort und fort lesen bis an's Ende. Dieser blühenden Sprache auch verdankt der Kosmos die grosse Verbreitung, die er gefunden hat; möge sie, wie vor vierzig Jahren die der „Naturansichten", dazu beitragen, die „Leiden der Gegenwart" zu mildern, die „ein unseliger Hang zu inhaltloser poetischer Prosa, zu der Leere sogenannter gemüthlicher Ergüsse, gleichzeitig in vielen Ländern, verdienstvolle Reisende und naturhistorische Schriftsteller ergriffen hat. Verirrungen dieser Art sind um so unerfreülicher, wenn der Stil aus Mangel an literarischer Ausbildung, vorzüglich aber aus Abwesenheit aller innern Anregung in rhetorische Schwülstigkeit und trübe Sentimentalität ausartet" (S. 73).

Der zweite Band des Kosmos besteht aus zwei Theilen, deren jeder eine für sich bestehende, selbstständige Abhandlung bildet.

Auf das, die grössere Hälfte des ersten Bandes einnehmende Naturgemälde, worin eine Übersicht der Erscheinungen gegeben wird, je nachdem sie dem Kosmos der Himmelsraüme oder dem tellurischen Theile desselben angehören, lässt Hr. von Humboldt in der *ersten*

Abhandlung des zweiten Bandes, unter der sehr einfachen Aufschrift „*Anregungsmittel zum Naturstudium*," eine Reihe von Betrachtungen folgen, die den Widerschein des durch die aüsseren Sinne empfangenen Bildes auf das Gefühl und die dichterisch gestimmte Einbildungskraft zum Gegenstande haben. Hier eröffnet sich uns eine innere Welt, die durchforscht wird, um die Quelle lebendiger Anschauung, als Mittel zur Erhöhung eines reinen Naturgefühls zu schildern, und den Ursachen nachzuspüren, welche, besonders in der neüern Zeit, durch Belebung der Einbildungskraft so mächtig auf die Liebe zum Naturstudium und auf den Hang zu fernen Reisen gewirkt hat.

Die Anregungsmittel sind — wie schon an einer frühern Stelle (im erten Bande) bemerkt wurde — von dreierlei Art: ästhetische Behandlung von Naturformen, in belebten Schilderungen der Thier- und Pflanzenwelt, ein sehr moderner Zweig der Literatur; Landschaftsmalerei, besonders in sofern sie angefangen hat, die Physiognomik der Gewächse aufzufassen; mehr verbreitete Kultur von Tropengewächsen und kontrastirende Zusammenstellung exotischer Pflanzen.

In dem ersten Abschnitt, von der *dichterischen Naturbeschreibung*, schildert Hr. von Humboldt das Naturgefühl, wie es sich in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkerstämmen geaüssert hat. Tiefes Naturgefühl spricht sich in den ältesten Dichtungen der Hebräer und Inder aus: also bei Volksstämmen sehr verschiedener, semitischer und indogermanischer Abkunft. Dagegen war Beschreibung der Natur in ihrer gestaltenreichen Manchfaltigkeit, Naturdichtung, als ein abgesonderter Zweig der Literatur, den Griechen völlig fremd. In den Homerischen Gesängen finden sich die anmuthigsten Scenen des Naturlebens nur als Beiwerk, wie der Charakter des Epos es erheischt, Pindaros besingt in einem Frühlings-Dithyrambus „die mit neüen Blüthen bedeckte Erde"; er besingt den Etna, „die Saüle des Himmels", aber eilend wendet er sich ab von der todten Natur und ihren Schauern, um Hieron von Syrakus zu feiern und die siegreichen Kämpfe der Hellenen gegen das mächtige Volk der Perser. Der Grieche dachte sich die Pflanzenwelt in

mehrfacher mythischer Beziehung mit den Heroen und Göttern. Diese rächten strafend eine Verletzung geheiligter Bäume und Kräuter. Die Einbildungskraft belebte gleichsam die vegetabilischen Gestalten; aber die Formen der Dichtungsarten, auf welche bei der Eigenthümlichkeit griechischer Geistesentwickelung das Alterthum sich beschränkte, gestatteten dem naturbeschreibenden Theile nur eine mässige Entfaltung. Wie nun mit dem freien Volksleben die Poesie in Hellas erstarb, wurde diese beschreibend, didactisch, eine Trägerin des Wissens. Sternkunde, Erdbeschreibung, Jagd und Fischfang traten auf in der alexandrinischen Zeit als Gegenstände der Dichtkunst, oft geziert durch eine sehr vorzügliche metrische Technik. Die Gestalten und Sitten der Thierwelt werden mit Anmuth und oft mit einer Genauigkeit geschildert, dass die neüere klassificirende Naturkunde Gattungen und selbst Arten in den Beschreibungen erkennen kann. Es fehlt aber allen diesen Dichtungsarten das innere Leben, eine begeisterte Anschauung der Natur, das, wodurch die Aussenwelt dem angeregten Dichter fast unbewusst ein Gegenstand der Phantasie wird. Das Ausführlichste, was uns von Naturbeschreibungen aus den griechischen Prosaikern erhalten ist, topographisch freilich, aber doch auch malerisch zugleich, ist die Schilderung des Waldthales von Tempe, welches Aelian entworfen hat: das schattige Thal wird belebt durch den pythischen Aufzug, „welcher vom heiligen Lorbeer die sühnenden Zweige bricht".

Was wir bei den Griechen vermissen, ist noch sparsamer bei den Römern zu finden. Ihr Volkscharakter, in seinem kalten Ernst, in seiner abgemessenen, nüchternen Verständigkeit, war, sinnlich weniger erregbar, der alltäglichen Wirklichkeit mehr, als einer idealisirenden, dichterischen Naturanschauung hingegeben. Reichlich mit poetischem Genius ausgestattet ist aber das begeisterte Naturgedicht des Lucretius. In Cicero's italischem Naturbilde ist Alles so dargestellt, wie man es noch heüte in der wirklichen Landschaft wiederfindet. Arpinum am Volscischen Gebirge war des grossen Staatsmannes Geburtssitz, und die herrliche Umgebung hat gewiss auf seine Stimmung im Knabenalter gewirkt. In Virgils National-Epos konnte nach der Natur dieser Dichtung die Beschreibung des Land-

schaftlichen allerdings nur als Beiwerk erscheinen und einen sehr kleinen Raum einnehmen. Ovid hat uns eine überaus individualisirte, auch geognostisch wichtige Beschreibung des vulkanischen Ausbruchs bei Methone hinterlassen; und in seinem didactischen Gedicht „Aetna" hat Lucilius Junior die Ausbruchs-Erscheinungen eines Vulkans mit Wahrheit geschildert; bei Lucanus endlich finden wir ein vortreffliches und naturwahres Gemälde von der Zerstörung des Druidenwaldes an dem jetzt baumlosen Gestade von Marseille. Der Periode des Dahinwelkens der Dichtkunst in ihren grossen und edelsten Formen, seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, gehört das Moselgedicht des Ausonius an, das, in dem alten Trier gedichtet, die schon damals rebenbepflanzten Hügel eines der schönsten Ströme unsers vaterländischen Bodens, in einzelnen Stellen nicht ohne Anmuth besingt. In den römischen Prosaikern sind Naturbeschreibungen eben so selten, als in den griechischen. Ausser einigen, schon oben erwähnten Stellen des Cicero, bieten nur die grossen Historiker Julius Cäsar, Livius und Tacitus einzelne Beispiele dar; namentlich entzücken in den Annalen des Tacitus die Beschreibung der unglücklichen Schifffahrt des Germanicus auf der Ems und die grossartige geographische Schilderung der Bergketten von Syrien und Palästina. Curtius hat ein schönes Naturbild von einer waldigen Wildniss hinterlassen, die das macedonische Heer in dem feüchten Masenderan durchwandern musste. In dem grossen encyklopädischen Werke des älteren Plinius kann überall, wo die Anschauung auf den wohlgeordneten Kosmos gerichtet ist, eine wahre, aus dem Innern quellende Begeisterung nicht verkannt werden. Von der grossartigen Natur der schweizerischen Landschaft ist keine Schilderung aus dem Alterthum auf uns gekommen.

Mit der allmäligen Verbreitung des Christenthums gewann eine neüe Sinnesart Raum. Das Auge haftete nicht mehr an den Gestalten der olympischen Götter; der Schöpfer — so lehren es die Kirchenväter in ihrer kunstgerechten, oft dichterisch phantasiereichen Sprache — zeigt sich gross in der todten Natur, wie in der lebendigen, im wilden Kampf der Elemente, wie im stillen Treiben der organischen Entfaltung. Unter den griechischen Kirchenvätern spricht

Basilius der Grosse in der Schilderung der Landschaft am armenischen Flusse Iris und seines dortigen Waldlebens Gefühle aus, welche sich mit denen der modernen Zeit inniger verschmelzen, als Alles, was uns aus dem griechischen und römischen Alterthum überkommen ist. Auch seine Homilien über das Hexaëmeron zeügen von seinem Naturgefühl. Dieselbe sentimental-schwermüthige, der Natur zugewandte Stimmung finden wir bei Gregorius von Nyssa, dem Bruder des grossen Basilius. Als aber in den späteren, aller Geisteskultur feindlichen Zeiten das Christenthum sich unter germanische und keltische Volksstämme verbreitete, die vormals, dem Naturdienst ergeben, in rohen Symbolen die erhaltenden und zerstörenden Mächte verehrten, wurden allmälig der nahe Umgang mit der Natur und das Aufspüren ihrer Kräfte, als zur Zauberei anregend, verdächtigt. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert untersagten Kirchenversammlungen zu Tours und zu Paris den Mönchen das sündhafte Lesen physikalischer Schriften. Erst durch Albert den Grossen und Roger Bacon wurden die Geistesfesseln muthvoll gebrochen, die „Natur entsündigt" und in ihre alten Rechte eingesetzt.

Nicht die Zeit allein, d. h.: die Weltbegebenheiten, welche Regierungsform, Sitten und religiöse Anschauungen unaufhaltsam umwandeln, bringt die geschilderten Contraste in der Gefühlsweise hervor; noch auffallender sind die, welche die Stammverschiedenheit der Menschen und ihre geistigen Anlagen erzeügen. Wie ganz anders zeigen sich uns Lebendigkeit des Naturgefühls und dichterische Färbung der Naturschilderungen bei den Hellenen, den Germanen des Nordens, den semitischen Stämmen, den Persern und Indern! Die überreiche poetische Literatur der drei letzten Rassen lehrt, dass einer langen winterlichen Entbehrung des Naturgenusses wol nicht allein die Lebendigkeit des Naturgefühls bei den nordischen germanischen Stämmen zuzuschreiben ist. Freüde an der Natur, dem beschaulichen Hang der germanischen Nationen eigenthümlich, spricht sich in einem hohen Grade in den frühesten Gedichten des Mittelalters aus. Die ritterliche Poesie der Minnesänger in der Hohenstaufischen Zeit giebt zahlreiche Beweise dafür. Viel in höfischen Kreisen lebend, ja oft aus ihnen entsprossen, blieben die wandern-

den Minnesänger mit der Natur in beständigem Verkehr. Es erhielt sich frisch in ihnen eine idyllische, oft elegische Gemüthsstimmung. An die Denkmäler germanischer Naturdichtung hätte man vormals geneigt sein können, Reste keltisch-irischer Dichtung anzuschliessen, die ein halbes Jahrhundert lang unter dem Namen Ossian's wie Nebelgestalten von Volk zu Volk gewandelt sind; aber der Zauber ist verschwunden, seit Macpherson's Benehmen durch die Herausgabe des von ihm geschmiedeten Urtextes aufgedeckt worden ist.

In den Veden, dem ersten und heiligsten Denkmal der Kultur ost-asischer Völker (Inder) ist die Verehrung der Natur der Hauptgegenstand. Reizende Schilderungen der Morgenröthe und der „goldhändigen" Sonne enthalten die Hymnen des Rigveda. Die grossen Heldengedichte Ramayana und Mahabarata sind jünger, als die Veden, älter als die Puranen. In den epischen Schöpfungen ist ihrem Wesen nach die Verherrlichung der Natur an die Sage geknüpft. Wenn in den Veden sich selten die Örtlichkeit angeben lässt, welche die heiligen Weisen begeisterte, so sind dagegen in den Heldengedichten die Naturschilderungen meist individuell und an bestimmte Lokalitäten gebunden, daher, was hauptsächlich Leben giebt, aus selbstempfangenen Eindrücken geschöpft. Der Name Kalidasa's ist vielfach und früh unter den westlichen Völkern gefeiert worden. Der grosse Dichter glänzte an dem hochgebildeten Hofe des Vikramaditya, also gleichzeitig mit Virgil und Horaz. Zartheit der Empfindungen und Reichthum schöpferischer Phantasie weisen ihm einen hohen Rang unter den Dichtern aller Nationen an. Reizend sind seine Naturschilderungen und naturgetreü.

Was wir persische Literatur nennen, steigt nur in die Zeiten der Sassaniden hinauf; die ältesten Denkmale der Dichtung sind verloren gegangen. Die Natur im iranischen Hochlande hat nicht die Üppigkeit der Baum-Vegetation, die wundersame Manchfaltigkeit von Gestalt und Farbe der Gewächse, welche den Boden von Hindostan schmücken. Kein Wunder daher, dass die beschreibende Poesie der West-Asier minder lebensfrisch, oft nüchtern und voll gekünstelter Zierlichkeit ist. Die Schilderung der Landschaft unterbricht nur selten die Erzählung in dem National-Epos oder ge-

schichtlichem Heldenbuch des Firdusi. Der Lieblingsgegenstand der persischen Dichtung, „die Liebe der Nachtigall und der Rose", kehrt immer ermüdend wieder, und in den konventionellen Künsteleien der Blumensprache erstirbt im Morgenlande das innere Naturgefühl.

Wenige Völkerstämme bieten in ihrer Geistesbildung und in der Richtung ihrer Gefühle, wie sie durch entartende Knechtschaft, oder kriegerische Wildheit, oder ausdauerndes Streben nach politischer Freiheit bestimmt worden ist, manchfaltigere und wundersamere Abstufungen dar, als der finnische Stamm in seinen sprachverwandten Unterabtheilungen. In den Liedern, welche aus dem Munde der Karelier und der Landleüte von Olonez gesammelt worden sind, waltet ein reges sinniges Naturgefühl, wie es fast nur in indischen Dichtungen angetroffen wird.

Die semitischen oder aramäischen Nationen zeigen uns in den ältesten oder aramäischen Denkmälern ihrer dichterischen Gemüthsart und schaffenden Phantasie Beweise eines tiefen Naturgefühls. Der Ausdruck desselben offenbart sich grossartig und belebend in Hirtensagen, in Tempel- und Chorgesängen, in dem Glanz der lyrischen Poesie unter David, in der Seher- und Prophetenschule, deren hohe Begeisterung, der Vergangenheit fast entfremdet, ahnungsvoll auf die Zukunft gerichtet ist. Als Naturbeschreibungen sind die Schriften des alten Bundes eine freie Abspiegelung der Beschaffenheit des Landes, in welchem das Volk sich bewegte, der Abwechselung von Öde, Fruchtbarkeit und libanotischer Waldbedeckung, die der Boden von Palästina darbietet. Selbst in den neüern Zeiten, in den ersten Denkmalen der Literatur der Araber, bemerkt man einen schwachen Abglanz der grossartigen Naturanschauung, welche dem semitischen Stamme so früh eigenthümlich war.

Nach dem Hinschwinden aramäischer, griechischer und römischer Herrlichkeit, man könnte sagen, nach dem Untergange der alten Welt, zeigt uns der grosse und begeisterte Schöpfer einer neüen, Dante Alighieri, von Zeit zu Zeit das tiefste Gefühl des irdischen Naturlebens. Die Zeitepoche, in der er lebte, folgt unmittelbar der, in welcher diesseits der Alpen der schwäbische Minnegesang zu verhallen anfing. Nach dem Dante ist Petrarca's Trauersonett

zu nennen, den Eindruck schildernd, welchen das anmuthige Thal von Vaucluse ihm ohne Laura, seit ihrem Hinsterben gemacht. Das erste Beispiel reizender Naturbeschreibungen unter den Prosaikern finden wir bei dem kunstliebenden Kardinal Bembo, Raphael's Rathgeber und Freünde. Seine kleine Jugendschrift *Aetna dialogus* giebt uns ein lebendiges Bild der geographischen Vertheilung der Gewächse an dem Abhang des Gebirgs, von Siciliens kornreichen Fluren bis zu dem schneebedeckten Rande des Kraters. Das vollendete Werk der reiferen Alters, die *Historia Venetae*, charakterisiren auf eine noch mehr malerische Weise das Klima und die Vegetation des Neüen Kontinents. Mit der Entdeckung von Amerika wurde die Tropenwelt mit der ganzen Üppigkeit ihrer Vegetation, mit allen Abstufungen des Organismus am Abhange der Cordilleren zuerst den Eüropäern eröffnet. Die Phantasie, ohne deren Anregung kein wahrhaft grosses Werk der Menschheit gedeihen kann, gab den Naturschilderungen von Columbus und Vespucci einen eigenthümlichen Reiz.

Die individuelle Naturwahrheit, die aus eigner Anschauung entspringt, glänzt im reichsten Maasse in dem grossen National-Epos der portugiesischen Literatur. Camoens ist im eigentlichsten Sinne des Worts ein grosser Seemaler. Neben seiner ritterlichen Gestalt hat man oft die eben so romantische eines spanischen Kriegers aufgestellt, der unter dem grossen Kaiser in Peru und Chili diente; allein die Diction des Ercilla ist schleppend, ohne alle Spur dichterischer Begeisterung. Diese Begeisterung findet sich in mehreren Strophen des *Romancero caballeresco*, in der religiösen Melancholie Leon's und in den grossen Schöpfungen des Calderon. Bei Shakespeare ist eine wirkliche Naturbeschreibung die der Doverklippe im König Lear. Schwindelerregend ist die Schilderung des Blicks in die Tiefe von oben herab. Bei Milton ist der ganze Reichthum der Phantasie und der Sprache auf die Schilderung der blühenden Natur des Paradieses ausgegossen; aber hier, wie in Thomson's lieblichem Lehrgedicht der Jahreszeiten hat die Schilderung der Vegetation nur in allgemeinen, unbestimmten Umrissen entworfen werden können.

Gehen wir zu der uns näheren Zeit über, so bemerken wir, dass seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich vor-

zugsweise die darstellende Prosa in eigenthümlicher Kraft entwickelt hat. Durch Anregung der Einbildungskraft haben zuerst mächtig auf die Belebung des Naturgefühls, den Kontakt mit der Natur und den davon unzertrennlichen Trieb zu fernen Reisen gewirkt: in Frankreich Rousseau, Buffon, Bernardin de St. Pierre, und, um ausnahmsweise einen noch lebenden Schriftsteller zu nennen, August von Chateaubriand; in den britischen Inseln der geistreiche Playfair; in Deütschland Cook's Begleiter auf seiner zweiten Weltumseglung, Georg Forster. Und wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den grossen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen", das Bündniss zu erneüern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

> Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
> Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?

Der zweite Abschnitt handelt von der *Landschaftsmalerei* und ihrem Einfluss auf die Belebung des Naturstudiums. Im klassischen Alterthume war, nach der besondern Geistesrichtung der Völker, die Landschaftsmalerei eben so wenig, als die dichterische Schilderung einer Gegend ein für sich bestehendes Object der Kunst. Das Landschaftliche bildet sich erst in den historischen Bildern der Gebrüder van Eyk aus und erreicht im 17. Jahrhundert mit Claude Lorrain, Ruijsdael, den Poussins etc. seine glänzende Epoche.

Im dritten Abschnitt wird die *Kultur exotischer Gewächse* betrachtet, soweit Pflanzungen einen Eindruck der Physiognomik der Gewächse hervorbringen können; und hierbei die Landschaftsgärtnerei berücksichtigt in ihrer Erscheinung, von den Gärten der Semiramis bis auf die von Sanssouci und Muskau. Im fernsten Theile des Alten Kontinents scheinen die chinesischen Gärten sich am meisten dem genähert zu haben, was wir jetzt englische Parks zu nennen pflegen.

Die *zweite Abtheilung* besteht aus einer „*Geschichte der physischen Weltanschauung.*" Sie nimmt die grössere Hälfte des Bandes ein und zerfällt, nach einer Einleitung, worin gezeigt wird, dass

sie gleichsam die Geschichte des Gedankens von der Einheit in den Erscheinungen und von dem Zusammenwürken der Kräfte im Weltall sei, in acht Abschnitte, deren Inhalt wir kurz angeben: —

I. Das *Mittelmeer als Ausgangspunkt* der Versuche ferner Schifffahrt gegen Nordost (Argonauten), gegen Süden (Ophir), gegen Westen (Phönicier und Koläus von Samos). Anreihung dieser Darstellung an die früheste Kultur der Völker, die das Becken des Mittelmeers umwohnten.

II. *Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Grossen.* Verschmelzung des Ostens mit dem Westen. Das Griechenthum befördert die Völkervermischung vom Nil bis zum Euphrat, dem Jaxartes und Indus. Plötzliche Erweiterung der Weltansicht durch eigene Beobachtung wie durch den Verkehr mit altkultivirten Völkern.

III. *Zunahme der Weltanschauung unter den Lagiden.* Museum in Serapeum. Encyklopädische Gelehrsamkeit. Verallgemeinerung der Naturansichten in den Erd- und Himmelsraümen. Vermehrter Seehandel nach Süden.

IV. *Römische Weltherrschaft.* Einfluss eines grossen Staatsverbandes auf die kosmischen Ansichten, Fortschritte der Erdkunde durch Landhandel. Die Entstehung des Christenthums ergänzt und begünstigt das Gefühl von der Einheit des Menschengeschlechts.

V. *Einbruch des arabischen Volksstammes.* (Von diesem Abschnitt schalten wir einen Auszug ein).

VI. *Zeit der grossen oceanischen Entdeckungen.* Eröffnung der westlichen Hemisphäre. Amerika und das stille Meer. Die Skandinavier, Columbus, Cabot und Gama; Cabrillo, Mendaña und Quiros. Die reichste Fülle des Materials zur Begründung der physischen Erdbeschreibung wird den westlichen Völkern Europa's dargeboten.

VII. *Zeit der grossen Entdeckungen in den Himmelsraümen* durch Anwendung des Fernrohrs. Hauptepoche der Sternkunde und Mathematik von Galilei und Kepler bis Newton und Leibnitz.

VIII. *Vielseitigkeit und innigere Verkettung der wissenschaftlichen Bestrebungen* in der neüesten Zeit. Die Geschichte der physischen Wissenschaften schmilzt allmälig mit der Geschichte des Kosmos zusammen.

Wie oben in der ersten Abhandlung auf die dichterische Naturbeschreibung näher eingegangen wurde, so theilt Referent hier, von der zweiten Abhandlnng, einen Auszug des fünften Abschnitts mit, der die *Araber-Zeit* enthält: —

Wir haben in dem Entwurf einer Geschichte der physischen Weltanschauung, d. h. in der Darstellung der sich allmälig entwickelnden Erkenntniss von einem Weltganzen, bereits vier Hauptmomente aufgezählt. Es sind: die Versuche, aus dem Becken des Mittelmeers gegen Osten nach dem Pontus und Phasis, gegen Süden nach Ophir und den tropischen Goldländern, gegen Westen durch die Herkules-Saülen in den „alles umströmenden Oceanus" vorzudringen; der macedonische Feldzug unter Alexander dem Grossen; das Zeitalter der Lagiden und die römische Weltherrschaft. Wir lassen nun folgen den mächtigen Einfluss, welchen die Araber, ein fremdartiges Element eüropäischer Civilisation, und sechs bis sieben Jahrhunderte später die maritimen Entdeckungen der Portugiesen und Spanier, auf das allgemeine physische und mathematische Naturwissen, auf Kenntniss der Erd- und Himmelsraüme, ihrer messbaren Gestaltung, der Heterogeneität der Stoffe und der ihnen inwohnenden Kräfte ausgeübt haben. Die Entdeckung und Durchforschung des Neüen Continents, seiner vulkanreichen Cordilleren, seiner Hochebenen, in denen gleichsam die Klimate über einander gelagert sind, seiner in 120 Breitengraden entfalteten Pflanzendecke, bezeichnet unstreitig die Periode, wo dem menschlichen Geiste in dem kürzesten Zeitraum die grösste Fülle neüer physischer Wahrnehmungen dargeboten wurde.

Von da an ist die Erweiterung des kosmischen Wissens nicht an einzelne politische, raümlich wirkende Begebenheiten zu knüpfen. Die Intelligenz bringt fortan Grosses hervor aus eigner Kraft, nicht durch einzelne aüssere Ereignisse vorzugsweise angeregt. Sie wirkt in vielen Richtungen gleichzeitig, schafft durch neüe Gedankenverbindung sich neüe Organe, um das zarte Gewebe des Thier- und Pflanzenbaues als Substrat des Lebens, wie die weiten Himmelsraüme zu durchspähen. So erscheint das ganze siebzehnte Jahrhundert, glänzend eröffnet durch die Erfindung des Fernrohrs, wie

durch die nächsten Früchte dieser Erfindung, von Galilei's Entdeckung der Jupiterstrabanten, der sichelförmigen Gestalt der Venusscheibe und der Sonnenflecken an bis zu Isaac Newton's Gravitations-Theorie, als die wichtigste Epoche einer neügeschaffenen physischen Astronomie. Es zeigt sich hier noch einmal, durch Einheit der Bestrebungen in der Beobachtung der Himmels und der mathematischen Forschung hervorgerufen, ein scharf bezeichneter Abschnitt in dem grossen, von nun an ununterbrochen fortlaufenden Processe intellectueller Entwickelung.

Unseren Zeiten näher wird das Herausheben einzelner Momente um so schwieriger, als die menschliche Thätigkeit sich vielseitiger bewegt, und als mit einer neüen Ordnung in den geselligen und staatlichen Verhältnissen auch ein engeres Band alle wissenschaftlichen Richtungen umschliesst. In den einzelnen Disciplinen, deren Entwickelung eine Geschichte der physischen Wissenschaften darstellt, in der Chemie und der beschreibenden Botanik, ist es möglich, bis in die neüeste Zeit Perioden zu isoliren, in denen die Fortschritte am grössten waren, oder plötzlich neüe Ansichten herrschend wurden; aber in der Geschichte der Weltanschauung, welche ihrem Wesen nach der Geschichte der einzelnen Disciplinen nur das entlehnen soll, was am unmittelbarsten sich auf die Erweiterung des Begriffs vom Kosmos als einem Naturganzen bezieht, wird das Anknüpfen an bestimmte Epochen schon darum gefahrvoll und unthunlich, weil das, was wir eben einen intellectuellen Entwickelungsprozess nannten, ein ununterbrochenes, gleichzeitiges Fortschreiten in allen Sphären des kosmischen Wissens voraussetzt. An dem wichtigen Scheidepunkte angelangt, wo nach dem Untergange der römischen Weltherrschaft ein neües, fremdartiges Element der Bildung sich offenbart, wo unser Continent dasselbe zum ersten Male unmittelbar aus einem Tropenlande empfängt, schien es mir nützlich, einen allgemeinen, übersichtlichen Blick auf den Weg zu werfen, welcher noch zu durchlaufen übrig ist.

Die Araber, ein semitischer Urstamm, verscheüchen theilweise die Barbarei, welche das von Völkerstürmen erschütterte Eüropa bereits seit zwei Jahrhunderten bedeckt hat. Sie führen zurück zu

den ewigen Quellen griechischer Philosophie; sie tragen nicht bloss dazu bei, die wissenschaftliche Kultur zu erhalten, sie erweitern sie und öffnen der Naturforschung neüe Wege. In unserm Continent begann die Erschütterung erst, als unter Valentinian I. die Hunnen (finnischen, nicht mongolischen Ursprungs) in dem letzten Viertel des vierten Jahrhunderts über den Don vordrangen und die Alanen, später mit diesen die Ostgothen bedrängten. Fern im östlichen Asien war der Strom wandernder Völker in Bewegung gesetzt mehrere Jahrhunderte früher, als unsere Zeitrechnung beginnt. Den ersten Anstoss zur Bewegung gab der Anfall der Hiungnu (eines türkischen Stammes) auf das blonde und blauaügige, vielleicht indogermanische Volk der Usün, die, an die Yueti (Geten?) gränzend, im obern Flussthal des Huangho im nordwestlichen China wohnten. Der verheerende Völkerstrom, fortgepflanzt von der, gegen die Hiungnu (214 v. Chr.) errichteten grossen Mauer bis in das westlichste Eüropa, bewegte sich durch Mittelasien, nördlich von der Kette des Himmelsgebirges. Kein Religionseifer beseelte die asiatischen Horden, ehe sie Eüropa berührten; ja, man hat bestimmt erwiesen, dass die Mongolen noch nicht Buddhisten waren, als sie siegreich bis nach Polen und Schlesien vordrangen. Ganz andere Verhältnisse gaben dem kriegerischen Ausdruck eines südlichen Volkes, der Araber, einen eigenthümlichen Charakter.

In dem wenig gegliederten Continent von Asien dehnt sich, ausgezeichnet durch seine Form, als ein merkwürdig abgesondertes Glied, die arabische Halbinsel zwischen dem rothen Meere und dem persischen Meerbusen, zwischen dem Eüphrat und dem syrisch-mittelländischen Meere hin. Es ist die westlichste der drei Halbinseln von Süd-Asien, und ihre Nähe zu Ägypten und einem eüropäischen Meeresbecken bietet ihr grosse Vortheile sowol der politischen Weltstellung als des Handels dar. In dem mittleren Theile der arabischen Halbinsel lebte das Volk der Hedschaz, ein edler, kräftiger Menschenstamm, unwissend, aber nicht roh, phantasiereich und doch der sorgfältigen Beachtung aller Vorgänge in der freien Natur (an dem ewig heiteren Himmelsgewölbe und auf der Erdfläche) ergeben. Nachdem dies Volk, Jahrtausende lang fast ohne Berüh-

rung mit der übrigen Welt, grossentheils nomadisch umhergezogen, brach es plötzlich aus, bildete sich durch geistigen Contact mit den Bewohnern alter Cultursitze, bekehrte und herrschte von den Herkules-Saülen bis zum Indus, bis zu dem Punkt, wo die Bolor-Kette den Hindu-Kho durchschneidet. Schon seit der Mitte des neünten Jahrhunderts unterhielt es Handelsverkehr gleichzeitig mit den Nordländern Eüropa's und Madagascar, mit Ost-Afrika, Indien und China; es verbreitete Sprache, Münze und indische Zahlen, gründete einen mächtigen, langdauernden, durch religiösen Glauben zusammengehaltenen Länderverband. Oft bei diesen Zügen wurden grosse Provinzen nur vorübergehend durchstreift. Der schwärmende Haufe, von den Eingebornen bedroht, lagerte sich (so sagt die einheimische Naturdichtung) „wie Wolkengruppen, die bald der Wind zerstreüt". Eine lebensreichere Erscheinung hat keine andere Völkerbewegung dargeboten, und die dem Islam scheinbar inwohnende geistbedrückende Kraft hat sich im Ganzen minder thätig und hemmend unter der arabischen Herrschaft, als bei den türkischen Stämmen gezeigt. Religiöse Verfolgung war hier, wie überall (auch unter den christlichen Völkern), mehr Wirkung eines schrankenlosen dogmatisirenden Despotismus, als Wirkung der ursprünglichen Glaubenslehre, der religiösen Anschauung der Nation. Die Strenge des Koran ist vorzugsweise gegen Abgötterei und den Götzendienst aramäischer Stämme gerichtet.

Da das Leben der Völker ausser den innern geistigen Anlagen durch viele aüssere Bedingnisse des Bodens, des Klima's und der Meeresnähe bestimmt wird, so muss hier zuvörderst an die ungleichartige Gestaltung der arabischen Halbinsel erinnert werden. Wenn auch der erste Impuls zu den grossen Veränderungen, welche die Araber in drei Continenten hervorgebracht haben, von den ismaelitischen Hedschaz ausging und seine hauptsächlichste Kraft einem einsamen Hirtenstamme verdankte, so ist doch der übrige Theil der Halbinsel an seinen Küsten seit Tausenden von Jahren nicht von dem übrigen Weltverkehr abgeschnitten geblieben. Um den Zusammenhang und die Möglichkeit grosser und seltsamer Ereignisse einzusehen, muss man zu den Ursachen aufsteigen, welche dieselben allmälig vorbereitet haben.

Gegen Südwesten am erythräischen Meere liegt das schöne Land der Joctaniden, Yemen, fruchtbar und ackerbauend, der alte Kultursitz von Saba. Es erzeügt Weihrauch (lebonah der Hebräer, vielleicht Boswellia thurifera Colebr.), Myrrhe (eine Amyris-Art, von Ehrenberg zuerst genau beschrieben) und den sogenannten Mekka-Balsam (Balsamodendron gileadense, Kunth): Gegenstände eines wichtigen Handels der Nachbarvölker, verführt zu den Ägyptern, Persern und Indern, wie zu den Griechen und Römern. Auf diese Erzeügnisse gründet sich die geographische Benennung des „glücklichen Arabiens," welche wir zuerst bei Diodor und Strabo finden. Im Südosten der Halbinsel am persischen Meerbusen lag Gerrha, den phönicischen Niederlassungen von Aradus und Tylus gegenüber, ein wichtiger Stapelplatz des Verkehrs mit indischen Waaren. Wenn gleich fast das ganze Innere des Arabischen Landes eine baumlose Sandwüste zu nennen ist, so findet sich doch in Oman (zwischen Jailan und Batna) eine ganze Reihe wohlcultivirter, durch unterirdische Kanäle bewässerter Oasen; ja, der Thätigkeit des verdienstvollen Reisenden Wellsted verdanken wir die Kenntniss dreier Gebirgsketten, deren höchster, waldbedeckter Gipfel, Dschebel Akhdar, sich bis 6000 Fuss Höhe über dem Meeresspiegel bei Maskat erhebt. Auch in dem Berglande von Yemen östlich von Loheia und in der Küstenkette von Hedschaz, in Asyr, wie östlich von Mekka bei Ṭayef, befinden sich Hochebenen, deren perpetuirlich niedrige Temperatur schon dem Geographen Edrisi bekannt war.

Dieselbe Manchfaltigkeit der Gebirgslandschaft charakterisirt die Halbinsel Sinai, das Kupferland der Ägypter des alten Reichs (vor der Hyksos-Zeit), und die Felsthäler von Petra. Der phönicischen Handelsniederlassungen an dem nördlichsten Theile des rothen Meeres und der Hiram-Salomonischen Ophirfahrt, die von Ezion-Geber ausging, habe ich bereits an einem andern Orte erwähnt. Arabien und die von indischen Ansiedlern bewohnte nahe Insel Socotora (die Insel des Dioscorides) waren Mittelglieder des Welthandels nach Indien und der Ostküste von Afrika. Die Produkte dieser Länder wurden gemeinhin mit denen von Hadhramaut und Yemen verwechselt. „Aus Saba werden sie kommen" (die Dromedare von Midian),

singt der Prophet Jesaias, „werden Gold und Weihrauch bringen.“ Petra war der Stapelplatz kostbarer Waaren, für Tyrus und Sidon bestimmt, ein Hauptsitz des einst so mächtigen Handelsvolks der Nabatäer, denen der Sprachgelehrte Quatremère als ursprünglichen Wohnsitz die Gerrhäer-Gebirge am untern Eüphrat anweist. Dieser nördliche Theil von Arabien ist vorzugsweise durch die Nähe von Ägypten, durch die Verbreitung arabischer Stämme in dem syrisch-palästinischen Gränzgebirge und den Eüphratländern, wie durch die berühmte Karavanenstrasse von Damascus über Emesa und Tadmor (Palmyra) nach Babylon in belebendem Contact mit andern Kulturstaaten gewesen. Mohammed selbst, entsprossen aus einem vornehmen, aber verarmten Geschlecht des Koreischiten-Stammes, ehe er als inspirirter Prophet und Reformator auftrat, in Handelsgeschäften die Waarenmesse von Bosra an der syrischen Gränze, die in Hadhramaut, dem Weihrauchlande, und am meisten die zwanzigtägige von Okadh bei Mekka besucht, wo Dichter, meist Beduinen, sich alljährlich zu lyrischen Kampfspielen versammelten. Wir berühren diese Einzelheiten des Verkehrs und seiner Veranlassungen, um ein lebendigeres Bild von dem zu geben, was vorbereitend auf eine Weltveränderung wirkte.

Die Verbreitung der arabischen Bevölkerung gegen Norden erinnert zunächst an zwei Begebenheiten, deren nähere Verhältnisse freilich noch in Dunkel gehüllt sind, welche aber doch dafür zeügen, dass schon Jahrtausende vor Mohammed die Bewohner der Halbinsel sich durch Ausfälle nach Westen und Osten, gegen Ägypten und den Eüphrat hin, in die grossen Welthändel gemischt hatten. Die semitische oder aramäische Abstammung der Hyksos, welche unter der zwölften Dynastie, 2200 Jahre vor unserer Zeitrechnung, dem alten Reiche ein Ende machten, wird jetzt fast allgemein von Geschichtsforschern angenommen. Auch Manetho sagt: „Einige behaupten, dass diese Hirten Araber waren.“ In andern Quellen werden sie Phönicier genannt, ein Name, der im Alterthume auf die Bewohner des Jordanthales und auf alle arabischen Stämme ausgedehnt wird. Der scharfsinnige Ewald gedenkt besonders der Amalekiter (Amalekäer), welche ursprünglich in Yemen wohnten, dann

über Mekka und Medina sich nach Canaan und Syrien verbreiteten. und in arabischen Urkunden als zu Josephs Zeit über Ägypten herrschend genannt werden. Auffallend ist es immer, wie die nomadischen Stämme der Hyksos das mächtige, wohleingerichtete alte Reich der Ägypter haben überwältigen können. Freier gesinnte Männer traten glücklich gegen die an lange Knechtschaft Gewöhnten auf; und doch waren die siegreichen arabischen Einwanderer damals nicht, wie in neüerer Zeit, durch religiöse Begeisterung aufgeregt. Aus Furcht vor den Assyrern (Stämmen von Arpachschad) gründeten die Hyksos den Waffenplatz und die Feste Avaris am östlichen Nilarme. Vielleicht deütet dieser Umstand auf nachdringende Kriegsschaaren, auf eine grosse gegen Westen gerichtete Völkerwanderung. Eine zweite, wol um tausend Jahre spätere Begebenheit ist die, welche Diodor dem Ktesias nacherzählt. Ariäus, ein mächtiger Himyariten-Fürst, wird Bundesgenosse des Ninus am Tigris, schlägt mit ihm die Babylonier und kehrt mit reicher Beüte beladen in seine Heimath, das südliche Arabien, zurück.

War im Ganzen das freie Hirtenleben das herrschende in Hedschaz, war es das Leben einer grossen und kräftigen Volkszahl, so wurden doch auch dort die Städte Medina und Mekka (letztere mit ihrem uralten räthselhaften Tempelheiligthum, der Kaaba) als ansehnliche, von fremden Nationen besuchte Orte bezeichnet. In Gegenden, welche den Küsten oder den Karavanenstrassen, die wie Flussthäler wirken, nahe lagen, herrschte wol nicht die völlige rohe Wildheit, welche die Abgeschlossenheit erzeügt. Schon Gibbon, der die menschlichen Zustände immer so klar auffasst, erinnert daran, wie in der arabischen Halbinsel das Nomadenleben sich wesentlich von dem unterscheidet, welches Herodot und Hippokrates in dem sogenannten Scythenlande beschreiben: weil in diesem kein Theil des Hirtenvolkes sich je in Städten angesiedelt hat, während auf der grossen arabischen Halbinsel das Landvolk noch jetzt mit den Städtebewohnern verkehrt, die es von gleicher ursprünglichen Abkunft mit sich selbst hält. In der Kirgisensteppe, einem Theile der Ebenen, welche die alten Scythen (Scoloten und Sacer) bewohnten, hat es auf einem Raume, der an Flächeninhalt Deütschland übertrifft, seit

Jahrtausenden nie eine Stadt gegeben; und doch überstieg, zur Zeit meiner sibirischen Reise, die Zahl der Zelte (Yurten oder Kibitken) in den drei Wanderhorden noch 400,000: was ein Nomadenvolk von zwei Millionen andeütet. Wie sehr solche Contraste der grösseren oder minderen Abgeschlossenheit des Hirtenlebens (selbst wenn man gleiche innere Anlagen voraussetzen will), auf die geistige Bildsamkeit wirken, bedarf hier keiner umständlichen Entwickelung.

Bei dem edlen, von der Natur begünstigten Stamme der Araber machen gleichzeitig die inneren Anlagen zu geistiger Bildsamkeit, die von uns angedeüteten Verhältnisse der natürlichen Beschaffenheit des Landes und der alte Handelsverkehr der Küsten mit hochcultivirten Nachbarstaaten erklärlich, wie der Einbruch nach Syrien und Persien, und später der Besitz von Ägypten so schnell Liebe zu den Wissenschaften und Hang zu eigener Forschung in den Siegern erwecken konnten. In den wundersamen Bestimmungen der Weltordnung lag es, dass die christliche Sekte der Nestorianer, welche einen sehr wichtigen Einfluss auf die raümliche Verbreitung der Kenntnisse ausgeübt hat, auch den Arabern, ehe diese nach dem viel gelehrten und streitsüchtigen Alexandrien kamen, nützlich wurde, ja, dass der christliche Nestorianismus unter dem Schutze des bewaffneten Islam tief in das östliche Asien dringen konnte. Die Araber wurden nämlich mit der griechischen Literatur erst durch die Syrer, einen ihnen verwandten semitischen Stamm, bekannt, während die Syrer selbst, kaum anderthalb Jahrhunderte früher, die Kenntniss der griechischen Literatur erst durch die verketzerten Nestorianer empfangen hatten. Ärzte, die in den Lehranstalten der Griechen und auf der berühmten, von den nestorianischen Christen zu Edessa in Mesopotamien gestifteten medicinischen Schule gebildet waren, lebten schon zu Mohammed's Zeiten, mit diesem und mit Abu-Bekr befreündet, in Mekka.

Die Schule von Edessa, ein Vorbild der Benedicter-Schulen von Monte-Cassino und Salerno, erweckte die naturwissenschaftliche Untersuchnng der Heilstoffe aus dem Mineral- und Pflanzenreiche. Als durch christlichen Fanatismus unter Zeno dem Isaurier sie aufgelös't wurde, zerstreüten sich die Nestorianer nach Persien, wo sie

bald eine politische Wichtigkeit erlangten und ein neües vielbesuchtes medicinisches Institut zu Dschondisapur in Khusistan stifteten. Es gelang ihnen, ihre Kenntnisse und ihren Glauben gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts bis nach China unter der Dynastie der Thang zu verbreiten, 572 Jahre nachdem der Buddhismus dort aus Indien eingedrungen war.

Der Saamen abendländischer Kultur, in Persien durch gelehrte Mönche und durch die von Justinian verfolgten Philosophen der letzten platonischen Schule von Athen ausgestreüt, hatte einen wohlthätigen Einfluss auf die Araber während ihrer ersten asiatischen Feldzüge ausgeübt. So schwach auch die Kenntnisse der nestorianischen Priester mögen gewesen sein, so konnten sie doch, ihrer eigenthümlich-pharmaceütischen Richtung nach, anregend auf einen Menschenstamm wirken, der lange im Genuss der freien Natur gelebt und einen frischern Sinn für jede Art der Naturanschauung bewahrte, als die griechischen und italischen Städtebewohner. Was der Epoche der Araber die kosmische Wichtigkeit giebt, die wir hier hervorheben müssen, hangt grossentheils mit dem eben bezeichneten Zuge ihres Nationalcharakters zusammen. Die Araber sind, wir wiederholen es, als die eigentlichen Gründer der physischen Wissenschaften zu betrachten, in der Bedeütung des Worts, welches wir ihm jetzt zu geben gewohnt sind.

Allerdings ist in der Gedankenwelt, bei der inneren Verkettung alles Gedachten, ein absoluter Anfang schwer an einen bestimmten Zeitabschnitt zu knüpfen. Einzelne Lichtpunkte des Wissens, wie der Processe, durch die das Wissen erlangt werden kann, zeigen sich frühe zerstreüt. Wie weit ist nicht Dioscorides, welcher Quecksilber aus dem Zinnober übertrieb, vom arabischen Chemiker Dscheber, wie weit ist Ptolemäus als Optiker von Alhazen getrennt! Aber die Gründung der physischen Disciplinen, der Naturwissenschaften selbst, hebt da erst an, wo auf neü geöffneten Wegen zugleich von Vielen, wenn auch mit ungleichem Erfolge, fortgeschritten wird. Nach der blossen Naturbeschauung, nach dem Beobachten der Erscheinungen, die sich in den irdischen und himmlischen Raümen zufällig dem Auge darbieten, kommt das Erforschen, das Aufsuchen

des Vorhandenen, das Messen von Grösse und Dauer der Bewegung. Die früheste Epoche einer solchen, doch meist aber auf das Organische beschränkten Naturanschauung ist die des Aristoteles gewesen. Es bleibt eine dritte und höhere Stufe übrig in der fortschreitenden Kenntniss physischer Erscheinungen, die Ergründung der Naturkräfte: die des Werdens, bei dem diese Kräfte wirken; die der Stoffe selbst, die entfesselt werden, um neüe Verbindungen einzugehen. Das Mittel, welches zu dieser Entfesselung führt, ist das Hervorrufen von Erscheinungen, das Experimentiren.

Auf diese letzte, in dem Alterthum fast ganz unbetretene Stufe haben sich vorzugsweise im Grossen die Araber erhoben. Sie gehörten einem Lande an, das ganz des Palmen- und zur grösseren *Hälfte* des Tropen-Klima's geniesst (der Wendekreis des Krebses durchschneidet die Halbinsel ungefähr von Maskat nach Mekka hin), also einer Weltgegend, in der bei erhöhter Lebenskraft der Organe das Pflanzenreich eine Fülle von Aromen, von balsamischen Säften, dem Menschen wohlthätigen oder gefahrdrohenden Stoffen liefert. Früh musste daher die Aufmerksamkeit des Volkes auf die Erzeügnisse des heimischen Bodens und der durch Handel erreichbaren malabarischen, ceylanischen und ost-afrikanischen Küsten gerichtet sein. In diesen Theilen der heissen Zone „individualisiren" sich die organischen Gestalten in den kleinsten Erdraümen. Jeder derselben bietet eigenthümliche Erzeügnisse dar, und vervielfältigt durch stete Anregung zum Beobachten den Verkehr des Menschen mit der Natur. Es kam darauf an, so kostbare, der Medicin, den Gewerben, dem Luxus der Tempel und Palläste wichtige Waaren sorgfältig von einander zu unterscheiden und ihrem, oft mit gewinnsüchtiger List verheimlichten Vaterlande nachzuspüren. Ausgehend von dem Stapelplatze Gerrha am persischen Meerbusen und von dem Weihrauch-Districkte von Yemen, durchstrichen zahlreiche Karavanenstrassen das ganze Innere der arabischen Halbinsel bis Phönicien und Syrien, und die Namen jener kräftigen Naturprodukte, wie das Interesse für dieselben, wurden überall verbreitet.

Die Araber besassen merkwürdige Eigenschaften, um aneignend und vermittelnd zu wirken vom Eüphrat bis zum Guadalquivir und

bis zu dem Süden von Mittel-Afrika. Sie besassen eine beispiellose weltgeschichtliche Beweglichkeit, eine Neigung, von dem abstossenden israelitischen Kastengeiste entfernt, sich mit den besiegten Völkern zu verschmelzen und doch trotz des ewigen Bodenwechsels ihrem Nationalcharakter und den traditionellen Erinnerungen an die ursprüngliche Heimath nicht zu entsagen. Beispiele von grösseren Landreisen einzelner Individuen, nicht immer des Handels wegen, sondern um Kenntnisse einzusammeln, hat kein anderer Volksstamm aufzuweisen; selbst die Buddhistischen Priester aus Tübet und China, selbst Marco Polo und die christlichen Missionare, welche zu den Mongolen-Fürsten gesandt wurden, haben sich nur in engeren Raümen bewegt, Durch die vielen Verbindungen der Araber mit Indien und China (schon am Ende des 7ten Jahrhunderts unter dem Chalifat der Ommajaden wurden die Eroberungen bis nach Kaschgar, Kabul und dem Pendschab ausgedehnt) gelangten wichtige Theile des asiatischen Wissens nach Eüropa. Die scharfsinnigen Forschungen von Reinaud haben gelehrt, wie viel aus arabischen Quellen für die Kenntniss von Indien zu schöpfen ist. Der Einfall der Mongolen in China störte zwar den Verkehr über den Oxus; aber die Mongolen selbst wurden bald ein vermittelndes Glied für die Araber, welche durch eigene Anschauung und mühevolles Forschen von den Küsten des stillen Meeres bis zu denen West-Afrika's, von den Pyrenäen bis zu des Scherifs Edrisi Sumpflande des Wangarah in Inner-Afrika die Erdkunde aufgeklärt haben. Die Geographie des Ptolemäus wurde nach Frähn schon auf Befehl des Chalifen Mamun zwischen 813 und 833 in das Arabische übersetzt, und es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass bei der Übersetzung einige nicht auf uns gekommene Fragmente des Marinus Thyrius benutzt werden konnten.

Von der langen Reihe vorzüglicher Geographen, welche die arabische Literatur uns liefert, ist es genug, die aüssersten Glieder, El-Istachri und Alhassan (Johannes Leo, den Afrikaner), zu nennen. Eine grössere Bereicherung hat die Erdkunde nie auf einmal vor den Entdeckungen der Portugiesen und Spanier erhalten. Schon funfzig Jahre nach dem Tode des Propheten waren die Araber bis

an die aüsserste westliche Küste von Afrika, bis an den Hafen Asfi, gelangt. Ob später, als die unter dem Namen der Almagrurin bekannten Abenteürer das Mare tenebrosum beschifften, die Inseln der Guanschen von arabischen Schiffen besucht worden sind, wie mir lange wahrscheinlich war, ist neüerdings wieder in Zweifel gezogen worden. Die grosse Masse arabischer Münzen, die man in den Ostsee-Ländern und im hohen Norden von Skandinavien vergraben findet, ist nicht der eigenen Schifffahrt, sondern dem weitverbreiteten inneren Handelsverkehr der Araber zuzuschreiben.

Die Erdkunde blieb nicht auf die Darstellung raümlicher Verhältnisse, auf Breiten- und Längenbestimmungen, wie sie Abul-Hassan vervielfältigt hat, auf Beschreibung von Flussgebieten und Bergketten beschränkt; sie leitete vielmehr das mit der Natur befreündete Volk auf die organischen Erzeügnisse des Bodens, besonders auf die der Pflanzenwelt. Der Abscheü, welchen die Bekenner des Islams vor anatomischen Untersuchungen hatten, hinderte sie an allen Forschungen in der Thiergeschichte. Sie begnügten sich für diese mit dem, was sie aus Übersetzungen des Aristoteles und Galenus sich aneignen konnten; doch ist die Thiergeschichte des Avicenna, welche die königliche Bibliothek zu Paris besitzt, von der des Aristoteles verschieden. Als Botaniker ist Ibn-Baithar aus Malaga zu nennen, den man wegen seiner Reise in Griechenland, Persien, Indien und Ägypten auch als ein Beispiel von dem Streben ansehen kann, durch eigene Beobachtungen die Erzeügnisse verschiedener Zonen des Morgen- und Abendlandes mit einander zu vergleichen. Der Ausgangspunkt aller dieser Bestrebungen war aber immer die Arzneimittelkunde, durch welche die Araber die christlichen Schulen lange beherrschten und zu deren Ausbildung Ibn-Sina (Avicenna), aus Affchena bei Bochara gebürtig, Ibn-Roschd (Averroes) aus Cordova, der jüngere Serapion aus Syrien und Mesue aus Maridin am Eüphrat Alles benutzten, was der arabische Caravanen- und Seehandel darbieten konnten. Ich nenne geflissentlich weit von einander entfernte Geburtsörter berühmter arabischer Gelehrten, weil diese Geburtsörter recht lebhaft daran erinnern, wie das Naturwissen sich durch die eigenthümliche Geistesrichtung des Stammes über

einen grossen Erdraum erstreckte, wie durch gleichzeitige Thätigkeit sich der Kreis der Ansichten erweitert hatte.

In diesen Kreis wurde auch das Wissen eines älteren Kulturvolkes, das der Inder, gezogen, da unter dem Chalifate von Harun Al-Raschid mehre wichtige Werke, wahrscheinlich die unter den halb fabelhaften Namen des Tscharaka und Susruta bekannten, aus dem Sanskrit in das Arabische übersetzt wurden. Avicenna, ein vielumfassender Geist, den man oft mit Albert dem Grossen verglichen, giebt in seiner Materia medica selbst einen recht auffallenden Beweis dieses Einflusses indischer Literatur. Er kennt, wie der gelehrte Royle bemerkt, die Deodvara-Ceder der schneebedeckten, gewiss im 11. Jahrhundert von keinem Araber besuchten Himalaya-Alpen unter ihrem wahren Sanskritnamen und hält sie für einen Wachholder-Baum, eine Juniperus-Art, welche zu Terpentinöl benutzt wird. Die Söhne von Averroes lebten am Hofe des grossen Hohenstaufen, Friedrich's II, der einen Theil seiner naturhistorischen Kenntniss indischer Thiere und Pflanzen dem Verkehr mit arabischen Gelehrten und sprachkundigen Juden verdankte. Der Chalife Abdurrahman I. legte selbst einen botanischen Garten bei Cordova an und liess durch eigene Reisende in Syrien und andern asiatischen Ländern seltene Sämereien sammeln. Er pflanzte bei dem Pallaste der Rissafah die erste Dattelpalme, die er in einem Gedichte voll schwermüthiger Sehnsucht nach seiner Heimath Damascus besang.

Was die arabischen Chemiker mögen aus ihrer Bekanntschaft mit der indischen Literatur (den Schriften über das Rasayana), aus den uralten technischen Künsten der Ägypter, aus den neüen alchimistischen Vorschriften des Pseüdo-Democritus und des Sophisten Synesius, oder gar aus chinesischen Quellen durch Vermittelung der Mongolen geschöpft haben: ist für jetzt schwer zu entscheiden. Nach den neüesten, sehr sorgfältigen Untersuchungen eines Orientalisten, Herrn Reinaud, darf wenigstens die Erfindung des Schiesspulvers und dessen Anwendung zur Fortschleüderung von hohen Projectilen nicht den Arabern zugeschrieben werden. Hassan Al-Rammah, welcher zwischen 1285 und 1295 schrieb,

kannte diese Anwendung nicht, während dass bereits im zwölften Jahrhundert, also fast 200 Jahre vor Berthold Schwarz, im Rammelsberge am Harze eine Art Schiesspulver zur Sprengung des Gesteins gebraucht wurde. Auch die Erfindung eines Luftthermometers wird nach einer Angabe des Sanctorius dem Avicenna zugeschrieben; aber diese Angabe ist sehr dunkel: und es verflossen noch sechs volle Jahrhunderte, bis Galilei, Cornelius Drebbel und die Academia del Cimento durch die Begründung einer genauen Wärmemessung ein grossartiges Mittel verschafften, in eine Welt unbekannter Erscheinungen einzudringen, den kosmischen Zusammenhang von Wirkungen im Luftkreise, in den über einander gelagerten Meeresschichten und in dem Innern der Erde zu begreifen, Erscheinungen, deren Regelmässigkeit und Periodicität Erstaunen erregt. Unter den Fortschritten, welche die Physik den Arabern verdankt, darf man nur Alhazen's Arbeit über die Strahlenbrechung, vielleicht theilweise der Optik des Ptolemäus entlehnt, und die Kenntniss und erste Anwendung des Pendels, als Zeitmessers, durch den grossen Astronomen Ebn-Junis erwähnen.

Wenn auch die Reinheit und dabei so selten gestörte Durchsichtigkeit des arabischen Himmels das Volk bereits in dem Zustande der frühesten Unkultur in seiner Heimath auf die Bewegung der Gestirne besonders aufmerksam gemacht hatte (neben dem Sterndienst des Jupiters unter den Lachmiten finden wir, bei dem Stamm der Asediten, selbst die Heiligung eines sonnennahen, seltener sichtbaren Planeten, des Merkur), so ist die so ausgezeichnete wissenschaftliche Thätigkeit der gebildeten Araber in allen Theilen der praktischen Astronomie doch wol mehr chaldäischen und indischen Einflüssen zuzuschreiben. Zustände der Atmosphäre begünstigen nur, was durch geistige Anlagen und den Verkehr mit gebildeteren Nachbarvölkern bei hochbegabten Stämmen hervorgerufen wird. Wie viele regenlose Gegenden des tropischen Amerika (Cumana, Coro, Payta) haben eine noch durchsichtigere Luft, als Ägypten, Arabien und Bochara! Das tropische Klima, die ewige Heiterkeit des in Sternen und Nebelflecken prangenden Himmelsgewölbes wirken überall auf das Gemüth; doch folgereich, d. h. zu Ideen führend, zur Arbeit

des Menschengeistes in Entwickelung mathematischer Gedanken, regen sie nur da an, wo andere, vom Klima ganz unabhängige, innere und aüssere Antriebe einen Volksstamm bewegen, wo z. B. die genaue Zeiteintheilung zur Befriedigung religiöser oder agronomischer Bedürfnisse eine Nothwendigkeit des geselligen Zustandes wird. Bei rechnenden Handelsvölkern (Phöniciern), bei construirenden, baulustigen, feldmessenden Nationen (Chaldäern und Ägyptern) werden früh empirische Regeln der Arithmetik und Geometrie aufgefunden; aber alles dies kann nur die Entstehung mathematischer und astronomischer Wissenschaft vorbereiten. Erst bei höherer Kultur wird gesetzliche Regelmässigkeit der Veränderungen am Himmel in den irdischen Erscheinungen wie reflectirt erkannt, auch in letzteren, laut dem Ausspruch unseres grossen Dichters, nach dem „ruhenden Pole" geforscht. Die Überzeügung von dem Gesetzmässigen in der Planetenbewegung hat unter allen Klimaten am meisten dazu beigetragen, in dem wogenden Luftmeere, in den Oscillationen des Oceans, in dem periodischen Gange der Magnetnadel, in der Vertheilung des Organismus auf der Erdfläche Gesetz und Ordnung zu suchen.

Die Araber erhielten indische Planetentafeln schon am Ende des achten Jahrhunderts. Wir haben bereits oben erinnert, dass der Susruta, der uralte Inbegriff aller medicinischen Kenntnisse der Inder, von Gelehrten übersetzt wurde, welche zu dem Hofe des Harun Al-Raschid gehörten: ein Beweis, wie sehr die Sanskrit-Literatur früh Eingang gefunden hatte. Der arabische Mathematiker Albyruni ging selbst nach Indien, um dort Astronomie zu studiren. Seine Schriften, die erst neüerlichst zugänglich geworden sind, beweisen, wie genau er das Land, die Traditionen und das vielumfassende Wissen der Inder kannte.

Aber die arabischen Astronomen, so viel sie den früher civilisirten Völkern, vorzüglich den indischen und alexandrinischen Schulen, verdankten, haben doch auch, bei ihrem eigenthümlichen Sinne, durch die grosse Zahl und die Richtung ihrer Beobachtungen, durch die Vervollkommnung der winkelmessenden Instrumente, durch das eifrigste Bestreben der älteren Tafeln bei sorgfältigen Vergleichungen mit

dem Himmel zu verbessern, das Gebiet der Astronomie ansehnlich erweitert. In dem siebenten Buche von dem Almagest des Abul-Wefa hat Sédillot die wichtige Störung der Länge des Mondes erkannt, welche in den Syzygien und Quadraturen verschwindet, ihren grössten Werth in den Octanten hat, und bisher unter dem Namen der Variationen lange für Tycho's Entdeckung gehalten wurde. Die Beobachtungen von Ebn-Junis in Cairo sind für die Störungen und sacularen Bahnänderungen der beiden grössten Planeten, Jupiter und Saturn, besonders wichtig geworden. Eine Gradmessung, welche der Chalif Al-Mamun in der grossen Ebene von Sindschar zwischen Tadmor und Rakka durch Beobachter ausführen liess, deren Namen uns Ebn-Junis erhalten hat, ist minder wichtig durch ihr Resultat, als durch das Zeügniss geworden, das sie uns von der wissenschaftlichen Bildung des arabischen Menschenstammes gewährt.

Als der Abglanz einer solchen Bildung müssen betrachtet werden: im Westen, im christlichen Spanien, der astronomische Congress zu Toledo unter Alfons von Castilien, auf dem der Rabbiner Isaak Ebn Sid Hazan die Hauptrolle spielte; im fernen Osten die von Ilschan Holagu, dem Enkel des Weltstürmers Dschingis-Chan, auf einem Berge bei Meragha mit vielen Instrumenten ausgerüstete Sternwarte, in welcher Nassir-Eddin aus Tus in Chorasan seine Beobachtungen anstellte. Diese Einzelnheiten verdienen in der Geschichte der Weltanschauung in so fern Erwähnung, als sie lebhaft daran erinnern, wie die Erscheinung der Araber vermittelnd in weiten Raümen auf Verbreitung des Wissens und Anhaüfung der numerischen Resultate gewirkt hat: Resultate, die in der grossen Epoche von Kepler und Tycho wesentlich zur Begründung der theoretischen Sternkunde und einer richtigen Ansicht von den Bewegungen im Himmelsraume beigetragen haben. Das Licht, welches in dem von tatarischen Völkern bewohnten Asien angezündet war, verbreitete sich im 15. Jahrhundert weiter nach Westen bis Samarkand, wo der Timuride Ulugh Beig neben der Sternwarte ein Gymnasium nach Art des alexandrinischen Museums stiftete und einen Sterncatalog anfertigen liess, der sich ganz auf neüe und eigene Beobachtungen gründete.

Nach dem Lobe, welches hier dem Naturwissen der Araber in beiden Sphären, der Erdraüme und des Himmels, gezollt worden ist, haben wir auch an das zu erinnern, was sie, auf den einsamen Wegen der Gedankenentwickelung, dem Schatze des reinen und mathematischen Wissens hinzufügten. Nach den neüesten Arbeiten, welche in England, Frankreich und Deütschland über die Geschichte der Mathematik unternommen worden sind, ist die Algebra der Araber „wie aus zwei lange von einander unabhängig fliessenden Strömen, einem indischen und einem griechischen, ursprünglich entstanden." Das Kompendium der Algebra, welches auf Befehl des Chalifen Al-Mamun der arabische Mathematiker Mohammed Ben Musa (der Chowarezmier) verfasste, gründet sich, wie mein so früh dahingeschiedener gelehrter Freünd Friedrich Rosen erwiesen hat, nicht auf Diophantus, sondern auf indisches Wissen, ja schon unter Almansor, am Ende des achten Jahrhunderts, waren indische Astronomen an den glänzenden Hof der Abassiden berufen. Diophantus wurde, nach Casiri und Colebrooke, erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts von Abul-Wefa Buzjani in's Arabische übersetzt. Was bei den alten indischen Algebristen soll vermisst werden, die von Satz zu Satz fortschreitende Begründung des Erlangten, hatten die Araber der alexandrinischen Schule zu verdanken. Ein so schönes, von ihnen vermehrtes Erbtheil ging im zwölften Jahrhundert durch Johannes Hispalensis und Gerhard von Cremona in die eüropäische Literatur des Mittelalters über. „In den algebraischen Werken der Inder findet sich die allgemeine Lösung der unbestimmten Gleichungen des ersten Grades und eine weiter ausgebildete Behandlung derer des zweiten, als in den auf uns gekommenen Schriften der Alexandriner; es unterliegt daher keinem Zweifel, dass, wären die Werke der Inder zwei Jahrhunderte früher und nicht erst in unsern Tagen den Eüropäern bekannt geworden, sie auf die Entwickelung der modernen Analysis fördernd hätten einwirken müssen."

Auf demselben Wege und durch dieselben Verhältnisse, welche den Arabern die Kenntniss der indischen Algebra zuführten, erhielten diese auch am Eüphrat und in Persien die indischen Zahlzeichen im neünten Jahrhundert. Perser waren damals als Zollbediente am

Indus angestellt, und der Gebrauch der indischen Zahlen hatte sich allgemein in die Zollämter der Araber im nördlichen Afrika (den Küsten von Sicilien gegenüber) verpflanzt. Dennoch machen die wichtigen und überaus gründlichen historischen Untersuchungen, zu welchen ein ausgezeichneter Mathematiker, Herr Chasles, durch seine wichtige Interpretation der sogenannten pythagorischen Tafel in der Geometrie des Bothius veranlasst worden ist, es mehr als wahrscheinlich, dass die Christen im Abendlande selbst früher als die Araber mit den indischen Zahlen vertraut waren, und dass sie, unter dem Namen des Systems des Abacus, den Gebrauch der neüen Ziffern nach ihrem Stellenwerthe kannten.

Wie nun die Algebra der Araber durch das, was dies morgenländische Volk von Griechen und Indern aufgenommen und selbst geschaffen, trotz einer grossen Dürftigkeit in der symbolischen Bezeichnung, wohlthätig auf die glänzende Periode der italiänischen Mathematiker des Mittelalters gewirkt hat, so bleibt auch den Arabern das Verdienst, von Bagdad bis Cordova durch ihre Schriften und ihren ausgezeichneten Handelsverkehr den Gebrauch des indischen Zahlensystems beschleünigt zu haben. Beide Wirkungen, die gleichzeitige Verbreitung der Wissenschaft und der numerischen Zeichen mit Stellenwerth, haben verschiedenartig, aber mächtig, die Fortschritte des mathematischen Theils des Naturwissens befördert, den Zugang zu entlegenen Regionen in der Astronomie, in der Optik, in der physischen Erdkunde, in der Wärmemessung, in der Theorie des Magnetismus erleichtert, welche ohne jene Hülfsmittel uneröffnet geblieben wären.

Und hiermit schliesst Referent den Auszug, indem er der innigsten Überzeügung ist, dass auch dieser zweite Band des Kosmos ein Anregungsmittel mehr sein wird, das Studium des Naturganzen in noch grösseren Kreisen zu verbreiten, als es schon jetzt der Fall ist. Durch Übertragung des Kosmos in die französische und in die englische Sprache gehen seine Lehren, ausserhalb der engen Gränzen des deütschen Sprachgebiets, in alle Welt hinaus.

Art. 2. — 1) *Sagen, Mährchen und Lieder der Hezogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg.* Herausgegeben von *Karl Müllenhoff.* Kiel, Schwers. 1845.

2) *Bemerkungen über die Verhältnisse der deütschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig.* Nebst einem Anhange: Über die skandinavischen Sympathien. Von *J. G. Kohl.* Stuttgart, Cotta. 1847.

3) *Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein.* Ein deütsches Lesebuch von *Franz Schuselka.* Leipzig, Brockhaus. 1847.

4) *Holstein und Lauenburg. Hamburg und Lübeck.* Ein Führer durch Stadt und Land. Von Dr. *Ludwig Meyn.* Mit sechs Special- und einer allgemeinen Karte. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1847.

Auf dem Standpunkte der Geschichte und Völkerkunde gehören die Sagen, Mährchen und Lieder der verschiedenen Völker und ihrer Stämme zu den wichtigsten Materien der Forschung, denn in dieser Volkspoesie liegen die herrlichsten Denkmäler vergangener Zustände, die uns Zeügniss geben von dem Gange, den der Menschengeist in seiner Entwickelung genommen hat. Darum muss man auch das erste der in der Überschrift genannten Bücher um so mehr willkommen heissen, als es, abgesehn von seinem rein wissenschaftlichen und dauernden Interesse, ein Ländergebiet deütscher Zunge bespricht, welches, wegen der Einbrüche, die ein stamm- und sprachverwandtes Völklein auf den Boden des deütschen Riesen versucht, unter den politischen Tagesfragen eine grosse, zugleich aber auch sehr ernste Rolle spielt, welche, um vollständig erkannt und begriffen zu werden, ein tiefes Nachdenken erfordert.

In einer vortrefflich abgefassten Einleitung giebt der Herausgeber zunächst die Quellen an, aus denen er geschöpft hat: — Mündliche Überlieferung, Chroniken und andere Schriften; sodann aber eine kurze Geschichte der deütschen Volkspoesie und eine allgemeine Charakteristik der Sagen nach ihrem mythologischen und historischen Inhalt, stets mit besonderer Rücksicht auf Schleswig

und Holstein. Die Anfänge des Volksliedes setzt er in die ältesten Zeiten zurück: „Bei ihrem Eintritt in die Geschichte besassen die Deütschen schon alte Lieder, die von den Göttern und den göttlichen Ahnen des Volks und seiner Stämme handelten. Der Stamm der Ingävonen, der unsere Halbinsel ganz hinauf bis Skagen inne hatte, die Sachsen, Angeln und Jüten werden nicht allein von den ihrigen geschwiegen haben". Diese ältesten Lieder waren religiösen Inhalts und von hyanisch-chorischem oder mythologisch-epischem Charakter. Das historische Lied tritt erst mit den Wanderungen der germanischen Volksstämme auf. Es ist der freie Erguss einzelner Sänger, die entweder bei einem Könige oder Edeling in Dienst standen, oder mit ihrer Kunst umherzogen und „oft in schöner Rede vor ihrem Singfürsten den Sang erhoben und hell zur Harfe den Hall erklingen liessen". Im achten und neünten Jahrhundert fliessen die Heldensagen der deütschen Stämme in die grossen Nationalsagen von Ermanrich, Etzel, Dietrich u. A. zusammen. Die Theilnahme der Schleswig-Holsteiner an jener grossen Ependichtung tritt erst in späteren Jahrhunderten in die Erscheinung. Im Süden entsteht das Nibelungen-Lied u. s. w., im Norden ein grosses Sagenbuch, das fast den ganzen Reichthum des damals in Deütschland verbreiteten epischen Stoffs umfasst. Nun aber verwandelt sich das Epos in das eigentliche Volkslied, es löst sich in der Prosa der Märchen und Sagenbildung auf, und kommt von den einzelnen Sängern in die Hände der Spielleüte. „Nachdem die höfische Poesie sich im 13ten Jahrhundert ausgelebt, und gleichzeitig das alte Volksepos seinen Untergang gefunden hatte, schoss durch die Kunst der fahrenden Leüte nicht ohne befruchtenden Zusammenhang mit beiden die Volkslyrik in immer reicheren Trieben hervor. Fortgetragen und wachsend in dem Zuge der Zeit nach einem neüverjüngten Leben — ein frischer Hauch durchwehte bereits alle Völker und erweckte überall fast eine ähnliche Poesie — dauerte sie an bis in die Zeiten der Reformation. Während damals der zünftige Meistergesang sich hinter die Thore der Reichsstädte verschloss, schwärmte der Volksgesang auf allen Strassen und Feldern Deütschlands umher; überall wurden mit freier Kunst die Lieder angestimmt, jede Mund-

art kam wieder zu ihrem Rechte. Die Vaganten dieser Zeit, Sänger, die aus ihrer Kunst ein Gewerbe machten, freie Knaben, Lanzknechte, Reiter, Jäger, Schreiber, fahrende Schüler, Handwerker u. s. w. waren zum grossen Theil die Dichter dieser Lieder und trugen sie von Ort zu Ort, so dass dasselbe Lied, zwar meist verändert und umgedichtet, oft aber fast ganz übereinstimmend in den verschiedensten Gegenden und Dialecten wiedergefunden wird".

Müllenhoff hat seinen Stoff in vier Bücher abgetheilt, davon das erste Historie, das zweite Thaumaturgie, das dritte Mythologie, das vierte Poesie enthält. Die ganze Sammlung enthält überhaupt 609 Nummern. Ist nun auch Manches darunter, namentlich in der poetischen Abtheilung, was, seinem Wesen und Inhalte nach, dem höher Gebildeten in der Gegenwart als unbedeütend, als kindisch, albern und läppisch erscheinen muss, so liegt doch, um es zu wiederholen, eben darin ein werthvolles Zeügniss zur Beurtheilung der Kulturzustände vergangener Zeiten und des Entwickelungsganges, welchen der in der Volkspoesie ausgesprochene Menschengeist eingeschlagen hat. Dieses höchste Ziel aller historischen Forschung findet in Sammlungen, wie die vorliegende, das herrlichste Material, und darum kann die Müllenhoffsche nicht anders, als willkommen geheissen werden.

Wenden wir uns zu dem *zweiten* der in der Überschrift genannten Bücher, so ist zunächst wol das Talent eines Schriftstellers zu bewundern, der, wie ein — ewiger Jude — rastlos einherschreitet auf dem eüropäischen Boden, den Menschen zu studiren in Vergangenheit und Gegenwart, und, mit einer seltenen Beobachtungsgabe, seinem Gegenstande die manchfaltigsten Seiten abzugewinnen weiss. Kohl ist der fruchtbarste Tourist der jetzigen Zeit — die Bände, die er, seit zehn Jahren etwa, geschrieben, werden wol die Zahl des halben Hunderts überschritten haben — aber er ist ein Tourist, der sich nicht vom Gefühl allein und von flüchtiger Beobachtung leiten lässt, sondern gründliche Vorkenntnisse in das Land mitbringt, das er zum Gegenstand seiner Studien durch persönliche Anschauung wählt. Bei dieser ausserordentlichen Fruchtbarkeit der — reisenden Feder kann es allerdings wol vorkommen, dass irgend

ein Irrthum, ein Versehen, ein Missverständniss mit unterlaüft, dass Reminiscenzen aus früheren Bänden und Wiederholungen zum Vorschein treten; allein diese Unvermeidlichkeiten lässt man gern unbeachtet, weil die lichtvolle Gruppirung seiner Beobachtungen und gründlichst erörterter Thatsachen und die Anmuth der Sprache unsere Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nimmt. Kohl, einer der vorzüglichsten Stilisten der Gegenwart, betritt in diesem sechsten der Bände, welche er über schleswig-holsteinsche und dänische Verhältnisse geschrieben hat, das Feld seiner Betrachtungen *sine ira* aber *cum studio*, wie es einem echten Geschichtsschreiber der Tagesfragen geziemt. In dem Vorwort giebt er selbst eine Übersicht seiner Schrift. Sie wirft zuerst einen Blick auf die Verhältnisse der deütschen Sprache und Nation zu ihren Nachbarn im Osten, Süden, Westen, Norden im Allgemeinen und geht dann zu den nationalen und sprachlichen Wirren auf der Kimbrischen Halbinsel über. Deütsche Einwanderer kommen aus Süden, skandinavische aus Norden, beide treffen und mischen sich in Schleswig. Dieses Land wird als ein von Jütland mehrfach gesondertes geschildert, das von Angeln, Friesen, Sachsen, Jüten bevölkert wurde. Hierauf werden die anfänglichen Verhältnisse der schleswig'schen Dänen oder Südjüten zu ihren Nachbarn dargestellt und gezeigt, wie jene schon von Anfang an durch ihre Mischung mit den Angeln gar manches deütsche Element in sich aufnahmen, und wie in Folge der Einführung des Christenthums, deütscher Bischöfe in Schleswig, namentlich die Stadt Schleswig ganz verdeütscht wurde. Weiterhin kommt der Verfasser auf den gegenwärtigen Zustand, indem er die Abgränzung des deütschen und dänischen Sprachgebiets zu bezeichnen und die Einrichtungen nachzuweisen sucht, welche diesseits und jenseits beide Nationalitäten charakterisiren, nach Verwaltung und Rechtspflege, Kirchen- und Schulwesen. Die niederdeütsche Mundart der Herzogthümer hat einen harten Kampf zu bestehen mit der hochdeütschen Schriftsprache, einen Kampf, in dem sie wahrscheinlich — doch leider! — unterliegen wird, der aber auch auf die dänische Sprache seine grossen Wirkungen nicht verfehlt. Es entstehen hier, auch durch die Handelsverhältnisse, deütsch-dänische Mischzustände, und

Schleswig stellt sich als Übergangsland dar zwischen dem skandinavischen Germanien und dem deütschen, mit einer entschiedenen Hinneigung zu dem letzteren, was sich in den socialen Verhältnissen schon jetzt auf das Entschiedenste kund giebt. Die Reibung zwischen den Deütschen und Dänen wird ausführlich geschildert, ruhig und besonnen, wie man es von dem klaren Geiste unseres Touristen erwarten konnte. In seinen Bemerkungen über skandinavische Sympathien ist er eben so unbefangen. Andeütungen über die Stellung, welche der Skandinavismus dem stammverwandten Deütschland und dem slavischen Länder- und Völkerkoloss gegenüber einzunehmen hat, beschliessen das Buch, das wir freüdig begrüssen.

Das *dritte* der in der Überschrift genannten Bücher mögten wir eben nicht als „deütsches Lesebuch" empfehlen. Schuselka gehört zu den Schriftstellern einer exclusiven politischen Partei, welche sich der Tagesfragen bemächtigen, um sie mit grösserem oder geringerem Glück und — Geschick auszubeüten. Geschieht dies verständig, mit Sachkenntniss und Anspruchslosigkeit, so liest man eine derartige Broschüre, um mit dem Gange der menschlichen Ansichten, wenn sie auch nicht die unsrigen sind, vertraut zu bleiben, man liest sie auch wol gern, ohne dass jedoch ein Eindruck haften bleibt. Stellen sich aber diese Publicisten auf den Standpunkt des Geschichtsschreibers, auf dem sie ganz vorzugsweise das Volk belehren wollen, dann muss die Kritik von ihnen vor allen Dingen Unbefangenheit, Ruhe und Würde verlangen. Diese Eigenschaften vermisst man leider in dem neüen Duodezbande des vielschreibenden politischen Autors. Eine Leidenschaftlichkeit, die man sonst an Schuselka nicht kannte, weht durch dieses Buch sonder Maass und Ziel, alles Dänische ist schlecht, alles Deütsche unbedingt gut und vortrefflich; und Schlagwörter wie — „dänische Knechtschaft, dänische Zwingvögte, dänische Fanghunde, schändlicher Verrath, dänische Tücke und Habgier" verunstalten diese Blätter, die auf deütscher Seite nur „holsteinsche Helden, edelstolzes Selbstgefühl, ritterliche Halsten" kennen. So schreibt man nicht Geschichte. Macht demnach das Buch keinen günstigen Eindruck, so hat diese Regel doch auch ihre Ausnahme; und diese Ausnahme trifft ganz besonders die lebens-

frische Schilderung der grossen Freiheitskämpfe der Ditmarser Bauern und des, durch Verzagtheit der Masse 1558 herbeigeführten Untergangs ihrer Republik.

Mit strenger Berücksichtigung des Zweckes, dem das *vierte* der in der Aufschrift dieses Artikels namhaft gemachten Bücher dienen soll, „ist keine Kritik irgend welcher Zustände, und ausser einem allgemeinen Gemälde des Landes keine Schilderung unternommen worden". In diesen Worten der Vorrede ist die Richtung dieses guten Buches und seine Abfassung deütlich ausgesprochen. Wir wollen mit dem Verfasser nicht grollen, wenn er, in dem wahr und treü und vortrefflich entworfenen Naturgemälde des Landes, auf den *Pampas*, die er mit der baumlosen Aussendeichs-Ländereien zur Vergleichung zieht, Büffelheerden weiden lässt, oder die nordische Buche — die, beilaüfig bemerkt, nirgends schönere Wälder bildet, als auf dem reizenden Seeland — „ein Wald über dem Walde" sein lässt, wie die tropischen Palmen, diese Königinnen des Pflanzenreiches; aber zürnen müssen wir ihm, wenn er, in seinen Bemerkungen über Lübeck, der Zertrümmerungswuth alter Baudenkmäler in Holstein und, seit dem grossen Brande von 1840, auch in Hamburg, das Wort zu reden scheint: „Dass so vor dem Neüen das Alte fällt, ist nicht Vandalismus, sondern Ausübung des Rechts der Lebendigen über die Todten". Der Artikel über Lübeck ist sonst ein Glanzpunkt im Buche: Diese Stadt mit ihren „alterthümlichen Ziegelbauten ist ein vortreffliches Seitenstück zu den Sandsteinbauten von Nürnberg und den Schieferbauten von Goslar — der Geist mittelalterlicher Baukunst, dreifältig näher bestimmt durch das Material." In Lübeck berührt uns ein Hauch der Vergangenheit, von deren Gepräge, durch ein eigenes Geschick, es mehr bewahrt hat, als viele andere Städte Deütschlands. So ist denn auch, bei aller Vortrefflichkeit und Tüchtigkeit gegenwärtiger lübeckischer Zustände die Erinnerung an die Vergangenheit Das, was in seinen Mauern den Fremden am lebhaftesten ergreift. Aber welche Stadt in deütschen Landen wäre auch wol würdiger, ein Wallfahrtsort Derer zu werden, die gern bei den Thaten der Väter verweilen, oder zur Erhebung in der Gegenwart eines Blickes auf die ruhmwürdige Ver-

gangenheit bedürfen. Nicht das mythische Schlachtfeld im Teütoburger Walde sollen wir suchen — gewisslich nicht, noch viel weniger dem deütschen Treübruch ein Standbild setzen — sondern diese Insel voll ehrwürdiger Gebaüde, deren „Entstehung und Wachsthum selbst ein Sieg deütschen Wesens über das — verhasste — Slawenthum" war, die den Nordischen Reichen die Herrschaft über die Ostsee abtrotzte, und deren Diener in skandinavischen Städten nicht Fremdlinge, sondern Herren zu sein schienen, die noch in den Zeiten der sinkenden Grösse, als Holland schon anfing, die Ostsee mit zu gewinnen, und Amerika's Entdeckung den Haupthandel nach Westen zog, während die Bürgerschaft selbst durch die Reformation in zwei Feldlager getheilt war, es wagen durfte, durch den Mund ihres Bürgermeisters Jürgen Wullenweber dreien Königreichen zugleich Fehde anzusagen. Noch stehen Hunderte von den alten Treppengiebeln, den spitzen Dächern, den tiefen Kellern und den grossen Hausdielen, die den hanseatischen Bauten eigen waren; noch stehen die Kirchen aus der alten Zeit, und nur die Befestigung ist gefallen. Aber Eigenthümlichkeit und ehrwürdiges Ansehen bilden mehr, als wahre Kunstschönheit, das Gepräge dieser alten Bauwerke, und wichtiger daher, als emsige Einzelbetrachtung ist es, den Gesammteindruck der Stadt entgegen zu nehmen". — Über die Bevölkerung des von ihm geschilderten Landes bemerkt Dr. Meyn, sie haben sich „seit Alters ziemlich rein erhalten, denn die Geschichte erzählt nicht Einwanderungen, sondern Auswanderungen, und während die übrigen Theile von Deütschland den Durchzügen aller Zeiten preisgegeben waren, blieb die schmale kimbrische Halbinsel, nach Süden hin abgeschnitten durch den Elbstrom, vor diesen Durchzügen bewahrt, und Holstein erhielt sich im Kern seiner Bevölkerung unverfälschte Sitte und unverfälschte Sprache". Mit Vergnügen stimmen wir dem Verfasser bei, wenn er von dieser niederdeütschen Muttersprache sagt: — „Wir überschätzen sie nicht, wenn wir hoffen, dass sie künftig einen grösseren Einfluss auf die Ausbildung der deütschen Gesammtsprache üben wird, da sie gegen die begünstigte Schwester bis zur Ungebühr zurückstand, in ihrem Schoosse aber noch einen Schatz urdeütscher Worte lebendig enthält, welche

in alten Schriften todt und nicht mehr zu erwecken, nur durch den befruchtenden Mund des Volkes zu neüem und allgemeinem Leben erstehen können". — Mit diesem Desiratum stehen in sehr naher Wechselverwandtschaft zwei andere Bücher, deren Anzeige hier gleich angereiht wird.

Art. 3. — 1) *Die Oldenburger in Sprache und Sprüchwort.* Skizzen aus dem Leben. Von Dr. *J. Goldschmidt.* (Auch unter dem Titel: Kleine Lebensbilder, aus der Mappe eines deütschen Arztes. Dritter Theil). Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung. 1847.

2) *Friesisches Archiv.* Eine Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache. Herausgegeben von *H. G. Ehrentraut*, Grossherzogl. Oldenb. Hofrath. I. Bd. 1. Heft. Oldenburg, ebendas. 1847.

In dem *ersten* giebt der Verfasser ein Charaktergemälde der Bewohner von Oldenburg, d. h.: vom alten Herzogthum, nicht vom neüern Grossherzogthum, welches in seinem südlichen Theile aus mehreren Ämtern des vormaligen Niederstifts Münster besteht, und daher weiland fürstbischöfliche — Unterthanen enthält, die in der Mundart, den Sitten, Gewohnheiten und Gebraüchen von dem echten Oldenburger um so mehr sich unterscheiden, als sie Angehörige der römisch-katholischen Kirche, die Oldenburger aber evangelische Christen sind. Goldschmidt's Buch ist nicht eine trockne Sammlung von Sprüchwörtern, auch nicht eine dürre Sprachabhandlung, sondern es führt uns von der Redeweise des Volks auf seine Anschauungsweise, Sitten und Gewohnheiten in unterhaltender Form, die schon in dem ersten Abschnitt, von den grammatikalischen Unterschieden des Oldenburger-Plattdeütschen vom Hochdeütschen, einen frischen Reiz trägt, in den folgenden Abschnitten aber, welche von dem Volke und seinen Sprüchwörtern handeln, sehr bedeütend gesteigert wird. Ein paar Stellen des Buches werden diese Meinung rechtfertigen. Wir wählen das haüsliche Leben. — „Die

Bauernhöfe auf der Geest liegen vereinzelt und abgeschlossen; vor dem Hause ist ein grosser, umwallter, mit Eichen oder Buchen besetzter Platz, auf dem sich, ausser den grossen Scheünen, fast immer einige Heüerhaüser befinden; rings um das Gehöft liegen Felder und Wiesen; denn Dörfer, deren Haüser stadtähnlich an einander gereiht sind, giebt es im Herzogthum nur wenige; jeder einzelne Hof bildet mit seinen Bewohnern eine Welt für sich, und diese Welt regiert mit Milde, jedoch mit fester Hand *use Oelst* — so nennt die Frau, die Kinder, das Gesinde, ja selbst oft die Heüerleüte auf dem Hofe, die einen grossen Theil des Jahres beim Hausherrn im Tagelohn arbeiten, das Familienhaupt — „unseren Ältesten". Der Hausmann, der ausserhalb des Hauses, und namentlich in der Stadt, sich so bescheiden zeigt, fühlt sich hier als Herr:

Up sin Mestfohl hett de Hahn dat gröttste Recht!

Ihm zur Seite leitet die Hausfrau selbsständig das Innere des Hauswesens — Küche, Wäsche, Milchwirthschaft, Kindererziehung; mischt sich der Hausherr in diese Angelegenheit, dann laüft er Gefahr, dass ihm die Redensart entgegen gehalten wird:

Snack anders! — Hest nicks to seggen, släppst achter!

Die Frau muss ja wegen der Wartung der Kinder vorne schlafen. Sie, die so manche Nacht wegen der Kleinen durchwacht, während der Mann hinten *(achter)* liegt und schnarcht, kann verlangen, dass der Mann ihre Rechte achte.

Wifer unn Sniggen
Drägt är Huus uppen Rüggen!

Wie die Schnecke ihr Haus nicht verlässt, so soll auch die Hausfrau das ihrige nicht verlassen, oder wenigstens die Sorge dafür mit sich nehmen. In allen Angelegenheiten, die nicht das Innere des Hauswesens betreffen, gehorcht das Weib unbedingt dem Manne. Sie weiss und spricht es selbst aus, dass es der Frau nicht ansteht, in der Männer Angelegenheit mit einzureden.

Wo'n Hahn is, da kreit kine Henne. — Wo'n Bückse is, da gelt kin Wenke (Weiberrock). — Mannshand baven.

Da der Mann in seiner kleinen Welt Herr sein muss, wenn die Wirthschaft ihren guten Gang gehen soll, so sagt das Sprüchwort:

Is bäter 'n Kribbelkopp,
As 'n Dudelkopp.

Denn obwol Heftigkeit sehr gefürchtet und gescheüt wird, so ist *'n Dudelkopp*, d. i.: ein Mensch, der sich Alles gefallen, sich ungestraft auf der Nase herumspielen lässt, der ohn' alle Energie ist, doch viel weniger werth, als ein Kribbelkopf. Mit diesem Sprüchwort tröstet sich die Frau, die von der Heftigkeit des Mannes zu leiden hat; mit dem Sprüchwort wehrt sich das Mädchen, wenn ihr ein schaafsmässiger Mann aufgedrungen wird". Und so geht es fort in der Aufzählung und Erklärung der Sprüchwörter, unter denen das Hochdeütsche „Eile mit Weile" von dem Oldenburger durch nicht weniger, als ein Dutzend Ausdrucksweisen, wiedergegeben wird, was hinreichend sein würde, uns, wenn wir es nicht schon wüssten, zu überzeügen, dass Langsamkeit einen Hauptzug seines Wesens bildet. Bei dem ruhigen Sinne und dem phlegmatischen Temperament der Landleüte giebt es unter ihnen verhältnissmässig wenig unglückliche Ehen. Das hochdeütsche Sprüchwort „Ehestand, Wehestand" kennt man in Oldenburg nicht, und eben so wenig: „Wer heirathet thut wohl, wer nicht heirathet thut besser." Dafür aber:

Twee unner eene Däke
Leert bald eene Spräke.

Nur der Branntwein oder grosse Armuth bringen lauten Zwist zu Wege:

Pack sleit sick, Pack vergeit sick.

Der Verfasser, der seit zwanzig Jahren mit den Landleüten täglich verkehrt und sie in ihren Haüsern aufsucht, entsinnt sich nicht, jemals auf lauten Zank zwischen Eheleüten gestossen zu sein; ja es sind ihm auf dem Lande nur zwei Haüser bekannt, in denen, dem Gerüchte nach, die Eheleüte im hellen Unfrieden leben. Das ostfriesische Sprüchwort: „Erst Snuen (Küssen) unn Nabben, denn Hauen und Krabben" — kennen wir, sagt er, hier nicht. Glückliches Ländchen! glückliches Völkchen! Die Seltenheit des haüslichen Unfriedens ist besonders in den Gegenden ehrenwerth, wo der älteste Sohn Stammerbe ist. Dieser verheirathet sich nämlich sehr haüfig, wenn die Ältern noch ganz rüstig sind, und ungeachtet der Sprüchwörter: —

Twee Froens up een Däl,
Is eene to väl.

Manns Moer
Is Düvel Unnefoer

Wat de Düwel nich weet, det weet 'n old Wif.

Twee vergaht sick,
Dree slat sick.

wird der Frieden doch selten gestört; es besteht zwischen Schwiegermutter und Tochter fast immer ein gutes Verhältniss. Auch durch das Eintreten einer Stiefmutter in den Kreis der Familie wird die Eintracht derselben sehr selten verletzt. Vermöge des ruhigen, verständigen Sinnes leben sich die ungleichsten Persönlichkeiten in einander hinein, und auf dem Lande erkennt man viel schwerer, wenn man in's Familienleben hineinsieht, was Stief-, was rechtes Kind ist, als in der Stadt.

Das Plattdeütsche hält Dr. Goldschmidt für ein grosses Hemmniss der Bildung im nordwestlichen Deütschland, was er sogar in einer eigenen kleinen Schrift unter dem Titel — Über das Plattdeütsche, als ein Hemmniss jeder Bildung — näher auseinander gesetzt hat. Dies kann sich jedoch nur auf den Mangel an Büchern in niederdeütscher Mundart beziehen, daher es den Volksschriftstellern nicht dringend genug empfohlen werden kann, ernstlich darauf zu denken, die Schrift- und Büchersprache aus dem reichen Wörterschatze der nieder- und oberdeütschen Volks-Mundarten zu ergänzen und zu erweitern. Wo das reine Hochdeütsch geredet wird, da finden sich — bemerkt der Verfasser — die Elemente des deütschen Wesens, die Tiefe, die Gemüthlichkeit, die Poesie viel weniger, als da, wo man die süddeütschen Volksdialekte redet. Durch grösseren Reichthum an Vokalen, durch viel mindere Anhaüfung scharfer Consonnanten entspricht auch das niederdeütsche Platt, ähnlich den süddeütschen Dialekten, viel mehr dem traümerischen, gemüthlichen Stilleben des deütschen Volks, als das Hochdeütsche. Und wenn man auch mit Dr. Goldschmidt darüber, dass — das Plattdeütsche nicht das Harte, nicht das Scharfe des Hochdeütschen habe — gleicher Meinung sein kann, so beklagen wir, gleich darauf lesen

zu müssen, das Plattdeütsche sei — die Sprache der Gehorchenden, die auch noch nicht nöthig gefunden hätten, Wörter wie „Verfassung" in sich aufzunehmen (S. 9) — eine Ansicht, die mit den guten Wünschen für wahre, echte Volksbildung unverträglich ist. Merkwürdig aber, dass das hochdeütsche Wort „Volk" im Plattdeütschen nicht diese Bedeütung hat; es bezeichnet immer Gehorchende, nämlich Gesinde, Soldaten, Schiffsmannschaft.

Das Plattdeütsche im Herzogthum Oldenburg wird mit der grösstmöglichsten Bequemlichkeit, mit liegender, oder doch nur leicht bewegter Zunge und kaum geöffnetem Munde gesprochen. Ein Wort wälzt sich langsam, klanglos nach dem andern fort. Statt des höchst unbequemen *pf* hat das Plattdeütsche nur *p;* der Gurgellaut *ch* in der Mitte und am Ende eines Worts wird durch das viel bequemere *k* ersetzt. Die Ammerländer, in der Nähe des Zwischenahner Meeres, verwandeln in der Mitte vieler Wörter den Gurgellaut *ch* in *s*, so sagen sie statt achter — aster *(after* im Englischen = hinter im Hochdeütschen). Statt des Zischlauts *sch* wird, wenn ein Consonnant folgt, immer nur *s* gebraucht. Mit Ausnahme der Nordwestdeütschen sprechen alle übrigen Deütschen bekanntlich *st* und *sp* sehr mit Unrecht *scht* und *schp.* Der *Z*-Laut fehlt dem Plattdeütschen gänzlich; an seine Stelle treten *t* und *s.* Das *r* wird, in der Mitte eines Worts vor *s*, weggeworfen, und so auch das *t.* Das scharfe, Anstrengung erfordernde *f* oder *ff* wird zum *w* oder *p;* auch das *b* wird zum *w;* dagegen setzt man oft einigen mit einem Vokal anfangenden Wörtern, zur Erleichterung der Aussprache, ein *b* vor, z. B: *baben* = oben, *binnen* = innen (ist auch in die Schriftsprache aufgenommen, z. B.: Binnenland statt inneres Land). Die Vokale werden alle unrein ausgesprochen; in jedem klingt etwas von allen übrigen mit an. *I* und *u* kommen selten vor, jenes ist in *ee,* dieses in *o* verwandelt. Auch das helle *a* fehlt und wird breit, wie *aa* oder fast wie *ao* ausgesprochen. Diese unreine Aussprache der Selbstlauter macht das Schreiben des Plattdeütschen so schwierig und so unsicher. Vergebens, meint der Verfasser, habe man andere Zeichen, wie das schwedische å oder das holländische * öi* angewandt, die Aussprache plattdeütscher Vokale lasse sich durch

Zeichen nicht wiedergeben; — warum denn nicht? Es kommt ja nur auf eine Verständigung über die zu wählenden Zeichen an, die freilich leicht und bequem sein müssen. Unter mehreren andern Sprachforschern und Sprachkennern hat Ehrentraut, in der sogleich zu erwähnenden Schrift, neüerdings dafür gewirkt. Der Laut *eü* oder *aü* fehlt im Oldenburger Platt gänzlich; er verwandelt sich, mit einer einzigen Ausnahme, in *ü* oder in *u*. Die Oldenburgische Mundart unterscheidet sich wesentlich von der Osnabrückschen, Kalenbergischen etc. dadurch, dass letztere viele einfache Vokale hochdeütscher Wörter in Diphtonge verwandeln, während im Oldenburgischen Platt gerade der umgekehrte Fall eintritt.

Die meisten der genannten Eigenthümlichkeiten hat die Holsteinsche Mundart mit der Oldenburgischen gemein. An der Küste der Nordsee von der Mündung der Ems bis zur Eider besteht nicht blos eine aüssere Ähnlichkeit im Dialekt, sondern auch dieselben Sprüchwörter, dieselben Kinder- und Wiegenlieder, dieselben Volkswitze finden sich an der genannten Küstenstrecke überall, während einige Meilen tiefer landeinwärts ein anderer Dialekt des Plattdeütschen, andere Volkswitze, andere Sprüchwörter zum Vorschein kommen (Münsterland, Osnabrück, Kalenberg, Hannover). Es herrscht aber ein bedeütender Unterschied im Küstendialekt selbst, dass, je näher der Ems — je unvermischter die Friesen, je weniger Sachsen etc. sich ihnen zugemischt haben — desto mehr altfriesische Wörter in der Sprache sich finden; und dann auch, je näher der Ems, desto mehr wird das Plattdeütsche ziehend, schleppend gesprochen, die Vokale gedehnter, unreiner. Die Ostfriesen sprechen schon viel schleppender, als die Jeveraner, diese dehnen und ziehen ihre Vokale wieder viel mehr, als die Oldenburger, bis am Ende die Holsteiner die Vokale kurz aussprechen.

Die plattdeütsche Grammatik weicht durch ihre Einfachheit sehr von der Hochdeütschen ab und hat mit der Englischen eine so grosse Ähnlichkeit, dass die Erlernung des Englischen für denjenigen Niederdeütschen, der sich aus seiner Kindheit und Jugend des Plattdeütschen erinnert, ein leichtes Spiel ist. Die Dialekte der Nordseeküste kennen durchaus keine Diminutiva; diese treten erst zwölf

Meilen landeinwärts auf, in den vormals münsterschen Ämtern des Grossherzogthums Oldenburg, wo sie fast in jeder Phrase vorkommen. Ganz eigenthümlich ist es, dass das Oldenburgische Platt gar kein eignes Wort für „Muth" hat; sein *Mood* bezeichnet etwas ganz anderes, bald eine Neigung zu etwas, bald Laune, Gemüthsstimmung (= *mood* im Englischen), bald aber auch Glauben, Vertrauen. Das dem Französischen entnommene Wort „Kurasche" ist wol das einzige Wort, womit der Oldenburger Muth bezeichnet. Die „Freüde" fehlt ebenfalls dem Plattdeütschen. Der, der Plattdeütsch spricht, hat keine Freüde; „Pläsehr" ist's, was ihm höchstens zu Theil werden kann. Überhaupt hat das Plattdeütsche eine Menge Wörter aus dem Französischen aufgenommen, während eine Menge englischer Wörter ihre deütsche Heimath nicht verleügnen können: *to tip* = tippen, *to rave* = räwen, *to grin* = grinen, *black* = black, (schwarz), *to track* = trecken, *to rake* = raken, *little* = lüttjet, lütt.

Das Wort „güst" hat den Begriff unfruchtbar, daher heissen die Haide- und Sandgegenden des nordwestlichen Deütschlands die „Geest", im Gegensatz zur „Marsch", dem fruchtbaren Boden längs der Seeküste und der Stromufer. Der reiche Marschbauer sieht mit Stolz auf den Geestbewohner herab: „He is jo man von de Geest".

Am Schluss seiner interessanten Abhandlung (die der Verfasser eine „bunte" nennt) fügt er noch ein paar Worte über die Familien-Namen hinzu, welche die Beimischung des friesischen Elements in dem Volke des Herzogthums Oldenburg, mit Ausnahme etwa der Herrschaft Delmenhorst, ausser allem Zweifel setzt, wie sie denn, desselben Merkmals wegen, längs der ganzen Nordseeküste, von der Ems bis zur Eider, nicht verkannt werden kann.

Möge der Verfasser aus diesen langen Entlehnungen seiner kurzen Schrift (sie enthält nur 164 S. klein 8.) unsere lebhafte Theilnahme für einen Gegenstand erkennen, den er auf eben so lehrreiche, als anmuthige Weise besprochen hat. Möge er fortfahren auf dieser Bahn und sich mit dem Herausgeber des friesischen Archivs verbinden; denn —

Diese Zeitschrift hat zwar hauptsächlich die Bestimmung, Quellen friesischer Geschichte, besonders Urkunden und Darstellungen

noch lebender friesischer Dialekte mitzutheilen; es sollen darin aber auch Abhandlungen über einzelne Theile der friesischen Geschichte gern Aufnahme finden, auch Volkslieder, Mährchen, wenn sie so abgefasst sind, wie sie im Munde des Volks leben, Volkssagen, Sprüchwörter, statistische Notizen, Landbeschreibungen, Untersuchungen über die Bildung des Moors und des Marschbodens. Die Zeitschrift umfasst nach ihrem allgemeinen Titel den ganzen friesischen Volksstamm von der Schelde bis Schleswig, und es können Beiträge aus diesem ganzen Landstrich darin aufgenommen werden; der Herausgeber bemerkt indessen, dass er zur Zeit erst Beiträge aus dem Lande zwischen Ems und Weser besitzt. Die Geschichte der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, deren Bewohner vielfach mit den Friesen in Berührung kamen, wird nicht ausgeschlossen sein, doch besitzt der Herausgeber davon zur Zeit noch wenig Erhebliches. Im Ganzen hat er jetzt einen Vorrath, welcher einige Bände füllen kann, die Zahl der Bände wird aber grösser werden, wenn ihm die Benutzung der Archive, in denen die Quellen der friesischen Geschichte verborgen sind, gestattet wird, und das Publikum an dem Unternehmen so viel Theilnahme zeigt, dass die Druckkosten bestritten werden können. — Das ist, unseres Erachtens, der wesentlichste, zugleich aber auch der bedenklichste Punkt. Um den Fortgang dieses preiswürdigen Unternehmens zu sichern, scheint uns vor allen Dingen grosse Manchfaltigkeit in den Mittheilungen erforderlich, um nicht eine oder zwei Klassen von Lesern, sondern deren recht viele zu erwerben und zu fesseln. Das erste Heft enthält nun aber blos Sprachliches und Urkundliches, und zwar sind die betreffenden Mittheilungen blos für gelehrte Sprach- und Geschichtsforscher brauchbar; das grosse Publikum geht leer aus, denn es findet in dem am Schluss abgedruckten Östringer Märchen „van de oll Rinkrauk“ keine Entschädigung, weil es nicht in's Hodeütsche übersetzt ist, wie es doch mit dem vorhergehenden Gespräch in der Mundart des altfriesischen Saterlandes geschehen. Die erste, grössere Hälfte ist „Mittheilungen aus der Sprache der Wangeroger“ gewidmet, eine vortreffliche Abhandlung rein linguistischen Inhalts, in der wir jedoch auch die interessante Notiz finden, dass die Be-

völkerung dieses kleinen, an sich selbst doch immer kleiner werdenden Eilands, nicht allein nicht abgenommen, sondern in einem Grade zugenommen hat, dass sie das Doppelte der Volkszahl vor hundert und zehn Jahren beträgt: Wangerog hatte nämlich im Jahre 1738, nach einem genauen Berichte des damaligen Vogts nur 171 Einwohner (83 männl. und 88 weibl. Geschlechts); im Febrnar 1847 zählte es dagegen 345 (174 männl. 171 weibl. Geschlechts). Unter dieser kleinen Bevölkerung erhielt sich noch Jahrhunderte lang ein Rest der alten Sprache, in der sich das Altnordische und Angelsächsische zu begegnen scheinen, der aber jetzt bald der Einwirkung des Niedersächsischen und Hochdeütschen erliegen und eben so verschwinden muss, wie die Sitten bereits zu ihren Vätern heimgegangen sind, — wenn die Stelle, auf der das Dorf steht, von den Meereswellen ganz verschlungen sein wird. In der zweiten Hälfte des vorliegenden ersten Heftes sind Urkunden in der Ursprache, lateinisch und altdeütsch, mitgetheilt, die, grösstentheils aus dem Jeverischen und Oldenburgischen Archiv entnommen, für die Spezialgeschichte unbedenklich vom grössten Werthe, für den allgemeinen Leser aber, ohne Einleitung und Erlaüterung, unverständlich sind. Hat diese Zeitschrift, wie wir wünschen und hoffen, Fortgang, so geben wir dem Herausgeber den Gedanken zur Erwägung anheim, ob es nicht angemessen sein werde, eine historisch-geographische Übersicht zu geben vom friesischen Sprachgebiet, wie es in den verschiedenen Zeitaltern war, so weit sich seine Gränze genau rückwärts aufspüren lässt, und wie es jetzt ist. Dadurch gewinnt der Herausgeber selbst, wie ganz besonders der Leser, einen Rahmen für das Gemälde, das ihm von der Sprache, den Sitten und Gebraüchen, der Regierungsweise, überhaupt von dem Leben eines Volksstammes vorgeführt werden soll, der, als ein am meisten unvermengt und unverfälscht gebliebener Ast am Baum deütscher Nation, den grossen Vorzug hat, mehr, als irgend ein anderer unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen. Die Forschungen der holländischen und englischen Gelehrten werden bei jenem Desideratum von wesentlichem Nutzen sein.

Art. 4. — ***Voyage en Egypte, en Nubie, dans les deserts de Beyouda, des Bicharys et sur les côtes de la Mer Rouge,*** par ***Edm. Combes,*** Vice-Consul de France, et l'un des auteurs du Voyage en Abyssinie. 2 Bde. Paris, Desessait. 1846.

Es war im Jahre 1833, als ein Haufen junger, dem Knabenalter kaum entwachsener Franzosen, in blauer Bluse mit rothem Gürtel um den Leib und einem Barett auf dem Haupte, unter Führung ihres politischen und religiösen Haüptlings, zu Alexandrien an's Land stieg. In diesem alten, so verbrauchten, so verdorbenen Lande, das die Einfälle aller Völker und die Lächerlichkeiten aller Nationen gesehen hat, konnte eine Verkleidung mehr eben keinen Effekt machen. Darum staunte Niemand über diesen modernen Kreüzzug, als die Kreüzfahrer selbst! In Bezug auf ihre Lehre und ihre Traümereien über die Regeneration des Mannes und des Weibes begriffen die Saint-Simonisten, als kluge, geistvolle Leüte, bald, dass sie nicht mit blossen Worten, die Niemand hören wollte, noch verstehen konnte, gegen das Interesse zu Felde ziehen konnten, das auf die Macht gestützt ist; als Leüte von Herz und Kopf traten sie, die einen in den Dienst des Pascha, die anderen in den freien Dienst — Merkur's, des Schutzgottes von Handel und Wandel. Zwei von ihnen, Combes und Tamisier, nahmen den Wanderstab, um, in einem Alter von zwanzig Jahren, als — gelehrte Reisende, oder als — Abenteürer unbekannte und bekannnte Länder zu erforschen oder zu — durchlaufen! Ohne blanken Heller in der Tasche unternahmen sie eine Reise von tausend Meilen und fanden auf dieser langen Wanderfahrt Mittel und Wege, ein artiges Sümmchen mit nach Alexandrien und etwas Rohstoff, geschrieben, oder in Gedanken, zur Fabrikation einer vierbändigen Reisebeschreibung mit nach Paris zu bringen! Das kann man doch wol kecken Muth und den vollständigsten Erfolg nennen! Ihnen ging es noch besser, als Burkhardt. Auch dieser Reisende, einer der berühmtesten aller Zeiten, unternahm die Wanderung nach Nubien, in der ärmlichen Tracht eines bettelnden Arabers, mit zwei Marientheresien-Thalern im Sacke. Bei seiner Rückkehr, nachdem er achthundert Stunden Weges gemacht

hatte, fragten ihn seine Freünde, wem er Geld schuldig geworden sei; er zog noch einen Spezies aus der Tasche, den anderen hatte er ausgegeben. Und hat man aus seinen Briefen, die er in die Heimath schrieb, in London auch ein so voluminöses Buch fabricirt? O, nein! seine Berichte sind so, wie er sie an Ort und Stelle schrieb, unverstümmelt gedruckt und nur mit einer Einleitung von befreündeter Hand ausgestattet worden; nur einen Band haben sie gefüllt, freilich einen Quartanten im englischen Original, der aber in der deütschen Ausgabe auf einen mässigen Octav-Band zusammengeschrumpft ist. Und dennoch sind diese Burkhardtschen Berichte, die nun beinahe vierzig Jahre alt sind, die Grundlagen alles Wissens über Nubien; sie waren die ersten, die uns dieses Ländergebiet von Afrika aufgeschlossen haben und sind auch heüte noch, in vielen Punkten, die einzigen Quellen unserer Kenntnisse, obwol die gründlichsten und wissenschaftlich gebildetsten Reisenden ihm später in jenes Land gefolgt sind. Als die Herren Combes und Tamisier im Jahre 1838 ihre abessinischen Abenteüer in der erwähnten vierbändigen Reisebeschreibung zum Besten gaben, oder geben liessen, wünschte man ihnen und ihren Lesern Glück, dass sie es verschmähten, das über Kahira, Suez, Ägypten überhaupt so oft Gesagte zu wiederholen, und es für angemessen hielten, über Nubien zu schweigen, wo ihnen ihr Landsmann Cailliaud und der deütsche Reisende Rüppell vorangegangen waren; denn sie begannen die Erzählung zu Dschidda in Arabien, der Hafenstadt von Mekka, im Januar 1835, von wo sie nach Mochha gingen, und im April nach Massauah, an der afrikanischen Küste des Rothen Meeres, überschifften. Nun aber, nach Ablauf von acht langen Jahren, fällt es dem Manne Combes ein, die Reise-Abenteüer, welche er als Jüngling in Ägypten und Nubien erlebt hat, dennoch dem grossen Publikum zu erzählen, oder erzählen zu lassen; und das ist auf den 874 Seiten der zwei Oktavbände geschehen, deren Titel in der Überschrift dieses Artikels genannt worden ist. Die Reise geht den Nil aufwärts bis zur Vereinigung des Weissen und Blauen Stroms, wo die Stadt Chardum seit dem Jahre 1827 entstanden ist, und dann zurück bis zur Mündung des Atbara und quer durch die Wüste

nach Suakim, am Rothen Meere, auf demselben Wege, den Burkhardt gezogen ist. Auf neüe, bisher nicht betretene Wege führt uns daher der jetzige „Vice-Consul de France" (wo?) nicht; Geographie und Geschichte haben durch das Erscheinen dieses Buches nichts, oder doch nur wenig gewonnen; dennoch liest's sich gut, man liest es sogar gern, um sich an Bekanntes zu erinnern; es gewährt eine ganz hübsche Wiederholung dessen, was schon längst da gewesen ist, und kommt dem Gedächtniss recht artig zu Hülfe; auch stösst man seltener auf Beispiele von Unwissenheit und Dünkel, die die vier abessinischen Bände so widerwärtig machten. Wie man aber an einem Stück Kattun nicht erkennen kann, was daran dem Fabrikherrn, oder dem Werkführer, oder der Maschine gehört, so lässt sich auch an den Artikeln, die aus der Pariser Fabrik der Touristen-Bücher hervorgehen, nicht erkennen, was dem Stoff-Lieferanten, was dem Zuschneider des Stoffs gehört.

Art. 5. — 1) *Reise durch einen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika* in den Jahren 1844 bis 1846, von Dr. *Albert C. Koch.* Nebst 2 Tafeln Abbildungen. Dresden und Leipzig, Arnoldi'sche Buchhandlung. 1847.

2) *Resultate geologischer, anatomischer und zoologischer Untersuchungen über das* unter dem Namen *Hydrarchos* von Dr. A. C. Koch zuerst nach Eüropa gebrachte und in Dresden aufgestellte grosse fossile Skelett, von Dr. *C. G. Carus*, Leibarzt etc., in Verbindung mit den Herren Dr. Geinitz, Prof. Dr. Günther und Prof. Reichenbach. Nebst 7 lithogr. Tafeln. Ebendaselbst. 1847.

3) *Bemerkungen über Zeüglodon Owen's*, *Basilosaurus Harlan's*, *Hydrarchos Koch's.* Von *Herm. Burmeister*, o. öffentl. Prof. etc. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1847.

Hydrarchos und Koch — und Koch und Hydrarchos! das sind die Schlagnamen einer Erscheinung, welche ein halbes Jahr lang die gelehrte Welt der Naturwissenschaft, im besondern die Thier-

kenner und die Steinfreünde, auf's Lebhafteste erregt hat, woran auch das grosse Publikum Theil genommen hat, dessen Aufmerksamkeit in zahlreichen Zeitungsartikeln auf dieses Wunder der Urwelt gelenkt, und in Dresden, Berlin und Leipzig zur Anschauung des Wunders selbst eingeladen worden ist. Da haben Wissbegierige und Neübegierige, die Männer der Wissenschaft und die Dilettanten, Alte und Junge, Grosse und Kleine, gegen Erlegung eines Eintrittsgeldes, wie's bei Thierbuden gewöhnlich ist, Gelegenheit gehabt, diesen Riesen der antediluvianischen Schöpfung in seinem kunstfertig zusammengefügten Skelett zu studiren, oder anzustaunen.

Die Sache verhält sich so: — Ein amerikanischer Postreiter im Staate Alabama hat dem Hrn. Dr. Albert Koch (den man ja nicht mit dem gleichnamigen Reisenden im Morgenlande verwechseln darf) — „als derselbe in der Wohnung seines Freündes, des Obersten Washborne mit dem Sortiren einer grossen Anzahl Haifischzähne und anderer kleiner Fossilien beschäftigt, in Gedanken versunken dasass, bei seiner Arbeit zugesehen und ihn bald gefragt, was er mit den Sachen zu thun beabsichtige, worauf ihm eine kurze Erklärung gegeben wurde. Der Mann, so erzählt Hr. Dr. Albert Koch, hörte mir mit vieler Aufmerksamkeit zu und sagte dann: wenn Ihre Absicht ist, dergleichen Dinge hier in Alabama zu sammeln, so müssen sie nach Washington-County reisen, wo unweit des dortigen alten Court-House ein grosser, ungeheürer Haifisch liegt, welcher mehr Knochen in seinem Gerippe hat, als Sie auf mehren Wagen fortschaffen können. Diese ganz unerwartete Nachricht, so fabelhaft sie mir auch schien, hatte für mich grosse Wichtigkeit, und ich war sogleich überzeügt, dass das beschriebene Gerippe nicht das eines Haifisches sein könne, da die beschriebene Länge (90 Fuss sagte der Postreiter) und Grösse der Rückenwirbel nicht mit denen eines Haifisches übereinstimmte." Nun eilt Hr. Dr. Albert Koch nach Washington-old-Courthouse und sucht bei seiner Ankunft sogleich Erkundigungen über den grossen fossilen Haifisch einzuziehen; allein er erfährt nur so viel, dass zwei Jungen, ein weisser und ein schwarzer, davon gesprochen hätten, die beide „an diesem Tage leider nicht aufzufinden waren. Am folgenden Mor-

gen aber stellten sich beide Personen zu meiner Freüde bei mir ein und erboten sich, mich an den Ort zu führen, welchen ich, wie sich leicht denken lässt, mit fast unbeschreiblichen Gefühlen betrat. Der Ort, wo der von mir entdeckte Hydrarchos sich befand, lag unweit eines nicht unbedeütenden Flusses, des Sintabouge-River, und war eine mit Waldung umgebene Erhöhung, auf welcher sich keine Holzung befand, und die vulkanischen Ursprungs war. Der grössere Theil der Oberfläche bestand aus einer gelblichen Kalksteinmasse, die zum Theil eine schwarzbraune Erde bedeckte, in welcher sich, so wie vorzüglich im Kalksteine, viele schöne Fossilien vorfanden" (Reise, S. 118, 120, 121). Die berühmten Naturforscher, welche das zweite und dritte der in der Überschrift genannten Bücher verfasst haben, wozu sich noch Müller in Berlin mit einem der Akademie der Wissenschaften daselbst erstatteten Bericht gesellt (Monatsberichte der gedachten Akademie vom April 1847) sind auf die mühselige Arbeit einer wissenschaftlichen Bestimmung des Gerippes eingegangen.

Das Endresultat der Untersuchung von Carus ist folgendes: 1) Der Kopf von etwa 5 Fuss Länge erscheint im Verhältniss eines über 100 Fuss langen Rumpfskeletts von sehr geringer Grösse; 2) er sitzt auf einer Halswirbelsaüle von beträchtlicher Länge; 3) er hat, mit Ausnahme der Zähne, den entschiedenen Amphibien-, namentlich den Saurier-Charakter; 4) das Verhältniss des Kopfes an sich und zum Rumpfe erinnert deshalb auffallend an Plesiosaurus; 5) der Hydrarchos, jedenfalls ein Seethier, ist, insofern es sich bestätigt, dass er als Amphibium angesehen werden muss, bei den von Owen aufgestellten Enaliosauriern einzuordnen. Es bleibt für jetzt noch streitig, ob der Hydrarchos nicht einer ganz besonderen Klasse, oder mindestens Ordnung angehört habe, welche zwischen Amphibien, Land- und (See-) Saügethieren eben so in der Mitte stand, wie ungefähr die Cetaceen zwischen den Fischen und den letzteren gestanden haben. Wenn nun auch Müller mit Carus in dem Hauptergebniss dahin übereinstimmt, dass er Zeüglodon (Hydrarchos) für den Repräsentanten einer eigenthümlichen, ausgestorbenen Familie von Seesaügethieren erklärt, so weichen beide Anatomen

doch in den Nebenresultaten nicht unbeträchtlich ab, indem bei Müller darüber, dass das Thier ein Saügethier sei, gar kein Zweifel obwaltet; in der Zusammensetzung des Kopfes ist, dem Berliner Anatomen zufolge, auch nicht die entfernteste Andeütung von einem Reptil, und die Zähne gleichen denen eines Seehundes, sind aber zahlreicher. Burmeister erkennt ebenfalls entschieden nicht blos den Saügethier-Charakter, sondern im Besondern den der Familie der Cetaceen, denen zunächst Zeüglodon gestellt werden muss. Die Formation, in der Hr. Dr. Albert Koch die Knochen und Zähne in Alabama fand, ist, nach Geinitz, die Gränze zwischen der mittleren und untern tertiären, das Gestein ein weisslicher, verschiedene Seethiere enthaltender Kalkstein; nach Buckley ein mergeliger Kalkboden. Burmeister erklärt den Erwerb dieser Trümmer für einen so werthvollen Besitz, dass ihm nur wenige paläozoische Schätze als gleichbedeütend an die Seite gesetzt werden können. Wir können hinzufügen, dass die preüssische Regierung sie für das Berliner Museum wirklich erworben, und dem Hrn. Dr. Albert Koch, wenn wir nicht irren, eine recht ansehnliche Leibrente bewilligt hat.

Was nun die Reisebeschreibung des Hrn. Dr. Albert Koch betrifft, so ist dieselbe ein dürres Tagebuch, in welchem Tag für Tag die persönlichen Erlebnisse berichtet werden. Es wird uns u. a. erzählt, dass zur Freüde des Reisenden schon zwei Kutschen auf dem von der Stadt (Erie) etwas entfernten Landungsplatze gewartet hätten, in deren einer er nach dem grossen Hotel Reedhouse gefahren sei, wo er den auf dem Dampfschiff versaümten Schlaf nachgeholt habe; sodann, wie er eine Methodisten-Kirche besucht, allein sich wenig erbaut habe; und ferner, wie er Abends in die Wiedertaüfer-Kirche gegangen sei, eigentlich mehr, um aus dem Bereich der Muskitos zu kommen, als aus einer andern Ursache, dass er indessen zu seiner Freüde hier eine sehr schöne Predigt hörte, und er sehr erbaut nach Hause ging. Die Beschreibung von Essen und Trinken wird nicht vergessen, die Schilderung der amerikanischen Küche und ihrer Gerichte, die, wie seltsam sie auch zusammengestellt sein mögen, dem eüropäischen Gaumen doch vortrefflich schmecken. Wo unser Muscheljäger im Gespräch mit seinen Mitreisenden von

Fossilien nur einen leisen Wink erhält, da ist sein Entschluss sogleich gefasst; flugs macht er sich auf den Weg nach dem Fundort, zu Dampfschiff, zu Pferd und zu Fuss. Überall und aller Orten in dem weiten Gebiet der Vereinigten Staaten, von Boston bis Alabama, am Ohio, am Missisippi, findet Hr. Dr. Albert Koch alte Bekannte, gute Freünde. „Wunderbar und unerforschlich sind die Wege unseres allgütigen himmlischen Vaters"! ruft unser Tourist einmal aus, „dies hat sich in den letztvergangenen Wochen auch wieder an mir bewährt"; und es laüft darauf hinaus, dass sich Hr. Dr. Albert Koch durch ein „Ziehen von Loosen" hat bestimmen lassen, die Zweifel über diese oder jene Reiserichtung zu heben, „und dieser Umstand ist es, welcher, wie ich fest glaube, einen grossen Theil meines und meiner Familie Wohl entschieden hat" (S. 98). Bisweilen kommt der Reisende auch in die Lage, sich zu langweilen; wir beklagen, mit der Bemerkung schliessen zu müssen, dass auch er seine Leser in eine ähnliche Lage versetzt. Bei dem verhältnissmässig geringen Interesse, was das Erlebte einflösst, und bei der mangelhaften Form der Schilderung geht die „Unterhaltung" mehr oder minder leer aus, indess die „Belehrung" fast Alles zu wünschen übrig lässt.

Art. 6. — 1) *Reise in Irland, oder Irland in historischer, statistischer. politischer und socialer Beziehung*, von *K. J. Clement.* Kiel, Bünsow. 1845.

2) *Ältere Geschichte Irland's von den frühesten Zeiten bis zur britischen Invasion.* Aus dem Englischen des *Th. Moore* frei übertragen von *Karl Ackers.* Baden und Karlsruhe, Marx. 1846. Zwei Bände.

Unter den gar vielen Büchern, welche der deütsche Literatur-Markt in neüester Zeit über Irland gebracht hat, zeichnet sich das Werk von K. J. Clement sehr vortheilhaft aus. Wir entlehnen daraus einige Stellen, die Gegenwart und Vergangenheit betreffen.

Über die Mischung der germanischen und keltischen Elemente bemerkt der Verfasser: — Die oft wiederholte Vermischung mit germanischen Stoffen hat den ursprünglich-keltischen *habitus corporum* der Bevölkerung Irland's im Lauf der Zeiten vielfach verändert, am meisten in der Osthälfte des Landes, weniger in den abgelegenen Theilen der Westhälfte, und hier ganz besonders auf dem Lande und in den Bergen, in einigen Strecken auf der Insel sehr stark, wie in *Donegal*, auf Donnemara und auf der Ostseite *Ulster's*, in anderen fast völlig, wie in *Fingal* und in der Baronie *Forth* und überhaupt in der ganzen Landschaft Wexford. Sehr vermischt ist das Irische Volk auch in allen vielbewegten Seestädten Irland's.

Bald findet man in Irland grosse starkknochige Menschen, wie an der Killery-Bucht in *Donegal*, im übrigen Ulster, in *Fingal*, in *Forth;* bald die kleinere Rasse, die keltische, wie im Innern von Munster, Connaught und Ulster und auf der Westseite Irland's, auch an vielen Orten in der Provinz Leinster; bald die in's Gelbliche fallende Complexion, welche der Engländer *darkish* nennt, bei schwarzen Haaren und dunkeln Augen, wie in den ursprünglicher gebliebenen Landestheilen; bald helles Haar und hellere Haut bei blauen Augen, wie auf der Südseite der Landschaft Wexford, in Fingal und in der Südhälfie von Antrim; bald hie und da das Landvolk besonders schön, wie in den erwähnten Strecken von Wexford und Antrim, hie und da in Fingal, und das Stadtvolk, namentlich das weibliche Geschlecht, in der Neüstadt von Limmerik; bald sehr hässlich, wie in *Downpatrick*, *Newross*, *Killarney*, *Castleisland* u. s. w., besonders überall da, wo die keltische Bevölkerung am ursprünglichsten, und in den Seestädten, wo das Leben der Menschen am liederlichsten ist.

Die echt-irische Physiognomie ist, wie die echt-keltische in den schottischen Hochlanden, eine ganz eigenthümliche und von der englischen und der rein germanischen sehr verschieden; sie ist scharf und grell, wiewol dem keltischen Angesicht das Eckige und der starke Ausdruck in den Zügen des germanischen fehlen, fremdartig und unheimlich; sie hat etwas Wildes, Unstätes, Verstecktes

und Schleimiges, nichts von germanischer Offenheit, Ehrlichkeit und Festigkeit; auch offenbart sich daran der Charakter eines lange unterjochten und misshandelten Volks, die Spuren politischer Knechtschaft, welche man auch an Völkern diesseits der See erkennt, und welche sich am wenigsten in England finden. Einem Volke, welches stets mit innern Feinden zu kämpfen hat, sieht man's schon in den Blicken des Einzelnen an, dass es auf seiner Hut ist, wenn das, was seine Seele dauernd bewegt, in das Auge und auf die Zunge tritt; es liegt im Blick des Irländers etwas ausgedrückt, was man hier zu Lande *swinpolitish* nennt, denn der Knecht hat nie die Züge des Freien. Dieses Schweinpolitische und diese unfreien Züge im menschlichen Angesicht fehlen freilich auch in unsern nördlichen Ländern nicht.

Die gewöhnliche Augenfarbe in Irland ist dunkel oder dunkelbraun, und unzählige Irländer — ein merkwürdiger Umstand — sind in den Augen ihren pigs (Schweinen) frappant ähnlich. Ich spötte nicht, sagt Clement, denn das ist meine Weise nicht, sondern theile eine wahre Thatsache mit. Überhaupt haben die Augen eines Kelten — so hab' ich es auch in den keltischen Theilen Schottland's gefunden — auffallende Ähnlichkeit in Form und Ausdruck mit der Augen eines Schweins. Das reinkeltische Geschlecht in den brittischen Provinzen ist ohne aüssere Vorzüge. Kleiner, seltner Mittelwuchs, schwarzes Haar, sehr hässliche Augen, in's Dunkle fallende Hautfarbe, zurücktretende Organe, kleine, ausdruckslose Stirn, Unreinlichkeit und dergleichen zeichnen den Kelten aus.

Aus diesen Thatsachen der Gegenwart ergiebt sich, dass, wenn auch noch so frühzeitige Einwanderungen von germanischen Stämmen aus Skandinavien, Schottland oder den Niederlassungen in Island Statt gefunden haben, doch die ältesten Einwohner und die Mehrheit der Bewohner immer dem keltischen Stamme angehört haben. Wenn nun Thomas Moore die Reihenfolge der Einwanderungen von den ältesten Zeiten an durchgeht, und zu dem Resultat gelangt, dass alle nach einander germanischer Herkunft waren, so muss er sich nothwendig irren, weil der Augenschein heüte noch, wenn man die Irländer nur ansieht, gegen ihre vorherrschend germanische

Abkunft spricht. Der erste Bewohner Irlands soll der fabelhafte Partholon gewesen sein, dessen ganzes Geschlecht durch Seüchen hinweggerafft wurde. Danach wurde Irland zum zweiten Mal von den sogenannten Nemediern bevölkert, welche Moore für die germanischen, am Rhein wohnenden Nemeter hält. Ferner von den Fir-Bolgs (Viri Belgae), die er für germanische Belgier hält. Viertens von den Danaans, die er für Dänen hält. Fünftens von den Scoten, die für ihn germanische — Skythen sind. Er leitet sie ausdrücklich, nicht wie Andere aus Spanien, sondern aus Deütschland her (I, 72): —

Wir müssen, sagt er, den Ursprung der Scoten auf einem andern Wege suchen, und dazu geben uns die bardischen Erzähler selbst den ersten Fingerzeig, indem sie diese Einwanderer als Leüte von skythischer Herkunft, die daher auch ihre Benennung erhalten hätten, darstellen. Unter Skythien verstand man in den ersten Jahrhunderten des Christenthums Deütschland und die weiter nach Norden liegenden Gegenden Eüropa's. Um noch deütlicher anzuzeigen, dass die Scoten von dort herstammen, melden die Barden aüsdrücklich, dieses Volk gehöre zu denselben Völkerstamm, wie die früheren Kolonien, die Nemedier, die Danaan und die Fir-Bolgs oder Belgen. Dass alle diese Völker, sie mögen nun über Britanien, oder unmittelbar aus ihrer Heimath nach Irland gekommen sein, wirklich germanischen Ursprungs waren, ist, daücht mir, allgemein anerkannt. Einer der eifrigsten Verfechter der Geschichte von den Söhnen des Milesius geht sogar so weit, zu behaupten, die Nemedier seien einerlei Volk mit den Nemetern, welche in der Gegend von Worms, Speier und Mainz wohnten. Einige halten die Danaan für Dänen, oder wenigstens für eine Nation aus dem Lande der nachherigen Dänen; und die Barden, welche von den Danaan melden, sie hätten deütsch geredet, weisen auf Dänemark und Norwegen, als auf die Länder hin, von wo sie nach den britischen Inseln kamen. Die Gründe, weswegen auch die Belgen für ein germanisches Volk zu halten sind, hab' ich schon angeführt. Die Scoten aber sollen mit diesem Volk, eben so wie mit den beiden andern Kolonien, durch Sprache und Herkunft verwandt gewesen sein.

So weit Moore, ein Irländer von Geburt, der sich auf der Höhe der Historiker des vorigen Jahrhunderts befindet, nicht aber zu wissen scheint, dass man seitdem eine weitere erstiegen hat.

Um auf Clement zurückzukommen, so zeichnet sich in seinen Erörterungen über Irland's Vorzeit Das ganz besonders aus, was er über die berühmten runden Thürme und über Ossian beibringt.

In jenen Thürmen hat man bekanntlich uralte keltische, oder gar phönikische Bauwerke sehen wollen; Clement hält sie für Werke aus einer viel spätern Zeit, nämlich für die Glockenthürme der ersten christlichen Kirchen, die denselben zugleich zum Schutz gedient hätten, sofern man die Heiligthümer und Kirchenschätze in diese Thürme gerettet und sich hinter den dicken Mauern derselben vertheidigt habe. Die runden Thürme in Irland, bemerkt der Verfasser, sind völlig runde, kegelförmige Saülen und aus gehauenen festen Sandsteinen mit dem stärksten Cement gebaut. Ihre Höhe ist von 70′ und darunter und von 100′ und darüber, die gewöhnlichste von 70′ bis 90′. Ihr unterster Durchmesser soll in der Regel ein Mal so gross sein, als der oberste, was mir wenigstens nicht so vorgekommen ist; ihre Mauern sind 3′ dick, und ihr Umfang an der Grundlage, wie ich es bei mehreren gefunden, welche ich selbst gemessen, 50′ bis 60′. Unten am Boden ist eine Thür, der Eingang ist gewöhnlich von Osten hinein, eine ziemlich grosse Öffnung oder Fensterhöhle etwa 12′ bis 15′ hinauf, und drinnen Alles unterhalb dieses Eingangs lauter Stein, über ihm aber hohl bis an den Gipfel. Dieses solide Fussgestell nebst der etwas kegelartigen Gestalt hat den Round Towers ihre lange Dauer gesichert. Das hohle Innere hatte, wie man aus den an der Binnenmauer noch vorhandenen Steinleisten und Löchern, worin die Balken ruhten, mit Sicherheit schliessen kann, drei bis vier Stockwerke; und eben so viele Fensterhöhlen über einander giebt es an einem solchen Thurm. Der Gipfel hat vier (sehr selten sechs) nach den Hauptstrichen des Kompasses gewandte grössere Öffnungen.

Alle Stumpen und Stellen mitgerechnet, weiss man von ungefähr 120 solchen Thürmen in Irland, und mehr sind auch wol nicht da gewesen. Sie stehen alle neben Kirchen, Klöstern und Abteien,

oder ihren Ruinen, haüfig mitten in Kirchhöfen, gemeiniglich ganz in der Ebene, wie die geistlichen Gebaüde, wozu sie gehörten; sie werden nur bei solchen geistlichen Gebaüden angetroffen, deren Ursprung über die englische Zeit in Irland hinausliegt; sie stehen nur an solchen heiligen Orten, welche den Überfällen der Feinde von Lochlin am meisten ausgesetzt waren, theils von ihnen gewöhnlich besucht zu werden pflegten.

Die auch von Moore wiederholte Meinung, dass heilige Feüer, wie in Persien, auf diesen Thürmen gebrannt hätten, wird von Clement widerlegt, Er bemerkt: Die Annalen von Ulster erwähnen des Baalfeüertages in Irland, aber dass das Beill Taine (Teine) auf den runden Thürmen gebrannt habe, sagt kein einziges geschichtliches Zeügniss. Solche aus den heidnischen Zeiten stammende Biakenfeüer zündeten die nordfriesischen Insulaner, was noch im 17ten Jahrhundert allgemeine Sitte war, welche bis in die neüesten Zeiten fortgedauert hat, alljährlich gegen den Anfang des Jahres (Frühjahrs) auf mehreren Höhen an, und dass die Beill taine in Irland auf den Bergen brannten, dafür sind geschichtliche Beweise vorhanden. Alle echte Sage von den runden Thürmen hat das Irische Volk vergessen; ich habe keinen einzigen Irländer unter dem Landvolke gefunden, der das Geringste davon zu sagen wusste. So sorglos war stets das Irische Volk um sein Alterthum, denn Sorglosigkeit ist sein Charakter. Höchstens trifft man Einzelne, welche sie entweder dänische Thürme, oder auch Thürme für Feüergottesdienst nennen. Das meiste von Dem, was jetzt Sage heisst in Irland, ist künstlichen und neüern Ursprungs, welche durch Patrioten, Geistlichkeit und Penny-Magazine unter die Leüte gekommen ist. Die Stimmen in Glendaloch, welche die Guides von sich geben, und welche man heüt' zu Tage auf allen Tritten hört, auch besonders aus dem Munde der irischen Patrioten, sind nur die Echos der neüen Feüerverehrer.

In lokaler Hinsicht ist zu erwägen, dass die runden Thürme Irland's nicht allein in Ebenen angetroffen werden, sondern noch überdies entweder in der Nähe der See, oder an Flüssen und in Landseen, welche Feinden von der See her ganz offen standen. Ihr Alter richtet sich nach dem Alter ihrer Kirchen, Klöster und

Abteien, und ohne diese oder deren Ruinen findet man sie nicht. Ihr Landesname, den der irische Volksmund in die Gegenwart gebracht hat, ist Clogchas oder Cloctheach, d. i.: Thurm, Kirchthurm, Glockenhaus. Nach dem Zeügniss der irischen Annalen haben sie diesen Namen von Anbeginn gehabt. Von Feüer hat er keine Spur, und die Thürme auch nicht. Kein Round Tower steht auf Bergen, oder auch nur auf Anhöhen, auch das spricht gegen den Feüerdienst. Dazu kommt endlich noch christliche Symbolik an den Thürmen, der gothische Fensterbogen, das Kreüz auf der Spitze.

Was Ossian betrifft, so ist, besonders seit Talvy (die Gattin des nordamerikanischen Palästina-Wanderers E. Robinson) ihr berühmtes Urtheil in dieser Sache abgegeben hat, die Überzeügung allgemein geworden, seine Gedichte seien von Macpherson ersonnen und wesentlich unecht. Clement schliesst sich indess dieser Ansicht keineswegs an, sondern erklärt sich wieder für die Echtheit des Ossian; und zwar vindicirt er den Helden Fingal, um den sich Iren und Schotten streiten, uns Deütschen. Er fand die Landschaft Fingal noch jetzt ausgezeichnet durch echt germanisches Blut, ganz verschieden von den Iren und sie in jeder Hinsicht übertreffend. Er sagt: —

In dem alten Book of Lecne wird behauptet, dass der Küstenstrich nördlich von der Liffey, also das jetzige Fingal, einst den Namen Almain (Alman) geführt habe, und die finischen oder fingalischen Sagen nennen die Residenz des Helden Fingal (Fin Mac Col-Comgal —) Almhuin (sprich Alwun und Alwin — ein germanischer Name dem Anschein nach). In Irland, so heisst es im Book of Howth, waren die Fin-Erin (d. i.: die irischen Fingalen) als Küstenmiliz gegen fremde Einfälle aufgestellt. Die Namen dieser Soldaten waren Fin-Mac-Cul, Colullen, Keilte, Oscar Mac Ossein, Dermot O'Doyn u. s. w. Diese Soldaten wuchsen so stark und so verwegen heran, dass sie sich den Befehlen der Könige von Irland, ihrer Herren, widersetzten, und wurden endlich so mächtig, dass sie mehr, als diese, ausführen wollten, und Alles thaten ohne Erlaubniss der Könige des Landes. Sie verboten dem Volk das Jagen ohne ihre besondere Genehmigung, und wer solches dennoch thäte, sollte als

Strafe für einen getödteten Hasen 20 Denars zahlen, für einen Wasserhund doppelt so viel, u. s. w.

Als sie nun solche Verwirrungen unterhielten, versammelten sich die Könige von Irland mit dem Vorhaben, sie aus dem Reich zu verbannen, und thaten ihnen solches kund; sie aber gaben zur Antwort, sie würden sich nicht vertreiben lassen, das Schwert solle entscheiden. Da schickten diese Krieger nach Dänemark um den Sohn ihres Königs, und der kam mit tausend so grossen und tüchtigen Streitern, als je vorher über See nach Irland gekommen waren. Der Tag der Schlacht ward bestimmt, und alle Könige von Irland rüsteten sich. Die Fremden rückten mit Hast zu Felde und kamen nach Ardrath (ein wenig nördlich von Garristown), während die Könige von Irland nach Garristown zogen, und lagerten in der Nähe ihrer Feinde und küssten danach den Grund und erhuben ein grosses Schreien, wie ihre Weise war, und dieses Schlachtgeschrei gab dem Ort Ballygarra seinen Namen. Der Ausgang war, dass alle Ausländer erschlagen wurden, ausgenommen einer, genannt Ossein, welcher bis auf St. Patriks Ankunft lebte, und dem heiligen Manne von allen ihren Thaten erzählte.

Das Ganze, sieht man, ist Sage. Sie kennt keine Zeit und Jahre; ein Jahrhundert früher oder später gilt ihr gleich. Die Lochlinszeit, welche erst mit dem 9ten christlichen Jahrhundert anhebt, ist als die Scene des erzählten Kampfes, in dem Berichte selbst anerkannt. Der Ossian kommt viel zu früh in's Gespräch mit Patrik, es sei denn, dass der spätere Klosterbruder gemeint ist, welcher in der Lochlinszeit lebte, der sogenannte St. Patrik lebte viertehalb Jahrhunderte vor dieser Zeit. Der letzte Verfasser des Howther Buches lebte im 14ten Jahrhundert, drei Jahrhunderte später, als die letzte Lochlinszeit. Welch ein Abstand für Erdichtung und die Willkür der Sage!

Die erwähnte Küstenmiliz in Fingal stammte von Lochlin, wie aus der Erzählung selbst hervorgeht. Anschaulich sind zwei Sagen hier in einander verschwommen. Auch nach Clontarf kamen im Jahre 1014, als die Macht von Lochlin gegen Erin stritt, tausend Männer in Eisen. Schon vor der Mitte des 9ten Jahrhunderts hat-

ten die Fingalen die Hauptstadt Dublin sowol, als den Distrikt von Fingal im Besitz. Ganz Irland war ein Jammerthal. Die Fingalen an dieser Ostküste suchten hier neüe Einfälle von Lochlin abzuwenden und abermalige Eindringlinge abzuwehren. Aber gerade um die Mitte des 9ten Jahrhunderts landeten zum ersten Mal die Dubbgalen und griffen die Fingalen an, nahmen ihnen die Hauptstadt weg und alle ihre Habe und tödteten viele derselben. Zwei Jahre danach wurden sie wieder von den Fingalen angegriffen, und es entspann sich ein furchtbares, dreitägiges Gefecht, worin die Fingalen auf's Neüe besiegt wurden. Da erschien in folgenden Jahren der Prinz aus der Heimath der Fingalen, nämlich aus Lochlin, welcher in den Annalen von Inisfalen Amblaith mac Righ Fionlochlanach (Olaf, der Sohn des Königs der Fingalen) und in den Annalen von Ulster (Uladster) Olaf, der Sohn des Königs von Lochlin heisst und sich von allen seinen Landsleüten in Irland Geisseln, und von den Irländern selbst Tribut geben liess, d. h.: er machte ganz Irland seinem Willen unterthan. Dieser Königssohn Olaf ist vermuthlich Olaf Godfredson, der Sohn Gotriks, Königs von Jütland.

So erzählen die irischen Annalen geschichtliche Thatsachen!

Nun wieder zu dem Bericht des Howther Buchs. — Sie sind alle gefallen bei Ballygarra, ausgenommen Ossian, welcher hier seinen Sohn Oscar verloren haben soll. Also Ossian blieb allein übrig. Ein Krieger oder ein Sänger? Die alten Schriften wissen nichts davon, dass er ein Sänger oder ein Harfenspieler gewesen, sondern stellen ihn dar als Kämpfer in der Schlacht. Aber später, als der Heldengeist Lochlin's sich in dem einen Fingal verkörperte, hat sich der Krieger Ossian, welcher allein übrig geblieben war auf dem Gabrah-Felde, um den Verlust seines Sohnes und das Loos seiner Landsleüte zu betrauern und zu beklagen, nach und nach zum Dichter oder Sänger, und sein Schwert zur Trauerharfe umgewandelt, ja, seine Individualität und sein Name mussten endlich die gesammte keltische Sagenpoesie seit dem 9ten Jahrhundert repräsentiren, welche sich am reichlichsten und längsten in Westschottland erhalten hat. Von einem literarischen Betrug, den die Schotten und Macpherson gegen Irland begangen hätten, kann hier gar nicht die Rede sein.

am wenigsten dann, wenn man das Ganze auf eine einfache und gesunde Weise aufgefasst hat. Auch kann von einem Ossian, oder einer solchen Poesie vor dem neünten Jahrhundert nicht die Rede sein. Alle alte lyrisch-epische Poesie der See-Kelten, worin der Hauptstoff Fingal und Lochlin sind, ist echt; ich bin, schliesst Clement, ein eifriger Bekenner der Echtheit Ossian's, nachdem ich selbst unter jenen Völkern lange gewesen bin.

Auch Moore ist der eifrigste Vertreter der Ansicht, der zufolge die alten, von Macpherson nur verfälschten und modernisirten Volksgesänge sammt den besungenen Helden Iren seien, an deren Ruhm Schottland keinen Anspruch zu machen habe.

Schon lange vor Macpherson, heisst es bei ihm, waren die Gesänge und Sagen Irlands nach Schottland herüber gekommen und den Hochländern gelaüfig geworden. Es war diess eine natürliche Folge des verwandtschaftlichen Verkehrs, der so viele Jahrhunderte hindurch zwischen den beiden Völkern bestanden hatte. Daher sind auch die Bruchstücke ersischer Gesänge, welche den meisten Gedichten Macpherson's zum Grunde liegen, nichts anders, als Übersetzungen aus alten irischen, das Heldengeschlecht der Fenii betreffenden Liedern, die zwar dem Dichter Oisin zugeschrieben werden, in der That aber von Barden des 11ten und 12ten Jahrhunderts herrühren. Im Lauf der Zeit gewöhnten sich die schottischen Hochländer, die Gesänge und die darin gefeierten Helden so zu betrachten, als hätten die einen und die andern von jeher ihrem Lande angehört. Indem auf diese Weise die irischen Haüptlinge Finn, Oisin, Osgar, Cuchullin, Goll, Mak-More in den ersischen Gesängen zu Helden des schottischen Hochlandes gemacht wurden, mussten sich die Original-Balladen mancherlei Anpassungsversuche und Abänderungen gefallen lassen, die von aufmerksamen, mit beiden Mundarten vertrauten Kritikern entdeckt und nachgewiesen worden sind. Mögen auch einige dieser Abänderungen lediglich dem Umstande beizumessen sein, dass die Gesänge sich nur durch mündliche Mittheilung im Gedächtniss des Volks erhielten, so trifft man doch auch auf solche Varianten, bei denen die Absicht, den wahren Ursprung der Lieder zu verhehlen, unverkennbar ist. Dahin gehört z. B.: die haüfige Weglassung der

Namen Irland's und St. Patrik's. In dieser absichtlichen Verfälschung der Original-Balladen ging Macpherson noch weiter, sorgte aber wenig für die innere Wahrscheinlichkeit seiner Darstellungen, dass man den ungetheilten Beifall, der seinem Werke gezollt worden ist, eben sowol der Bereitwilligkeit des Publikums, sich taüschen zu lassen, als dem Talent des Autors beimessen darf.

Die noch jetzt herrschende irische Volkspoesie und Volksmusik, die Gesänge zur Harfe und zum Dudelsack haben unsern friesischen Reisenden Clement ebenfalls beschäftigt. Er bemerkt in dieser Hinsicht:

In den Tönen der galischen oder keltischen Völker ist, wie in allem Schönen, etwas Unvergleichliches und Unaussprechliches, ihr innerstes Wesen ist nicht zu beschreiben. Sie sind das Eigenthum ganzer Völker, und wenn auch nicht jetzt mehr, so doch gewesen, und darum sind sie schön, darum ewig. In der Bretagne, als ich sie durchreiste, war mir sehr darum zu thun, ein Volkslied zu hören; ich hörte viele, und habe mich überzeügt, dass die bretanische Musik dieselbe keltische ist, welche sich in Irland, Wales und den Hochlanden findet. Wenigstens ist der Charakter der britischen Musik des Continents derselbe, wie der schottisch-hochländische. Das Grundelement unsrer Seele, Trauer, waltet darin vor. Wahre Musik verlangt Ernst, sie hört auf, wo das Spielende beginnt. Unsere Trauertöne sind die schönsten, denn die volle Seele weidet sich daran, auch der moralische Theil des Menschen. Die Töne der modernen Welt sind künstlich, sie sind flüchtigen Feüerfunken an feinen Lumpen gleich, welche unsere Haut nicht brennen, das Herz bleibt unberührt.

Auch des alten Volksglaubens und Aberglaubens gedenkt Clement, mancher schönen Sage und Legende, die Moore verschmäht, indem dieser ängstlich bemüht gewesen ist, den reinen Kern der sogenannten historischen Wahrheit aus allen Fabeln auszuschälen, und die Schalen unbesehen wegzuwerfen. Und doch sind es gerade die Schalen, die oft den Geist des Volks treü widerspiegeln. Sehr schön ist folgende Sage: —

Die Insulaner von Arran Mor glauben an hellen Tagen von ihrem Strande aus abendwärts im unendlichen Meer Hy Brasail zu

sehen, d. i.: die Insel unter Zaubermacht, das Paradies der irischen Heiden, und erzählen davon eine Menge abenteüerliche und wunderbare Mähren. Etwas Ähnlichkeit mit dieser irischen Sage hat eine Mac Leodssage in Lewis in den Hebriden. Sie heisst also: Fern westwärts von Lewis im grossen Meer liegt ein Eiland unter Zauberkraft. Kein Sterblicher bis auf diesen Tag kann hier landen. Es ist unsichtbar vor dem Blick der Menschen. Doch einst wird eine Zeit kommen, wo dieses Eiland sichtbar aus den Wogen hervortreten wird, und dann werden die MacLerds wieder über Lewis herrschen.

Ist das nicht die selige Insel der Hesperiden bei den Griechen? — Von den sogenannten Elfenringen giebt Clement folgende Notiz: —

Man nennt sie Fairy rings. Shakespeare sagt im Sturm, Akt 5, Scene 1: Ihr Elflein-Püppchen, die Ihr bei Mondschein die grünen bittern Ringelchen macht, wovon das Schaaf nicht beisst. Bei uns zu Lande (der Verf. ist ein Nordfriese) sind sie wahrscheinlich eben so haüfig, man legt aber nur wenig Merk darauf. Ich weiss solche Stellen auf den nordfriesischen Inseln, wovon eine auf der Insel Amr'an ist, wo man dieselbe nicht den Fairies zuschreibt, sondern einigen bösen Männern, welche im Kreise herum auf dieser Stätte standen und armen Waisen ihren Acker abschwuren. Der gerechte Gott wollte den Boden zeichnen, wo die Füsse der Meineidigen gestanden, und wuchs hinfort kein Gras mehr da, und ein herber, dorrer Ring verkündete die That der Nachwelt. Der Platz heisst die verschworne Stelle (thet ferswearan sted).

Irland's älteste Verfassung war die des Clans unter kleinen Königen, die sich nur zuweilen unter die Dictatur des Oberkönigs beügten, wenn ein tüchtiger Herrscher oder grosse Noth zur Einheit führte, die aber dann immer wieder so gut wie selbstständig wurden. Ihre Thronstreitigkeiten und Fehden erleichterten den germanischen Kolonisten und Raubgesellen den Eingang. Rom erstreckte seinen Einfluss nicht auf Irland; keine Legionen kamen dahin, erst christliche Bekehrer fanden Eingang im Lande.

Die auffallende Erscheinung, dass Irland so schnell bekehrt wurde und so schnell grosse Kirchenlichter erzeügte, die als Lehrer und Apostel auf Frankreich und Deütschland zurückwirkten, erklärt sich

vielleicht aus dem schon früheren Vorhandensein eines gebildeten heidnischen Priesterthums, dessen Bildung in's Christenthum überging. Anstatt mit Sorgfalt den Spuren des keltischen Heidenthums nachzuforschen, das so viel Tiefsinniges enthält, als das Klassische, fasst Moore jenes alte Heidenthum unter dem verächtlichen Namen des Fetischismus zusammen, und behandelt es als etwas sehr Geringes. In Gallien hatte zwar jenes keltische Druidenthum auch geherrscht, war aber bereits durch die Römer durchaus verderbt worden. Aus dem barbarisch gewordenen Gallien konnte also nicht mehr kommen, was aus dem unberührten, geistig noch jungfräulichen Irland kam. Die Kirchengeschichte Irlands ist sehr anziehend. Sein Hauptapostel war der H. Patrik. Neben diesem glänzen die H. Columba und Columbanus und die H. Brigitta.

Die politische Geschichte bewegt sich langweilig zwischen kleinen innern Fehden und dem stets erneüerten Kampf mit den normännischen Eindringlingen fort. Nur König Brian, der zu Anfang des 11ten Jahrhunderts alleiniger Oberkönig Irland's wurde, unterbricht jenes Einerlei auf erfreüliche Weise. Er fiel, mehr als 80 Jahre alt, in einer grossen Schlacht wider die Normannen, mit seinem Sohne und Enkel zugleich. Noch nicht zwei Jahrhunderte später kamen die Normannen, nachdem sie sich in England selbst festgesetzt hatten, von da auch wieder nach Irland herüber, und der normännische König Heinrich II. von England begann die systematische Eroberung des Landes. Moore beweist indess, dass diese Eroberung sich anfangs nur auf einen geringen Theil Irlands erstreckt habe, und lange nicht so weit, als englische Geschichtschreiber glauben machen wollen. Dass von da an Unterdrückung, Tyrannei, Misshandlung auf den Iren gelastet haben, ist weltbekannt; dass aber die Fehler dieses Volks nicht bloss in diesen aüssern Eindrücken liegen, sondern auch in seinem National-Charakter, darf man mit Clement unzweifelhaft annehmen. Wo auch der Ire unter den günstigsten Verhältnissen zu Ansehen und Reichthum gelangt, da bewährt er seinen Leichtsinn und denkt nur noch an Genuss, nicht mehr an Erhaltung und Vermehrung des Erworbenen. Die Faulheit und sorglose Fröhlichkeit in Lumpen kommt nicht von der

Tyrannei her, sondern ist der natürliche Hang der Leüte. Wenn nun also auch Irland völlig emancipirt und etwa unter „König Dan" ein unabhangiges Reich wäre, so würde daraus noch kein überschwänglicher Segen für Land und Volk hervorgehen. Wie Clement Beide kennen gelernt, behauptet er, dass Irland, so lange es von keltischen Iren bewohnt sein wird, nie zu der Fruchtbarkeit des Bodens, nie zu dem Aufschwung der Industrie und des Handels gelangen würde, als wenn es von germanischen Stämmen bevölkert wäre. Überall, wo er körperliche Kraft und Schönheit, Fleiss und Wohlstand in Irland antraf, waren es Leüte germanischer Abkunft; die Hässlichkeit, die Unfläthigkeit und das Elend aber war überall keltisch. In Beziehung auf Schmutz möge folgende Stelle aus seiner Reisebeschreibung ausgehoben werden: —

Die Alten an unsrer (nordfriesischen) Westküste pflegten zu sagen, man müsse einen Scheffel Koth gegessen haben, ehe man stürbe. Selbst im feinsten Hôtel in Irland fehlt der Koth nicht; man hat todte Fliegen die Menge in und auf allen Gerichten, und nicht allein auf der Milch im Fass liegt an der Stelle des Rahms eine schwarze Rinde, sondern auch vom langen Liegen versunken darin. In den meisten irischen Wirthshaüsern ist es so, Schmutz und Unordnung überall; man zahlt viel und erhält wenig. Die Zimmer sind eng, niedrig, dumpfig und faul. Wenn man die schwarzen Dinger im Senf, die schwarze Todtenkruste mit Allem, was darin und daran ist, und ihre Nebenkleinigkeiten, als Fliegeneier, Fliegenfüsse u. d. m., in der Milch bemerkt, ferner die Haare und andere verdächtige Dinge in Brod und Butter, die schwarzen Pünktchen und gelben Flecken am Zucker; wenn man endlich die inneren Hauswände von Fett glimmern sieht, woran sich Fliegenschaaren ruhig und ungestört weiden, und die hunderttausend kothigen Hände, die hunderttausend gelben, ungewaschenen Gesichter, die hunderttausend in Lumpen, welche jeden Augenblick vom Leibe fallen wollen, und von Nasenschmutz und anderm Schmutz glänzen, umherschlendernde Menschen erblickt, so muss man Alles, was man von Geschmack und Gefühl, Ekel und Widerwillen in sich spürt, gänzlich ersticken und abstumpfen und sich mit Gewalt und Festig-

keit die Vorstellung einprägen, dass es eigentlich gar keinen Schmutz in der Welt gebe, sondern dass das nur Einbildung und Empfindelei sei; denn sonst könnte man zur Verzweiflung kommen, wenn man auf seinen Reisen durch Irland von einem Wirthshaus ins andere muss.

Und was die Bettelei anbelangt, so übersteigt sie alle Begriffe, die wir Anderen davon fassen können. So viele Bettler, so viele Schicksale hier, die mancherlei Physiognomien — ein lebendiges Menschenstudium, das Jugendliche und Sorglose bei Noth und Elend, das Gebeugte und Gedrückte, das Klagende und Schwermüthige, das Duldende, das Verschämte, das Treüe und das Falsche, das Zufriedene und das Begehrliche, das Beharrliche und das Unstäte, eins scheint Allen zu fehlen — das Eitle! Auch das Flehen ist verschieden, bald murmelt's, bald schnattert's; — aber kein Irländer sagt bei solchen Scenen, wenn er der Klasse dieser Armen auch nicht angehört, ein hartes Wort, selbst wenn sie dem Fremdling lästig sind!

Geographische Zeitung.

1. *Über die Lage von Astharoth.* Vom Kapitain *Newbold*, von der Ostindischen Marine. — Mezárib, ein Kastell mit einem kleinen Dorfe, drei Tagereisen S. gen W. von Damaskus entfernt, ist auf neüeren Karten als die Stelle angegeben, wo Astharoth stand, die Hauptstadt von Og, dem Könige zu Basan (Josua IX, 10). Diese Ansicht scheint durch Leake entstanden zu sein, der, in seiner Vorrede zu Burckhard's „Travels in Syria and the Holy Land" (p. XII), deütlich gezeigt hat, dass die Lage von Astharoth nicht weit von Mezárib entfernt sein könne.

Während einer Ausflucht nach Haurán, die ich im Winter 1845—1846 unternahm, übernachtete ich im Kaltell Mezárib und wurde daselbst angenehm überrascht, aus dem Munde des Scheikh, bei seiner Aufzählung von Ruinen in der Nähe von Mezárib, auch den Namen Tel-el-'Aschtereh (der Berg von 'Aschtereh)[1] erwähnt zu hören. Da es verschiedene Umstände nicht gestatteten, diese Stelle damals zu besuchen, so ging ich gerades Wegs nach Om Keis, ohne die Örtlichkeit zu untersuchen; als ich aber von Palmyra nach Damascus zurückkehrte, nahm ich meinen Weg abermals nach Haurán und Ledschá (Lejá) und ging über Sanameïn und Nawa nacc Tel 'Aschtereh.

Es ist ein grosser, theils natürlicher, theils künstlicher Hügel in der Mitte einer geraümigen Ebene, $2^h\ 7^m$ Weges oder $7^1/_2$ geograph. Meilen, fast S.S.W. — (nach dem Kompass, Abweichung $8^0\ 15'$ W. im Juni 1846) — von Nawa, zwischen diesem Orte und Mezárib, von welch' letzterem Punkte Tel 'Astereh gegen W. 34^0 N., in einer Entfernung von $1^h\ 35^m$ Weges, oder 5 Meilen, belegen ist. Es liegt $1^3/_4{}^h$ Weges von Adhra'át (vulgo, Dra'á), dem alten Adraa, oder Edreï, etwas rechts von einer Linie, die von diesem Punkte nach A'bil (Abila) gezogen wird; eine Lage, welche sehr nahe mit derjenigen zusammenfällt, die Eusebius Astharoth anweist, indem er sagt, es liege 6 Meilen von Adraa zwischen diesem und Abila, und 25 Meilen von Bostra.[2]

Der Umfang von Tel 'Aschtereh beträgt über eine halbe Meile und seine Höhe 50 bis 100 Fuss. Seine Basis besteht aus Trappfelsen, und sein oberer Theil aus einem eigenthümlichen, schwarzen, aschfarbigem Erdreich, das mit Steinen und mit alten Topfscherben vermengt ist, wie sie stets auf den Stellen der meisten

alten Plätze in Syrien und ganz besonders auf den Erd- und Grabhügeln gefunden werden, womit die, jetzt von den Turkomanen besetzte Ebene zwischen Haleb und Anthakia, wie übersäet ist. An der Grundfläche des Tel 'Aschtereh sind alte Fundamente von grossen, theils behauenen, theils rohen Steinen, deütlich zu erkennen.

In dem Boden der Ebene zeigen zahlreiche Bruchstücke von Steinen und Töpfergeschirr, dass hier die Stelle einer Stadt war, von der der Tel oder Hügel einst sehr wahrscheinlich die Akropolis bildete. Ihr Gipfel bietet eine unregelmässige Oberfläche dar, die jetzt von steinernen Einzaünungen theilweise beengt ist, welche die Araber behufs Sckaafhürden aufgeführt haben. Am Fusse des Hügels springen wasserreiche und niemals versiegende Quellen mit einem vortrefflichen Wasser, das einen mit Rohr und Binsen bewachsenen Sumpf und Teich bildet, wo die zahlreichsten Heerden stets Vorrath finden. Im Juli 1846 waren daselbst über 20.000 Kameele und mehr als 50.000 Ziegen auf der Weide, da die herrlichen Grasungen der umgebenden Ebene eine ungeheüere Menge von 'Anezeh-Araber während der Sommer-Monate dahin locken. Während meiner Anwesenheit waren über 10.000 'Anezehs rund um den Fuss des Tel und zwischen ihm und Nawa gelagert. Dieser nie fehlende Vorrath „des klarsten Wassers", wie Leake in Bezug auf Mezárib sehr richtig bemerkt,[3] „muss es im Alterthum zu einem wichtigen Platze gemacht haben". Die genäherte Höhe der Ebene von 'Aschtereh über der Meeresfläche wird von dem Siedepunkt des Wassers zu ungefähr 1300 englischen Fuss = 203 Toisen angegeben.

Mezárib,[4] so hört' ich vom Scheikh, hiess früher Rîhân,[5] und wurde aus Materialien gebaut, welche zwei alte Städte, Sematsch und Mangola,[6] lieferten. Letztere liegt dicht bei Mezárib, auf dessen Morgenseite. In der Mauer des Kastells zu Mezárib befindet sich eine griechische Inschrift, das Unterste zu oberst, zum Gedächtniss von „Quadratiames, Sohn von Diogenes, der von Allen geliebt war, und siebenzig Jahre lebte". Ein anderes Bruchstück bezieht sich auf einen Bau, der unter der Leitung von Diogenes und Buosichanus aufgeführt wurde.

Zu Sanameïn (d. h.: die zwei Bilder) giebt es Ruinen von einer Kirche, und innerhalb ihrer Mauern Bruchstücke von Pfeilern eines römischen Tempels und verschiedene Inschriften.[7]

Anmerkungen.

[1] 'Ashtere oder 'Ashterah ist der Singular von 'Aschtaróth, Astharoth.— F. S. —

[2] Reland, Palestina, p. 598. Leake in der Vorrede zu Burkhardt's Syria, p. XII.

[3] Leake, a. a. O., ebendaselbst.

[4] Mezárib ist der Plural von Mizráb — ein Kanal, ein künstlicher Wasserlauf. F. S. — Im Dschihan-numa (dem Buch der Welt) von Hadschi Chalifah wird es Mezeïrib (p. 638) und im Menásiku-l-Hadsch Mezreïb (p. 122) geschrieben.

[5] Rihâni bedeütet wohlriechendes Kraut, was bei Rihan in grosser Menge vorkommt, nämlich ocymum, oder Majoran. F. S.

[6] Semaj und Mankolah: *j* am Ende wird in Syrien gewöhnlich wie *tsch* (*ch*) und *k* gleich *a* hart *g* ausgesprochen. Den ersten dieser Laute haben die Araber von den Türken entlehnt, welche, wie die Deütschen, einen Final-*Sonant* dumpf aussprechen. *tsch* (*ch*) ist ein Laut, der den semitischen Sprachen fremd, aber im Türkischen, Persischen und Hindu sehr gewöhnlich ist. F. S.

[7] Kapitain Newbold hat sieben dieser Inschriften kopirt; da sie aber, mit Ausnahme einer einzigen, bereits alle bekannt sind, so war es überflüssig, sie hier einzuschalten. Sechs derselben sind die No. 4554, 4555 a, b u. c, 4556 u. 4558 in Böckh's Corpus Inscript. Graec. III, p. 247—249. Die siebente ist blos ein kleines Bruchstück einer Inschrift am Fuss einer Statue, errichtet von „der Gemeinde" zu Ehren eines „Gewissen, der seine öffentlichen Pflichten auf gewissenhafte Weise erfüllt hat".

---

2. — *Etschmiadsin.* — Bei diesem, bekanntlich auf der Nordseite des Ararat belegenen armenischen Kloster, dem Sitze des Patriarchen und Katholikos aller unter russischem Scepter und der persischen Sonne lebenden Armenier, wird auf Anordnung des gegenwärtigen Patriarchen, Nerses, ein grosser Park angelegt, in welchem über zwei Millionen Baumstämme gepflanzt werden sollen. Da dieses Kloster bisher in der nackten, baumlosen Fläche lag, so wird der Schatten dieser Baüme den Pilgern eine willkommene Erquickung bieten — wenn die Pflanzung nur gelingt, was zweifelhaft ist.

---

3. — *Der Sonnentempel zu Baalbek* — ist, nach der von der Leipziger Zeitung mitgetheilten Privatnachricht eines aus Ägypten heimgekehrten Reisenden, auf Befehl des Vicekönigs abgerissen worden, um aus den Bausteinen eine Kavallerie-Kaserne und ein Fourage-Magazin erbauen zu lassen. Soliman Pascha (Oberst Selves) rettete den Pylon dadurch, dass er dessen Steine bei der Verwendung zur Kaserne in derselben Gestalt wieder zusammensetzen liess.

---

4. — *Vulkanischer Ausbruch auf der Sattel-Insel*, im Rothen Meere. — Als das, der ostindischen Kompagnie gehörige Dampfschiff Victoria, unter Kommando des Lieutenants W. C. Barker am 14. August 1846 in die Nähe der Zebayer oder Sabugar Inseln (Dschebel Sebair) kam, wurde die Mannschaft durch einen grausigen Anblick so erschreckt, dass alle Vorsichtsmaassregeln an Bord des Schiffes ergriffen wurden, um auf alle Fälle gefasst zu

sein. Nach Westen hin zuckten die lebhaftesten Blitze durch die Luft, und man hörte deütliche, obwol entfernte Donnerschläge. Zugleich stieg eine gewaltige Rauchsaüle aus dem Gipfel der Sattel-Insel, der westlichsten in der Zebayer Gruppe, welche von einer dicken, schwefelartig aussehenden Wolke eingehüllt wurde, so dass man sie alsbald aus dem Gesichte verlor. Dann folgte ein heftiger Windstoss von Westnordwest, der von Blitz und Donner und einem gewaltigen Regenguss begleitet war. Die Zebayer Inseln, zu denen die Sattel-Insel (wie sie von den englischen Seefahrern, ihrer Gestalt wegen, genannt wird) gehört, liegen unter 15° 7′ nördl. Breite und 42° 12′ östl. Länge von Greenwich. Sie bestehen zwar alle aus vulkanischen Felsarten, allein es giebt keine Urkunde, keine Sage, dass sie jemals einen vulkanischen Ausbruch gehabt hätten. Dschebel Tír (Tarr, Teir, Tor) unter 15° 32′ nördl. Breite und 41° 55′ östl. Länge, rauchte, als die Offiziere des Schiffs Benares, bei Gelegenheit der hydrographischen Aufnahme des Rothen Meeres, dieses Eiland besuchten, seitdem aber nicht wieder. Bei den arabischen Piloten geht die Sage, dass dieser Vulkan vor etwa funfzig Jahren in Feüer gestanden habe. Viele dieser Piloten nennen ihn Dschebel Dúchan, d. i.: Rauch-Berg, und er sieht ganz danach aus, dass er in einer viel spätern Periode, als Dschebel Sebair, in Thätigkeit gewesen ist.

---

5. — *Die Westküste von Borneo* — zwischen Tandschong Dátu (2° N. 109° O.) und Malludu-, oder richtiger Malulu-Bai (7° N. 107° O. von Grw.) ist, nach Kapitain C. D. Bethune, zwischen Datu und Ságóng auf einer Strecke von 100 Meilen, mit Einschluss von Sarawak, gebirgig; im Bezirk von Sarawak ist der Santubong 2742′ = 429t hoch. Dann folgt bis Báran, auf 250 Meilen Länge, ein flacher Landstrich und darauf bis zum nördlichen Ende bei Malladu wieder Gebirge. Von Tandschong Dátu streift nach Osten landeinwärts eine Gebirgskette, welche die Flüsse der Nordwestküste von den nach Pontianak fliessenden zu trennen scheint, aber lange nicht so steil ist, als die südliche. Der nördliche Theil der Insel ist entschieden gebirgig; hier ist der Haupt-Berg, Kina Bálu, zum wenigsten 13000′ engl. = 2030t hoch. So bemerkt Kapitain Bethune. W. S. Harvey, Esq., hat, an Bord des Schiffs Agincourt, den Höhenwinkel dieses Berges in einer Entfernung von 95 nautischen Meilen = 65′ gemessen. Hieraus folgt — in der Erdabplattung = $1/_{301}$, die nautische Meile = 951t,72, den Äquatorial-Durchmesser = 3271733t, die Strahlenbrechung = 0,08 und die Höhe des Auges an Bord des Schiffs über dem Wasser = 2t gesetzt — die Höhe des Kina Bálu über der Meeresfläche = 2786t, d. i.: ungefähr zweitausend Fuss höher, als Eüropa's

höchster Berg, der Mont Blanc. Der Kina (= China) Balu ragt hoch über seine Nachbarn hervor und bildet einen grossen und auffallenden Zug in dem reizenden Panorama, welches der ganze nördliche Theil der Küste, von Pulo Laboan bis zum aüssersten Ende der Malulu-Bucht, darstellt; hier ist die Landschaft ausserordentlich schön und malerisch. Längs dieser ganzen Küste, von Dátu bis Malúlú ist das Erdreich aüsserst fruchtbar und die Dammerdeschicht von bedeütender Mächtigkeit. Grosse Wälder erstrecken sich längs des Gestades, das von zahlreichen Flüssen bewässert ist, darunter sich sechs befinden, die man in die Klasse der grossen Ströme setzen kann.

---

6. — *Indische Sage.* — Adolf Holtzmann hat den dritten Theil seiner Übertragung indischer Dichtungen unlängst an's Licht treten lassen (Karlsruhe 1847). Freündlich sei er begrüsst. Willkommen heissen wir diese Episoden aus den grossen epischen Dichtungen der Inder, deren Verbreitung nicht dringend genug empfohlen werden kann. Das reizende Gedicht »Fischma's Geburt« ist das Urbild der abendländischen Melusinen- und zugleich Welfen-Sage: —

In Gangadwar am Ufer sass
der Fürst Pratip und betete;
und aus den Fluthen stieg ein Weib
von reizender Gestalt empor,
und setzte sich dem Könige,
die Holde, auf das rechte Knie.

Der König.
Was soll ich thun, o Liebliche?
was ist, was Du von mir begehrst?

Das Weib.
Ich liebe Dich, o Länderherr;
Wie ich Dich ehre, ehre mich.
Getadelt von den Guten wird,
wer eine Liebende nicht erhört.

Der König ist aber schon vermählt, und überdies hat sich die schöne Wasserjungfrau auf sein rechtes Knie gesetzt, wo nur die Schwiegertöchter zu sitzen das Recht haben. Er bietet also statt seiner selbst seinen Sohn, Santanu, der Lieblichen zum Gatten an. Die Nixe nimmt ihn unter der Bedingung, dass er nie frage, woher sie komme, noch wohin ihre Kinder kommen würden. Nun gebiert sie sieben Söhne, die sie alle in's Wasser wirft. Als das auch dem achten geschehen soll, kann sich der Vater nicht überwinden, zu fragen. Damit aber hat er sein Wort gebrochen, und sie muss sich von ihm trennen, sagt ihm aber nun erst, wer sie sei. Sie sei nämlich die Göttin Ganga selbst, die in menschlicher Gestalt zu ihm gekommen sei, um sieben himmlische Wesen, die

auf die Erde und zur Menschengestalt verurtheilt worden seien, wiederzugebären. Dies habe sie nun erfüllt; die sieben Söhne würden, nachdem sie Menschen geworden, zum Himmel zurückkehren, ihm aber solle der achte Sohn bleiben, dem jeder von den sieben einen Theil seines himmlischen Wesens schenken wolle. — Wer die Sagen von unserer Melusina, Hulda, Undine u. s. w., und die von den in's Wasser geworfenen Welfen kennt, dem wird die grosse Übereinstimmung mit der indischen Sage sogleich einleüchten.

---

7. — *Über Tschusan* — erzählt Fortune, in seinen Wanderungen in China, Folgendes: Es war im Monat November 1845, als ich endlich in Tschusan anlangte. Während wir die Inseln durchschifften, aus denen der Archipelagus besteht, zu dem es gehört, wurde ich bezaubert durch die Verwandlung in dem Anblick des Landes. Die Berge zeigten überall Spuren der Kultur, oder waren wenigstens mit einer lachenden Vegetation bedeckt. Tschusan selbst ist eine schöne und grosse Insel und erinnert mit seinem Gemisch von Höhen und Thälern oft an das schottische Hochland. Die bedeütendste Stadt auf Tschusan ist Ting-Haï. Sie ist, wenn man sie mit einem der fünf — den rothbarigen Barbaren gegenwärtig geöffneten Häfen vergleicht, nur klein zu nennen, da der Umfang ihrer Mauern nicht über drei Viertel (deütsche) Meilen beträgt, und die Vorstädte nur unbedeütend sind. Die Bewohner des umliegenden Landes sind ein ruhiges, friedsames Völkchen und zeichnen sich vor ihren Landsleüten im Süden sehr vortheilhaft aus. Sie gewöhnten sich mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit während der englischen Occupation an die Sitten der Eüropäer, deren sämmtlichen Bedürfnissen ihr Handelsgeist bald zu genügen wusste. Die Engländer hatten sich kaum festgesetzt, so konnten sie schon auf englische Weise gebackenes Brot, ja ganz fertige Kleider kaufen. An Schneidern besonders war kein Mangel, und es scheint, dass diese viel Geld verdient haben müssen, obgleich sie sehr billig arbeiteten. Zu gleicher Zeit entstanden eine Menge von Buden, in denen Götzenbilder aus Bambu, oder Steine, Parfümerien, Geschirre von Bronze, fabelhafte Thiergebilde, Porzellan und gemaltes Papier von allen Sorten zum Verkauf ausstanden. In anderen Buden wurden Seidenstoffe feil gehalten, zu weit billigeren Preisen, als sie in Kanton zu haben sind.

Die Krämer von Ting-Haï glaubten, dass sie sich, um gute Geschäfte zu machen, englische Namen beilegen müssten, und es war, wenn man durch die Strassen spazierte, lustig und unterhaltend, zu sehen, welcher Art diese Namen waren, die sie, ohne Zweifel auf den Rath von Matrosen und Soldaten, gewählt hatten. Eben so waren die guten Leüte bemüht, sich Bescheinigungen über

die Trefflichkeit ihrer Waaren zu verschaffen. Einige dieser Zeügnisse, die ich gesehen, waren im allerlächerlichsten Stil geschrieben. Indessen waren die guten Chinesen nie ganz darüber zu beruhigen, was sie eigentlich an ihren Bescheinigungen hatten, denn man hatte sie damit allzuoft mystificirt. Auch fragten sie alle ihre Kunden: »Was sagt dieses Papier? Ist es etwas Gutes?« — Und da lautete die Antwort in der Regel: »Ja wohl, mein Freünd! allein eine kleine Veränderung könnte nicht schaden.« Der brave Chinese holte nun eine Schreib- oder Bleifeder hervor, die Veränderung wurde gemacht, und man kann sich denken, dass der Schabernack noch weiter getrieben und die Sache noch toller wurde, als sie schon war.

Fast alle Chinesen, wenn sie auch nur auf ganz kurze Zeit mit Engländern in Berührung gekommen sind, fangen einige englische Worte auf, und da sie eben so ein Paar Worte Portugiesisch, Malayisch, Bengalisch verstehen, so machen sie aus dem Allen einen Mischmasch, ein Kauderwälsch, das dem gelehrtesten Philologen schwer fallen dürfte, in seine Bestandtheile zu zerlegen. Das Beste aber ist, dass sie reines Englisch zu reden wähnen. Doch muss zur Steüer der Wahrheit bemerkt werden, dass es in Kanton Chinesen giebt, die das Englische nicht nur richtig sprechen, sondern auch richtig schreiben.

---

8. — *Chinesische Art des Fischfangs.* — Die Chinesen sind die unermüdlichsten und vielleicht die geschicktesten Fischer der Welt; aber unter allen Arten des Fischfangs, die bei ihnen üblich sind, ist wol keine merkwürdiger, als diejenige, für welche sie eine der grösseren Arten des Seeraben aufziehen. Dieser Rabe ist sicherlich ein wunderbarer Vogel. Ich habe ihn — ezählt Fortune — oft auf Seen und Kanälen getroffen, und hätte ich nicht selbst seine ausserordentliche Geschicklichkeit gesehen, nie hätt' ich geglaubt, was über ihn geschrieben worden ist. Zum ersten Mal beobachtete ich ihn auf einem Kanal, einige Meilen von Ning po. Ich liess sofort die Segel meines Schiffs einziehen, um eine bessere Übersicht zu gewinnen. Wir hatten zwei kleine Kähne, und in jedem befand sich ein Mann mit einem Dutzend Vögel, die auf dem Bord sassen und eben erst auf dem zum Fischfang bestimmten Orte angelangt waren. Sobald die Losung zur Jagd gegeben war, stürzten sich die Thiere — so wohl dressirt waren sie — sofort in's Wasser.

Ihr Auge, von einem sehr schönen Meergrün, und so leüchtend wie der Blitz, ersieht den Fisch schon in beträchtlicher Tiefe, und so wie er ihn erblickt, taucht der Vogel unter. Seine Beüte, sobald sie sich einmal in seinem elastischen Kropfe befindet, vermag nicht wieder zu entschlüpfen. Der Vogel erscheint nun wieder

über dem Wasser, und der Fischer ruft ihn zu sich zurück. Folgsam wie ein Hund, kehrt er zu seinem Herrn zurück, lässt sich in's Boot nehmen, giebt seinen Fang von sich, um sogleich seine Arbeit wieder anzufangen. Noch erstaunlicher ist, dass, wenn einer von ihnen einen für seine Kräfte zu dicken und zu schweren Fisch trifft, einer seiner Gefährten ihm zu Hülfe eilt und mit ihm die gemeinsame Beüte in's Schiff bringt.

Zeigt sich einer dieser sonderbaren Fischer lässig, schwimmt er zu seinem Vergnügen, und ohne auf seine Arbeit zu achten, umher, so braucht sein Herr nur mit dem langen Bambusstecken, den er bei sich führt, in der Nähe des Vogels, und ohne ihn zu treffen, auf's Wasser zu schlagen, und ihm seine Trägheit mit einem zornigen Laute vorzuwerfen. Alsbald kehrt der Seerabe zu seiner Pflicht zurück, gleich einem zerstreüten Schulknaben, den sein Lehrer zur Aufmerksamkeit ermahnte. Damit er die Fische, die er fängt, nicht verschlucke, wird ihm immer ein Ring um den Hals gelegt.

Du Halde gedenkt schon dieser Art Fischerei fast mit denselben Worten, wie Fortune, indem er von dem Vogel sagt, er sei unsern Raben nicht ungleich, ausser dass er einen langen Hals und einen langen, krummgebogenen und spitzen Schnabel hat; man möchte ihn etwa einen Wasserraben nennen, den die Chinesen eben so zur Fischerei abrichten, wie man die Hunde zur Jagd abzurichten pflegt (Du Halde, Beschreibung des Chines. Reichs, deütsche Übersetzung, Bd. II, S. 168). Es ist ohne Zweifel *Pelecanus Carbo* L., *Carbo Cormoranus* Meyer und Wolff, *Phalacrocorax Carbo* Briss., der grosse Cormoran, der auch in Eüropa, Sibirien und Nordamerika zu Hause ist. Ehemals wurde der Cormoran, oder die Scharbe, auch in Eüropa zum Fischfang abgerichtet, indem man ihnen, statt des Ringes, wie bei den Chinesen, einen ledernen Riemen um den Hals legte, damit sie die Fische nicht verschlucken konnten. Namentlich bediente man sich ihrer in England, wie anderwärts und auch hier der Falken, zur Jagd. So unterrichtete Cormorane wurden theüer verkauft, daher sie denn auch nur von grossen Herren zum Vergnügen benutzt wurden. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte der König von England dem Könige von Frankreich vier Cormorane mit ihren Abrichtern zugeschickt, die zu Fontainebleau ihre Kunststücke zeigen mussten, wobei es, eben so zuging, wie heüt' zu Tage noch bei den Chinesen (Oken, Naturgeschichte, Bd. VII, Theil I, S. 411 ff.).

---

9. — *Entdeckungsreisen in Australien.* — Der deütsche Reisende *Dr. Leichardt* — von dessen erster, im Jahre 1844—45 ausgeführten Entdeckungsreise von der Moreton Bai nach Port

Essington, wir nächstens ausführliche Nachricht zu geben gedenken — beabsichtigte im October 1846 eine neüe Expedition, und zwar dieses Mal in's Innere des Kontinentes zu unternehmen. Da sich durch Kapitain's Sturt Entdeckungen ergeben hat, dass das Binnenland im Meridian des Hintergrundes der grossen südlichen Bucht eine Wüstenei ist, mindestens unterm 20° südlicher Breite, so würde es nicht viel Nutzen stiften, das Festland in dieser, oder in einer höhern Breite zu durchschneiden. Dr. Leichardt hat demgemäss folgenden Plan gefasst: —

Er will seinen Weg auf dem Parallel von 23° S. Breite da beginnen, wo er auf seiner ersten Reise den Mackenzie-Fluss und die Pik-Kette fand. Da der Mackenzie einen ziemlich bedeütenden Wasserstand hat, so will er dessen Lauf bis zur Quelle verfolgen, die er 80 bis 100 geographische Meilen westlich von der Stelle zu finden glaubt, wo er das erste Mal diesen Fluss traf. Er denkt im Stande zu sein, zu bestimmen, ob die westlichen Zweige des supponirten Wasser-Ergusses südwärts fliessen, um sich mit dem System des Darling zu vereinigen, oder ob sie sich nördlich wenden, um die Quellen der grossen Ströme zu bilden, die sich in den Golf von Carpentaria ergiessen.

Sollte Letzteres der Fall, und das Land hinreichend bewässert sein, so gedenkt er, in westlicher Richtung vorzudringen, und, auf demselben Parallel bleibend, die, nach der nordwestlichen Küste fliessenden Gewässer zu erreichen. Sollte aber der Mangel an Wasser es verhindern, die Reise nach Westen, oder selbst nach Norden fortzusetzen, so will er nach dem Mackenzie zurückgehen und seinen ersten Reiseweg längs des Burdekin bis dahin verfolgen, wo dieser Fluss unterm 19° 12′ südl. Breite vom Cape verstärkt wird.

Dem letzteren Flusse folgend, zweifelt Dr. Leichardt nicht daran, die Quellen des Flinders jenseits eines zu überschreitenden Tafellandes oder einer wasserscheidenden Bergkette zu finden. Dann beabsichtigt er, den Albert aufwärts zu verfolgen, um die geographische Breite seiner Quellen und die Beschaffenheit des Landes zu bestimmen. Die ganze Reise denkt er in zwei Jahren zu vollenden.

Es sind unlängst Nachrichten von einer wichtigen Reise eingelaufen, die *Sir Thomas Mitchell* in der Absicht unternommen hat, den Carpentaria Golf vom Darling aus zu erreichen.

Sir Thomas begann seine Reise an der Vereinigung des Macquarrie mit dem Darling im 30° 6′ S. und 147° 33′ O. von Greenwich. Er zog in nördlicher Richtung über den Narran-Sumpf und stieg den Balonne-Fluss hinauf bis zu einer Bergkette in 26° 33′ S. und 149° 2′ O. Diese nannte er Fitzroy Downs (Dünen). Jenseits dieser Kette wurde ein Fluss entdeckt, der nach S.W. fliesst und eben so bedeütend ist, als der Darling. Die Eingebornen nann-

ten ihn Maranoa; und es ergab sich später, dass er sowol, als der Balonne, mit dem Darling sich vereinigt. Von hier verfolgte Sir Thomas den Lauf des Maranoa aufwärts bis zu einer Bergkette mit vulkanischen Kegeln. Zwischen dieser und einer höher, nach der Küste streichenden Kette weiterziehend, erreichte er endlich eine andere Gebirgskette, die ungefähr unterm Parallel von 25° S. nach Westen streicht. Ein schwieriges Sandstein-Land folgte nun. Als man sich aus seinen Thälern und Schluchten herausgewunden hatte, traf man auf einen Fluss, Belyando, der, als man ihn zuerst erblickte, nach N.W. floss. Die Expedition lagerte an demselben in 24° S. und 147° 17′ O. Seinen Lauf verfolgend, wendete er sich in 24° 30′ nach N.O., und man erkannte nun, dass es der Cape-Fluss von Leichardt sei.

Von hier kehrte die Expedition nach ihrem Lagerplatze unter 24° 30′ S. zurück. Das Barometer gab die Höhe der unter 25° S. überstiegenen Bergkette im Durchschnitt zu 2000 Fuss über der Meeresfläche an. Von dem Lager aufbrechend, erreichte Sir Th. Mitchell einen Pass (gap) in der westlichen Kette, in 24° 50′ S. und 146° 42′ O. Die Kette ersteigend, sah er offene Dünen und Ebenen, mit einem Flusse in der Mitte, der sich in der Richtung von N.N.W. bis an den Gesichtskreis verfolgen liess. Zehn Tage lang zog Sir Thomas längs dieses Flusses abwärts bis zu einem Punkte, der unter 24° 14′ S. und 144° 34′ O. liegt. Hier konnte man auf einer Anhöhe seinen weitern Lauf nach Norden erblicken. Eine Kette, aus Sandsteinklippen bestehend, lag gegen Süden, in etwa 24°½ S. und 145° O. Sir Thomas beschreibt dieses Land als den am besten bewässerten Theil von Australien, den er bis jetzt auf seinen Entdeckungsreisen in diesem Kontinente gefunden hat. Neüe Vögel-, neüe Pflanzenarten bezeichnen dasselbe als ein Gebiet, das von allen früher erforschten ganz verschieden ist. Menschen waren wenig zu sehen, und die, mit denen man zusammentraf, zeigten keine feindseligen Gesinnungen. Sir Thomas glaubt, sich überzeügt halten zu dürfen, dass die Mündung jenes Flusses im Golf von Carpentaria, und jeden Falls, dass für einen Weg dahin, das Land offen und gut bewässert sein werde.

An diesem Punkte musste unser Reisende auf seinen Rückweg denken; sein Bericht über diese Entdeckungen ist in dem Depot am Darling geschrieben, von dem aus er seinen Zug angetreten hatte.

Die Mitchell'sche Reise ist nicht allein interessant an sich selbst, sondern sie vervollständigt auch, in Verbindung mit den Reisen von Sturt und Leichardt, unsere Kenntniss von der allgemeinen Natur und Art des südöstlichen Theils von Australien, den man gegenwärtig als Ein grosses Becken betrachten kann, welches vom Darling und dem Murray und deren zahlreichen Nebenflüssen, die sämmtlich in der östlichen Berg- oder Küstenkette entspringen,

bewässert wird, während die westliche ein ödes, wüstes Land von geringer Erhebung ist, ohne alle strömende Gewässer — so weit sich bis jetzt erkennen lässt.

Es freüt uns, die Nachricht hinzufügen zu können, dass der geschickte Geograph John Arrowsmith, in London, die Herausgabe einer neüen, in grossem Maasstabe entworfenen Karte von diesem Lande vorbereitet hat.

---

10. — *Raffenel's Plan zu einer Reise in's Innere von Nord-Afrika.* — Raffenel, dessen in den Jahren 1843—44 unternommene Erforschung des Flusses Jalueé und der Goldgrube Keniébe, in Senegambien, den Lesern der Zeitschrift im Allgemeinen bekannt sein wird, hat den überaus schwierigen und in der That kühnen, ja — kecken Plan gefasst, den afrikanischen Kontinent in seiner grössten Breite von West nach Ost, innerhalb der Parallelen von 10° und 15° N., zu durchschneiden! Freycinet und Jomard haben ihn, Seitens der Pariser Akademie der Wissenschaften, mit Instruktionen versehen, und seine Aufmerksamkeit auf diejenigen Dinge gelenkt, welche bei einer derartigen Unternehmung, an der schon so viele Reisende gescheitert sind, zu erforschen am erheblichsten ist. Dahin gehören: die Überlieferungen der Völker, ihre Regierungsweise, ihre Sitten, Gebraüche, Gesetze, Religionen, ihr Kunstfleiss; vom Boden, die geologische Beschaffenheit desselben, seine Erzeügnisse, das Klima. Das Studium der Winde ist dem Reisenden ganz besonders empfohlen worden und der Wunsch, so viel als möglich zu bestimmen, ob der westliche Luftstrom, welcher vom Atlantischen Ocean etwas nördlich vom Äquator abfliesst, der Luftverdünnung über dem afrikanischen Kontinente zuzuschreiben ist; so wie auch, ob es wahr sei, wie behauptet wird, dass der südliche Wind in den Breiten, welche Raffenel durchschneiden wird, heiss ist, in welchem Falle wahrscheinlich keine hohen Gebirge in der Richtung liegen; oder, wenn dennoch diese Gebirge vorhanden, ob sie vom Parallel von 10° N., unter welchem sie auf unsern Karten angegeben sind, verschoben werden müssen. Meteorologische Beobachtungen überhaupt, wie denn im Besondern Boussingault's Methode zur Bestimmung der mittleren Temperatur von Orten, die unter den Tropen liegen, sind dem Reisenden dringend empfohlen worden; ferner die Beobachtung von Breiten und Längen, da wir im ganzen Nordafrika nur die von drei Punkten kennen: Sackatu, Haussa und Kobbe in Darfur; sodann magnetische Beobachtungen. Wir wünschen dem — guten Raffenel ein herzliches *Glück auf* zur Reise.

---

11. — *Vier italiänische Missionäre reisen gleichfalls in's Innere von Afrika* — um auf verschiedenen Wegen in's Binnenland zwischen Senegambien, der Sahara, Congo und Habesch einzudringen. Dieses Unternehmen soll ein Lieblings-Projekt von Gregor XVI gewesen sein, und vom gegenwärtigen Papst, Pius IX, ebenfalls begünstigt werden.

---

12. — *Chinesiche Weltkarte.* — Hr. Dent hatte, erzählt Barrat, die Güte gehabt, mich zu einem chinesischen Mittagsessen einzuladen, wozu ich von dem Hanisten Sam-qua einen Einladungsbrief auf rothem Papier und mit Buchstaben geschrieben erhielt, die, wie sich denken lässt, für mich unverständlich waren. In den pracht- und geschmackvoll dekorirten Gemächern zog ganz besonders eine chinesische Landkarte, eine Art Planisphäre, meine Aufmerksamkeit auf sich. Diese Karte gab mir einen Begriff von der Meinung, welche die Chinesen von den fremden Ländern haben. Sie hatte ungefähr 20 Fuss im Quadrat, China aber nahm davon mindestens $^{19}/_{20}$ ein; man sah darauf den gelben Strom so breit, wie eine Hand, dann die berühmte Mauer mit all' ihren krenelirten Thürmen und ihren unzähligen Thoren; sodann, in einem ganz kleinen Winkel, Russland, kaum so gross, als wäre es die allerkleinste Insel im gelben Strom gewesen; England, so gross wie eine Nuss; Frankreich und Holland, wie ein Nüsschen; und dann einige schwarze, hie und da zerstreüte Pünktchen, welche die übrigen Nationen des Erdbodens darstellen sollten. Das war in der That ein demüthigender Anblick, in dem ich noch ganz versunken war, als ich zur Tafel abgerufen wurde etc.

---

13. — *Wien, wie es ist* — schildert ein Korrespondent der Europa (No. 36 vom 4. Sept. 1847) in folgenden Worten: »Wien ist durchaus nicht die Blühte von Österreich, es ist nicht das Herz, in welches alle Adern ihr Blut ergiessen, es hangt gar nicht mit den Provinzen zusammen. An Wien ist gar keine Farbe zu erkennen, sein Charakter ist eben die Farblosigkeit und Charakterlosigkeit. Es lebt hier ein gedankenloses, genusssüchtiges, gutmüthig bewegtes Völkchen, welches mit der Zeit weit weniger zusammenhangt, als die Bewohner der Provinzen. Man braucht nur einmal einen Gang durch das Strassengetümmel zu machen, um ein geistiges Bild von Wien zu erhalten. Geschäftigkeit und Hast — um in's Theater zu kommen, Eifer — ob diese oder jene Arie einer Sängerin den Kranz verdiene. Die Weiber sind an jedem Ort das durchsichtigste Kennzeichen, der reinste Ausdruck der Sitte und Bildung. Nirgends in Deütschland trifft man diese weichen gefäl-

ligen Formen des Leibes, diese feüchte Gluth im Blick. Wie viel haben hier die Augen zu thun! Alle Blicke stehen in Correspondenz, kein Mensch sieht gerade vor sich hin. Eine gewisse Zufriedenheit mit dem nichtssagenden Typus eines deutschen *Dolce farniente* ist den echten Wienern ins Gesicht geschrieben. Keine angelegentlichere Sorge, als wo man den Abend zubringen werde. Haüslichkeit kennt man nicht. Alle Wände in den Strassen schreien mit Riesenlettern, wo heüte »Strauss Vater und Strauss Sohn, wo Strauss heiliger Geist, Fahrbach, Schrader« etc. spielen werde. Man kann sich keine Vorstellung machen von der Menge solcher Walzer-Orchester, die es hier giebt. In der Luft tanzen die Töne, und Walzerklänge wiegen sich wollüstig in jedem Gasthausgarten, deren man hier unzählige findet. Diese Seite des Wiener Lebens ist zu charakteristisch, um nicht besprochen zu werden. In Wien selbst giebt es sehr viele prachtvolle Lokalitäten, wie »das Odeon, der Sperl, das Universum, das Elisium« u. s. w., welche alle von grösster Dimension sind. In Berlin kann sich ein Lokal dieser Art »das Kroll'sche Etablissement« nicht erhalten*). Hier findet man deren sehr viele, überall sind die Eintrittspreise sehr hoch, gewöhnlich 40 Kr. bis 1 Fl. 20 Kr. C. M., und Dessen ungeachtet ist der Besuch aüsserst zahlreich. Jeden Augenblick ist ein Fest angekündigt, wo dann in buntem Gewühl die Masse gedankenlos glücklich durch einander wogt und in solchen Momenten die Zeit und ihre Bedeütung übersieht. Genusssucht ist das einzige Band, das hier die Leute an einander kettet, sonst irren sie alle als Einsiedler herum und Keiner kümmert den anderen. Deshalb ist hier der beste Aufenthalt für Jeden, welcher, unberührt von den heftigen Wellenschlägen der Parteien, sich beobachtend verhalten will. Zu einem Wartthurm eignet sich seiner geistigen Ruhe wegen Wien vortrefflich. Man kann so prächtig allein sein mitten in diesem leeren Getümmel, Nichts stört das leise Weben der Gedanken, aus denen sich ein Urtheil, eine Anschauung bildet. Man wird in keinen Strudel der Zeit hineingerissen, und trägt man nur in sich genug Stoff zur Anregung, so kann man die Zeit und ihre Bewegungen besser beobachten, als wenn man, von hundert Magneten hin und her gezogen, nicht zur neütralen Ruhe der Anschauung gelangt. Aber für Jeden, der die Lehrjahre des Lebens noch durchzumachen hat, ist Wien ein gefährlicher Aufenthalt. Die Provinzen hingegen haben eine ganz andere Färbung. Welch' ein Unterschied zwischen Prag und Wien! Prag liegt da, wie ein stillbrütender Löwe, der in seinem Käfig an die Einfachheit der Wüste zurückdenkt; er sieht



*) Bis jetzt (seit 1843) hat es sich noch erhalten. Seine Vorgänger „Tivoli" welkte schnell dahin, und „Elysium" ging ganz zu Grunde.

die Peitsche des Wärters und schweigt, aber sein Schweigen ist beredt. Wer kann Lemberg, Mailand, oder gar eine der ungrischen Städte mit Wien vergleichen! Man sollt' es nicht glauben, dass der heisse Wind, der von Ungern herüberweht, hier nichts zeitigt! Wie ist es nur möglich, dass die Schwertschläge des ungrischen Reichstags hier gar nicht gehört werden und man ruhig in der Theaterzeitung, welche die Wiener Bildung am getreüesten repräsentirt — fortliest, wenn eine Nation die Faust ballt*) .. Das leidige Prinzip der Stabilität hat sein Gift in die Adern der Gesellschaft verbreitet, und so ist denn in allen Theilen unseres öffentlichen Lebens Stillstand, lässige Ruhe und ewiger Sonntag.

---

14. — *Die Verhovina,* eine Gebirgslandschaft in der Marmarosch — ist Schweiz, Kamtschatka und Island zugleich. Es sind dort, erzählt Kornfeld in der Wiener Zeitschrift, helvetische Alpen und Senner-Gewohnheiten, es herrscht dort kamtschadalische Kälte und Winterlänge, und seit bald zwei Jahren richtet irischer Misswachs und Mangel viele Menschen zu Grunde. Es thürmen sich da die Berge hoch übereinander und bilden viele interessante Scenerien und Physiognomien der Natur. Bald ist der Bereisende mit einem kolossalen Bergamphitheater allüberall umgeben, indess er selbst auf dem breiten, gebogenen Rücken einer mächtigen Höhe hinkriecht. Er gewahrt dort, zu Ende Aprils, bald hohe Schneealpen mit Sonnengold übergossen, bald wieder tiefe Bergkessel mit dampfenden Dörfern gefüllt. Ein strahlender Tag blüht; aber vom Frühlingsgrün ist noch wenig zu sehen; manche Blühtenknospe streckt verborgen und scheü das bescheidene Köpfchen in die noch unfreündliche Umgebung. Es giebt noch mehr Ruinen und Nachwehen des langen Winters, als Keime und Vorboten des lieben Lenzes. Die Menschengesichter sind leider mehr gelbgrün vor Hunger, als die Natur frischgrün vor Jugend. Nur selten zeigen sich heitere Thäler, viel öfter einzelne Baüme und Baumgruppen auf den kleinen Hügeln. Die Natur ist da herum nicht wild; die hohen, ausgebreiteten, meist kahlen Abhänge werden zur Hafersaat bis weit hinauf benutzt. In den Niederungen ist's jetzt heiss, nur oben macht der noch starke, alte Schnee kalt und winterlich. Die unteren Schichten der Menschen pflegen auch mehr Wärme und Herzlichkeit zu enthalten und zu entfalten, als die Bergesspitzen der Gesellschaft. Um diese

---

*) Die deütschen Provinzen blicken wol auf Ungern und seinen Reichstag, — leider; denn ist es nicht eine Schmach für ein grosses Kulturvolk, auf eine Nation zu hoffen, die noch bei den rohen Sitten des Nomaden-Lebens verharrt! Man thut's in der deütschen Steiermark.

Zeit wird ein frommes Gemüth hier erquickt durch den haüfigen Gruss und Gegengruss der russnakischen Bauern. Der Eine ruft: Christos woskres! und der Andere erwiedert: Wojesteno woskres! d. h.: »Christus ist auferstanden«! Wie hier der verwahrloste, halb-verhungerte, abgefleischte und zerlumpte Ruthene zwischen den kahlen, öden Bergmauern grüsst, so grüsst zwischen den Marmorpalästen Petersburgs und Moskaus der noble, stolze, in Gold und Zobel gekleidete russische Graf; diese glaübige Anrede ertönt nach Ostern auch in Tobolsk und in Ochozk, auch in Archangel und in Astrachan. Holzfällen und Verführen ist, nebst dem dürftigen Ackerbau und der reichlichen Viehzucht, der Hauptnahrungszweig der 24.000 Einwohner in der Verhovina. Wenn das russnakische Volk nicht träg wäre, könnten durch Holzschlag und Holzverschiffung gar Viele wohlhabend sein, wie es Manche wirklich sind. Auch fehlt es diesem Menschenschlag durchaus an industrieller Geschicklichkeit. Der Holz- und Bretterhandel, denn es giebt hier viele Sägemühlen, ist beträchtlich. Auf den zwei Flüssen dort, dem Talabor und dem Nagyag, schiffen die russnakischen Ruderer, besonders im Frühjahr, wo das Wasser durch Regen und Schneeschmelz anhaltend gross ist, auf gebrechlichen Fahrzeügen frisch und lustig hinab, ohne sich vor den zahlreichen Katarakten (russnakisch Huck genannt) im Mindesten zu fürchten. Der gefährlichste dieser Hucks ist oberhalb Szinevér, einem grossen Dorfe, wo der Vice-Archidiakonus wohnt. Wie um diese Dämmerungszeit des Jahres die Natur selbst selten schöne Formen zeigt, so sind auch die Konturen und Manieren an Menschen und Thieren hier meist unschön und unerquicklich. Bei Weibern und Männern wird man dort vergeblich die Charis und Grazie suchen. Nur manchmal machen Kinder und Mädchen eine angenehme Ausnahme. Und in diesem Jahre der Noth blühen dort keine rothen Wangen; ja, es sind im Hunger des Nordpolfrostes auch da schon viele Menschenleben erstarrt.

---

15. — Die *Ballabollas* — schildert Simpson als den wildesten und grausamsten der Indianerstämme im Westen der Felsengebirge. Die Haüptlinge desselben sollen mit der unbeschränktesten Gewalt bekleidet sein und auf ihre Leüte einen so unbedingten Einfluss ausüben, dass diese jedem Geheiss ihres Herrn sich willenlos fügen, mag ihnen nun eine blutige oder grausame That zu vollbringen befohlen werden, oder mag die ausgesuchte grausame Wollust des Gebieters sie selbst den schmerzlichsten und langsamsten Qualen unterwerfen. Simpson erzählt, dass, als sich der Haüptling dieses Namens vor einiger Zeit unwohl befand, er befahl, dass einer seiner Leüte erschossen werden sollte. Sobald dies ge-

schehen, ward er, und wie geglaubt wurde in Folge dieses kräftigen Heilmittels, schnell gesund. Dass ihre religiösen Anschaüungen bei diesen Grausamkeiten eine bedeütende Rolle spielen, versteht sich von selbst; ihre Religion muss dergleichen Gewaltthaten heiligen, indem vorgegeben wird, dass ein von der Gottheit verhängtes Rasen über sie kommt. In einem solchen Zustande begeben sie sich in die Wälder, fressen Gras, oder nagen in den Fluren an den Knochen menschlicher Leichname. Sobald dann der Anfall der Raserei, der Tobsucht und des Blutdurstes den höchsten Grad erreicht hat, stürzen sie sich unter ihre Leüte, reissen mit ihren Zähnen aus den Armen und Beinen Derer, die ihnen in den Weg kommen, ganze Stücken Fleisch heraus und verschlingen es. Die armen Opfer dieser abscheülichen Grausamkeiten leisten keinen andern Widerstand, als dass sie so schnell als möglich Fersengeld geben. Bei der Anwesenheit Simpson's unter diesem Stamme geschah es, dass den Haüptling diese heilige Wuth befiel, und er vor den Thoren eines englischen Forts einem armen Burschen einen beträchtlichen Lappen aus dem Arme riss. Der Hund eines Begleiters von Simpson, eine schöne Dogge, sah die Sache aber aus einem andern Gesichtspunkte an, als die Indianer, und mogte diesen Angriff für ein unredliches Spiel halten, denn sie packte den tobenden Häuptling mit ihren scharfen Zähnen in den Waden, und hielt ihn trotz seines Brüllens fest, bis die wohlbekannte Stimme seines Herrn den Hund von seinem Fange abzulassen vermogte. Die Besorgniss des Herrn Ross — so hiess der Eigenthümer des Rächers des armen Wilden — dass man seinen Hund umbringen würde, erfüllte sich seltsamer Weise nicht; im Gegentheil betrachteten die Ballabollas seit diesem Tage das Thier mit scheüer Ehrfurcht, da sie annahmen, es stehe unter derselben göttlichen Eingebung, wie ihr Gebieter.

---

16. — *Ueber die Sitten der Yaguas* — eines Indianerstammes in Südamerika, bemerkt Castelnau, der eine naturhistorische Reise unternommen hat, in einem neuern seiner Berichte Folgendes:*) — Die Yaguas haben eine so grosse Liebe für ihre Kinder, dass sie, wenn dieselben sterben, Alles verbrennen, was sie besitzen. Ein junges Mädchen, das sich verheirathet hat, wird drei

*) Er ist vor Kurzem nach Eüropa zurückgekehrt; die Sammlungen, welche er mitgebracht hat, sollen „immenses" sein. Sie sind hauptsächlich für den „jardin du Roi", alias „jardin des plantes" bestimmt. Die lebenden Thiere bilden eine der zahlreichsten Sendungen, welche diese wissenschaftliche Anstalt jemals empfangen hat.

Monate lang in einer einsamen Waldhütte eingesperrt, und während dieser ganzen Zeit darf nur die Mutter mit ihr verkehren. Sieht die Frau ihrer Entbindung entgegen, so setzt sich der Mann in seiner Hütte nieder, und erhebt ein furchtbares Geschrei in herzzerreissenden Tönen, indess die arme Kreisende ihn bedient und wegen der eingebildeten Schmerzen zu trösten sucht. — Der unternehmende Reisende hat sich ein in den Wäldern des Rio Negro gefundenes Standbild von Stein verschafft, das aus den Zeiten der Amazonen stammen soll!

---

17. — *Ueber die Auswanderung nach Brasilien* — bemerkt L. F. Kalkmann, brasilianischer Konsul in Bremen, in seinen unlängst erschienenen Reisebriefen aus Brasilien, (Bremen, bei Schünemann) Folgendes: — So wohlthätig und nothwendig die Einwandrung in Brasilien ist, eben so nothwendig und wohlthätig ist die Auswandrung überhaupt für Deütschland. Die Bevölkerung Deütschland's wird bei einer Auswandrung, selbst wenn sie bis auf 100.000 jährlich steigen sollte, nicht leiden. Die Anzahl der Geburten wird von der Zahl der Todesfälle noch bei weitem nicht erreicht; glückliche Folgen des Friedens und des durchaus gesunden Zustandes, der durch die blühenden Lagen unserer Bevölkerungs-Verhältnisse erreicht ist.

Was der Auswanderer an baarem Gelde mit sich nimmt, oder für seine Überfahrt bedarf, ist die erste Auslage, welche mit der Zeit, und sogar mit Zinsen wieder bezahlt wird. Mit jedem Auswandrer senden wir einen neüen Kunden deütscher Manufaktur-Fabrikate aus. Der deütsche Einwandrer, bald nachdem er sich in seiner neüen Heimath eingebürgert hat, konsumirt das Doppelte oder Dreifache an Manufaktur-Waaren für sich und seine Familie, als was er in Deutschland gewohnt war. Er nimmt bald die Landessitte an; so fand ich es in Brasilien, so in den Vereinigten Staaten.

Wenn der Vater und die Mutter sich auch der deütschen Landestracht nicht entwöhnen wollen, so sind doch die Söhne und Töchter, sobald es an den nothwendigen Dollars nicht fehlt, bald nach der Sitte des neüen Vaterlandes gekleidet, und machen alle Moden mit. Erbschaften der Röcke und Kleidungsstücke vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter fallen weg. Auf den Kolonien St. Leopoldo, St. Amaro und St. Pedro sah ich, wo die Elberfelder Shawls bleiben. Wenn aus diesem Grunde die Ausfuhr der deütschen Manufakturwaaren nach den Vereinigten Staaten seit den letzten Decennien sehr zugenommen hat, so ist es doch nicht im Verhältniss, wie es bei der grossen Menge hätte sein können; denn die Vereinigten Staaten selber besitzen bekanntlich

ansehnliche Fabriken der nothwendigsten Manufakturwaaren, und konkurriren damit an fremden Märkten mit den Eüropäern.

Brasilien aber hat keine Fabriken für Bekleidungsbedürfnisse der freien Bevölkerung, und wenn die Zahl der Sklaven sich auch verdoppelte, so würde Eüropa wenig Nutzen davon haben, da die Bekleidung derselben sich nur auf das Nothwendigste zur halben Bedeckung beschränkt, während der freie Mann in Brasilien mehr Luxus in seiner Kleidung entwickelt, wie der ihm in seinem Stande in Eüropa Gleichgestellte. Selten sieht man einen Brasilianer, gleichviel ob Städter oder Landmann, schmutzig gekleidet; reine Jacken und reine Wäsche sind ihm Hauptbedürfniss, wenn er auch noch so erbärmlich lebt, und in diesem Luxus steht der Deütsche, nach einiger Zeit seines Aufenthalts in Brasilien, dem Brasilianer nicht nach. Zu gleichen Preisen wird der Deütsche immer dem deütschen Fabrikate gegen das anderer Länder den Vorzug geben. Es kommt also nur darauf an, in unseren Fabrikaten mit anderen Eüropäern zu konkurriren, was uns nicht schwer fallen darf, und der Absatz deütscher Waaren wird von Jahr zu Jahr mit der Auswanderung steigen, der Handel wird blühen und das von den Auswanderern aus Deütschland mitgenommene Geld wird zuletzt mit Zinsen wieder vergütet.

---

18. — *Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten* — nimmt in ausserordentlichem, früher nicht geahntem Grade zu. Man schäzt die Zahl der Einwanderer für das Jahr 1847 auf 400.000! Blos im Hafen von Neu-York sind vom 1. April bis 15. August, also in sechstehalb Monaten, nach einem Bericht in der Allgemeinen Zeitung, 84.000 Personen angekommen.

---

19. — *Das Theater bei den Azteken.* — Die Bühne war eine Terrasse, die auf einem freien Platze, oder auf dem unterm, freien Tempelraum in gehöriger Höhe errichtet wurde, so dass die Darstellenden von Jedermann gesehen und gehört werden konnten. Auf dem Markte zu Tlatelolco stand eine gemauerte Bühne von 13 Fuss Höhe und 30 Fuss ins Geviert. Acosta beschreibt die dramatischen Darstellungen beim Feste Quetzalcoatl zu Cholula. Auf dem Platze vor dem Tempel dieses Gottes war ein kleines Theater 36 Fuss ins Geviert, mit Baumzweigen verziert und gar sauber geschmückt. Rings umher sah man Bogen von Blumen und Federn, woran Vögel, Kaninchen und andere artige Dingen hingen. Hier versammelte sich nach dem Mittagessen das ganze Volk. Nun erschienen die Schauspieler in allerlei komischen Charakteren, stellten sich taub, mit Husten geplagt, lahm, blind und als Krüppel dar, und baten den

Gott, sie wieder gesund zu machen. Die Tauben gaben lauter verkehrte Antworten, Andere husteten und spuckten, die Lahmen hinkten, Alle klagten und jammerten über ihre elenden Umstände, worüber die Zuhörer grosses Vergnügen empfanden. Manche traten auch als Thiere auf, und erzählten sich dann ihre Begebenheiten, wobei sie ihre Rollen mit grossem Geschicke spielten. Einige zum Tempel gehörige Knaben erschienen als Schmetterlinge, oder sassen als bunte Vögel verkleidet auf den Bäumen. Die Priester warfen kleine erdgefüllte Bälle nach ihnen, an welchen Schlingen befestigt waren. Darauf stellten die gesammten anwesenden Zuschauer einen grossen Tanz an, und die Vorstellung war zu Ende.

---

20. — *Uebersicht der im Frühjahre* 1846 *und* 1847 *auf den Wollmarktplätzen des Preüssischen Staats verkauften Wolle*, und des dafür gezahlten Geldbetrages nach den Durchschnittspreisen.

Name des Marktortes.	Es ist verkauft im Frühjahr		Geldbetrag nach dem Durchschnittspreise	
	1846. Zentner.	1847. Zentner.	1846. Rthlr.	1847. Rthlr.
1. Berlin	77.540	81.455	5.942.192	6.343.308
2. Breslau	60.703	61.571	5.099.052	5.779.977
3. Coblenz	1.005	730	39.614	27.740
4. Königsberg in Pr.	7.208	8.435	387.430	467.088
5. Landsberg a. d. W.	18.000	18.800	1.073.250	1.212.600
6. Magdeburg	4.329	3.940	239.448	219.875
7. Mühlhausen	388	421	18.236	19.626
8. Paderborn	3.556	2.839	206.248	155.257
9. Posen	14.962	17.960	925.150	1.037.205
10. Stettin	20.778	29.051	1.272.652	2.019.144
11. Stralsund	3.437	2.550	190.753	158.418
Summa	211.915	227.752	15.394.025	17.440.238

Aus dieser Nachweisung (die dem Central-Blatt der Abgaben-, Gewerbe- und Handels-Gesetzgebung und Verwaltung in den Preüssischen Staaten, No. 8 vom 24. December 1847 in abgekürzter Form entlehnt ist) ergiebt sich, dass im Jahre 1847 gegen das Vorjahr 15.837 Zentner Wolle mehr verkauft wurde, und National-Vermögen dadurch um 2.046.213 Rthlr. sich steigerte. Den grössten Verkehr hat Berlin, doch erhöhte sich der Absatz nur um 3.906 Zentner, oder in Gelde um 401.116 Rthlr., wogegen Stettin den sehr bedeutenden Zuwachs von 8273 Zentner zum Geldbetrage

von 746.492 Rthlr. hatte. Breslau setzte im Jahre 1847 zwar nur 868 Zentner mehr ab, als im Vorjahre; dagegen betrug die Mehr-Einnahme dafür 680.925 Rthlr., was sich durch die sehr bedeutend gesteigerten Preise erklären lässt. Hier war der Durchschnittspreis gegen 1846 um beinah 10 Rthlr. pro Zentner höher, in Berlin nur um 1¼ Rthlr., auch in Stettin war er um 8¼ Rthlr. gesteigert. Der Marktverkehr machte, ausser in Magdeburg und Stralsund, in Koblenz rückgängige Bewegungen. In den westlichen Provinzen des Preussischen Staats will die Schaafzucht nicht recht gedeihen. Die ganze Einrichtung des landwirthschaftlichen Betriebs ist nicht dazu angethan, und man hängt da, wo die Schäferei, der Natur des Landes nach, in grösserem Umfange betrieben werden könnte, gar sehr an den Gewohnheiten von Alters her; so im nördlichen Westfalen, in den Bezirken Münster und theilweis Minden, und in den Regierungsbezirken Coblenz, Trier, und zum Theil auch Aachen.

---

20. — *Alcide d'Orbigny's grosses Reisewerk* — Voyage dans l'Amérique méridionale ist nun mit der 90sten Lieferung vollständig erschienen. Es hat einen Umfang von 620 Bogen Text mit 415 Kupferstichen in gr. 4 und 18 Karten in grösserem Format. Preis des Ganzen 1200 Fr. = 320 Thlr. Alle Abtheilungen sind auch einzeln verkaüflich zu folgenden Preisen:

Crustacées mit 18 Taf.	40 Fr.	Homme américain m. 1 Karte	44 Fr.
Cryptogamie mit 15 Taf.	40 -	Insectes mit 32 Taf. . . .	77 -
Foraminifères mit 9 Taf.	25 -	Mammifères mit 22 Taf.	37 -
Géographie mit 8 Karten	75 -	Mollusques mit 86 Taf.	230 -
Karte von Bolivia . . .	20 -	Oiseaux mit 67 Taf. . .	151 -
Géologie mit 9 Karten u. Durschnitten, u. 2 Taf.	75 -	Paléontologie mit 22 Taf.	65 -
Geolog. Karte von Boliv.	30 -	Palmiers mit 32 Taf. . .	66 -
Historique, 3 Bde mit 70 Taf.	331 -	Poissons mit 66 Taf. . .	28 -
		Reptiles mit 9 Taf. . . .	15 -
		Zoophytes mit 13 Taf. .	23 -

Über den »unvernünftigen« Luxus der französischen Reisewerke und die »gewissenlose« Speculation der Pariser Buchhändler hat Mohl in Paris ein sehr ernstes Wort gesprochen, auf das wir bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen wollen.

Abhandlungen.

Der Nil und seine Zuflüsse.

Von

Dr. Charles T. Beke, Esq.,

Mitglied der geographischen Gesellschaften zu London und Paris.

Zweiter Artikel.

Mit einer Karte. Taf. II.

Der Dedhésa wurde seinem Laufe nach von mir zuerst annäherungsweise bestimmt. In Verbindung mit der Entdeckung dieses Flusses werd' ich wol auf einige Einzelheiten eingehen dürfen. Als ich im Jahre 1842 in Gódscham war, erhielt ich bestimmte Nachrichten von der Existenz eines grossen Flusses, der sich westlich von Shínasha mit dem Abáï vereinige, und den ich aus verschiedenen Rücksichten [120] nicht bloss als den direkten Strom des Bahr el Azrek, sondern auch als den Recipienten all' der Gewässer anzusehen veranlasst wurde, welche die Länder südlich von Gódscham bis Enárea, Káffa und Jángaro, und darüber noch weiter hinaus, durchfurchen. In Übereinstimmung mit dieser Hypothese skizzirte ich eine Karte von jenen Ländern, auf welcher der Bahr el Azrek so angegeben war, als bilde er den untern Lauf des Gódscheb (dessen Verbindung *mit dem Nil*, und *nicht mit dem Indischen Meere* meine damaligen Erkundigungen nachwiesen), und habe den Gíbbe, den *Dedhésa*, den Báro und den Gába zu Nebenflüssen. Diese Karte führte das Datum vom 6. September 1842, eben so ein Brief, den ich an den Rev. J. M. Trew, damals Sekretair der afrikanischen Civilisations-Gesellschaft, gegenwärtig Archidiakonus der Bahama-Inseln, richtete, und worin ich die Gründe

angab, auf welche sich jene Gestaltung der Flusszeichnung gründete. Beide Papiere, die Karte und das Begleitschreiben, wurden, mit noch mehreren andern Karten und Briefen, unterm 19. Oktober an den Kapitain, jetzigen Major, Sir William Cornwallis Harris, den britischen Gesandten in Shoa, mit der Bitte abgefertigt, für ihre Sendung nach England Sorge zu tragen. Sie gelangten aber erst am 11. des folgenden Monats November in seine Hände, an welchem Tage er mir den richtigen Empfang anzeigte; allein sie kamen in London erst sechs Monate nachher, nämlich am 13. Mai 1843, an.[130] Diese Dokumente wurden von Stokes, dem Nachfolger Trew's im Sekretariat der afrikanischen Civilisations-Gesellschaft, im Journal dieser Gesellschaft, und zwar in den Monatsheften Juni und Juli 1843, theilweise bekannt gemacht,[131] und darauf an den Obersten Jackson, den Sekretair der Königl. Geographischen Gesellschaft, geschickt, nachdem es McQueen als eine Vergünstigung gestattet worden war, Einsicht und Abschriften davon zu nehmen.[132] Als meine Papiere in Jackson's Hände kamen, war für diesen die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, um rasch Gebrauch davon machen zu können, so dass sie unbenutzt bei ihm liegen blieben, bis ich selbst in London ankam, was im folgenden Oktober 1843 geschah. Da ich, nach Absendung dieser Dokumente, Gelegenheit gehabt hatte, in Abessinien noch mehr Nachrichten einzusammeln, so begann ich sofort die Abfassung einer Denkschrift „über die Länder südlich von Abessinien", die am 23. November beendigt wurde, und worin ich jene späteren Nachrichten verwebte. Zugleich ersuchte ich den Obersten Jackson, diese neüe Arbeit an die Stelle der älteren vom 6. September 1842 setzen zu dürfen, der nichts dagegen einzuwenden fand, so dass diese substituirte Denkschrift erst in der folgenden Sitzungs-Zeit der Königl. Geographischen Gesellschaft zum Vortrag kam, nämlich am 11. December 1843, worauf sie, mit einer Karte, im vierzehnten Bande des Gesellschafts-Journals, 1844, abgedruckt wurde.

Diese Auseinandersetzung bin ich sowol der Königl. Geographischen Gesellschaft, als auch mir in Bezug auf meinen früheren Brief und die dazu gehörige Karte vom 6. September 1842 schuldig, die beide noch in dem Archive der Gesellschaft liegen; zur Kenntniss

des Publikums aber durch Personen gekommen sind, in deren Händen sie sich befanden, bevor die Gesellschaft in ihren Besitz gelangte; diese Personen sind: — Sir William C. Harris, der von meinen Papieren in der „Einleitung" zur zweiten Ausgabe seiner „Higlands of Aethiopia" Gebrauch machte;[133] und McQueen in einem Artikel über afrikanische Geographie in „Blackwood's Magazine, Juni-Heft 1844";[134] während Beide meine Meinung, dass der *Gódscheb sich mit dem Nil vereinige, statt in das Indische Meer zu fliessen* (was ich allerdings Anfangs selbst glaubte, doch irriger Weise[135]), in sehr lebhaften Ausdrücken verdammt haben.[136]

Kehren wir nun zur Betrachtung des Dedhésa zurück, so ist es in der That seltsam, dass dieser westliche Arm des Blauen Stromes, dessen Dasein schon vor länger als zweihundert Jahren durch De Barros nachgewiesen wurde,[137] durch irgend ein Missgeschick ganz in Vergessenheit gerathen, und die genaue Beschreibung dieses Schriftstellers ganz übersehen werden musste. Er sagt: — „Mit Rücksicht auf Das, was wir über die Länder des Kaisers von Äthiopien in Erfahrung gebracht haben, so ist zu bemerken, dass sie zwischen den Strömen der Flüsse Nil, Astaboras und Astapus liegen, welche Ptolemäus in seiner vierten Tafel über Afrika beschreibt. Diese Flüsse nennen die Eingebornen Tacuy (Takui), Abavy (Abáwi oder Abáï) und Tagazy (Tákkazie); von denen sie den mittleren als den grössten ansehen, weshalb sie ihm auch den Namen beilegen, den er trägt, und dieser bedeütet „der Vater von Flüssen".[138] Er entsteht aus dem See, welchen Ptolemäus Coloë und die Eingebornen Barcena (Bahr Zána) nennen". Und weiterhin sagt er:[139] „Die drei Flüsse, welche dieses Land bewässern, sind an ihren Quellen nicht hinreichend breit genug, um das Land Ägypten bewässern zu können, aber es kommen ihnen die Wasser anderer sehr beträchtlicher Flüsse zu Hülfe. Denn der östlichste von ihnen, der Tagazy mit Namen, nimmt sieben Flüsse auf, der zweite, Namens Abavy, acht, und der Tacuy vier, *welche in den Gebirgen von Damut, Bizamo und Sinaxy*[140] *entspringen, unabhängig von anderen, welche sich mit ihm vereinigen, bevor er so weit gelangt.*

Der einzige Einwurf, welcher möglicher Weise gegen diese Identification des Takui, mit dem Dedhésa oder Bahr el Azrek erhoben werden könnte, ist der, dass man annehme, de Barros habe unter jenem Fluss den *Bahr el Abyad* verstehen wollen. Allein dieser Einwurf ist schon dem gelehrten d'Anville begegnet, freilich nicht mit Bezug auf den Takui, der ihm nicht bekannt gewesen zu sein scheint, wol aber auf den „Maleg" der Karten, welcher indess seinem Wesen nach derselbe ist. Dieser ausgezeichnete Geograph weist in seiner „Dissertation sur les sources du Nil, pour prouver, qu'on ne les a pas encore découvertes" mit sehr bestimmten Ausdrücken auf die Unwissenheit der Abessinier in Bezug auf alles Das hin, was über ihre unmittelbaren Gränzen hinaus belegen ist,[141] indem er als Beispiel den Eroberungszug anführt, welcher in Jahre 1613 von Ras Sela Kristos in die Nachbardistrikte Wámbera und Fazókl unternommen wurde, *von denen man bei ihnen früher nichts wusste.*[142] Wenn nun aber im Jahre 1613 das Thal des Bahr el Azrek selbst den Abessiniern so vollständig unbekannt war, dass sie es „Adis Alem" oder „die neüe Welt" nennen mussten, so lässt es sich nicht denken, dass de Barros, dessen Nachrichten aus abessinischen Quellen stammend, von weit früherem Datum waren,[143] auf den weit entlegneren Bahr el Abyad, unter dem Namen Takui, Bezug genommen haben sollte.[144] Es giebt aber noch eine entscheidendere Antwort auf jenen Einwurf; die nämlich, dass die Lage, welche der portugiesische Schriftsteller den Quellen der Nebenflüsse des Takui, *in den Gebirgen von Dámot,*[145] *Bizámo und Shinasha* anweist, genau die Örtlichkeit dieses Flusses bestimmt, den totalen Mangel einer Verbindung zwischen ihm und dem Bahr el Abyad, angiebt, und seine Identität mit dem Dedhésa und mit Russegger's Oberlauf des Bahr el Azrek so festsetzt, dass die Möglichkeit einer Frage oder eines Zweifels durchaus beseitigt ist.

In meiner Denkschrift vom 13. November 1843 und in der, dieselbe begleitenden Karte sind über den Dedhésa verschiedene Nachrichten enthalten, welche seitdem auf schlagende Weise von d'Abbadie bestätigt worden sind, in einem Briefe, welchen derselbe, nach seiner Rückkehr aus Enárea und Káffa, aus Gódscham im April 1844

geschrieben hat.[146] Natürlicher Weise müssen die Nachrichten, welche d'Abbadie zu geben im Stande ist, viel richtiger und vollständiger sein, als diejenigen, welche ich auf dem Wege der Erkundigung zu sammeln Gelegenheit hatte. Dennoch sei mir die Bemerkung gestattet, dass meine Karte, die sich auf jene, in Gódscham erlangten mündlichen Berichte stützt, durch die Untersuchungen jenes Reisenden der Hauptsache nach und in vielen Fällen auch bei Nebendingen so vollkommen bestätigt wird, dass sie seinem Briete kaum weniger, als meiner Denkschrift zur Erlaüterung dienen kann. Ich entlehne d'Abbadie's Briefe die folgenden Einzelheiten über den Oberlauf des Dedhésa: —

Geht man am rechten Ufer des Dedhésa aufwärts, so ist der Angar, ein beträchtlicher Fluss in diesem Theile von Afrika, der erste, den man trifft; er scheidet den Galla-Distrikt Horro von demjenigen, welcher A'muru heisst.[147] Oberhalb des Angar vereinigen sich mit dem Dedhésa der Wurgésa,[148] der Walmay[149] und der Bókak,[150] und noch höher hinauf, in der Wüste von Sédescho (Sédecho), der Aëtu, und darauf drei andere Flüsse, welche die Gewässer des Königreichs Géra ihm zuführen. Die Quelle des Dedhésa liegt ungefähr unter 8° N. Breite und 75 Meilen westlich von Sakka, der Hauptstadt von Enárea.[151] Er entspringt auf einer sumpfigen Wiese, oder in einer Art Morast, auf demselben Plateau, dem die Flüsse Báro, Gándschi, Náso und Gódscheb, alles Nebenflüsse des Weissen Stroms, entquellen. Indem er auf seinem linken Ufer das Königreich Gúma liegen lässt, von dem er den Múllu empfängt, fliesst der Dedhésa anfangs ganz genau nach Osten; erreicht er aber die Höhen von Kótschau,[152] im Königreich Limmu oder Enárea, so wendet er sich scharf nach Norden, indem er dieses Königreich von dem angränzenden Gúma scheidet. Sein Lauf macht hier sehr viele Krümmungen, und in der trockenen Jahreszeit kann er leicht durchwatet (forded) werden. Unterhalb Gúma fallen ihm, von der linken Seite her, der grosse und der kleine Sidan, der Schára (Chára) und der Dábana zu.[153]

So weit d'Abbadie. Nach den von mir gesammelten Nachrichten giebt es eine berühmte Fuhrt im Dedhésa auf der Karavanen-

strasse nach Túmhe, dem Lande, von woher auf dem Markt von Báso,[154] in Gódscham, das Koramíma[155] (von den arabischen Handelsleüten Kheïl[156] genannt, das Chéle bei Rüppell[157]) gebracht wird, eine Art Cardamum,[158] welches Masówah in ziemlich bedeütender Menge nach Indien ausführt. Der Name dieser Fuhrt ist Mélka-Kwóya,[159] wie es scheint, mit dialektischer Verschiedenheit, derselbe, wie der der Mélka-Kúya über den Háwash, auf der Strasse von Tadschúrrah nach Schoa. Das Land am linken Ufer des Dedhésa welches aus den Distrikten Búnno, Túmhe und Dschímma-Dábo (oder Dápo) besteht, wird von den Gallas, welche den Markt zu Báso besuchen, gewöhnlich mit dem generischen Namen Wallégga belegt. Es wird von zahlreichen unabhangigen Galla-Stämmen bewohnt, und verlaüft westwärts in grossen und weiten Grasebenen, welche das Elephanten-Jagdrevier der Gallas von Gúderu bilden.[160] Sie bringen das Elfenbein zum Verkauf nach Báso, von wo es weiter nach Masówah, und von hier weiter nach Indien geht. Im untern Theil seines Laufs fliesst der Dedhésa durch einen wüsten Landstrich, Namens Hándak,[161] in geringer Entfernung westlich von Límmu-Sóbo, dem Heimathlande von Jomard's Galla, Ware.[162]

D'Abbadie neigt sich zu der Meinung, dass der Dedhésa identisch sei mit dem Túmat.[163] Dieselbe Ansicht sprach ich in meinem Briefe vom 6. September 1842 aus;[164] allein nach Dem, was auf den vorhergehenden Seiten beigebracht worden, ist diese Meinung augenscheinlich unhaltbar. Weiter abwärts, in ungefähr 10° 14′ N. Breite, nach Russegger,[165] nimmt der Dedhésa, der hier den Namen Bahr el Azrek angenommen hat, auf seinem linken Ufer den *Jabús* auf, einen Fluss, der uns durch die Eüropäer, welche den Lauf des ersteren mit den Truppen des Pascha von Ägypten aufwärts verfolgt haben, bekannt geworden ist. Der Jabús ist ein beträchtlicher Fluss, welcher das ganze Jahr hindurch einen ansehnlichen Wasserstand hat. Er ist nicht durchwatbar, sondern man muss entweder schwimmend, oder auf Flössen über ihn setzen;[166] allein nach Russegger[167] ist er weit davon entfernt, die Länge zu haben, die ihm Cailliaud beilegt. Russegger nennt diesen Fluss *Inbuss*. In meinen handschriftlichen Notizen über die Erkundigun-

gen, die ich in Gódscham eingesammelt habe, find' ich einen Fluss in *der* Richtung erwähnt, der *Dabús* heisst. Alles dieses sind augenscheinlich nur verschiedene Formen für einen und denselben Namen. Unter den Shánkalas oder Bérta-Negern, deren Aussprache ausserordentlich voll (thick) und unartikulirt ist,[168] würde dieser Name, wie es scheint, mit einem unbestimmten Nasenlaut, der so vielen afrikanischen Sprachen eigen ist, anfangen — *N'bús*, woraus der Jabús der Karten entstanden ist, und den Russegger durch Inbúss darstellt, während er, durch schnelle Verwandlung der Buchstaben *n* und *d*, im Munde der Gallas, von denen ich den Namen aussprechen hörte, die Form Dabús annimmt.

Ungefähr 60 oder 70 Meilen unterhalb des „N'bús" fällt in den Bahr el Azrek der Túmat, ein Fluss, der von weit geringerer Bedeütung, als jener ist. Als Cailliaud den Túmat zu Anfang des Januar-Monats 1822 besuchte, fand er ihn grossen Theils trocken; sein Bette schlängelt sich durch eine grosse Ebene.[169] Er fügt hinzu, dass der Fluss das ganze Jahr hindurch Wasser habe; allein in diesem Punkte weicht der französische Reisende von Weingartshofer[170] ab, einem Österreicher von Geburt, der früher als Arzt in Diensten Ahmed's Pascha, letzten Gouverneurs von Sennár, stand, und der mich versicherte, dass die ägyptischen Truppen den Jabús einen *Bahr* oder *Nahr* nennen, d. i.: ein Fluss, der in allen Jahreszeiten Wasser hat; während der Túmat nur ein *Khór*, oder das Thal eines Winterbachs ist.[171] Und dies wird nicht allein von Linant,[172] sondern auch von Russegger bestätigt, nach dessen Angabe der Túmat in der trocknen Jahreszeit bei Fázókl oberflächlich kein Wasser hat, denn es versitzt daselbst in dem tiefen Sande seines Bettes; dagegen im Lande Bérta, wo das Bette grösstentheils felsig ist, enthält er das ganze Jahr hindurch fliessendes Wasser.[173] Russegger fügt hinzu, dass „der Túmat aus Süden kommt und aus den unzähligen Bergströmen entsteht, die zwischen Singe und Fázókl (Fadarsi? B.) ihre Quellen haben. Folglich hat er nicht die Hälfte der Länge des Laufs, der ihm von Cailliaud beigelegt wird." Der Irrthum des französischen Reisenden scheint daraus zu entspringen, dass er den Túmat für den Unterlauf des Malég der Karten hält.

Da unterhalb des Tùmat der Bahr el Azrek oder Blaue Strom nur unbedeütende Wádis, oder Winterströme, aufnimmt, die der Erwähnung nicht bedürfen, so versetzen wir uns mit einem Male nach Chartúm, an den Punkt, wo er sich mit dem Bahr el Abyad oder Weissen Strom vereinigt. Bevor wir jedoch auf die ausführliche Untersuchung des zuletzt genannten Stromes eingehen, wird es angemessen sein, die so viel bestrittene Frage über die relative Wichtigkeit des Bahr el Abyad und Bahr el Azrek und das Recht, der Hauptstrom zu sein, zu erörtern, welches sie gegenseitig in Anspruch nehmen.

Wie verschieden auch die Meinungen in dieser Beziehung bisher gewesen sein mögen, so steht doch so viel fest, dass die, auf Befehl des Pascha von Ägypten den Bahr el Abyad hinauf unternommenen Expeditionen als diejenigen zu betrachten sind, durch welche die Streitfrage, zum mindesten, was die Grösse anlangt, für immer entschieden worden ist, indem sie den unermesslichen Vorrang (immense superiority) dieses Flusses gegen den besser bekannten abèssinischen Stromarm unwiderleglich dargethan haben. Da es jedoch noch hie und da Leüte geben kann, welche der entgegengesetzten Meinung huldigen werden, dass nämlich der Bahr el Azrek, obschon der kleinere Strom, mehr geeignet sei, als Oberlauf des Stroms von Ägypten betrachtet zu werden: so wollen wir untersuchen, ob und welche wirkliche Gründe für eine derartige Ansicht vorhanden sein mögen.

Dr. Murray, der fähige und scharfsichtige Ausleger und Vertheidiger von Bruce, führt gleichzeitig, dass er zugiebt, dieser Reisende sei im Irrthum gewesen, als er voraussetzte, der Bahr el Azrek sei der Nil der Alten, Gründe zur Entschuldigung, wenn nicht Vertheidigung dieses Irrthums an, Gründe, die es verdienen, wiederholt zu werden. In einer Note über die Bemerkung in Bruce's Msc. Journal, dass „the Nile is still at Halfaia (i. e.: 9 Miles below the junction) called El Azergue (Azrek), not the Nile" sagt Dr. Murray:[171] „Der Name des abessinischen Arms, auf den vereinigten Strom ausgedehnt, deütet an, entweder, dass die Farbe des Abay dem Flusse verbleibt, ein Umstand, welcher, erwägt man die grössere

Masse der westlichen Gewässer, weiss von Schlamm,[175] nicht sehr wahrscheinlich ist; oder, dass der Fluss als eine Fortsetzung des abessinischen Zweigs angesehen wird, und dem zufolge den Namen seines Ursprungs beibehält. Alle Araber, von Fazuclo bis zur Vereinigung, kennen den Fluss von Habbesch unter dem Namen Bahr el Azrek. Wenn sie diese Benennung dem Flusse geben, nachdem er einen grösseren Arm mit sich vereinigt hat, so ist es klar, dass sie die Sache so ansehen, als nehme der kleinere Zweig den grössern und nicht der grössere den kleineren auf. Die gerade Linie ist es, welche diese ungebildeten (unlettered) Wilden leitet. Viele ähnliche Fälle kommen auf unserer eigenen Insel bei Flüssen vor, die nach dem kleinern Arm genannt werden, weil sie in dessen Richtung gerade fortlaufen; während die grösseren Torrente, welche in höheren Gegenden entspringen, in dem Laufe der kleinern vergessen werden, weil sie sich mit diesen unter einem Winkel vereinigen. Dass der Bahr el Abiad, seiner Grösse halber, verdient, als Hauptquellfluss des Stromes von Ägypten angesehen zu werden, unterliegt wol keinem Zweifel; dass Herodotus und Ptolemäus, welche ihre Übersetzer, die asiatischen Araber, leiteten, die Sache so ansahen, ist augenscheinlich; allein die Eingeborenen von Habbesch, Sennaar und Atbara scheinen diese Thatsache so allgemein zu bestreiten, dass Bruce gewiss entschuldigt werden kann, dass er ihrer Ansicht folgte."

Diese Art zu schliessen, wie scharfsinnig sie auch ist, entbehrt nichts desto weniger jeder wirklichen Begründung. Wenn der „gerade Lauf" und der Name „Bahr el Azrek" einem geringeren Arme den Anspruch auf den Titel des „Nils" giebt, auf das Vorurtheil des grösseren Stroms, dann ist *der Dedhésa* zu dieser Auszeichnung berechtigt, weil, wie in einer früheren Stelle dieses Versuchs gezeigt worden,[176] dieser Fluss und nicht der, von den portugiesischen Jesuiten und später von Bruce besuchte und beschriebene Abáï es ist, welcher jenen zwei Bedingungen entspricht. Doch, ohne es zu versuchen, der Frage durch ein Seiten-Argument, wie dieses, auszuweichen, wollen wir sofort höheren Grund fassen und zeigen, dass Murray sich irrt, nicht allein darin, dass der Bahr el Azrek *allgemein von den Eingebornen als Hauptstrom angesehen*

werde, sondern auch in dem andern Punkte, dass er die *directe* Fortsetzung des Nils sei.

Mein erster Gewährsmann ist Russegger, welcher Folgendes sagt: „Viele Reisende machen einen Unterschied zwischen dem Weissen *Nil* und dem Blauen *Nil*, Benennungen, von denen die Eingebornen nichts wissen. Abgesehen von den arabischen Namen „Bahr el Azrek" und „Bahr el Abyad" — der Blaue *Fluss* und der Weisse *Fluss* — beziehen sie den Namen „Nil" unbedingt auf den *Weissen* Fluss, als den bedeütenderen der beiden grossen Ströme, und niemals auf den Blauen Fluss, den sie nur als einen Fluss von minderer Wichtigkeit, wie der Takkazie, ansehen." [177] Und an einer andern Stelle: — „Der Hauptarm des Nils ist der Bahr el Abyad, welcher von den Eingebornen deshalb auch oft „Nil" genannt wird, *ein Name*, *den sie niemals gebrauchen*, *wenn vom Blauen Fluss die Rede ist.* Und diese Meinung ist gewisser Massen ganz in Übereinstimmung mit der Natur; denn, *mag man die Richtung seines Laufs*, *oder das Volumen seines Wassers in Erwägung ziehen*, stets ist der Bahr el Abyad ein Strom von beträchtlich grösserer Wichtigkeit, als der Bahr el Azrek". [178]

Inglish bestätigt diese Meinung und giebt ferner an, dass die Einwohner von Sennár den Bahr el Azrek *Adit* nennen, und dass er — „in den Bahar el Abiud *fast unter einem rechten Winkel* fällt; allein so gross ist die Masse des zuletzt genannten Flusses, dass der Nil (nämlich der Adit) nicht im Stande ist, seine Wasser mit denen des Bahar el Abiud viele Meilen weit von der Vereinigung zu vermischen". Und weiter: — „Am Zusammenfluss des Bahar el Abiud und des Adit ist der Bahar el Abiud von einer Insel und einem Klippenriff fast ganz gesperrt; diese Schranke bricht seine Strömung, *wäre dies nicht der Fall*, *so würde er die Strömung des Adit wahrscheinlich ganz aufhalten.* Nichts desto weniger ist sie stark genug, um den Adit zu verhindern, dass er seine Wasser nicht unmittelbar mit dem Bahar el Abiud vermische, obwol der Adit sehr heftig strömt und *fast unter einem rechten Winkel in den Bahar el Abiud fällt*". [179] Andrer Seits bemerkt Cailliaud, indem er von dem Bahr el Abyad oberhalb seiner Vereinigung

spricht:[180] — „Die ersten zwei Stunden weit scheint er S. 45° W. zu laufen, *indem er eine gerade Linie mit dem Nile* in derselben Richtung *bildet.*" — Und nochmals: — „Die Richtung des Weissen Flusses ist fast SW., und folglich fliesst er, wie ich schon gesagt habe, *mit dem Nile, nördlich vom Blauen Fluss, in Einer Linie.*[181]

Dass die heütigen Einwohner von Abessinien ihren Fluss, den Abäï, als den Nil betrachten, will ich gern zugeben, sie halten ihn aber auch gleichzeitig für den Gihon der Bibel! Die alten Axumiten hatten jedoch offenbar eine andere Ansicht. Kannten sie überhaupt den Abäï, was in Zweifel gezogen werden kann, so sahen sie ihn bloss als einen Nebenfluss *ihres* Flusses, des Tákkazie[182] an, der von ihnen als Oberlauf des Nils betrachtet wurde.[183] Dies wird durch die adulitische Inschrift von Cosmas Indicopleustes bewiesen, in welcher die Provinz Sámien (Samen), die unmittelbar westlich vom Tákkazie liegt, so beschrieben wird, als liege sie „jenseits des Nils".[184] Und in der That, gehen wir den Fluss aufwärts, so finden wir, dass die einheimischen Uferbewohner zu beiden Seiten eines jeden Zweigs versichern, ihr Fluss sei der Hauptstrom, und zwar einfach desshalb, weil sie (wie es von den Abessiniern im Besondern von jeher bekannt gewesen ist[185]) von dem Dasein eines grössern Flusses, von dem der ihrige ein Nebenfluss ist, nichts wissen.[186] Was wir bedürfen, ist das Zeügniss der Einwohner in dem Gebiet, welches *zwischen den zwei Strömen liegt*, da diese eine Kenntniss von *beiden* besitzen; und darum ist die oben citirte Angabe von Russegger entscheidend.

Berufen wir uns anderer Seits auf das Zeügniss früherer Zeitalter, so kommen wir genau auf dasselbe Ergebniss. Die Ansichten der Alten über diese interessante Frage sind von d'Anville in seinem „Mémoire sur le Nil"[187] so tüchtig untersucht worden, dass es ungebührlich sein würde, hier auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Wir können darum nur auf das Werk dieses gelehrten Schriftstellers mit dem Bemerken verweisen, dass ihm das Verdienst gebührt, zuerst den Lauf des Bahr el Abyad in einer Weise niedergelegt zu haben, deren Genauigkeit in der Hauptsache, ja sogar in den Einzelheiten, durch spätere positive Angaben bestätigt worden ist, und

somit den Beweis geliefert zu haben, dass dieser Fluss der ***Nil*** des Ptolemäus ist.

Es bleibt noch ein Punkt zur Erörterung übrig, die Thatsache, ohne Rücksicht auf irgend eine Meinung, dass der Bahr el Abyad bei weitem der grössere Fluss ist. Die von Dr. Murray bekannt gemachten Auszüge aus Bruce's handschriftlichen Tagebüchern liefern uns das Zeügniss dieses Reisenden, dass der Bahr el Abyad von bedeütenderer Grösse ist, als sein Nebenbuhler. — „Der Abyad-Fluss ist drei Mal so gross, als der Azrek (Nil)"[188] Und Linant, der im Jahre 1827 den ersten Fluss bis Al-leïs hinaufging, bekundet, dass „der Bahr el Abiad unzweifelhaft das Haupt der zwei Flüsse ist, welche durch ihre Vereinigung den Nil von Ägypten bilden. Er führt ein grösseres Wasser-Volumen, als der Bahr-Azrek; und, obschon er unmittelbar oberhalb des Zusammenflusses etwas schmäler ist, als höher aufwärts, so ist er doch in dieser Beziehung dem Blauen Flusse gleich. Die Färbung seines Wassers charakterisirt ebenfalls den verbundenen Strom in der trocknen Jahreszeit."[189]

Das Zeügniss von Cailliaud, Inglish und Russegger könnte ebenfalls noch angeführt werden; doch wir bedürfen seiner nicht zum Beweise dessen, was heüt' zu Tage eine feststehende, weltkundige Thatsache ist. Die neüeren Forschungen von d'Arnaud und seinen Gefährten, die bis 1000 Meilen oberhalb des Punktes vorgedrungen sind, wo der Bahr el Abyad den Bahr el Azrek mit sich vereinigt, haben unwiderleglich dargethan, dass der erstere bei weitem der grössere Fluss ist. Und man muss sich erinnern, dass oberhalb 9° 30' N. Breite der Strom, den sie beschifften, bloss *einer von drei* ist; denn es zweigen sich, ungefähr in dem angegebenen Parallel, zwei Arme von dem Hauptstrome ab, der Sobát oder Télfi gegen Osten, und der Bahr el Ghazál oder Keïláh gegen Westen, von denen jeder beinah', wenn nicht ganz, so breit ist, als der mittlere Strom, den die ägyptischen Expeditionen hinauf gingen. Mit einem Flusse, wie dieser ist, verglichen, muss der Bahr el Azrek, selbst mit seinen beiden Zweigen, dem Dedhésa und Abaï, verhältnissmässig unbedeütend erscheinen.

Mögen wir nun die relative Grösse der beiden Flüsse, die Richtung ihres Laufs, oder ihr Wasser-Volumen betrachten; mögen wir die Meinungen der alten Geographen, oder die der neueren Reisenden, oder die der Eingebornen, welche mit *beiden* Flüssen bekannt sind, in Erwägung ziehen: so ist das Resultat immer ein und dasselbe. Von allen und jedem dieser Gesichtspunkte ist der Bahr el Abyad oder Weisse Fluss der Hauptfluss, und der Bahr el Azrek oder Blaue Strom der untergeordnete oder Nebenfluss. Wenn wir daher unsern Weg längs des zuerst genannten Flusses fortsetzen, wie es jetzt erforderlich ist, so können wir uns überzeügt halten, dass wir uns am *Nil* befinden.

Linant stieg, wie schon erwähnt wurde, am Hauptstrome bis Al-leïs, in 13° 43′ N., hinauf. Unsere Kenntniss von seinem Laufe oberhalb dieses Punktes verdanken wir den drei Expeditionen, welche auf Befehl des Vicekönigs von Ägypten innerhalb der Jahre 1839 und 1842 unternommen worden sind. Ohne in die Einzelheiten dieser Expeditionen einzugehen, wird es genügen, anzuführen, dass die erste bis 6° 30′ N. Breite — welche Polhöhe anfangs irriger Weise zu 3° 35′ angegeben wurde [190] — die zweite bis 4° 42′ 42″ N. Breit, [191] und 31° 33′ O. Länge von Greenwich, und die dritte nicht ganz so weit vorgedrungen ist. Von der zweiten Expedition, die also, wie wir sehen, die wichtigste ist, sind die Hauptresultate von d'Arnaud, dem wissenschaftlichen Führer der Expedition, theils in dem „Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris", [192] theils von Werne in einem Bericht bekannt gemacht worden, welcher von der „Allgemeinen Preüssischen Zeitung" [193] mitgetheilt wurde, und von dem Professor Ritter in seinem „Blick in das Nil-Quellland" wieder abgedruckt worden ist. [194]

Aus diesen Nachrichten und der Karte, welche d'Arnaud's kurzer Denkschrift beigelegt ist, ersehen wir nun, dass der Bahr el Abyad, von der Mündung des Bahr el Azrek bei Khartum aufwärts ungefähr bis zum 14° N. Breite eine W.S.W. Richtung hat; oberhalb dieses Punktes ist sie beinahe S. bis etwa 11° N. Breite; dann ist die allgemeine Richtung S.W., bis sie in ungefähr 9° 10′ N. Breite gerade W. wird.

Dem Systeme zufolge, welches der vorliegenden Untersuchung zu Grunde gelegt worden ist, müssen wir jetzt den Hauptstrom verlassen, und die Nebenflüsse betrachten, welche er auf seinem rechten Ufer zwischen den Parallelen von 11° und 9° N. Breite aufnimmt.

Es sind ihrer drei, welche in d'Arnaud's Karte der Reihe nach Pipar, Dschal (Djal) und Sobát (Saubat) heissen. Die beiden ersten sind auf der Karte als Zweige des Sóbat und so angegeben, als bildeten sie mit diesem Flusse an ihrem Einfall in den Nil ein Delta von mehr, als 100 Meilen Seite, zu dessen Bestätigung d'Arnaud noch anführt, dass der Sobát „a encore deux dérivations assez considérables plus au Nord".[195] Ohne diese Bemerkung würd' ich geneigt sein, anzunehmen, dass diese beiden Flüsse mit dem Sobát weiter oberhalb keine Verbindung hätten, sondern dass sie abgesonderte Ströme von einem nicht sehr langen Laufe seien, welche wahrscheinlich nur in der Regenzeit fliessendes Wasser haben. Der Sobát selbst wurde bei der zweiten Expedition[196] über 80 Meilen weit hinaufgefahren in ungefähr O.S.O. Richtung. D'Arnaud sagt von diesem Flusse, „il vient de l'Est, et porte au Nil-Blanc près de la moitié des eaux que fournit ce fleuve".[197] Er heisst bei den Ufer-Anwohnern Télfi und Tá, und bei den Arabern Bahr el Makádah oder Fluss von Habesch.[198]

Der neüeste Reisende in den Ländern südlich von Sennár ist Castelli, der, zufolge eines Briefes von Dr. Perron in Cairo, vom 3. September 1845, mit einem Haufen ägyptischer Truppen nach „dem Sobát, ungefähr bis zu dem Punkte, wo der Pipar und Sobát eine Bifurkation bilden",[199] vorgedrungen sein soll, folglich bis etwa 9° N. Breite und 33° O. Länge. Hier „wurde der Sobát überschritten, und dann wieder über ihn zurückgegangen; und auf dem ferneren Marsch, *welcher directer gegen O. lief*, mussten sie oft (a good number of times) über den Sobát setzen, *und eben so über den Túmat.*" Nach einem sehr krumm laufenden Wege erreichte das Detaschement den Berg Dul, in ungefähr 8° 35' N. und etwa 35° 10' O., von wo es nach seinem Ausgangspunkte zurückkehrte.

Es ist zu bedauern, dass wir von dieser Reise bis jetzt nur eine so kurzgefasste Nachricht besitzen. Indessen reicht dieser Be-

icht doch hin, um zu zeigen, dass der „Sobát" von Castelli nicht ler Oberlauf des „Flusses von Habesch sein kann, dessen die ägyptischen Expeditionen gedenken.[200] Denn es lässt sich nicht wohl annehmen, dass der ungeheüre Strom, welcher nach d'Arnaud „dem Nil fast die Hälfte seines Wassers zuführt", von dem zuerst genannten Reisenden nur dahin erwähnt sein sollte, dass „er ziemlich oft überschritten werden musste"; um so weniger, als ein Fluss, der ein Delta von 100 Meilen Ausdehnung bilden soll, seine Quelle andere hundert Meilen weit vom Delta haben dürfte; aber auch abgesehen hiervon, so haben wir (wie sich sogleich ergeben wird) ein Zeügniss, welches die Lage des Hauptstroms *in eine durchaus verschiedene Richtung*, nämlich nach S.O., setzt. Darum dürfen wir vernünftiger Weise den Schluss ziehen, dass der Sobát von Castelli irgend ein kleinerer Nebenfluss des Sobát oder Télfi der ägyptischen Expeditionen ist, der im Munde der Dinkas seinen Namen seinem Recipienten gegeben hat. Die Quellen dieses Nebenflusses liegen offenbar in der Nähe derer des Jabús und des Túmat (welchen letzteren der Reisende ebenfalls zu wiederholten Malen überschritten hat) d. i.: nach Schätzung blos, ungefähr in 9° 30′ N. Breite und 34° O. Länge.

Von dem Oberlauf des Hauptstromes des Sobát oder Télfi erfahren wir von den Offizieren der ägyptischen Expeditionen nichts weiter. In dieser Beziehung müssen wir andere Quellen zu Rathe ziehen. Zuerst erzählt uns Russegger,[201] dass drei Tagereisen südlich von Singe, dessen Lage von diesem Reisenden in 10° 16′ N. Breite bestimmt wurde, Fadassi auf dem linken Ufer des Jabús liege, und andere drei Tagemärsche weiter Lerha, die Residenz des Galla-Haüptlings Werkholtello. In dieselbe Richtung setzt Cailliaud Gambél und Dallalte, wo Kupferminen sind.[202] In meinen handschriftlichen Notizen[203] find' ich erwähnt, dass gegen W. vom Dábana, einem Hauptzuflusse des Dedhésa, ein Galla-Distrikt, Namens Gambél, liegt, dessen Haüptling Wakontále ist, nach seinem Pferde zugenannt Abba-Loko — „der Reüter der Eidechse (?)" — welcher einige Zeit mit den Arabern Krieg führte, und Gambél eroberte. Dieser Haüptling ist offenbar der Werkholtello (nach der deütschen

Orthographie Wercholtello) von Russegger, dessen Residenz, Lerha, in Gambél, ihrer Lage nach aus der Vergleichung der von diesem Reisenden, von Cailliaud und von mir selbst gelieferten Daten mit hinreichender Genauigkeit bestimmt werden kann. Russegger fügt noch hinzu, dass man nach drei Tagen einer weitern Reise südlich von Lerha, die über ebenes Land führe, einen grossen Fluss treffe, welcher von den arabishen Sklaven-Händlern, die dahin reisen, Bahr el Abyad, oder der Weisse Fluss genannt werde. Die Quellen dieses Flusses sollen in dem Hochlande der Gallas liegen, und sein Lauf von O. nach W. bis zu dem Lande der Dinkas gehen, wo er sich nordwärts dreht und nach Khartúm hinabfliesst.[201]

Da wir wissen, dass südlich von der Vereinigung des Sobát mit dem direkten Strom des Bahr el Abyad, letzterer Strom von den ägyptischen Expeditionen bis zum fünften Parallel nördlicher Breite aufwärts verfolgt wurde, und dass sie in keinem Theile ihres Weges oberhalb jener Vereinigung den Meridian von 32° O. Länge von Greenwich gegen Osten hin überschritten, so ist ein blosser Truismus, zu sagen, dass wir den Bahr el Abyad irgendwo nördlich oder östlich von diesen Gränzen nicht finden sollten; folglich kann der Fluss in 8° N. Breite und zwischen 34° und 35° O. Länge, den Russegger's Berichterstatter „Bahr el Abyad" nannten, unmöglicher Weise der Fluss dieses Namens sein, welchen d'Arnaud und Werne aufwärts verfolgten.

Indessen ist Russegger's Bericht zu genau und zu positiv, um verworfen werden zu können, im Besondern, weil die Lage der Residenz des Galla-Häuptlings Wakontále, des letzten Haltplatzes auf dem Wege nach dem, Bahr el Abyad genannten Flusse, nach einer, wie wir gesehen haben, ganz unabhängigen Quelle bestimmt worden ist; wozu noch kommt, dass meine Denkschrift vom 23. November 1843 ein bestimmtes Zeügniss von der Existenz des, in der Richtung, welche man so dem „Bahr el Abyad" beilegt, fliessenden Báro enthält,[203] — „eines sehr grossen Flusses", „der viel grösser, als der Abaï ist" — und wohin die Gallas von Gúderu militairische und Elephanten-Jagd-Unternehmungen machen, wozu sie nach einer Angabe „14 Tage (nach anderer 16 oder 17 Tage) zu Pferde"

gebrauchen. Nun aber versetzen uns 300 Meilen (15 Tagemärsche, zu 20 Meilen jeden gerechnet) nach der „plaine couverte de hautes graminées et où paissent de nombreux troupeaux d'éléphants" der Karte von d'Arnaud, durch welche Ebene der Sobát seinen Lauf nimmt. Hiernach kann es keine Schwierigkeit haben, den Báro mit dem Sobát, Télfi, Tá, Bahr el Makádah oder Fluss von Habesch der ägyptischen Expeditionen, und mit dem „Bahr el Abyad" von Russegger zu identificiren.

Ein Brief von d'Abbadie, aus A'dowa vom 14. Oktober 1844, führt genau auf dasselbe Resultat: „*Le Saubat de M. d'Arnaud est évidemment mon Baro*, et les Barry sont mes Souro, pasteurs qui confinent à Kafa".[206] Was indessen diesen Punkt anbelangt, so ist d'Abbadie im Irrthum. Das Land der Behrs oder Barry gränzt nicht an Káffa, sondern ist 300 Meilen von Bónga, der Hauptstadt dieses Königreichs, entfernt; während zufolge meines Berichterstatters 'Omar ibn Nedschát, das Land Souro nur zwei Tagereisen westlich von Bónga entfernt ist.[207] Zur ferneren Bestätigung der Identität des Báro mit dem Sobát oder Télfi muss bemerkt werden, dass auf dieselbe Weise wie, zufolge meiner Erkundigungen, das Báro-Thal „von Schánkalas oder Negern bewohnt ist, und jenseits derselben im Westen andere Stämme von Gallas, die eine verschiedene Sprache, oder zum wenigsten einen verschiedenen Dialekt sprechen, wohnen",[208] so auf d'Arnaud's Karte, das „Pays des Dinka," der wohlbekannten Neger-Rasse, die zwischen dem Blauen und dem Weissen Flusse wohnt, südwärts als bis zum Sobát reichend, dargestellt ist, während jenseits dieses Flusses gegen Westen hin das Land der Nuwérs (Nouerres) beginnt, eines Volkes, „dessen Hautfarbe" (zufolge Thibaut, welcher ebenfalls an der Expedition Theil nahm) „in's Rothe fällt, und dessen Haar nicht wollig ist",[209] d. i.: also ein Menschenschlag, der von seinen *Neger*-Nachbarn verschieden ist und, wie es scheint, mit den Bewohnern des Tafellandes von Abessinien einen verwandten Ursprung hat.[210]

Freilich sind in d'Arnaud's Tafel der verschiedenen Völkerschaften, die das Thal des Bahr el Abyad bewohnen, die Nuwérs mit „den Dinkas und den verschiedenen anderen Stämmen, welche

nahe eine und dieselbe Sprache reden",[211] zusammengestellt; und Werne sagt in gleicher Weise, dass „die Sprache der Dinka, welche das rechte Ufer bis zum Flusse Sobát inne haben, *mit gewissen Modificationen* bis zum Lande der Tschierr (Schirs, Chirs bei d'Arnaud) hinaufreicht";[212] allein eine dieser „Modificationen" kann möglicher Weise darin bestehen, dass die Nuwérs, deren Ursprung, alsein *rother* Menschenschlag, augenscheinlich verschieden ist von dem der Dinka-*Neger*, eine eigene Sprache haben, die verschieden ist von der ihrer Nachbarn, obwol sie auch mit der letzteren vertraut sein und dieselbe in ihrem Verkehr mit Fremden gebrauchen mögen.

Wenn nun gleich gezeigt worden, dass der Báro die Fortsetzung des Sobát oder Télfi von d'Arnaud ist, so folgt daraus noch nicht nothwendig, dass er *allein* der Oberlauf dieses Flusses sei. Von Leüten, die sein rechtes Ufer von Norden her erreichten, wie Russegger's arabische Sklavenhändler von Sennár, und meine Galla-Kaufleüte und Elephantenjäger aus Gúderu, kann er als der obere Theil des Hauptstroms angesehen werden, eben so wie Castelli's Sobát dafür von den Dinkas gehalten wird, weil in beiden Fällen ihre Nachrichten nicht darüber hinausgehen. Allein Personen, die mit den weiter nach S. und O. belegenen Ländern und Flüssen vertraut sind, kennen den Báro als einen Nebenfluss des Gódscheb; und da gezeigt werden wird, dass der zuletzt genannte Fluss wirklich der Oberlauf oder Hauptstrom des Sobát oder Télfi ist, so folgt nothwendiger Weise, dass der Báro, und eben so der Sobát der Dinkas nur ein Zufluss des Hauptstroms auf seinem rechten Ufer ist, wie auch der richtige Name dieses Hauptstroms immerhin sein möge.

Von allen Flüssen Ost-Afrika's, den Nil selbst ausgenommen, ist der Gódscheb (Gódjeb) derjenige, welcher während der jüngst vergangenen Jahre die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Bevor auf seine nähere Betrachtung eingegangen wird, dürfte es daher nicht uninteressant sein, die Art und Weise kurz zu wiederholen, vermöge deren man eine Kenntniss von diesem Flusse erlangt hat.

Schon im Mai 1841 schickte ich von Schoa aus die Nachrichten in die Heimath, welche Dr. Krapf und ich selbst, in Bezug auf den Gódscheb, von einem Sklaven des Königs, Namens Dilbo,

erhalten hatte. Seine Beschreibung lautete dahin, dass der Fluss 3 Meilen breit sei, und dass er zwischen Enárea und Káffa „nach dem Lande der Araber" fliesse,[213] was wir, Krapf und ich, so verstanden, als erreiche der Fluss die Gestade des Indischen Meeres, die von den Arabern besucht werden. Ich habe bis auf die jüngste Zeit geglaubt, dies sei das erste Mal gewesen, dass der civilisirten Welt selbst der *Name* dieses Flusses bekannt geworden; allein jetzt find' ich, beim Durchblättern des „Bülletins" der geographischen Gesellschaft zu Paris, dass bereits unterm 16. August 1839 Antoine d'Abbadie in einem Memoire, welches der Gesellschaft vorgetragen wurde, erwähnt — er habe von einem Handelsmanne aus Dérita, Namens Wárkie, den er, bei seiner ersten Reise nach Abessinien, in Mássowah kennen gelernt, erfahren, dass „la rivière Goudjoub coule par Kaffa et Oenáryá dans l'Abbay",[214] ohne jedoch irgend wie auf nähere Einzelheiten einzugehen, oder eine specielle Beschreibung mitzutheilen.

In einer sehr ausführlichen (copious) Denkschrift, welche von Dr. Krapf der ägyptischen Societät zu Cairo im August 1842 mitgetheilt wurde, und die (in deütscher Übersetzung) in den „Monatsberichten" der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erschienen ist,[215] sind viele Zusatz-Einzelheiten, die er von Dilbo erhalten hat, in Bezug auf den Gódscheb — von ihm „Goshop" oder „Gotschob" (Gochob) genannt — und die Nachbar-Länder gegeben worden; auch haben diese Nachrichten, mit wenigen Veränderungen, ihren Weg in Sir William C. Harris „Highlands of Ethiopia" gefunden,[216] so zwar, dass Sir William den Fluss, welchen er, nach Dr. Krapf's deütscher Aussprache, „Gotschob" (Gochob) nennt, in Übereinstimmung mit den, auf Dilbo's Angaben gestützten, ursprünglichen Ansichten von Krapf und mir, in das Indische Meer fliessen lässt.

Bei meiner Ankunft in Gódscham nahm ich bald wahr, dass, wenn Dilbo wirklich den wahren Lauf des Gódscheb kannte (was ich sehr bezweifle), sein „Land der Araber" nicht die Gestade des Indischen Meeres, sondern Sennár sein müsse; denn auf Grund der Nachrichten, die ich von vielen Personen, sowol Abessiniern, als Gallas erhielt, kam ich zu der Gewissheit, dass sich der Gódscheb

mit dem „Abäï" vereinige. Diesen Ausdruck hab' ich seitdem eben so unbestimmt gefunden, als den des „Nils" und des „Bahr el Abyad" der Araber von Sennár; allein ich war damals auf diesen Umstand nicht aufmerksam. Und da ich zu gleicher Zeit positive Nachrichten über die Existenz des westlichen Arms des Bahr el Azrek erhalten hatte, und durch McQueen's Angabe der Fluthzeit des zuletzt genannten Flusses in Sennár missgeleitet worden war,[217] so brachte mich alles dieses darauf, den Gódscheb für den Oberlauf dieses westlichen Arms zu halten und ihn nach dieser Ansicht in meiner schon erwähnten Karte vom 6. September 1842 niederzulegen.[218] Fernere Nachrichten jedoch überzeügten mich alsbald, dass dieses, obschon eine Annäherung an die Wahrheit, doch nicht die Wahrheit selbst sei; denn es ergab sich, dass statt des Gódscheb und seiner Nebenflüsse Gibbe, Báro und Gaba, welche zusammen genommen mit dem Dedhésa nach dem Abäï fliessen sollten, der Dedhésa allein diesen Lauf nehme; daher denn auch meine Karte vom 23. November 1843, deren bereits oben Erwähnung geschehen ist,[219] den zuletzt genannten Fluss als direkten, von S. nach N. gerichteten Lauf des Blauen Stroms darstellt.

Der Gódscheb bildet, anderer Seits, auf einer höchst wichtigen Karte,[220] welche nach den Diktaten 'Omar's Ibn Nedschát, eines mohammedanischen Kaufmannes aus Dérita, gezeichnet ist (s. Taf. II.) eine Kurve rund um Kaffa und die anliegenden Landschaften und verbindet sich mit dem „Aba von Sennár".[222] Dass dem wirklich so sei, wird ausdrücklich versichert, nicht allein von d'Abbadie (wie wir sogleich zeigen werden), sondern auch von Lefebvre,[224] welcher auf die Autorität eines Kaufmanns von Káffa, Namens Irbo, anführt, dass der Gódscheb eine Meile breit ist, wenn er in das Flachland der Schánkala oder Neger eintritt, *bevor er in den Weissen Fluss fällt.* Und eben dasselbe findet seine Bestätigung in der Karte, welche d'Arnaud vom Weissen Fluss geliefert hat,[223] auf welcher der vereinigte Strom des Gódscheb und Schoabérri (Choa-Berry) als Fortsetzung des Hauptstroms des Bahr el Ábyad von dem Punkte an eingetragen ist, wo die zweite ägyptische Expedition ihre Rückreise antrat. D'Arnaud's Autorität für diese Angabe leite

ich von **Blondeel van Cuelebroek**, dem Belgischen General-Consul in Ägypten, und von **Bell** her, die beide im Jahre 1842 in Gódscham waren, und diese Provinz eben erst verlassen hatten, als ich dahin kam; denn er sagt:[224] dass er von diesen beiden Herren einige Nachrichten in Bezug auf die Sidámas erhalten habe, d. i.: die Bewohner von Káffa, in deren Land der Gódscheb entspringt. Der Irrthum in dieser Karte besteht nur darin, dass sie den Fluss südwestlich, statt *nord*westlich fliessen lässt, um sich mit dem Bahr el Abyad zu vereinigen.

Als meine Denkschrift vom 23. November 1843 der Königlichen geographischen Gesellschaft vorgelegt wurde, vertraten Sir William C. Harris und McQueen sehr lebhaft die Meinung, dass der Gódscheb — von ihnen „Gótschob" (Gochob) genannt — zum Indischen Meere fliesse und mit dem Dschubb (Jubb) oder Gowin identisch sei;[225] und mir, der ich glaubte, in dieser Sache eine unangreifbare Autorität zu sein — wurde entgegnet: es wäre eine positive Thatsache, dass *der Dschubb oder „Gotschob" vom Meere an bis in die Nähe* (near) *von Enárea von Eüropäern beschifft worden sei.*

Obwol ich alle Ursache hatte, der Genauigkeit von 'Omar's Angaben Glauben zu schenken, so konnt' ich doch unter den angeführten Umständen dem nicht entgegen treten, was so zuversichtlich (confidently = dreist) als eine *Thatsache* behauptet wurde; daher mir nichts Anderes übrig blieb, als die Frage so lange auf sich ruhen zu lassen, bis ich im Stande sein würde, fernere Beweise für meine Darstellung beizubringen.[226] Dieses Zeügniss liess nicht lange auf sich warten. Im Februar 1844 wurde der Dschubb oder Gowin von Henry C. Arc Angelo bereis't, der einen kurzen Bericht über seine Expediton zu Anfang des Jahres 1845 bekannt gemacht hat.[227] Er sagt: —

„*Der Fluss Dschuba (Juba) ist bei den Eingebornen nicht unter dem Namen bekannt, den Major Harris ihm gegeben hat, nämlich „Gotschob";* er wird von ihnen Gowin oder Dschubb, zuweilen auch Gunarlie (Gunarlee)[228] genannt, und sie sagen, er sei der Hauptarm des Gunarlie. *Es kann als eine unwiderlegliche Thatsache angesehen werden, dass kein Eüropäer am „Gotschob"*

oder Dschuba gewesen sei, für den Zweck, welchen Major Harris anführt, nämlich Handel mit Sklaven; noch in der That für irgend einen andern Zweck; der erste Europäer, welcher den Dschuba besucht hat, bin ich selbst, und zwar im Februar 1844".[230]

Arc Angelo ging den Fluss ungefähr 220 oder 240 Meilen hinauf in einer Durchschnitts-Richtung — so weit sie aus seinem Bericht ersichtlich ist, der nicht die wünschenswerthe Vollständigkeit und Bestimmtheit besitzt — von etwa N.N.W., so dass der äusserste Punkt, welchen er erreichte, nicht über 3° 20′ N. Breite und 41° 20′ O. Länge hinausliegt. An diesem Punkte beschreibt der Reisende den Fluss folgender Massen: — „Die Strömung wurde von Meile zu Meile immer heftiger; doch war der Wasserstand bedeutend und der Fluss ziemlich schmal.... Zuweilen war der Strom so stark, dass wir nur 300 Yards in vier Stunden vorwärts kamen. Ich stelle mir vor, dass ein ganz kleines Dampfboot hier gute Dienste leisten würde (would do). In ziemlicher Entfernung weiter aufwärts sind mehrere Wasserfälle, von denen einer sehr hoch sein soll".[232]

Weit davon entfernt also, dass der Gowin oder Dschubb *bis nach Enárea* verfolgt worden, finden wir, dass sein erster Erforscher, Arc Angelo, an dem äussersten Punkte, welchen er erreichte, noch an 400 Meilen von diesem Lande entfernt war;[233] dass der Fluss, wegen seiner grossen Geschwindigkeit, daselbst kaum fahrbar war, und dass seine Schiffbarkeit bald darauf ganz aufhörte. Und es kann wol kein Zweifel darüber obwalten, dass — gleich dem Hawásch und dem Wábbi (wenn er nicht der Wábbi selbst sein sollte) — der Gowín oder Dschubb in dem *östlichsten* Gliede der Gebirgskette von Ost-Afrika entspringt, in welcher, da ihr Abhang an dieser Seite viel kürzer und steiler ist, als gegen Norden und Westen, nicht so grossartige Ströme entstehen können, als diejenigen sind, welche ihren Ursprung und Lauf auf der westlichen Abdachung haben.[234]

Diese, den Gowín (Wábbi-Giwéyna) oder Dschubb betreffende Abschweifung war nothwendig, um die Betrachtung des Gódscheb von einer seiner vorzüglichsten Schwierigkeiten zu befreien, von der Meinung nämlich — die freilich ich selbst zuerst ausgesprochen

(bald aber zurückgenommen) habe, die aber seit der Zeit von Anderen so bestimmt und wiederholentlich behauptet worden ist — dass er in das Indische Meer fliesse.

Wir wollen jetzt zur Untersuchung des Gódscheb-Laufs nach 'Omar's Ibn Nedschát Beschreibung zurückkehren.

Zuerst müssen wir bemerken, dass dieser intelligente Mann (native) nicht behauptet: der Gódscheb sei der „Aba von Sennár" selbst — d. h.: der Bahr el Abyad, oder Hauptstrom des Nils; — sondern er sagt, dass er sich mit diesem *vereinige*, und zwar unterhalb Siéka, eines Landes, welches eine Wochenreise westlich von Bónga, der Hauptstadt von Káffa, liegt.[235] Wenn nun der Lauf des Gódscheb rund um Káffa nach O., S. und W. geführt wird; wenn er dann eine Wendung nach NW. bis auf 80 oder 100 Meilen — „eine Wochenreise" — gegen W. von Bónga (welche Stadt von d'Abbadie in 7° 12′ 30″ N. Breite und 36° 4′ O. Länge von Greenwich gesetzt wird); setzt er darauf seinen Lauf in derselben (nordwestlichen) Richtung fort; wie es bei allen Haupt-Nebenflüssen des Nils der Fall ist, die von dem Abessinischen Tafellande herabströmen; so ergiebt sich, dass der Gódscheb, nicht weniger, als der Báro (Russegger's „Bahr el Abyad"), mit dem Sobát von d'Arnaud's Karte genau zusammenfällt. Und wenn — wie schon gesagt worden ist und weiter unten vollständiger nachgewiesen werden wird — der Báro ein Nebenfluss des Gódscheb ist, so folgt, dass der zuletzt genannte Fluss, und nicht der erstere, der Oberlauf des Sobát oder Télfi der ägyptischen Expeditionen ist.

Im Verlauf der zwei letzten Jahre sind Briefe von Antoine d'Arnaud eingegangen, welche die wichtige Nachricht enthalten, dass dieser Reisende südlich von Gódscham bis Enárea und Káffa vorgedrungen ist. Bis jetzt kennen wir die Einzelheiten seiner Reise nur aus einem Paar Briefen, die im „Athenäum",[236] dem „Bulletin" der geographischen Gesellschaft zu Paris,[237] den „Nouvelles Annales des Voyages",[238] und wahrscheinlich in einigen andern periodischen Schriften abgedruckt worden sind.

Diese Reise hat Anspruch, als eine der wichtigsten angesehen zu werden, die jemals in Afrika ausgeführt worden sind.

Wir erwarten daher mit der höchsten Spannung die näheren Nachrichten über dieselbe, so wie die Karte von dem Reisewege des unternehmenden Mannes, deren Entwurf leider in Gondar zurückgeblieben war, als er zu Ende des Jahres 1844 aus Masówah schrieb, und seine Rückkehr aus diesen so unvollkommen bekannten Ländern ankündigte.

D'Abbadie sagt, dass er den Gódscheb 30 Meilen von seiner Quelle[239] überschritten habe. Er bestätigt vollständig 'Omar's Angabe in Bezug auf den Spirallauf, den dieser Fluss rund um Káffa beschreibt, um nach dem Nil zu gelangen.[240] Allein d'Abbadie geht noch weiter, und spricht es als seine entschiedene Meinung aus, dass *der Gódscheb der Nil selbst ist.*

Jede Meinung über die Geographie von Ost-Afrika, welche von einem Manne kund gegeben wird, der so viele Jahre in dieser Erdgegend umhergereis't ist, und so viel Eifer und Geschick in der Erforschung derselben bewiesen hat, muss mit Achtung aufgenommen werden. Betrachten wir aber den Gegenstand von allen seinen Seiten, so zeigt es sich, dass d'Abbadie's Ansicht nicht haltbar ist. Die formelle Widerlegung ihrer Richtigkeit würde nur zu einer nutzlosen Wiederholung führen, weil die Argumente, welche nothwendiger Weise eingeschaltet werden müssten, im Verlauf der gegenwärtigen Untersuchung ihren geeigneten Platz finden. Ohne daher bei einer speziellen Prüfung von d'Abbadie's Hypothesis zu verweilen, wollen wir — unter der Voraussetzung, dass die Identität des Gódscheb mit dem Télfi oder Sobát hinreichend dargethan ist, oder auf alle Fälle im Verlauf dieser Bemerkungen festgestellt werden wird — zur Betrachtung der Nebenflüsse übergehen, welche dieser Fluss an seinem rechten Ufer aufnimmt.

Der erste ist der, schon erwähnte kleine Strom, der, unter dem Namen „Sobát", von Castelli besucht und zu wiederholten Malen überschritten worden ist; ihm ist alle nur mögliche Aufmerksamkeit oben bereits gewidmet worden.[241]

Die anderen Nebenflüsse des Gódscheb, rechter Seits, welche d'Abbadie in der Reihenfolge aufzählt, in welcher sie, von unten herauf, in den Fluss münden, sind: — der Báro, der Birbir, der

Kotáda im Lande Jámbo (Yámbo); der Oschko (Ochko) oder Báko (Bago), ein prächtiger Strom (a noble stream), welcher durch Siéka (Seka), das Land der Maschango- (Machango-) Neger fliesst; der Kescho (Kecho) in Súro; der Abáwa, Gúma, Hirgimo, Scháscho (Shácho, Tschatscho, Chatcho), Bándscha (Bandja) und Góra in Góbo, und der Bitino in Kullo.[242] In einer andern Liste, welche derselbe Reisende giebt,[243] ist der Birbir unterhalb des Báro gestellt, in welchem Falle er möglicher Weise identisch sein kann mit dem Sobát von Castelli.

Was den Báro anbelangt, so bemerkt d'Abbadie:[244] — „Dieser Fluss verdient eine besondere Aufmerksamkeit, weil er, sogar in Wallégga schon, so gross ist, als der Abáï an der Furth von A'muru,[245] und die furchtsamen Äthiopier es nicht wagen, ihn zu passiren, ohne dem Flussgott ein Opfer zu bringen... Einem glaubhaften Zeügniss zufolge ist er fast eben so gross, als der Gódscheb selbst, da, wo er sich mit dem letztern im Lande Jámbo vereinigt." Diese Nachricht stimmt vollkommen mit derjenigen überein, welche ich selbst über den Báro gesammelt habe.[246] An einer Stelle, wo derselbe Reisende die verschiedenen Namen anführt, unter denen der Gódscheb passirt, bevor er sich in den Bahr el Abyad ergiesst, sagt er, dass er Báro in dem untern Theil seines Laufs genannt werde;[247] was für den Lauf unterhalb des Zusammenflusses beider Flüsse verstanden werden muss. Auch dies ist vollkommen in Übereinstimmung mit dem Bericht der Elephanten-Jäger von Gúderu, auf den bereits oben hingewiesen worden ist.[248] Zugleich haben wir hier aber auch ein anderes Beispiel von der Leichtigkeit, womit Missverständnisse aus den einheimischen Nachrichten über Flüsse entstehen können. Die Sidámas von Káffa belegen den gemeinschaftlichen Strom mit dem Namen Gódscheb; wogegen die Gallas von Gúderu ihn — und wahrscheinlich auch den Nil selbst unterhalb der Vereinigung[249] — als *Báro* kennen; während unter den Dinkas, deren Gesichtskreis am Sobát seine Gränze zu finden scheint, der Name dieses unansehnlichen Flüsschens (petty stream) die Stelle des Namens des gemeinschaftlichen Bettes dieser zwei mächtigen Ströme (noble rivers) usurpirt!

Beschränken wir uns für jetzt auf die Betrachtung des Báro, so finden wir, als dessen Nebenflüsse auf dem rechten Ufer die folgenden Flüsse von d'Abbadie angeführt: — Botor, Sor, Wischi, Gúmaro, Kónhor (Konnor), Júbbi, Búrie (Boure) und Gába (Gábba).[250] Von diesen sind mir die Namen Búrie, Kónhor, Gúmaro, Sor und Bótor aus meinen Galla-Itinerarien als Namen von *Ortschaften* bekannt (die ihre Benennungen von den Flüssen, an denen sie liegen, haben können, oder umgekehrt), und welche sämmtlich auf der nördlichen Seite des Báro liegen; nur der Gába allein wurde mir als ein Fluss beschrieben. An ihm liegt ein grosser Marktplatz gleiches Namens, und er fliesst in geringer Entfernung jenseits Kúra, der Residenz des vornehmsten Haüptlings von Wallégga, Namens Tschalischóno (Chalishóno). Seine Quelle liegt in dem grossen Walde, in welchem auch der Gódscheb entspringt.

Nach d'Abbadie „hat der Báro, den die Sidámas Bòta nennen, seine Quelle in der Nähe der Gódscheb-Quelle",[251] d. h.: „im Lande Gimira, Gámaro oder Gámru, auf demselben Plateau und in der Entfernung von etwa 3 Tagereisen (50 Meilen)".[252] An seinem linken Ufer nimmt er, demselben Reisenden zufolge, den Gándschi (Gándji), „der seine Quelle dicht bei dem Spring hat, aus welchem der Gódscheb selbst entsteht", den Siria und den Bonga auf. „Diese Liste", fügt d'Abbadie hinzu, „würde viel grösser ausfallen, wenn wir die Beiflüsse (sub-tributaries) des Báro hinzufügen wollten".

Von den anderen Nebenflüssen des Gódscheb an seinem rechten Ufer, welche von d'Abbadie genannt werden, giebt es keine näheren Details, ausser vom Oschko oder Báko (Baqo, auch Bago und Bako geschrieben). Die Quelle dieses Flusses soll in der Mitte der grossen Kurve des Gódscheb sein, eine Tagereise weit von Bónga. Er führt, ausser den genannten Namen, noch andere, und zwar wird er von den Einwohnern Gímira's Wosch (Woch) und von Sidámas Wása genannt.[253] Diese Namen-Verschiedenheit in den verschiedenen Ländern, durch welche er seinen Lauf nimmt, beweis't, dass der Báko ein Strom von bedeütender Grösse ist. In den Itinerarien, die mir von Eingebornen mitgetheilt worden sind, find' ich des „Bákko" als eines grossen Flusses jenseits des Báro Erwähnung gethan, der sich

so weit erstreckt, als das Galla-Land, welches unter dem umfassenden Namen Wallégga bekannt ist, und sein Thal ist, wie das des Báro selbst, ein reiches Jagdrevier für Elephanten und Büffel. Ausserdem, dass d'Abbadie den Báko einen Nebenfluss des Gódscheb nennt, so sagt er auch, dass es der Name sei, unter welchem die Einwohner von Wallágga den Hauptsrom kennen,[234] d. h.: die Gallas, welche an seinem rechten Ufer wohnen. Hier haben wir also einen zweiten Fall, wo der Hauptfluss unter dem Namen seines Nebenflusses passirt.

Der genaue (close) Parallelismus zwischen dem Bahr el Azrek — seinem Spiral-Haupt und seinen zwei vorzüglichsten Nebenflüssen auf dem rechten Ufer, dem Dender und Ra'ad, die Seite bei Seite in derselben Richtung mit ihm fliessen — und dem Télfi oder Gódscheb, der dieselbe Form mit ähnlichen Nebenflüssen, dem Báko und Báro, hat, ist sehr auffallend, und gewährt den überzeugenden Beweis, dass bis dahin gegen Süden der allgemeine Charakter der Gebirgskette Ost-Afrika's unverändert bleibt; so dass, indem wir sehen, dass der Tákkazie an derselben Beschaffenheit mehr oder minder Theil nimmt, wir darauf vorbereitet sein können, einige nicht unähnliche Formen auch im *Schoabérri* noch weiter gegen Süden wieder zu finden.

Um das Verzeichniss der Nebenflüsse des Gódscheb auf seinem rechten Ufer vollständig zu machen, muss noch bemerkt werden, dass d'Abbadie bei einer früheren Gelegenheit des Götsi, „als eines Flusses, der bei Bónga, der Hauptstadt von Káffa, vorbeifliesst" Erwähnung thut, indem er von ihm sagt, „er sei ein sehr grosser Strom und mit dem Gódscheb, in den er fällt, vergleichbar";[235] allein dieser Name kommt in des Reisenden späterer Liste, welche nach seiner Rückkehr von Bónga abgefasst ist, nicht vor. Es mag indessen nur eine andere Form für den Namen Gódscheb sein. 'Omar nannte den untern Lauf dieses Flusses Gódsche (Gódje). Und von einem jungen Manne, Namens Dódschamo — einem Eingebornen von Worátta, welcher lange Zeit Sklave in Dschímma-Káka und Enárea war, und später nach Jaúsch (Yaúsh) kam, wo ich ihn als Christen, unter dem Namen Wálda Mikael kannte — erhielt ich die

Namen und genäherte Angaben über den Lauf zweier Flüsse, welche sein Heimathland bewässern, des Zígena und des Wáto, welche, seiner Behauptung zufolge, sich in den Gódscheb, auf dessen rechtem Ufer, ergiessen. Diese Flüsse sind in meiner Karte vom 23. November 1843 dargestellt, und wahrscheinlich identisch mit einigen der von d'Abbadie aufgezählten.

Vom Gódscheb wurde mir gesagt, dass er in einem unermesslichen Walde entspringe, der sich zwischen Wallégga, Gúma, Géra und Káffa ertrecke, und den die Karavanen passiren müssen, welche nach dem zuletzt genannten Lande gehen. Dieser Wald ist undurchdringlich für die Strahlen der Sonne, die die Reisenden vier bis fünf Tage lang nicht zu sehen bekommen. In ihm und seiner unmittelbaren Nachbarschaft befinden sich die Quellen des Báro, Gába, Gíbbe und Dedhésa, so wie auch des Gódscheb; und in demjenigen Theile des Laufs des zuletzt genannten Flusses, wo eine der Karavanen-Strassen zwischen Gúma und Káffa hinüberführt, ist er nur ein kleiner Bach.[256] Die Quelle des Gódscheb wird von d'Abbadie in ungefähr 7° 20' N. Breite und 1° 20' W. Länge von Sákka gesetzt, das ist 10 Meilen in der Breite und 5 Meilen in der Länge anders, als sie in meiner Karte vom 23. November 1843 niedergelegt ist. Man beschrieb d'Abbadie ihre Lage so, dass sie bei einem Orte, Namens Gandschès (Gandjès), sei, zwischen zwei hohen Bergen (hautes collines) welche Boschi und Doschi (Bochi und Dochi) heissen, in dem Lande Gímiru, Gámaro oder Gámru.[257]

In Bezug auf den letzteren Punkt, bemerkt der Reisende:[258] — „Nun ist es eine historische Thatsache, dass die Araber, vor dem sechszehnten Jahrhundert, in beständigem Verkehr mit Hárarge und Dáwaro gestanden haben. Wahrscheinlich empfingen sie von dieser Gegend her ihre Nachrichten über die Quellen des Weissen Stroms, daher sie denn auch wol die beiden Berge von Gandschès die Berge von *Gámru* (Dschabal el Qamr) genannt haben mögen. Allein das arabische Wort *gamr* oder *qamr* (Kámar) bedeütet „Mond", und daher ist der seltsame Irrthum „des Mond-Gebirges" entsprungen".

Wir wollen uns nicht bei einer Untersuchung über die Lage von Gimira aufhalten, welches Land von 'Omar ibn Nedschát südlich

von Káffa gesetzt wird; wogegen es, nach d'Abbadie, gegen Norden gesetzt werden müsste, damit die Quelle des Gódscheb hineinfallen könne. Wol aber wollen wir bei seiner *Ableitung* des Namens „Mond-Gebirge" verweilen, eine Ableitung, die wir ganz und gar verwerfen.

Wenn, wie d'Abbadie sagt, die erste Erwähnung dieses Gebirgs von den Arabern herrühren soll, die ihre Kenntniss von demselben vor dem *sechszehnten* Jahrhundert aus einheimischen Quellen erlangten, so soll es freilich nicht geleügnet werden, dass sie sich des Ausdrucks *Gebirge von Gímira* oder *Gámru* bedient haben mögen, der in ihrer eigenen Sprache *Dschebel el Kamar* (جبل القمر) bedeütet. Die Sache ist aber bekanntlich die, dass das „Mondgebirge" bereits Ptolemäus im Anfange des *zweiten* Jahrhunderts unter dem Namen von *τὸ τῆς Σελήνης ὄρος* bekannt war.[259] Wenn demnach, wie d'Abbadie behauptet, der Ausdruck „die Berge von Gímira" zuerst von den *Arabern* gebraucht wurde, so würde daraus folgen, dass der Geograph von Alexandrien seinen *griechischen* Namen durch die arabische Sprache, und seine Kenntniss vom Oberlauf des Nils von den Arabern selbst ableitete. Die Richtigkeit dieser Hypothese wird natürlicher Weise nicht bestritten werden können.

Nimmt man andrer Seits an — wie man es allgemein zu thun pflegt — dass die arabischen Geographen ihre ersten geographischen Kenntnisse über das Innere von Afrika, mit Einschluss derer über den Oberlauf des Nils und seinen Ursprung, im „Mond-Gebirge" aus Ptolemäus schöpften, so begreifen wir es vollkommen, wie der griechische Name *τὸ τῆς ΣΕΛΗ'ΝΗΣ ὄρος* von ihnen in جبل القمر *Dschébel el KA'MAR*, übersetzt werden konnte, auf dieselbe Weise, wie er durch „Gebirge des *Mondes*" in allen eüropäischen Sprachen wiedergegében worden ist.

Freilich haben die arabischen Schriftsteller dem Worte قمر einen verschiedenen Sinn beigelegt, indem sie es *Komr* lasen, als wäre es mit einem *Damma* punktirt, statt *Kámar* mit einem *Fathá;* und sie haben gewisse wunderliche Gründe für den Namen *Komr* beigebracht, die Sylvestre de Sacy in seiner Version von 'Abdu'-l Latif's „Beschreibung von Ägypten" anführt.[260] Allein in der Ab-

leitung von Ortsnamen ist es ein Gesetz gesunder Etymologie, dass, wenn eine Sage an einen Namen in der Absicht geknüpft ist, seinen Ursprung zu erklären, diese Sage so angesehen werden muss, dass sie, statt den Namen hervorgerufen zu haben, im Gegentheil aus ihm selbst, wegen Unbekanntschaft mit seinem wirklichen Sinn, entstanden ist.[261] Die einfachste und natürlichste Ableitung eines Namens ist durchgängig auch die richtigste, so dass wir ohne Zweifel im Irrthum sein würden, wollten wir die Ableitung des arabischen Namens irgend anderswo aufsuchen, als im griechischen von Ptolemäus. Die Erzählungen der arabischen Schriftsteller lassen sich nur als Versuche ansehen, ein Wort zu *erklären*, von dessen Ursprung und wirklicher Bedeütung sie die Kenntniss verloren hatten.

Wird also die *griechische* Ableitung des Namens angenommen, so haben wir die Alternative über seinen Ursprung: —

Entweder giebt es irgend ein Land, dessen einheimischer Name mit dem griechischen Wort Σελήνη Ähnlichkeit hat;

Oder die „Gebirge des *Mondes*" leiten ihre Benennung von irgend einem Lande ab, dessen einheimischer Name dieselbe Bedeütung hat.[262]

Dass ein Land, dessen einheimischer Name diese Bedeütung hat, wirklich vorhanden ist, und dass der Nil in diesem Lande entspringt, werden wir in der Folge sehen. Zunächts müssen wir uns aber auf den Gódscheb und seine Nebenflüsse beschränken, die, so weit sie seinem linken Ufer angehören, den ersten Gegenstand der Betrachtung in dem dritten und letzten Artikel gegenwärtigen Versuchs bilden werden.

Anmerkungen.

[129] (p. 161.) Eine dieser Rücksichten, wie sie in meinem Schreiben vom 6. September 1842 ausgedrückt sind, ist das Zeügniss des schon oben (S. 12.) erwähnten Reisenden Inglish, dem zufolge die Quellen des Bahr el Azrek sehr weit südlich von Abessinien liege. Ein anderer Umstand, den ich gleichfalls in dem angeführten Schreiben dargelegt habe, war die Versicherung

McQueen's auf S. 236 seines „Geographical Survey of Africa" (welches Werk ich mit mir in Abessinien hatte) dass Inglish „ganz bestimmt, und zwar nach persönlicher Kenntniss und sogar nach dem augenscheinlichen Beweis der Sache, behaupte, dass der Bahr el Abiad (am 23. April) anfing zu steigen, einen ganzen Monat früher, als der Bahr el Azrek", während auf derselben Seite wiederholt wird, „das Steigen des Bahr el Abiad an der Vereinigung mit dem Bahr el Azrek fängt *im Monat April* an". Dies würde den Anfang des Hochwassers im Bahr el Azrek an derselben Stelle in den Monat *Mai* setzen. Allein nach einer Erfahrung von drei Jahren — die in einem Tropenklima (wegen seiner Regelmässigkeit) so gut sind, als drei Jahrhunderte — kann ich als Thatsache anführen, dass die Fluth des Abaï *in Abessinien* erst um die Zeit des Sommer-Solstizes (21. Juni) beginnt. Und da ein Monat früher, oder vielleicht mehr, als Zeitpunkt des Anschwellens des Bahr el Azrek bei Chartum, 500 Meilen weiter abwärts, angeführt wird, so ist die einzige Schlussfolgerung, welche aus diesen Prämissen gezogen werden kann, die, dass der westliche Arm des Bahr el Azrek seine Quelle viel weiter gegen Süden haben müsse; und da das Becken dieses Arms auf diese Weise so weit gegen Süden ausgedehnt wurde, um mit dem des Gibbe (Zebée) und Gódscheb zusammen zu fallen, so gab es keine Alternative, als die, alle diese Flüsse als zu einem und demselben hydrographischen System gehörend, zu betrachten. Seit meiner Rückkehr nach England hab' ich mich indessen, nachdem ich Inglish' Originalwerk („A Narrative of the Expedition to Dongola etc.") zur Hand genommen, überzeugt, dass die Zeit des Anschwellens des Bahr el Abyad von McQueen falsch wiedergegeben ist. Der amerikanische Reisende führt gar kein Datum des christlichen Kalenders an, sondern sagt (S. 144, 146): — „Während unseres Aufenthalts Halfya (Halfâyah) gegenüber, stieg der Nil *in der Nacht des 23sten (Scha'bán)* plötzlich um zwei Fuss .... Dieses Anschwellen des Nils wurde durch das Steigen des Bahr el Abyad verursacht, der, in diesem Jahre wenigstens seinen Hochwasserstand um etwa vier Wochen früher erhielt, als der Nil" (d. i.: der Bahr el Azrek). Nun aber korrespondirt der 23. Scha'bán, im Jahre 1236 der Hedschra, nicht mit dem 23. April, wie McQueen anführt, sondern mit dem 24. Mai 1821, ein Datum, welches von Cailliaud bestätigt wird, welcher ausdrücklich sagt (T. II, p. 191), dass der Fluss zu Halfâyah um „acht Centimètres während *der Nacht des* 24. *Mai* gestiegen sei". Hiernach findet das Anschwellen des Bahr el Azrek nicht einige Zeit im Mai, sondern *gegen die Mitte des Juni* Statt; und folglich fallen alle meine Argumente, welche auf die Voraussetzung, dass dieser Fluss in Sennár um vier Wochen früher steige, als der Abâï in Abessinien, gestützt sind, zusammen. Und in der That bemerkt Inglish an einer folgenden Stelle seines Werks (p. 165), dass der Bahr el Azrek am 10. Ramadan (= 11. Juni

1821) „sein klares Wassers verloren habe“, und dass „diess der Tag seiner Anschwellung ist“. Der kleine Zeitunterschied im Hochwasser des direkten Stroms des Bahr el Azrek und seines abessinischen Zuflusses, indem jenes einige Tage früher eintritt, muss auf Rechnung des Umstandes gesetzt werden, dass die zuerst getrübten Wasser die des Dedhésa sind, dessen Quellen ungefähr zwei Grad südlicher, als die des Abâï liegen. — [Wir „übrigen Kompilatoren geographischer Bücher“, von A bis Z alle zusammen genommen, sollten uns hieran ein Exempel nehmen, wie bestimmt und genau wir unsere Gewährsmänner „abschreiben“ müssen, — wenn sonst unsere „dickleibigen Kompilationen und Plagiate“, die zuweilen schon auf ein Dutzend unförmlicher Oktaven, mehr oder weniger, angeschwollen sind, das unverdiente Glück haben sollten, von wissenschaftlichen Reisenden mit in die weite Welt genommen zu werden — damit es ihnen nicht auch so gehe, wie es Beke'n mit McQueen's Survey of Africa ergangen ist. — Bgs.]

130 (p. 162.) Ich führe dies nicht an, um Sir William C. Harris irgend einer Nachlässigkeit in der Weiterbeförderung meiner Briefe zu beschuldigen, sondern einfach in der Absicht, um zu erklären, wie es gekommen ist, dass einer derselben der Königlichen Geographischen Gesellschaft erst bei meiner Ankunft in England, ein volles Jahr nachdem er geschrieben worden war, mitgetheilt worden ist. Es gab ohne Zweifel eine Ursache für den Zeitverlauf zwischen seinem Empfang in Shoa und seiner Ankunft in London.

131 (p. 162.) Friend of the African, vol. I, p. 14 sqq., und p. 27 sqq.

132 (p. 162.) Ebendas., p. 27. Blackwood's Mag. Vol. LV, p. 739. McQueen irrt sich, wenn er sagt, dass „ich von der afrikanischen Civilisations-Gesellschaft“, deren Mitglied er war, „eine Geld-Unterstützung bezogen hätte“.

133 (p. 163.) „Ich habe dargethan, dass der Gotschob (Gódscheb) nicht in den Nil fliesst, *wie es auf einer Karte angegeben ist, die ich gesehen habe,* und die von einer der grössten Autoritäten des Recensenten gezeichnet ist“. — Vol. I, p. XXIV. Die Recension, auf welche hier angespielt wird, ist eine über Major Harris' Werk im „Westminster Review“, Märzheft 1844, vol. LXI, pp. 183 sqq., 619 sqq.

134 (p. 163.) „Unter den Karten war eine von den Ländern südlich vom Abây, mit Einschluss von Enarea, Kaffa und Gingiro, die zu Jausch in Godscham gezeichnet, und, mit einigen Andeütungen über ihre Grundlagen am 6. September 1842 abgeschickt worden war. . . . *Die ganze Zeichnung, von der ich eine Kopie zurückbehalten habe, bot eine, allen anderen, älteren und neüeren Autoritäten so widersprechende Masse dar, dass der Versuch, sie zu berichtigen oder in Ordnung zu bringen, unmöglich befunden wurde, oder nur zu Irrthümern hätte verleiten können.*“ — Blackwood's Magazine Vol. LV, p. 739.

[135] (p. 163.) Man sehe „Information respecting the countries S.W. of Shoa" im Journal R. G. S., vol. XII, p. 87; und „A Statement of Facts relative to the Transactions between the Writer and the late British Political Mission to the Court of Shoa", p. 7.

[136] (p. 163.) [Aus der ganzen Darstellung Dr. Beke's ersieht man, wie vorsichtig der Reisende, oder der Original-Schriftsteller überhaupt, in der Privat-Mittheilung seiner Arbeiten sein müsse, damit sie nicht in unlautere Hände gerathen, die sie nur versudeln und nicht selten frech genug sind, das Prioritätsrecht für sich in Anspruch zu nehmen Auch ich kann davon verschiedene Lieder in A-dur singen. — Bgs.)

[137] (p. 163.) Asia, decad. III, fol. 83, Lisboa 1628; vol. III, part. I, p. 370, edit. 1778—83.

[138] (p. 163.) Aber an einer andern Stelle (Ebendaselbst p. 371) sagt er, dass der Abâï so von den Abessiniern genannt werde, weil sie niemals den Takui, d. i.: den Pseudo-Nilus gesehen hätten. Vergl. unten Anmerk. 144.

[139] (p. 163.) Asia, vol. III, part. I, p. 373.

[140] (p. 163.) Was „Sinashi" ausgesprochen werden muss. In den Sprachen von Amhara und Gafat heisst dieses Land Shinásha; im Agáwi Tzintzi; und bei den Einwohnern selbst Sinitscho (Sinicho).

[141] (p. 164.) „Les Abissins eux-mêmes paroissent ignorer ce qui s'éloigne de leurs limites. On lit dans le P. Jéromimo Lobo, que Ras Séla Christos, général des troupes de Néguça Segued, voulant en 1615 [1613] porter la guerre dans les pays qui confinent à l'Abissinie vers le couchant, étonné de leur vaste ètendue, les désigna par le nom d'*Adis Alem*, qui signifie un nouveau Monde". — Mémoires de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles-lettres, vol. XXVI. (1759) p. 62 sq.

[142] (p. 164.) „Regnumque utpotè *incognitum* et ob vastitatem vocavit Ayzolam [Hadis Alem] id est novum mundum". Paez, in Kircher's Oedipus Aegyptiacus, Syntagma I, cap. VII, p. 59.

[143] (p. 164.) De Barros starb am 20. October 1570. Man sehe seine Lebensbeschreibung, die der Lissaboner Ausgabe (1778) seiner „Asia", vol I, p. LVII, angehängt ist.

[144] (p. 164.) An einer Stelle sagt de Barros, dass die Abessinier *den Nil* „Toavy" nennen; allein der Zusammenhang zeigt, dass dies nur ein Druckfehler statt „Tacuy" ist: — „... as correntes do rio Nilo, que elles chamâo Toavy (Tacuy), de que elles tem sômente noticia sem uso de suas aguas, *por razão das grandas serranias de Damud, e Sinaxy se metterem entre elles, e elle.* E daqui vem chamarem elles ao rio Abavy, paï das aguas, *por não verem as do Nilo*". Vol. III, part. I, p. 371.

[145] (p. 164.) Dies ist das *alte* Damot, *südlich vom Abâï*, wie aus den

Karten der Portugiesen erhellet, und nicht die heütige Provinz dieses Namens im südwestlichen Theile der Halbinsel Gódscham.

146 (p. 146.) Nouvelles Annales des Voyages 1845, T. II, p. 107 sq.

147 (p. 165.) In meinen Manuskript-Noten ist eines Flusses Hángar Erwähnung geschehen, der zwischen A'bole in Horro und Túllo Kisto in A'muru fliesst. Dies ist offenbar der A'nker (Anquer) der portugiesischen Karten und liefert einen Beweis mehr für das Einerleisein des Dedhésa und Takui.

148 (p. 165.) Tutschek in seinem „Galla Wörterbuch" (8. München 1844) p. XIII, erwähnt eines jungen Galla, Namens O'chu Aga, welcher aus »Urgeza in Sibu" kam. Die Position stimmt genau mit d'Abbadie's Fluss „Wurgésa" überein.

149 (p. 165.) Auf meiner Karte heisst d'Abbadie's Walmay „Walmáa".

150 (p. 165.) Desgleichen Bókak „Búkok".

151 (p. 165.) Meine Angabe für die Lage der Dedhésa-Quelle ist 7° 40' N. und 40' W. von Sákka.

152 (p. 165.) „La hauteur de Kotschao". Hierunter verstehe ich den abessinischen Ausdruck áffaf, der nicht einen Berg, sondern *den Rand des Tafellandes* bezeichnet, über den sich ein Fluss in eine tiefe Schlucht stürzt.

153 (p. 165.) Unter meinen handschriftlichen Notizen befinden sich mehrere Wege, mit ihren Haltplätzen, unter denen öfterer des Dábana Erwähnung geschieht, weshalb ich vermuthe, dass es ein ziemlich beträchtlicher Fluss sein möge.

154 (p. 166.) Man sehe eine Beschreibung des Marktes von Báso im „Friend of the African (1843), vol. I, p. 134 sqq., p. 145 sqq.; vol. II, p. 7 sqq.

155 (p. 166.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 263.

156 (p. 166.) *Khil* der arabischen Wörterbücher. Das Wort *Khil* wird von den Arabern wenig gebraucht, und bedeütet, Kádmás zufolge, Rue, oder vielmehr Peganum Harmalah; es kommt in Ibn Baïtár's „Materia medica" nicht vor. Nichts indessen ist ungewisser, als der wirkliche Werth von arabischen Pflanzen-Namen, und mehrere Pflanzen, wie verschieden sie auch sein mögen, haben ohne Zweifel einen und denselben Namen. — F. S.

157 (p. 166.) Rüppell, Reise in Abyssinien, Bd. I, p. 193.

158 (p. 166.) Cardamomum majus, Cordus. In Dr. Pereira's „Materia medica" (2. Ausg.) p. 1026, ist es als „Madagascar Cardamom" dargestellt; Cardamomum maximum, Matthiolus, Amomum angustifolium, Sonnerat und Smith. In Báso erfuhr ich, dass es in den Gegenden jenseits Túmhe, d. h.: südlich und westlich von diesem Lande, wachse. Man vergleiche über diesen Gegenstand des „Pharmaceutical Journal" für April und Mai 1847, vol. VI, p. 466 sqq., und p. 511 sqq.

159 (p. 166.) *Mélka* bedeütet in der Galla-Sprache „Furth".

[160] (p. 166.) Journal R. G. S., vol. XIII, pp. 255, 268.

[161] (p. 166.) Chandak bedeütet „einen Graben oder Kanal" im Arabischen. — F. S.

[162] (p. 166.) Journal R. G. S., vol. XII, p. 256.

[163] (p. 166.) „Un homme de Sibou nous ayant assuré avoir vu la jonction du Abbaya avec le Didesa, nous croirions pouvoir identifier ce dernier avec le Tumat de M. Cailliaud". — Nouvelles Annales des Voyages 1845, T. II, p. 110. „Le Didesa paraît être le Toumat de M. Cailliaud, mais je n'ose encore l'affirmer". — Bulletin de la Société de Géographie. 3me Série, T. III, p. 135.

[164] (p. 166.) Das heisst, ich hielt den Tûmat für den Unterlauf des westlichen Arms des Bahr el Azrek. Man sehe Blackwood's Magazine, vol. LV, p. 739. In meiner Denkschrift vom 13. November 1843 sah' ich den Jabûs für den Unterlauf des Dedhésa an, was auch noch ein Irrthum war, obwol er sich nur wenig von der Wahrheit entfernt, indem beide Flüsse auf einer Strecke von etwa 45 Meilen einen gemeinsamen Rinnsal haben, bevor sich der Abâï mit ihnen vereinigt.

[165] (p. 166.) Russegger, a. a. O., Bd. II, Abth. II, S. 552.

[166] (p. 166.) Cailliaud, a. a. O., vol. III, p. 47.

[167] (p. 166.) In einer kleinen Broschüre, aus der ich mir, vor meiner Abreise aus England im Jahre 1840, einige Auszüge gemacht hatte, von der ich aber die Aufzeichnung des Titels verloren habe. Ich glaube, es müssen die „Wissenschaftlichen Beobachtungen" sein, auf welche sich Jomard in seinen „Observations sur le Voyage de Darfour" p. 73 bezieht. Ich habe in Deütschland nach diesem Pamphlet vergebliche Nachfragen gehalten. — [Muthmasslich meint hier Beke die „Beiträge zur Physiognomik, Geognosie und Geographie des Afrikanischen Tropenlandes" von Russegger, welche in Leonhard-Bronne's Neüem Jahrbuch für Mineralogie, Geologie u. s. w. Jahrgang 1840, S. 1—58 abgedruckt sind. Der Name des Flusses „N'bûs" ist daselbst, so oft er vorkommt (Vier Mal) „Inbuss" geschrieben, in einem Schreib- und Druckfehler-Verzeichniss aber in „Iebuss" verändert worden; Russegger's Reisebeschreibung hab' ich, wie schon oben S. 32 (Anmerk. 63) erwähnt wurde, nicht zur Hand, um darin nachsehen zu können, ob „Inoder „Jebuss" die richtige Schreibart sei. — Bgs.]

[168] (p. 167.) Man sehe das Wörter-Verzeichniss der Sprache der Schankalas oder Bérta-Neger in den Proceedings of the Philological Society, vol. II, pp. 94 u. 97. sqq.

[169] (p. 167.) Cailliaud, a. a. O., T. II, p. 386.

[170] (p. 167.) Weingartshofer'n verdanke ich die Nachrichten über des Pascha von Sennar „Slave-Hunt" (Sklaven-Jagd) im Jahre 1843, welche im Friend of the African, vol. I, p. 107. sqq. mitgetheilt sind, und eben so

die Beschreibung von dem forcirten Marsch einer Sklaven-Karavane durch die Nubische Wüste, die in demselben Bande, p. 120 gegeben ist.

[171] (p. 167.) „*Khor*, ein Regenstrom, ein Regenbach, Torrent“. — Russegger's Reise, Bd. II, Abth. II, p. 510. — [Von den arabischen Lexicographen wird das Wort *bahr*, welches eigentlich das *Meer*, oder einen sehr grossen *See*, wie der Kaspische, bedeütet, auch für einen sehr *grossen Fluss*, wie der Nil es ist, gebraucht; *nahr* ist die allgemeine Benennung für *Fluss*; und *Khor* (eigentlich *khaur*) bedeütet ein Thal zwischen hohen Bergen, eine Flussmündung und eine Bucht oder einen Busen des Meeres; letzteres ist der Sinn, in welchem es von den arabischen Schriftstellern gewöhnlich gebraucht wird. *Wádi* (in abgekürzter Form *wád*, zuweilen *wed* ausgesprochen [im Französischen *ouádi*, *oued*]) bedeütet jedes enge Thal und das Bette eines Regenbachs, das zu gewissen Jahreszeiten trocken ist. — F. S.]

[172] (p. 167.) Journal R. G. S., vol. II, p. 185.

[173] (p. 167.) Am 5. Januar 1838 lagerte Russegger bei Fázókl in dem *trocknen* Bette dieses Flusses. Als einen Fuss tief im Sande gegraben wurde, kam Wasser. Man sehe Russegger's Reise, Bd. II, Abth. II, p. 531 ff.

[174] (p. 168.) Life of Bruce (4to Ausgabe) p. 429.

[175] (p. 168) Rührt die Farbe des Bahr el Abyad nicht eher von seinem verhältnissmässig grossen *Mangel* an Schlamm her?

[176] (p. 168.) Man sehe oben den Anfang dieses zweiten Artikel. S. 161 ff.

[177] (p. 170. Russegger, a. a. O., Bd. II, Abth. I, p. 515.

[178] (p. 170.) Ebendaselbst, Bd. II, Abth. II, p. 82.

[179] (p. 170.) Narrative of an Expedition to Dongola, p. 196.

[180] (p. 171.) Voyage à Meroë etc., T. II, p. 198.

[181] (p. 171.) Ebendaselbst, T. III, p. 94.

[182] (p. 172.) *Tákkazie* ist in der Geez oder altäthiopischen Sprache nicht ein Eigennamen, sondern ein Appellativum, welches „Fluss“ bedeütet, z. B.: (*) *Tákkazie Geyón*, der Fluss Gihon, d. i.: der Nil; (*) *Tákkazie Tiégres*, der Fluss Tigris. So war der Tákkazie von Abessinien *der* Fluss, κατ᾽ ἐξοχήν. (Man sehe Ludolf's Lexicon Aethiopicum, sub voc. (*) Tákkazie und Dr. Murray's *Note*, in vol. IV, p. 349, der zweiten Ausgabe von Bruce's „Travels“). Demgemäss wird auch in der äthiopischen Version der Heiligen Schrift, der *Fluss* (יְאֹר), dessen Wasser „in ganz Agyptenland“ in Blut verwandelt wurde (2 Buch Mose, VII, v. 15—25), *Tákkazie* genannt. Uber die Bedeütung von יְאֹר des hebräischen Textes sehe man Origines Biblicae, vol. I, p. 280 und Asiatic Journal, vol. XVII (1835) p. 93 sq.

[183] (p. 171.) Der Kaiser Lalibala ist in der abessinischen und arabischen Geschichte berühmt wegen des, mit Erfolg gekrönten Versuchs, den er ge-

---

(*) An diesen drei Stellen hat die Handschrift Geez-Buchstaben, die in unserer Buchdruckerei nicht vorhanden sind. — Der Setzer.

macht haben soll, den Lauf des Nils zu verändern. Uber diesen Gegenstand bemerkt Salt (Voyage to Abyssinia (p. 483, Note): „Die Unwissenheit der Zeiten mag die Meinung an die Möglichkeit eines solchen Unternehmens begünstigt haben; aller Wahrscheinlichkeit nach war aber die einzige Quelle, über welche Lalibala zu gebieten hatte, die des Tacazze (Tákkazie) die in Lasta ihren Ursprung hat". Ohne irgend eine Meinung über die Practicabalität des, dem Kaiser Lalibala zugeschriebenen, Unternehmens auszusprechen, will ich nur bemerken, dass nach Dem, was ich oben im Texte gesagt habe, es augenscheinlich ist, dass der „Nil" dieses Monarchen der Tákkazie war. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass es der *östliche* Arm dieses Flusses war, welcher heüt' zu Tage unter dem Namen Zelári (Tselári) bekannt ist.

[184] (p. 171.) „Nachher unterwarf ich Ava und Tiamo oder Tziamo, und Gambêla und das Land umher, Zingabênè, Angabè, Tiama, und das A'thagai, Kálaa und *Semènê*, *eine Nation jenseits des Nils* — *Σεμενὲ ἔθνος πέραν τοῦ Νείλου* — zwischen Gebirgen, die schwer zu besteigen und mit Schnee bedeckt sind; in diesem ganzen Lande ist Hagel und Frost, und Schnee, so tief, dass die Truppen bis an's Knie hineinsanken. Ich passirte den *Fluss* [diese Nationen anzugreifen] und unterwarf sie" — *τὸν ποταμὸν διαβὰς, ὑπέταξα*". — Cosmas in Fabricius' Bibliotheca graeca, Lib. III, c. 24, §. 32: vol. II, 1716, p. 606; und Vincent's Commerce of the Ancients, vol. II, p. 541 sq. Es kann keine Frage sein, dass in dieser Stelle *der Tákkazie* gemeint ist.

[185] (p. 171.) Siehe oben S. 164 dieses Versuchs. D'Abbadie bemerkt in einem Briefe, den das „Athenaeum" No. 918, vom 3. Mai 1845, p. 542 mittheilt: „Ich gebe zu, das alle Abyssinier den Abbay den Hauptzweig des Nils nennen, allein dies geschieht aus schierer Unwissenheit, weil sie zu gleicher Zeit behaupten, dass, sollte der Abbay seinen Lauf durch Shawa (Schoa) nach dem Becken des Hawash nehmen, Agyptens Ärnten vor Trockenheit umkommen müssten".

[186] (p. 171.) Selbst wenn einigen von ihnen die Existenz eines grössern Arms bekannt geworden sein sollte, so würden sie doch natürlicher Weise keinen Grund absehen, ihre Nomenklatur abzuändern. So ist es ganz gewiss, dass die Einwohner von Sennáár fortfahren würden, den Fluss, an welchem diese Stadt steht, „Nil" zu nennen (Inglish sagt, dass sie ihm den Namen *Adit* geben), wenn gleich die *Kaufleüte* dieser Stadt den Bahr el Abyad als den grösseren von beiden Flüssen kennen. Vergl. Burckhardt's „Travels in Nubia", p. 350 sq.

[187] (p. 171.) Mémoires de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles-Lettres, vol. XXVI.

[188] (p. 171.) Life of Bruce, p. 148.

[189] (p. 172.) Journal R. G. S., vol. II, p. 185.

[190] (p. 172.) Werne sagt („Blick in das Nil-Quellland“ p. 42; und „Monatsberichte“, Neue Reihe, Bd. II, p. 16): — „Die erste Expedition drang vor *bis zum Lande Elliab* (6° 30′ N. Breite) am 27. Januar 1840. Ihre astronomischen Beobachtungen sind falsch, wenn sie den 3° 35′ angaben“.

[191] (p. 173.) In Folge der Zweifel, welche Russegger in seinen „Wissenschaftlichen Beobachtungen“ p. 66 über die von d'Arnaud und seinen Genossen erhaltenen geographischen Resultate erhoben hat, indem er sich vorstellte, dass diese Reisenden nicht mit Instrumenten zur Anstellung der erforderlichen Beobachtungen versehen gewesen seien, hat Jomard eine formelle Erklärung über diesen Gegenstand in seinen „Observations sur le Voyage au Darfour“ (8vo, Paris 1845) p. 73 sqq. abgegeben. Er sagt: — „Die Beobachtungen wurden zwischen dem 19. November 1840 und dem 2. Februar 1841, und zwischen dem 5. Februar und 1. Juni angestellt; ihre Zahl belief sich, zwischen Khartúm und dem äussersten Punkte der erreicht wurde, auf ungefähr achtzig, davon 39 während der Bergfahrt (wovon 28 Breiten- und 11 Längenbestimmungen sind) und 43 auf der Thalfahrt angestellt worden sind. Die Längen gründen sich auf Monddistanzen und Zeitübertragung mit dem Chronometer. Der äusserste Punkt der Expedition, in 4° 42′ 42″ N. Breite, liegt am Ende der Insel Jeankar, zwischen dem Dorfe Waleny, am rechten Ufer des Bahr el Abyad, dem Dorfe Alacone, auf dem linken Ufer, und den Bergen von Belenia und Korek gegen Süden“; — [nach d'Arnaud's Karte liegen diese Berge, jener (Bellenia genannt) östlich, dieser westlich vom Bahr el Abyad, ungefähr im Parallel der Insel Dscheankar (Jeankar); — Bgs.] — „Ich könnte“, fügt Jomard hinzu, „die Namen der andern Beobachtungs-Stationen geben. Die Instrumente, mit denen die Beobachter versehen waren, bestanden in einem Reflections-Kreise, einem Chronometer von Bréguet, Sextanten mit künstlichen (Spiegel- und Quecksilber-) Horizonten, und ausserdem aus Kompassen, Thermometern, Barometern, Hygrometern etc.«. In einem Briefe vom 23. Januar 1847 sagt mir Jomard ferner, dass er jetzt im Besitz von d'Arnaud's Spezialkarte, drei Mètres (etwa zehn Fuss englisch) lang sei, und er unlängst sämmtliche Original-Beobachtungen empfangen habe, die jetzt der Berechnung unterlägen. Das Reisetagebuch bestehe aus drei Bänden und sei mit Ansichten und Durchschnitten des Stromthals, die fast täglich gezeichnet worden, angefüllt; ausserdem enthalte es eine Menge barometrischer und meteorologischer Beobachtungen überhaupt. — Ich habe geglaubt, diese Anmerkung hier einschalten zu müssen, weil Zweifel über den äussersten, von d'Arnaud erreichten Punkt in der Königlichen Geographischen Gesellschaft erhoben wurden, in welcher diese Abhandlung zum Vortrag gekommen ist. — 13. Februar 1847.

[192] (p. 173.) Bulletin de la Société de Géographie, 2me Série, T. XVIII, p. 367 sq.; T. XIX, p. 89 sqq. und p. 445.

193 (p. 173.) Allgemeine Preüssische Zeitung, Nr. 204 vom 24. Juli 1844 (siehe Note 11 dieser Abhandlung, S. 30. — Bgs.]

194 (p. 174.) Blick in das Nil-Quellland, S. 42 ff.; vergl. auch „Monatsberichte (der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin)", Neüe Reihe, Bd. II, p. 16 ff.

195 (p. Bulletin de la Société de Géographie, T. XIX, p. 90.

196 (p. 174.) Nicht bloss auf der zweiten, wie man aus Werne's Bericht ersieht, der von „mehreren Tagen" spricht, die am Sobát hinaufgegangen wurden („Bliek" S. 47), sondern auch auf der ersten Expedition unter dem Befehl des Fregatten-Kapitains Selim Bimbaschi wurde der Seboth, Telkhy, Telqy, Schelkyh, und zwar auf der Rückreise, beschifft. Man sehe „premier Voyage à la recherche des sources du Bahr-el-Abiad ou du Nil-blanc", p. 65 sqq. (Besonderer Abdruck aus dem Bull. de la Soc. de Géogr., den ich Jomard's freündlicher Mittheilung verdanke). Bgs.

197 (p. 174.) Bulletin, T. XIX, p. 90.

198 (p. 174.) Werne im „Blick in das Nil-Quellland", p. 47. Von Selim Bimbáschi, dem Befehlshaber der ersten Expedition, wird dieser Fluss Bahr el Sebót, oder Sebát, und Schelfyh, Tel*k*y oder Tel*kh*y genannt (Bulletin, 2me Série, T. XVIII, p. 26, 171). Dies letztere ist augenscheinlich ein Irrthum beim Schreiben von ق für ف; denn nicht allein Werne, sondern auch Thibaut, der ebenfalls an der Expedition Theil nahm, haben Tel*f*i (Ebendaselbst, p. 382). Thibaut legt ferner dem Sobát den Namen Blauer Fluss und Kety bei, welche letztere Benennung von Werne dem Hauptstrom des Bahr el Abyad gegeben wird. Die Officiere der ersten Expedition beschreiben des Wasser des Sobát als von röthlicher Farbe (rougeâtre), die indess, sagen sie weiter, nur wenig verschieden von der des Weissen Stroms selbst sei (Ebendaselbst p. 171). Was übrigens die Anwendung der Ausdrücke „Makádah" und „Habesch" anbelangt, so vergleiche man die Anmerkung 1 dieses Versuchs oben S. 28 u. 29).

199 (p. 174.) Bulletin de la Société de Géographie, 3me Série, T. IV, p. 65 sq.; Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. IV, p. 138.

200 (p. 201.) Hier wiederholt sich Beke's Irrthum, indem er sagt: the river of Habesh, *which was ascended by Mr. Arnaud and his companions*; wofür ich die im Text stehenden Worte gesetzt habe. Vergl. oben Note 196. — Bgs.

201 (p. 175.) Russegger in der schon oben, in der Note 167, S. 195, erwähnten Flugschrift.

202 (p. 175.) Cailliaud, a. a. O. T. III, p. 47.

203 (p. 175.) In meinem Notizbuche habe ich eine Masse Nachrichten, die ich von verschiedenen Abessiniern und Gallas in Gódscham und an anderen Orten gesammelt hat, die aber, weil sie in keinem Zusammenhange

tehen, nicht so schnell, als ich es wol wünschte, nutzbar gemacht werden können. Indessen soll es von Zeit zu Zeit geschehen, wie ich es im gegenwärtigen Falle mit dem Galla-Haüptling Wakontále gethan habe.

[204] (p. 176.) Man vergleiche Russegger's Reise, Bd. II, Abth. II, p. 88. In dem Auszuge aus Russegger's Flugschrift ist die Entfernung von Lerha nach dem „Bahr-el Abyad" nur zu drei Tagereisen, in der „Reise" aber zu fünf angegeben.

[205] (p. 176.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 268.

[206] (p. 177.) Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. I, p. 263.

[207] (p. 177.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 268.

[208] (p, 177.) Ebendaselbst.

[209] (p. 177.) „Par 8° latitude N. . . . commence le pays des Nouers . . . la couleur de leur peau tire sur le rouge; les cheveux ne sont pas crêpus". — Bulletin, 2me Série, vol. XVIII, p. 382.

[210] (p. 177,) Wichtig würde die Bestimmung sein, ob die Sprache dieses rothen Volks der Nuwérs verwandt ist mit der Sprache der Gallas, oder mit der der Góngas, der frühesten Bewohner des Tafellandes jenseits Káffa bis zum Abáï. Ist die Angabe meiner Géderu-Berichterstatter wörtlich zu nehmen, so sind die Nuwérs ein Galla-Stamm.

[211] (p. 178.) Bulletin, 2me Série, T. XIX, pp. 91, 93.

[212] (p. 178.) Blick in das Nil-Quellland, p. 48.

[213] (p. 179.) Journal R. G. S., vol. XII, p. 57, und A Statement of Facts etc., p. 7.

[214] (p. 179.) Bulletin, 2me Série, T. XII, p. 189.

[215] (p. 179.) Monatsberichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Jahrgang IV (1842—43), p. 172 sqq. — [Da hier von Krapf's geographischer Thätigkeit die Rede ist, so kann ich nicht umhin, eines Curiosum's Erwähnung zu thun, welches dieselben „Monatsberichte" der Gesellschaft für Erdkunde, in ihrem II. Jahrgange (1840—41) p. 95 enthalten. In meinen „Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde" vom J. 1840, 3te Reihe, XI. Bd., ist nämlich, auf p. 66—70, eine kurze Nachricht von Isenberg's und Krapf's Reise nach Shoa mitgetheilt worden, woraus ein Berichterstatter der Berliner Geographischen Gesellschaft Anlass genommen hat, einen „grandios" ergötzlich abgefassten Ausfall auf meine Annalen zu machen, der in den „Monatsberichten" a. a. O. abgedruckt ist. Ich muss bemerken, dass mir der betreffende Jahrgang II lange nach seinem Erscheinen, erst vor etwa zwei Jahren bekannt geworden ist; dass der Berichterstatter einen, in der geographischen Literatur wohl bekannten Namen führt, von dem ich aber nicht voraussetzen mag, dass er, der Verfasser der „Erdkunde im Verhältniss zur Natur und zur Geschichte des Menschen", auch der Abfasser jenes „cüriösen Libells" sei. Muthmasslich hat die Berliner

geographische Gesellschaft zwei Mitglieder desselben Namens, davon die zweite, unbekannte Grösse ihr kritisches Talent in jugendlichen (?) Übermuthe an meinen Annalen hat üben wollen. Bevor ich nicht über jene Vermuthung im Klaren bin, halt' ich es nicht für angemessen und für Zeitverschwendung, gegen den Berichterstatter auch nur Ein Wort zu verlieren. — Bgs.]

216 (p. 179.) Harris' Highlands of Ethiopia, vol III.

217 (p. 180.) McQueen's Geographical Survey of Africa, p. 236. Man vergleiche die Anmerkung 129, oben p. 190.

218 (p. 180.) Siehe oben p. 162.

219 (p. 180.) Desgleichen p. 163.

220 (p. 180.) Der Werth dieser Karte ist von der Art, um es sehr bedauern zu müssen, dass sie nicht in dem Journal der Königlichen Geographischen Gesellschaft gleichzeitig mit der Denkschrift erschien, in welcher sie erwähnt ist. Sie erfolgt jedoch bei dem vorliegenden Versuche. — [Ich wiederhole sie hier (auf Taf. II) ganz in derselben Form, wie sie Beke mitgetheilt hat, ohne Veränderung und Umschreibung der englischen Orthographie. Zu beklagen ist es, dass Beke sich nicht gemüssigt gesehen hat, seiner eben so umfassenden, als gelehrten Untersuchung, die er, zu bescheiden, immer nur einen „Essay" nennt, eine Karte beizufügen, die höchst wünschenswerth bleibt, wenn sie auch nur die Hauptumrisse des hydrographischen Systems des Ober-Nils enthält. Mögt' er doch Veranlassung nehmen, diesem Mangel abzuhelfen und in einer Skizze das nothwendige Orientirungsmittel mitzutheilen. Alle bisherigen Karten über diese Erdgegend lassen uns im Stich. Unter den deütschen giebt es eine, welche den nachstehenden riesenförmigen Titel führt: — „*Karte zur Dartellung des oberen Nillandes und des östlichen Mittel-Afrika*, nämlich: Habessinien, Sennar, Kordofan, Darfur, Fazoglu, Godjam, Schoa, Adel, Somaut, Harar, Zendjero, Kaffa und Enarea nach den Karten und Berichten von Cailliaud, Beke, Krapp und Isenberg, Rochet, Russegger, Tamisier und Combes, Selim Pascha, Artim Bey, den Brüdern Abbadie, Lefebvre, Rüppel, Browne, Bruce, Poncet, Alvarez, Fernandez, Tellez, Salt, Cadalvene, Kirk, Barker, Harris und Arnaud. Ferner nach den Kartenskizzeu des Sultan Teima, des Itinerair des Ouari nach Jomard, des Dilbo nach Krapp, der Itinerarien mehrerer Somali's nach d'Avezac, der Karte zu Burkhardt's Travels in Nubia, Berghaus' Karte von Arabien und Moresby Map of the Red Sea 1836. Entworfen von *Carl Zimmermann*, Seconde-Lieutenant im 2. Bataillon des 21. Infanterie-Regiments. Pyritz 1843. Eigenthum und Selbstverlag des Verfassers. Netto-Preis: 1 Ducaten". — Eine verkleinerte Kopie dieses Blattes, unter dem Titel: „*Übersichts-Karte des oberen Nil-Landes und des östlichen Mittel-Afrika,* von *Carl Zimmermann,* Second-

Lieutenant u. s. w. Berlin 1844" befindet sich bei der, in einigen der früheren Noten bereits mehrfach citirten kleinen Gelegenheits-Schrift: — „Ein Blick in das Nil-Quellland. Vortrag vom 16. März 1844, im Verein wissenschaftlicher Mittheilungen, von C. Ritter. Berlin, G. Reimer. 1844. 72 S. in 8.; worin beide Karten, „der Mehrzahl fast unerträglicher Fabrikate dieser Art" (p. 54) gegenüber, ausserordentlich belobt und als klassisch dargestellt werden; indem es daselbst. u. a. auch heisst: „*Es enthält* dies (Blatt) *die jüngsten, wichtigsten neüen Entdeckungen* auf einem Gebiete, das bisher für geographische Wissenschaft gänzlich unzugänglich geblieben war" (p. 8). Ich aber, von meinem Standpunkte als Herausgeber des, in's Deütsche übertragenen „Versuchs" von Beke, bedauere, sagen zu müssen, dass mir die „grosse Karte", wie ihre „verkleinerte Copie" nur sehr wenige feste Haltpunkte beim Orientiren gewährt haben, und ich in der Nothwendigkeit gewesen bin, auf die ursprünglichen Vorlagen der „Dukaten"-Kompilation jedes Mal zurückzugehen, wenn ich mir ein Bild vom Fluss-Zusammenhang im Geiste schaffen wollte. In dem „Ein(en) Blick in das Nil-Quellland" kommt folgende Stelle vor (p. 11): — „Noch finden sich heüte diese Thiere (Elephanten) dort (am Vorgebirge Guardafui [Ras Dschardafün]), obwol in sehr verringerter Anzahl, vor. In desto grösseren Schaaren sind sie (obwol sie in Ägypten, Nubien und Sennaar gänzlich ausgerottet wurden) in den letzten Jahren weiter südwestwärts, nach dem inneren Lande der Negervölker zu, wieder entdeckt, wo der westliche Nilarm, der Weisse Strom, zu beiden Seiten seiner Ufer von ungeheüern Schilf- und Bambuswälder begleitet wird, deren Sumpfreviere die wahre Domaine dieser Landkolosse geblieben sind! Nicht vergeblich haben die Landkarten der Araber und deren Nachahmungen der Europäer im Mittelalter, bis auf die bunten Kinderkärtchen der Augsburger und Nürnberger herab, jene fabelhaft gebliebenen Gegenden mit Elephanten, Krokodilen, Nilpferden und Nashörnern, mit Negern, Papageien und Affen, und mit stolzen Königsthronen verziert, auf denen grimmige Schwarze mit Federkronen und langen Speeren sitzen, vor denen arabische und saracenische Karawanen sich neigen; *hier tritt die Kindheit der phantastischen Vorstellung* noch mit dem wahren Zustande der Gegenwart vollkommen zusammen!" Was eine Gewohnheit der Augsburger und Nürnberger „Kinderkärtchen" des siebenzehnten Jahrhunderts war, seitdem aber — schlafen gegangen ist, hat der „Pyritzer" Geograph des neünzehnten Jahrhunderts wieder in Gang zu bringen gesucht, indem seine Karte, wenn auch nicht mit „anmüthigen Abbildungen" jener Gegenstände, doch mit den Namen derselben, besetzt ist, wie u. a.: der Elephanten, Giraffen, Krokodile, Nilpferde, Eisenminen, des Kaffee's, der Baumwolle, der Menschenfresser — und man in ihr die niedliche Bemerkung lies't: — „Auf den durch eine Schattirung verschleierten Landstrich ist leider noch immer

der alte Reim anwendbar: In der Karte von Afrika — Stehen statt Städten, Elephanten da." Es ist zu beklagen, dass es „dem Verfasser für jetzt (1843, bei Ausgabe der Karte) „nicht möglich" gewesen „ist, eine Analyse, welche die Begründung dieses Kartenversuchs enthielte, herauszugeben"; wir würden dann ohne Zweifel die Gründe gehört haben, warum er der nordöstlichen Küste von Afrika, unterm 5° N. Breite, eine Lage gegeben hat, die von der bisherigen Stellung — welche, mindestens bis heute, als die wahre anzusehen ist — ganz abweicht. Es handelt sich hier um die geographische Länge des *Ras Asuád*, oder des Cap Bassas der portugiesischen Seefahrer. Nach den sorgfältigen Beobachtungen des Kapt. W. F. W. Owen, (welcher bekanntlich die ganze Küste von Afrika geo- und hydrographisch genau aufgenommen hat, von Congo bis zum Kap Dschardafún) liegt dieses Vorgebirge unter 4° 34',2 N. Breite und 47° 59',5 O. Länge von Greenwich (Horsburgh, India Directory, 3d Edit. Lond. 1826, vol. I, Appendix, p. 14; vergl. meine „Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde", Jahrgang 1830, Bd. II, p. 241). Diese Längenbestimmung stützt sich auf Zeitübertragung vom Meridian der Flaggenstange von Bombay, dessen absolute Länge, seit Owen's Zeit, eine genauere Bestimmung erhalten hat, indem sie wahrscheinlich in 72° 53' 42" O. Grw. angenommen werden kann (vergl. mein Buch über „Mappirungskunst", p. 350). Der Längenunterschied zwischen Bombay und Ras Asuad beträgt aber, nach Owen's Chronometern, an Bord des Schiffes Leven, 24° 50' 50" W., daher ergiebt sich die *verbesserte Länge von Ras Asuád* = 48° 2' 52" O. Grw. = 45° 52' 37" O. von Paris. (Alle anderen Längenbestimmungen, die es für dieses Vorgebirge „Bassas" noch giebt [Horsburgh, a. a. O., vol I, p. 223, meine „Annalen" a. a. O., S. 241, 242) müssen, als minder zuverlässig, ganz unberücksichtigt bleiben). Nun aber setzt der Pyritzer Geograph Ras Asuád (Asoúad), abgesehen von der Breite, die um 20' zu gross ist, in 46° 42' O. Länge von Paris, mithin um 50' zu weit gegen Osten, wodurch die Küste von Afrika, statt der geraden Linie, welche sie zwischen Magadoscho (Makadischó) (2° N. Breite) und dem Ras Dschardafún bildet, eine konvexe Ausbiegung oder einen — Buckel erhalten hat, von dem man zeither nichts wusste. — Ich habe geglaubt, bei dieser Untersuchung über die geographische Länge von Ras Asuád etwas länger verweilen zu müssen, weil die unrichtige Darstellung der Pyritzer Dukaten-Karte auch schon in einige der „unerträglichen Fabrikate dieser Art" — sans façon übergegangen ist. — Note vom 4. December 1847. Bgs.]

221 (p. 180.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 267. In meinem Notizbuche find' ich die folgende Bemerkung, welche in Wogádsh bei Jedschúbbi (Yejúbbi) am 20. Januar 1843 geschrieben ist: — „Hádschi Mohammed Núr, ein Kaufmann, der nach Enárea Handel treibt, berichtet mir, dass der Gódscheb auf dieser Seite (d. i.: nördlich) von Káffa entspringe und südwärts fliesse;

dann käme er, indem er sich rund um nach Westen krümme, wiederum nach Norden, *und vereinige sich mit dem Abaï oder Bahr el Azrek bei Khártum, da er in der That der Bahr el Abyad sei.* Er zeichnete den Lauf dieses, wie des Bahr el Azrek mit einem Stock auf den Boden und sprach in ganz positiven Ausdrücken von der Sache. Er zeigte sich als ein höchst verständiger Mann und war in Agypten, Bombay etc. gewesen etc.". — Ich habe diese Bemerkung unter der Masse meiner Reise-Notizen bisher ganz übersehen. — 13. Februar 1847.

[222] (p. 180.) Bulletin de la Société de Géographie, 3me Série, T. I, p. 54.

[223] (p. 180.) Ebendaselbst, 2me Série, T. XIX.

[224] (p. 181.) Ebendaselbst, desgleichen, T. XVIII, p. 379; T. XIX, p. 445.

[225] (p. 181.) Bis zum 3. Mai 1844 (man sehe „Blackwood's Magazine" for June 1844, vol. LV, p. 735) behauptete McQueen, dass der „Gotschob .... Dschubb bei den Arabern, Gowend oder Govend bei den Somauli, Jumbu (Yumbu) bei den Souahilis und Danesa bei den Gallas heisse". „Der Dedhasa (sprich Nassal) müsse mit dem Daneza oder Danesa für einerlei gehalten werden" (Ebendas. p. 734). Hiermit ist vermuthlich nicht gemeint, dass „Nassal" ein anderer Name für den Fluss sei, sondern dass „Dedhésa", *wenn es Nasal-isch ausgesprochen wird*, zu „Danesa" werde. Möge dies auch sein, so müssen wir doch die Richtigkeit der, um dieselbe Zeit erschienenen McQueen'schen Karte vom 15. März 1844 in Frage stellen, auf welcher drei verschiedene und abgesonderte Flüsse — der Dedhésa, der Oberlauf des Blauen Stroms; der „Gotschob" (d. i.: Gódscheb), ein Nebenfluss des Weissen Stroms; und der Dschubb oder Gowin (d. h.: der Wábbi-Giwéyna), welcher sich in das Indische Meer ergiesst — allesammt als Theile eines und desselben Stroms dargestellt sind.

[226] (p. 181.) Man sehe über diesen Gegenstand Nouvelles Annales des Voyages, 1846, T. III, p. 235 sq.

[227] (p. 181.) United Service Journal for January and February, 1845.

[228] (p. 181.) Diesem entgegengesetzt behauptet ein Londoner Korrespondent von Jomard in einem Briefe vom 16. November 1846: — »Ich habe einen Brief in Händen von einem Manne ..... der den Fluss Dschubb in einem grossen Kanoe 240 Meilen, nach seiner Rechnung, hinaufgefahren ist: *Er sagt, dass dieser Fluss derselbe sei, als derjenige, welchen Major Harris Gotschob nennt*". — Bulletin de la Société de Géographie, 3me Série, T. III, p. 67.

[229] (p. 181.) Gunarlie = Ganáli, Ganana von d'Abbadie in der „Esquisse du Pays de Sçoumâl" im XVII. Bande des Bulletin de la Société de Géographie. — F. S.

[230] (p. 182.) United Service Journal for January and February 1845, p. 128.

[231] (p. 182.) Dies ist ungefähr die Richtung, welche dem Flusse nach einheimischen Erkundigungen vom Lieutenant W. Christopher in seiner „Sketch of the Lower Courses of the Jubb and Haines Rivers, on the N.E. Coast of Africa“ im vol. XIV, part. I des Journal R. G. S. angewiesen wird.

[232] (p. 182.) United Service Journal, a. a. O., p. 283.

[233] (p. 182.) Nach d'Abbadie liegt Sakka, die Hauptstadt von Enárea, in 8° 12′ 30″ N. Breite und 34° 18′ 36″ O. Länge von Paris oder 36° 38′ 58″ O. von Greenwich. Bulletin de la Société de Géographie, 3me Série, T. IV, p. 231.

[234] (p. 182.) Fernere Untersuchungen haben die hier ausgesprochene Ansicht vollständig bestätigt. *Wábbi* ist nicht ein Eigenname, sondern ein Appellativum, welches „Fluss“ bedeütet. D'Avezac in seinem (Note 229 angeführten) „Esquisse sur la Géographie du Pays de Sçoumâl“, p. 109, vermuthete sehr richtig, dass dies der Fall sein müsse, um so mehr, als die, von Antoine d'Abbadie gesammelten Nachrichten über die verschiedenen also genannten Flüsse — Nachrichten, auf die sich jener „Versuch“ stützt — nicht auf einen einzigen Strom anwendbar sein könnten. Hiernach ist d'Abbadie's „Wébigi-weyna, c'est à dire le grand Wébi“ (Ebendaselbst p. 98), welcher „Name Wábbi-Giweyna“ gelesen worden ist, ganz einfach *der Fluss Gowin*, oder Dschubb, den Arc Angelo hinaufgegangen ist. Rochet d'Héricourt, in seiner „Second-Voyage au Royaume de Choa“ p. 274 erwähnt, er habe gehört, dass *der Fluss* (Wábbi), *welcher bei Dschuba* (Juba) *in das Indische Meer fällt* — folglich der Wábbi-Giwéyna oder Gowin — der Pseüdo-Gódscheb oder „Godschob“ — seine Quelle in dem Galla-Lande Korschássi (Korchássi) habe, südlich vom See Zuwáï, d. i.: unfern (near) vom Rande des Tafellandes, und dass er daselbst durch einen grossen See fliesse. Er bekam auch ferner Nachrichten vom Fluss (Wábbi) von Hárrar; da er aber von dem Ausdruck „Wabbi“ verleitet wurde, und voraussetzte, beide Flüsse seien nur Einer, so lässt er in seiner Karte den zuerst genannten rund um nach Nordosten gehen, bevor er zum Meere hinabfliesst, als wäre er der Quellfluss des zweiten. Wenn aber der Wábbi von Hárrar sich wirklich mit dem Wábbi-Giwéyna vereinigt, so muss er ein besonderer Zweig dieses Flusses, ganz verschieden von dem Arme sein, der in Korschássi entspringt. Er kann indessen ein ganz verschiedener Fluss sein, namentlich der Fluss Haines von Lieut. Christopher (Journal R. G. S., vol. XIV, p. 96). — Note vom 12. März 1847. — [Die Pyritzer Dukaten-Karte von 1843 hat folgende scharfsinnige Bemerkung: — „Der Lieutenant Christopher schiffte 1843 nördlich vom Jeb Fluss einen breiten und tiefen Strom 160 miles hinauf, den er unangemessener Weise Haines Fluss nannte. War es ein Arm des Faf, der Gotschob oder ein dritter bisher unbekannter Fluss??“ In Christopher's Bericht (Journal R. G. S., vol. XIV, p. 76 sqq.) steht kein Wort,

14

dass er den Fluss, — welchen er zu Ehren des Kapt. Haines nennt, weil er „keinen einheimischen, auch keinen allgemeinen Namen bei den Arabern führt“ (a. a. O., p. 96) — 160 Meilen weit hinaufgeschifft sei. Er hat diesen Fluss, der mit der Küste eine lange Strecke parallel läuft, um sich in einen Strandsee zu ergiessen, welcher eine „unmessbare“ (unfathomale) Tiefe haben soll, von drei Küstenpunkten aus besucht, nämlich von Bravah, Merkah und Makadischó. Von der zuletzt genannten Stadt, die bei den Sómális „Hanir“ heisst, war der Fluss am weitesten entfernt, nämlich 22 Meilen. Da liegt an seinen Ufern die Stadt Girédi, welche von dem Flusspunkte im Meridian von Bravah 90 Meilen entfernt ist. Beschifft hat Christopher diesen Fluss gar nicht. — Note vom 4. December 1847. [Bgs.]

235 (p. 183.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 264 sqq.

236 (p. 183.) Athenaeum, No. 906 vom 8. März 1845, p. 243.

237 (p. 183.) Bulletin de la Société de Géographie, 3me Série, T. III, pp. 52 sqq., 311 sqq.

238 (p. 184.) Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. I, pp. 260 sqq., 365 sqq.; T. II, p. 107 sqq.

239 (p. 184.) Die Quelle des Gódscheb setzt d'Abbadie („Nouvelles Annales des Voyages“, 1845, T. II, p. 112) in ungefähr 7° 20′ N. Breite und 1° 20′ Länge (geschätzt) W. von Sákka, folglich etwa 35° 20′ O. von Greenwich. Ihre Lage ist bestimmt durch die Position, u. a., der Brücke von Kángkati (Kankatti), zwei Tagereisen oder 30 Meilen von der Quelle, auf welcher Brücke jener Reisende den Fluss auf seinem Wege von Sákka nach Bónga, passirte. Erwägt man aber die Positionen der beiden Städte auf der *geraden* Strasse, zwischen denen Kángkati zu liegen, ich stets verstanden habe, so muss dieser zuletzt genannte Platz mindestens *sechzig* Meilen von der Quelle des Gódscheb entfernt sein.

240 (p. 184.) Siehe über denselben Gegenstand die Angabe von Hádschi Mohammed Núr, in der Anmerkung 221, p. 203.

241 (p. 184.) Man vergleiche oben p. 174 ff. dieser Abhandlung.

242 (p. 185.) Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II, p. 114.

243 (p. 185.) Ebendaselbst, T. I, p. 114.

244 (p. 185.) Ebendaselbst, T. II, p. 365.

245 (p. 185.) Die Furth von A'muru bei d'Abbadie ist Mélka-A'bro, die Furth in Shinasha auf dem Wege von Búrie nach A'muru.

246 (p. 185.) Vergleiche oben p. 176 ff.

247 (p. 189.) Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. I, p. 365.

248 (p. 185.) Siehe oben p. 176.

249 (p. 186.) Von diesem Gesichtspunkte aus kann sich die Tradition der Gallas, dass sie von Bar' gámo — d. h.: von *jenseits des Báro* — ge-

kommen seien (siehe Journal R. G. S., vol. XIII, p. 269) dahin auflösen, dass ihre Ursitze *jenseits des Nils* waren.

[250] (p. Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II., p. 114.

[251] (p. 186.) Ebendaselbst.

[252] (p. 185.) Ebendaselbst, p. 112.

[253] (p. 186.) Ebendaselbst, p. 115.

[254] (p. 186.) Ebendaselbst.

[255] (p. 187.) Bulletin de la Société de Géographie, 2me Série, vol. XIX, p. 439.

[256] (p. 188.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 255.

[257] (p. 188.) Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II, p. 112.

[258] (p. 188.) Ebendaselbst, p. 113.

[259] (p. 189.) Ptolemäus, Lib. IV, cap. IX, p. 115 (Edit. Bertii, p. 131).

[260] (p. 189.) Sylvestre de Sacy sagt: — „On traduit ordinairement le nom de ces montagnes par *les monts de la Lune*, et j'ai suivi cet usage. Je ne sais si les Arabes ont pris originairement cette dénomination de Ptolémée, qui place les sources du Nil bien au-delà de l'équateur, dans les hautes montagnes de la Lune, σελήνης ὄρος. On peut croire, qu'ils entendent effectivement aujourd'hui le mot قَمَر, nom qu'ils donnent à cette montagne, dans les sens de *la lune*, en le prononçant *Kamar*, puisque Léon Africain (*) dit du Nil: *Alcuni vogliono ch'ei nasca dai monte della Luna.* Je ne crois pas cependant, que c'est l'opinion des anciens écrivains Arabes, qui prononcent ce mot قُمْر *Komr*. Makrizi (**), qui détermine positivement cette prononciation, ainsi que l'auteur du *Kamous*, dit que dans la mer de Zanguebar il y a une grande île dont la longueur est de quatre mois de marche sur une largeur de vingt journées, et qui fait face à l'île de Ceylan, que parmi les diverses contrées que renforme cette île, il y en a une, nommée *Komryyia*, قُمْرِيَّة, d'un oiseau nommé *Komri*, قمرى prend son nom. Il ajoute que cette île se trouvant trop petite pour son immense population, plusieurs de ses habitans passèrent sur le continent, et qu'ils formèrent divers établissemens sur les côtes au pied de la montagne qui prit d'eux le nom qu'elle porte de *montagne de Komr*, جبل القُمْر. Aboulféda (***) rejette positivement l'opinion de ceux qui prononcent *Kamar*, et qui dérivent ce nom de celui de la Lune. Comme le mot قُمْر *Komr* est le pluriel de أَقْمَر, qui signifie un *objet d'une couleur verdâtre*, ou *d'un blanc sale*, suivant l'auteur de *Kamous*, il parait que quelques écrivains ont cru que cette montagne tirait son nom de sa couleur. D'autres semblent avoir voulu réunir ces deux étymologies, en attribuant à cette mon-

tagne des couleurs qu'elle doit, suivant eux, aux diverses phases de la lune" (****). — Relation de l'Egypte, par Abd-Allatif (4to, Paris, 1810), p. 7 sqq.

*) Descr. dell' Africa, dans la Collection de Ramusio, T. I, fol. 98 B. — **) Man. Arab. de la Bibl. Imp. No. 682, fol. 29 recto. — (***) Büsching's Magazin für die neüeste Hist. u. Geogr., Bd. IV, S. 175. — (****) Not. et Extr. des Man., T. III, p. 155.

261 (p. 190.) Es würde keine Schwierigkeit darbieten, eine Menge Beispiele hierfür anzuführen; es wird indessen an Einem genügen, das unserm Falle vollkommen ähnlich ist. W. J. Hamilton, in seinen „Researches in Asia Minor", vol. II, p. 103 sq., bemerkt, dass der Name *Bálkiz*, der einigen Ruinen beigelegt ist, von den Eingebornen so genommen werde, als bestehe er aus den Wörtern *Bál* „Honig" und *Kiz* „Mädchen", und es gehe demgemäss die Sage von einem schönen *Mädchen*, der Tochter eines Königs, welche die lieblichste ihrer Zeit war, und so süss, wie *Honig*. Hamilton bemerkt aber sehr richtig, dass das Wort nichts anderes sei, als *bala* = *παλαια*, „Alt", und *Kiz*, verderbt aus *Κυζικος* — d. i.: „Alt-Cycicus"! — [Bálkiz „Honig-Mädchen" kann nicht mit Balkis, der Königin von Saba, verwechselt worden; obgleich beide im Türkischen nahe gleich lauten, da der Endbuchstabe z den Ton von s hat. — F. S.]

262 (p. 190.) In diesem letzteren Falle könnte es sogar sein, dass die Araber, indem sie mit den Einwohnern dieses Landes in Verbindung stehen, darauf geleitet worden seien, den Namen unmittelbar, und nicht durch Vermittelung des Griechischen zu übersetzen.

Über die Völker am Bahŕ el Abyad oder Weissen Strom.

Nach den auf den ägyptischen Expeditionen gesammelten Erfahrungen.

In seinem, an Jomard gerichteten Briefe aus Cairo vom 12. Januar 1843, bemerkt d'Arnaud Nachstehendes: —

Die natürliche Eintheilung der verschiedenen Völker, welche die Ufer des Weissen Stroms bewohnen, bietet uns, nach ihren

Sprachen, vier wohl unterschiedene Gruppen dar: *die nomadisirenden Araber*, *die Scheluks*, *die Dinka* und *die Barry*, davon drei in mehrere Stämme, deren jeder seine besonderen Interessen hat, folgendermassen unterabgetheilt sind: —

Stämme	Sprache
Mahamoudiés . . .	Arabische Sprache.
Cababischen	
Hassanats	
Hassanyés	
Dschemelyés . . .	
Bagaras	
Scheluks	Scheluk - Sprache.
Dinkas	Dinka - Sprache.
Nuerrs	
Kéqués od. Kyks	
Benduryals	
Thüttü	
Bhorr	
Héliabs, Elliab . .	Barry - oder Béhr - Sprache.
Schiers	
Elliens	
Bambar	
Bokò	
Barry, Bérhs . . .	

Die Stämme der ersten, oder *arabischen* Abtheilung dieser Übersicht bewohnen die beiden Stromufer. Es sind nomadisirende Hirten, deren Heerden aus Kameelen, Rind- und Schaafvieh etc. bestehen; auch halten sie einige, doch schlechte Pferde, die sie aus Kurdofan beziehen. Im Binnenlande säen sie, von den tropischen Regengüssen begünstigt, etwas Durah aus, deren Korn, mit der Milch ihrer Heerden, ihr Nahrungsmittel ausmacht. Sie verändern ihre Weideplätze je nach der Jahreszeit und vermeiden so die Unannehmlichkeiten, denen sie ohne diese Vorsicht ausgesetzt sein würden. Hiernach können ihre Wohnungen, wie sich leicht errathen lässt, nur Zelte sein, und ihr Handel nur ein Austausch von Vieh und Sklaven gegen etwas grobes Baumwollenzeüg, woraus sie Hem-

den mit weiten Ärmeln, ihr einziges Kleidungsstück, verfertigen. Ihre Gebraüche bieten höchst merkwürdige Eigenthümlichkeiten dar.

Die *Scheluks*. — Dieses zahlreiche und arglistige Volk bewohnt das linke Ufer auf einer Strecke von etwa hundert Meilen (von 10° 50′ N. Breite an, wo die Weideplätze der Bagaras ihre südliche Gränze haben). Die Volksmenge kann, ohne eine Übertreibung zu fürchten, auf *eine Million* geschätzt werden. Auch die Scheluks sind Hirten. Trotz des guten Bodens in ihrem Gebiete säen sie doch wenig Durah und ziehen es vor, von den Körnern der in den benachbarten Sumpfniederungen wild wachsenden Pflanzen, vom Ertrag des Fischfangs, ihrer vornehmsten Beschäftigung, und von den Raubzügen zu leben, die sie zu den benachbarten Volksstämmen unternehmen. Zu dem Endzweck fahren sie in ihren Piroguen, die sie mit grossem Geschick sehr gut zu regieren wissen, bis zum 14° nördlicher Breite, und zuweilen sogar bis zur Spitze der Insel von Sennaar hinab, indem ihnen die grossen bewaldeten Inseln dieser Gegenden zu Raubnestern dienen. Der Ruf der Grausamkeit und Treülosigkeit, in dem sie stehen, hat es bisher verhindert, mit ihnen in dauernden Verkehr zu treten. Sie kennen noch nicht den Luxus irgend eines Kleidungsstückes. Dieses Volk erkennt als seinen Oberherrn einen Mek an, der jetzt (1843) Niedak heisst, und eine grosse Macht besitzt. Der Gegenstand ihrer Anbetung ist *Niécama*, der sich ihnen in der Gestalt eines Baumes zeigt. Sie wohnen in hübschen Dörfern, davon jedes aus drei- bis vierhundert Tuculs (Wohnung von Cylinder-Form) besteht, die von Lehm aufgeführt und mit Stroh gedeckt sind und, dicht an einander, längs des Ufers in einer, zwei, auch drei Reihen stehen.

Die *Dinkas* — und die verschiedenen andern Stämme, welche ungefähr dieselbe Sprache reden, sind durchaus Hirten, ausschliesslich mit Rindvieh-, Schaaf- und Ziegenheerden. [Die eigentlichen Dinkas wohnen, zufolge der Karte von d'Arnaud, auf dem rechten Ufer des Bahr el Abyad vom 12° N. Breite bis zum Sobat unter 9° N., wo das Gebiet der Nuerrs, Nuéres, Nuwers, beginnt, welches sich, ebenfalls auf dem rechten Ufer, bis zum 8° erstreckt. Dort beginnen, zu beiden Seiten des Stroms, die Wohnsitze der Kéqués

oder Kyks, die sich bis 6° 40′ N. erstrecken, wo auf dem linken Ufer das kleine Gebiet der Benduryals, auf dem rechten das der Thütül, jenem gerade gegenüber, anfängt, worauf oberhalb der Benduryals die Hêliabs, und oberhalb der Thütül die Bhorr folgen, die im 6° N. Breite das Sprachgebiet der Dinkas auf der Südseite schliessen.] Die Dinkas kommen an die Stromufer nur dann, wenn die brennenden Sonnenstrahlen alle Vegetation im Binnenlande zerstört haben. Sie säen sehr wenig Durah und leben, wie die Schelluks, von Körnern, die sie sammeln, indem sie ihre Heerden in Mitten der Elephanten-Haufen auf den Grasplätzen weiden lassen, wo sich letztere aufzuhalten pflegen. Ein Theil widmet sich auch dem Fischfang im Strome und in den Sümpfen.

Der Einfluss der Gegenden, in denen sie wohnen, zeigt sich in ihrem Äussern: sie haben ein kränkliches Aussehen und ihre Nacktheit ist hässlich bis zu einem Grade, dass sie Furcht erregen. Dennoch sind die meisten dieser Stämme kriegerisch. Das Rindvieh hat hier sehr grosse Hörner und erinnert an das Vieh der alten Ägypter. Jede Heerde hat einen Stier, der von allen Bewohnern des Landes gefeiert und geehrt wird.

Auch sie wohnen in Lehm- und Strohhütten von verschiedener Gestalt, die aber durchgängig *zerstreüt* stehen; doch lebt der grösste Theil des Volks unter seinen Heerden und in deren Hürden. Sie schlafen bunt durcheinander in der heissen Asche, welche aus dem Verbrennen des Mistes ihres Viehes entsteht, was ausser andern Zwecken auch den hat, Rauch zu machen, um die eben so zahlreichen, als lästigen Muskitos zu verscheüchen. Bei unserer Passage haben sie uns Ochsen in Überfluss, und Elephanten-Zähne zum Tausch gegen Glasperlen angeboten; sie thun es besonders, seitdem sie wissen, dass wir diese Zähne zu haben wünschen, die von ihnen früher nur zur Anfertigung von Armbändern und zu Pfählen benutzt wurden, an die sie ihr Vieh binden.

Die letzten Stämme, welche unter der *Barry*- oder *Bérh*-Sprache, oder als *Béhrs* zusammengefasst sind, führen, wie die übrigen Uferanwohner, ein Hirtenleben, treiben aber auch Fischfang und Ackerbau, und sind von kriegerischer Gemüthsart. Tritt man

in ihr Land ein, dessen nördliche Gränze unterm 6° N. Breite liegt, so bemerkt man mit Vergnügen schöne und üppige Kornfelder, die nach allen Seiten von natürlichen Wassergräben durchschnitten sind, Die Wohlthaten des Ackerbaues und eines kleinen Handels, den sie mit ihren östlichen Nachbarn treiben, verschaffen ihnen eine mildere Lebensweise und jenen freien Stolz, der ihrer hohen und schönen Statur (*) so wohl lässt. Sie fördern am Fuss aller Berge ein sehr gutes Eisenerz, das in grosser Menge vorkommt, und aus dem Eisen verfertigen sie Acker-Werkzeüge, Lanzen und Pfeile zum eignen Gebrauch und zum Tauschhandel. Sie bedienen sich vergifteter Pfeile. Auch sie wohnen in Dörfern von Tuculs, die an den Flussufern, im Binnenlande und auf den Bergen umherliegen.

Mit Ausnahme ihres Gross-Haüptlings, der an Audienz-Tagen mit einem Hemd von blauem Baumwollenzeüg und mit einem Milaïéh bekleidet war, gingen alle ganz nackt und hatten den Leib mit einer rothen, aus Eisenoxyd verfertigten Pomade bemalt. Das weibliche Geschlecht, decenter hier, als anderswo, trägt eine vortrefflich gearbeitete und sehr gut aussehende Schürze von gestrickter Baumwolle um den Unterleib.

In F. Werne's Bericht über die zweite Nil-Expedition, an der er, unter d'Arnaud, Theil nahm, kommen folgende ethnographische Bemerkungen vor: —

Das linke Ufer wird von dem grossen Volke der *Schilluck* (Scheluks) bewohnt, und steht durch seine eigenthümliche Sprache von den übrigen Völkern gesondert.

Die Sprache der *Dinka* dagegen, welche das rechte Ufer bis zum Flusse Sobat inne haben, reicht, mit gewissen Modificationen, bis zum Lande der *Tschierr* (Schirs, Chirs) hinauf.

Von diesen bis in das Königreich *Bari* (Barry u. s. w.) herrscht eine andere Sprache.

Alle diese Völker haben indess die Gewohnheit gemein, die vier untern Schneidezähne auszureissen; doch hat jeder Stamm sein

(*) In d'Arnaud's Urschrift ist die Mannshöhe zu sieben Fuss angegeben.
Jomard.

Unterscheidungszeichen in der Art, sich zu tättowiren, nur machen die Einwohner von Bari hiervon eine Ausnahme. Diese könnte man eigentlich als ein Protoplasma schwarzer Rasse bezeichnen; denn nicht nur, dass diese Menschen bis zur Höhe von 6½ bis 7 Fuss emporschiessen, ein Umstand, der hier auch bei den übrigen Völkern vorkommt, so sind diese riesigen Gliedmassen auch im edelsten Verhältnisse, die Gesichtsform ist oval, die Stirn gewölbt, die Nase gerade, oder auch gebogen mit etwas weiten Nasenlöchern, der Mund völlig, wie bei den alten Ägyptern; eben so sind die Ohren weit gebohrt und die Schläfen etwas eingedrückt. Unter den Weibern hab' ich wenig Schönheit gefunden, und das wol aus der einzigen Ursache, weil sie sich im Ganzen zurückgezogen zu halten scheinen, und nur Sklavinnen der Gebirgsrasse hiervon eine Ausnahme machen. Die Männer sind ganz nackt und haben proportionirte Waden, Arme und Beine, mit Ringen von Elfenbein und Eisen geschmückt; die Weiber dagegen tragen eine Schürze von Leder oder einen Rahat von Baumwollen-Fäden, welches sie mit Ocker roth färben. Die Haare auf dem Kopf werden ganz kurz gehalten, und ist derselbe meist ohne Verzierung, wodurch das Weib natürlicher Weise nicht gewinnen kann.

Pferde, Kameele und Esel giebt es in diesen Ländern nicht — sogar die Form derselben, so wie die des Einhorns, war den Einwohnern unbekannt — wol aber ganze Heerden von Elephanten, Giraffen und Antilopen. Ausser unseren Haushühnern haben sie wunderschönes Hornvieh in einer unglaublichen Menge. Mit einer Anzahl Ochsen oder Kühe wird die Braut vom Vater, und der gefangene Landsmann vom Feinde gekauft.

Die Kleidung des regierenden Matta (Königs) von Bari, mit Namen Lakono, bestand aus blaugefärbter Baumwolle, welche, so wie die blauen Glaskorallen, die er um den Hals trug, aus dem Lande Berri hergekommen waren. Lakono soll der mächtigste König aller dieser Gegenden sein; er fährt sogar den Nil abwärts und kauft Sklaven gegen eiserne Ringe und Waffen, welche hier so hübsch gearbeitet werden, als in Europa selbst. Für Glaskorallen war indess oberhalb des Flusses Sobat, bis wohin noch Kaufleüte

(Gelab) aus Bellet-Sudan — (wo Chardum die Hauptstadt ist) — kommen, alles feil: Menschen, Elephantenzähne, Kühe, Ziegen, Schaafe u. s. w. Tabak heisst hier Tab, Taba und Tabak und dürfte hier wol einheimisch sein; ebenso die Baumwolle (Schidderi, die kleinere und festere ägyptische Art), die ich hier auch wild in den Wäldern wachsen sah.

Aus dem Tagebuch des Fregatten-Kapitains Selim Bimbaschi, auf der ersten Reise 1839—40, lassen sich die nachstehenden Notizen entnehmen, welche, obwol sie in der That den vorstehenden Erfahrungen wenig hinzufügen, doch in sofern Interesse haben, als sie von einem Türken abgefasst sind; wir geben die Eigennamen in der Rechtschreibung des Originals, und folgen der Reise von Khartum den Bahr el Abyad aufwärts: —

Unter den *Araber*-Stämmen nennt das Tagebuch auf dem

Rechten Ufer:	Linken Ufer:
Die Fitkhab, Fetqab;	Die Dschumahyéh;
„ Dschahélyeh;	„ Mak-Mohammed-Dschumahyéh;
„ Mussa-Makbuléh oder Maqbuléh;	„ Mohammed-Uadséhal-Dschumahyéh;
„ Hassawéh;	„ Maqbuléh (auf beiden Ufern);
„ Bakharahs (auf beiden Ufern).	„ Hassuyéh (desgleichen).
	„ Khalkéyéh, zum Gouvernement Kordofan.

Bei dem langen Stromwerder Haba beginnt das Vaterland der *Schluks* (Scheluks bei d'Arnaud, Schilluck bei Werne); sie beschäftigen sich mit nichts anderem, als der Jagd auf Flusspferde und Krokodile. Im Sommer indessen, wenn die Bakharahs (Bukharas) in der Nähe des Stromes ihre Wohnplätze aufschlagen, führen die Schluks Krieg gegen diese und rauben ihnen das Vieh. Die kriegerische Gemüthsart der Schluks und die Vortheile, die sie über ihre Feinde gewinnen, rührt daher, dass sie gute Schwimmer sind und eine grosse Menge kleiner Barken besitzen. Bei Annäherung der Expedition ergriffen die Schluks überall die Flucht, versteckten sich in den Wäldern und Gestrüpp, und zündeten auch Lärmfeuer

an, um ihre Landsleüte von der Annäherung der Fremden und möglicher Gefahr in Kenntniss zu setzen. Man sah an einer Stelle 40 bis 50 ihrer Dörfer dicht beisammen. Die Bauart ihrer Hütten ist kegelförmig, die untere Hälfte besteht aus Erde, die obere bis zur Spitze aus Buschwerk (broussailles). Einer ihrer Stämme scheint Dimmab, ein anderer Ménayaq zu heissen. Es gelang den reisenden Türken an einem jener Dörfer die Schluks von den friedlichen Gesinnungen der Fremdlinge zu überzeügen. Es kamen ihrer wol an 2000 an's Ufer, alle nackt und bewaffnet, und jeder mit einem Armband von Elephantenzahn, Eisen oder Bronze geschmückt. Die Weiber trugen einen schwarzen Pelz (fourrure) und einen eisernen Ring um den Knöchel. Die Männer hatten ihre Speere mit einem Büschel Straussfedern verziert. Bei den Schluks ist es Gebrauch, dass die Kranken und ledigen Männer in der Asche und im Kuhmist schlafen, weshalb ihre Gestalt mit diesen Ingredienzien beschmiert ist. Sie verrichten ihr Gebet vor einem Baum, der mit Schilf umgeben ist, woran man Haüte mit Federn aufhängt. In diesen Dörfern giebt es sehr viele Kühe, Pferde, Schaafe, Hühner; auch haben sie Hunde. Sie bauen Durah, Sesam, Mais, Bohnen und Tabak.

Die *Dinnkah* (Dinku, Denká). Ihre Wohnplätze beginnen bei dem kleinen Berg Dschamathy, hier, wie es scheint, auf dem linken Stromufer, vorzugsweise aber auf dem rechten Ufer, den Bakhara-Arabern und den Schluks gegenüber, die das westliche Ufer inne haben. Die Dinnkah, wie die Bakharah, wohnen nur im Sommer am Strome, und ziehen sich zur Winterszeit in die Provinz Dharhah, oder Dharyah, zurück. Sie erstrecken sich bis an den Sobat, dessen Ufer ganz von ihnen besetzt sind. Die Dinnkah beten den Mond an und wagen es niemals, ihre Feinde anzugreifen, so lange dieser Trabant der Erde über dem Gesichtskreise steht. Der König der Dinnkahs hat eine Leibwache, die, zwei Bataillons stark, aus — Weibern besteht, welche nur seine beiden Minister zu ihm lassen, aber auch nicht ein Mal in's Innere des Königlichen Palastes (!), was nur dann geschieht, wenn der Herrscher krank ist.

Etwa unterm 9° N. Breite kam man an mehrere Hütten, aus denen die Bewohner heraus und an's Ufer kamen, indem sie ein Kalb

mit sich führten, das sie durch Lanzenstiche tödteten, und dann, so schnell sie konnten, davon liefen. Weil mir, erzählt Kapt. Selim, dies Verdacht einflösste, so liess ich einen unserer schwarzen Soldaten, der aus Dinnkah zu Hause war, zu mir kommen, um ihn zu fragen, was diese Leüte denn eigentlich vorhätten. Er gab mir zur Antwort, dass ihre Absicht durchaus feindlich sei und sie uns zeigen wollten, wie sie Willens seien, mit uns umzugehen. Vierzig Männer kamen an's Ufer. Sie hatten langes und rothes Haar, das gar nicht dem der andern Schwarzen glich; die Arme hatten sie mit Ringen von Elephantenzahn, Eisen und Kupfer geschmückt; in den Händen trugen sie Speere und selbst Pfeile; ihr Leib war eben so bunt, wie bei den Schluks, aber ihre Sprache war übereinstimmend mit der Sprache der Dinnkah. Sie tauschten Durah und Semsem gegen Glasperlen an uns aus. Diese Leüte waren *Nüvirs* (Nuvirs, Nueirs, Nuerrs), — treülose, hinterlistige Kerle, welche die Ziege, die sie uns schenkten, vergiftet hatten, weshalb ich, als sie uns verliessen, Feüer auf sie geben liess, wodurch einer getödtet und mehrere andere verwundet wurden, worauf sie, mit Instichlassung ihrer Pfeile und Speere, die Flucht ergriffen. Die meisten dieser Menschen wohnen am Stromufer und leben von der Fischerei. Die Wohnungen der Nuers bestehen aus geraümigen und luftigen Hütten und sind mit Zaünen umgeben. Die Farbe ihrer Haut fällt in's Rothe; ihr Haar ist nicht kraus. — Einige Tage darauf wurde eine Weibsperson gefangen eingebracht, welche auf Befragen aussagte, dass die Hütten auf dem westlichen Ufer den Nüvirs gehörten, und sie eine von diesem Stamme sei, auf dem andern Ufer aber wohnten *Kyks;* ferner, dass die Bewohner der Hütten am Flusse sich von Thieren nährten, welche in's Wasser gehen, wie das Flusspferd und das Krokodil, und dass sie nur aus Furcht sich geflüchtet hätten. Die Kyks bestätigten es in der Folge selbst, dass der Fischfang und die Jagd auf jene beiden Ungeheüer ihnen die Subsistenzmittel lieferten. Diese Kyks sagten auch aus, dass der Weisse Strom weiterhin, etwa unter 7° N. Breite, von einem Berge begränzt sei, dessen Plateau sehr fruchtbares Erdreich habe, dass jenseits desselben der Stamm der *Kalklurs* wohne, und diese Anthropophagen

seien, und dass man noch weiter die Stämme der *Nuvkuns*, der *Batlyèh* und der *Bhourr* (Bhorr bei d'Arnaud) finde. An einem andern Tage kamen vier kleine Barken mit Kyks bemannt auf die türkische Flotille losgefahren und bewillkommnete sie mit — Pfeilgeschoss! Wir befahlen, sagt Kapt. Selim, einigen Soldaten, Feüer zu geben; zwei der Bootsleüte wurden getödtet, die anderen stürzten sich in's Wasser und entflohen. Indessen konnten wir es nicht unterlassen, uns über die Keckheit dieser Leüte zu wundern, die am hellen, lichten Tage mit ihren so gebrechlichen Widerstands-Mitteln den Muth hatten, uns anzugreifen. Aus den weiteren Erzählungen des Kapt. Selim geht hervor, dass die Nüvirs und Kyks nicht selten Krieg mit einander führen, was auch zwischen den letzteren und den — jenseits der Berge lebenden Volksstämmen der Fall ist, die wieder unter sich stets auf dem Kriegsfusse stehen. Ein Kyk-Haüptling erzählte, dass, wenn er das Unglück haben sollte, in die Gewalt jener Bergvölker zu fallen, er auf keine Gnade zu rechnen habe. Die Kyks haben ungefähr dieselben Gebraüche, wie die Schluks, d. h.: sie bringen, wie diese, ihre Nächte in den Seen zu und schmücken sich mit Armbändern von Elfenbein, Kupfer und selbst Eisen. Ihre Sprache hat viel Ähnlichkeit mit der Sprache der Dinnkah; bei ihnen wird die Beschneidung durch das Ausnehmen von drei Zähnen ersetzt, und sie nähren sich von Durah, Sesam und Kürbissen, die sie in grosser Menge bauen, auch ziehen sie Ochsen, Kühe, Schaafe und Ziegen in grosser Zahl auf. Diese Bemerkungen gelten von den südlicher, etwa unter 7° N. Breite wohnenden Kyks, da die nördlichen, unterm 8° N. Breite nur von der Jagd auf die Flussungeheüer etc. leben. Die Volkszahl dieser Kyks muss nicht unbedeütend sein, das Tagebuch des Kapt. Selim erwähnt einer grossen Menge Dörfer, und da, wo die Einwohner nicht vor der Flottille — Reissaus nahmen, sah man sie in Haufen von 400 bis 500 versammelt.

Das Tagebuch gedenkt endlich auch noch der Stämme *Bunderléhyal*, *El-Hyabb* oder *Elyab*, auf dem Westufer, und *Bhurr* oder *Bhur* auf dem Ostufer des Flusses. Die beiden zuletzt genannten Stämme führen wegen der Weideplätze fast beständig Krieg unter

einander. Der Gross-Scheikh Ryann (Ryân) Kandschak, vom Stamm der Bhurr, war wol mit 1000 seiner Leüte, aber unbewaffnet, an's Ufer gekommen. Er scheint auch die Obergewalt über den Stamm El-Hyabb zu haben. Die Bhurr haben die Gewohnheit, sich mit dem Schwanz und den Hörnern der Kühe zu schmücken, eines Thiers, das bei ihnen in hohen Ehren steht. Die Dörfer der Bhurr stehen etwas abwärts vom Flusse. Ihr Ackerbau hat die Kultur des Sesams, des Tabaks und der Kürbse zum Gegenstande. Scheikh Ryann Kandschack erzählte, dass südlich von den Bhurr der Stamm der *Schirı* wohne, der eine andere Sprache spräche und sein Feind sei. Auch Leüte vom Stamm El-Hyabb versicherten, dass weiter oberhalb Völkerschaften einer andern Sprache wohnten, mit denen sie fast beständig in Krieg lägen.

Diese Nachrichten sind entlehnt aus: „Premier Voyage à la recherche des sources du Bahr-el-Abyad ou Nil-blanc, ordonné par Mohammed-Aly, Vice-Roi d'Egypte, sous le commandement du capitaine de frégatte *Selim Bimbachi*“, (Extrait du Bulletin de la Société de Géographie, 1842), und aus: „Extrait d'une lettre de M. E. Gauttier d'Arc, consul général de France en Egypte, à M. Jomard“, (worin die Nachrichten von Thibaut, einem Theilnehmer an der zweiten Expedition, enthalten sind); und aus: „Documents et observations sur le cours du Bahr-el Abiad ou du Fleuve blanc, et sur quelques autres points de géographie; Second voyage à la recherche des sources du Fleuve blanc, par M. *d'Arnaud*“ (Extrait du Bull. de la Soc. de Géogr., 1843), beide von Herrn Jomard in Paris mir s. Z. mitgetheilt; so wie aus: „Die zweite Expedition zur Entdeckung der Quellen des weissen Nils (November 1840 bis April 1841) von *F. Werne*“; in der allgemeinen Preüssischen Zeitung vom 24. Juli 1844, No. 204; auch abgedruckt in: C. Ritters „Ein Blick in das Nil-Quellland“. Berlin, Reimer, 1844, S. 42 ff. —

Bgs.

Bücher- und Kartenschau.

Art. 7. — *Travels in Lycia, Milyas and the Cibyratis*, in Company with the late *E. T. Daniell*. By Lieutenant *T. A. B. Spratt*, R. N., F. G. S., of the Mediterranean Hydrographical Survey, and Professor *Edw. Forbes*, F. G. S., of King's College, and the Geological Survey; late Naturalist to H. M. Surveying Ship Beacon. 2 vols. Illustrated by numerous engravings, wood-cutts, plans, maps etc. London, John van Voorst, 1847.

Dies ist eins der ernst-wissenschaftlich gehaltenen, ja klassischen Werke, welche die Reise-Literatur der Engländer so vortheilhaft auszeichnen: die Monographie eines zwar kleinen, dafür aber sehr wichtigen Gebiets, ein Buch, das eben sowol die Geographie, Geologie und die Kenntniss der natürlichen Beschaffenheit des Landes überhaupt in's Klare setzt, als ganz besonders die Archäologie und Geschichte in hohem Grade bereichert.

Herodot ist der Meinung, dass die Lycier nicht ein eingebornes Volk waren, sondern dass sie ursprünglich von Creta kamen, unter der Führung Sarpedon's, des Bruders von Minos. Sie wurden Anfangs Termilae genannt, und diesen Namen behielten sie bis zur Ankunft der griechischen Kolonie unter Lycus, dem Sohne Pandion's, von dem sie den Namen Lycier annahmen (Herod. I, 173; VII, 92). Der Vater der Geschichte belehrt uns nicht darüber, woher das Wort *Τερμίλαι* abgeleitet war, und Strabo scheint sogar geneigt, Herodot's Nachricht ganz zu verwerfen, weil sie mit Homer's Autorität im Widerspruch stehe, welcher der Lycier unter diesem Namen allein gedenke. Doch lässt sich wol nicht daran zweifeln, dass die Benennung Termilae oder Tremilae einst, wenigstens einem Theile der

Nation beigelegt wurde, wie man aus verschiedenen Schriftstellern ersieht, welche von Stephan von Byzanz (v. *Τρεμίλαι*) angezogen werden. Eine dieser Autoritäten ist der Dichter Panyasis, der den Namen von Tremilus, einem alten Haüptling, ableitet: —

Ἔνθα δ' ἔγαιε μέγας Τρέμιλος καὶ ἔγημε θύγατρα
Νύμφην Ὠγυγίην, ἣν Πραξιδίκην καλέουσι
Σίβρῳ ἐτ' αργυρέῳ ποταμῷ παρὰ δινήεντι.

Hecataeus stimmt mit Herodotus darin überein, das Wort Tremilae zu schreiben. Alexander, der lycische Geschichtschreiber, berichtet, dass Bellerophon kurz vor seinem Tode den Namen in Lycier veränderte. Die Abenteüer dieses Helden in Lycien haben den Poeten ein weites Feld für ihre Dichtungen gewährt; im Besondern hat ihn Homer mit grosser Wirkung in das Gespräch zwischen Glaucus und Diomed eingeführt. Aus dieser Episode leüchtet es ein, dass Lycien ein Land war, welches die Griechen zur Zeit Homer's sehr gut kannten, und dass das Gedächtniss an Bellerophon und seine Thaten noch in frischem Andenken war: —

Καὶ μήν οἱ Λύκιοι τέμενος τάμον ἔξοχον ἄλλων,
Καλὸν φυταλιῆς καὶ ἀρούρης, ὄφρα γέμοιτο. Il. Z. 194.

Die Lycier unter Sarpedon und Glaucus sind gewiss die ausgezeichnetsten von Priam's Verbündeten. Und wenn das Volk desselben Namens, welches unter Pandarus focht, eine Kolonie aus denjenigen Gegenden von Kleinasien war, die in dem vorliegenden Werke in ihren Ruinen, Trümmern und Überresten auf's Gründlichste untersucht und beschrieben worden sind, so kann angenommen werden, dass die Lycier um jene Zeit eine Nation von grösserer Macht und Wichtigkeit als in irgend einer späteren Periode ihrer Geschichte waren. Was Sarpedon anbelangt, so mag — trotzdem wir uns hierbei auf mythologischem Grund und Boden befinden — angemerkt werden, dass der Heros dieses Namens, den Herodotus als Gründer des lycischen Volks angiebt, sehr verschieden ist von dem Homerischen: sie stimmen nur in dem fabelhaften Umstande überein, dass beide für Söhne Jupiters gelten.

Die Lycier hatten, wie wir aus Herodot erfahren, Gebräuche, die theils cretisch, theils carisch waren; eigenthümlich war es, dass

sie sich nicht vom Vater, sondern von der Mutter nannten, und daher auch beim Aufzählen der Ahnen die Mutter anführten. Liess sich daher eine γυνὴ ἀστὴ mit einem Sklaven ein, so wurden die Kinder als bürtig angesehen, aber nicht, wenn ein ἀνὴρ ἀστὸς eine Fremde zum Weibe oder zur Beischläferin genommen hatte; seine Kinder waren dann ehrlos (I, 73). Die Lycier waren, wie wir ebenfalls aus Herodot wissen, in einer spätern Epoche Unterthanen von Crösus (I, 28); als aber dieser Herrscher von Cyrus besiegt worden war, widerstanden sie den siegreichen Waffen der Perser mit so grosser Kraft, dass diese sie nur mit Gewalt unterwerfen konnten. Darin unterschieden sich die Lycier von den Cariern, ihren Nachbarn, die sich ohne Schwertstreich ergeben hatten (I, 176). Darius wies ihnen einen Platz in der ersten seiner Satrapien an (III, 90). Sie stellten fünfzig Schiffe zu dem persischen Heerzuge unter Xerxes; und ihre Truppen, die sich als Bogenschützen schon bei der Belagerung von Troja ausgezeichnet hatten, waren meist nach griechischer Weise bewaffnet; sie trugen Panzer und Beinschienen, führten Bogen aus Kornelkirsche (τόξα κρανέϊνα), unbefiederte Pfeile und Wurfspiesse; ferner hatten sie Ziegenfelle um die Schultern hangen und auf dem Kopfe Hüte mit Federn. Auch führten sie Dolche und Sicheln (VII, 92. 93). Thucydides gedenkt der Lycier nicht als Theilhaber am peloponnesischen Kriege; allein es ist wahrscheinlich, dass, weil Rhodus Athen tributpflichtig war, sie von ähnlichen Steüern nicht befreit gewesen sein mögen, da diese zuweilen gar noch viel weiter im Osten, in Aspendus, in Pamphylien, erhoben wurden. Alexander marschirte durch einen Theil dieser Provinz auf seinem Heerzuge von Caria nach Pisidien und Phrygien, und brachte sie unter seine Gewalt (Arrian. Exp. Alex. I, 24). Von ihm kam Lycien unter die Herrschaft der Ptolemäer und Seleuciden, allein nach Antiochus' Niederlage wurde es vom Römischen Senat an Rhodus abgetreten. Die Lycier wollten sich aber nicht als Unterthanen der Rhodier betrachtet wissen und widersetzten sich, im Geheimen von Eumenes begünstigt, den Behörden derselben mit offener Gewalt. In diesem Kampfe mussten sie zwar unterliegen; allein die Römer, welche auf

die Rhodier ungehalten wurden, erklärten die Lycier für frei (Polyb. XXII, 7; XXIII, 3; XXVI, 7; XXX, 5).

Strabo hält eine gerechte Lobrede auf die politische Verfassung der Lycier; ihr verdankten sie es, wie er glaubt, dass sie niemals in die seeraüberischen Gewohnheiten ihrer Nachbarn, der Pamphylier und Cilicier verfielen. Sie lebten, sagt er, ununterbrochen so bürgerlich und wohlgesittet, dass, während diese durch ihr Glück zur Seeherrschaft bis gen Italia gelangten, die Lycier dennoch durch keinen schändlichen Gewinn sich reizen liessen, sondern der altväterlichen Verfassung des Lycischen Vereins treu blieben. Der Bund bestand aus drei und zwanzig Städten, welche Abgeordnete zu der allgemeinen Versammlung schickten, die in einer der dazu erwählten Städte abgehalten wurde. Die Zahl der Abgeordneten richtete sich nach der Grösse und Wichtigkeit der Stadt; jede der grössten Städte hatte drei Stimmen, von den mittleren jede zwei, und von den übrigen jede eine Stimme. Der grössten Städte gab es sechs, nämlich Xanthus, Patara, Pinara, Olympus, Myra und Tlos. In der Rathsversammlung wurde zuerst ein Vorsteher, oder Präsident der Lycier, der den Titel Lyciarchos führte, und darauf die übrigen Staats- und richterlichen Beamten des Städtebundes gewählt. Früher berathschlagte die Versammlung auch über Krieg und Frieden und Bündnisse; unter der römischen Herrschaft ging dies Vorrecht aber verloren, mit Ausnahme einiger Fälle. In allen anderen Angelegenheiten behielten die Lycier ihre Freiheit und ihre Vorrechte, als Beweis des Vertrauens, welches die Römer mit Rücksicht auf die politische Weisheit ihrer Bundes-Verfassung in sie setzten (XIV, 664. 665). Plinius sagt, dass Lycien einst siebenzig Städte gezählt habe, dass diese Zahl aber zu seiner Zeit bis auf sechs und zwanzig zusammengeschmolzen sei (V, 28).

Lycien lässt sich als aus zwei verschiedenen Theilen bestehend betrachten. Der eine Theil umfasste die am Meere liegenden Gegenden, der andere das Gebirgsland, von den griechischen Geographen Milyas und Cabalis oder Cabalia genannt, und an den Gränzen von Phrygien den Distrikt Cibyra, den einige Schriftsteller für einen Bestandtheil der zuletzt genannten Provinz ansehen. Die

Scheidewand zwischen den beiden Theilen des Lycischen Gebiets wird durch die natürliche Schranke des Taurus gebildet, welcher, an der Carischen Gränze unter den Namen Cragus und Anticragus und der Solymäischen Berge beginnend (vergl. weiter unten), See-Lycien umgürtet und es von Milyas vollkommen trennt, indem er sich an der Gränze Pamphylien's wieder an's Meer lehnt. Rechnet man Milyas und Cibyratis mit zu Lycien, so war es auf der Westseite von Carien, gegen Norden von Phrygien durch den Cadmus-Berg, auf der Ostseite von Pisidien und Pamphylien und gegen Süden vom Meere begränzt.

Die Mischung von Rassen, Namen und Sprachen, die in diesem Winkel der Halbinsel, vornehmlich in Milyas und Cibyratis, Statt gefunden zu haben scheint, ist erstaunlich, und die daraus entspringende geographische Verwirrung so gross, dass selbst ein Strabo weniger eine Beschreibung davon gegeben, als vielmehr diesen Landstrich nur nebenbei, und zwar an drei verschiedenen Stellen seiner asiatischen Geographie, erwähnt hat. Diesen Stellen zufolge scheint er die Solymi des Homer als die Urbewohner von Lycien und einigen benachbarten Gebirgsdistrikten, besonders in der Richtung gen Pisidien, zu betrachten. Er bestreitet überdem, auf Homer gestützt, dass die Lycier ein eigenes Volk bildeten, weil Bellerophon so dargestellt wird, als sei er vom König von Lycien abgesendet worden, die Solymi mit Krieg zu überziehen.

Δεύτερον αὖ Σολύμοισι μαχέσσατο κυδαλίμοισι
Καρτίστην δὴ τήν γε μάχην φάτο δύμεναι ἀνδρῶν
Il. Z. 184.

Und an einer andern Stelle heisst es, dass Bellerophon's Sohn in einer Schlacht gegen dieses Volk gefallen sei.

Ἴσανδρον δέ οἱ υἱὸν Ἄρης, ἆτος πολέμοιο,
Μαρνάμενον Σολύμοισι κατέκτανε κυδαλίμοισι Il. Z. 204.

Diese Solymi waren wahrscheinlich phönicischen Ursprungs; doch ist es nur eine Grille von Josephus, die in Eusebius wiederhallt, wenn er sich vorstellt, sie liessen sich auf die Juden zurückführen. Die Stelle aus dem Dichter Choerilus, welche beide Schriftsteller zur Unterstützung ihrer Meinung anziehen, beschreibt die Solymi, welche

zum Heere des Xerxes gestossen waren; allein diese Stelle bezieht sich augenscheinlich auf die Solymi Klein-Asien's, was sich sogleich erkennen lässt, wenn man die Worte des samischen Dichters mit Herodot's Beschreibung der Milyae, in seinem Verzeichniss der Truppen des Persischen Heeres, vergleicht (VII, 77): — Die Milyae hatten kurze Spiesse und das Gewand oben mit Spangen festgesteckt; Einige hatten auch lycische Bogen und auf dem Kopfe Pickelhauben von Fellen; — es scheint, fügt Herodot hinzu, dass sie, ehemals Bewohner von ganz Lycien, durch Einwanderung der Lycier in's Innere zurückgedrängt wurden. — Die Verse von Choerilus sind folgende: —

Τῶν δ᾽ ὄπιθεν διέβαινε γένος θαυμαστὸν ἰδέσθαι
γλῶσσαν μὲν Φοίνισσαν ἀπὸ στομάτων ἀφιέντες,
ᾤκουν δ᾽ ἐν Σολύμοις ὄρεσι, πλατέῃ πάρα λίμνῃ,
αὐχμαλέοι κεφαλὰς, τροχοκουράδες αὐτὰρ ὕπερθεν,
Ἱππῶν δαρτὰ πρόσωπ᾽ ἐφόρουν ἐσκληκότα καπνῷ.

Ap. Euseb. Praep. Ev. IX, cap. 9.

Den See, der hier genannt wird, hält Eüsebius für das Todte Meer; viel wahrscheinlicher aber ist es der See Burdur, oder Egreder in Alt-Pisidien. Strabo versichert, dass die Solymi in der Folge den Namen *Μιλύαι* angenommen haben (XII, 573; XIV, 667; vergl. Herodot I, 173); er sagt auch von ihrer Sprache, dass sie verschieden sei vom Griechischen, vom Pisidischen und Lydischen (XIII, 631).

Die Cabalier, von denen der Landstrich Cabalia, oder Cabalis seinen Namen führte, lässt Herodotus mäonischén Ursprungs sein. Wahrscheinlich waren sie der letzte Überrest, der zur Zeit, als der Geschichtschreiber sein Werk schrieb, von diesem Volke noch vorhanden war. In seinem dritten Buche unterscheidet er die Lydier, Lasonier und Cabalier, obwol sie sämmtlich zu einer und derselben Satrapie des Persischen Reichs gehörten (III, 90); allein im siebenten Buche sagt er, dass die mäonischen Cabalier Lasonier genannt worden seien (VII, 77). Auch Strabo versichert, dass Cabalis einst das Land der Solymi gewesen und später von den Lydiern kolonisirt worden sei. Diese Kolonie vermischte sich in der Folge mit

dem benachbarten Volke der Pisidier, und der Name Cabalis ging unter in dem Namen Cibyra, der in der Geschichte, besonders der römischen, eine gewisse Rolle spielt.

Seit in den Jahren 1811 und 1812 Francis Beaufort, damals Kapitain, jetzt Admiral der britischen Marine und Hydrograph der Admiralität, die südliche Küste von Kleinasien nautisch aufgenommen, ist das Interesse an den Denkmälern, welche jene Küste aus längst geschwundenen Zeiten in so grosser Menge aufzuweisen hat, in England sehr lebhaft angeregt worden. Man kann in der That sagen, dass Beaufort zuerst auf sie aufmerksam gemacht hat: mit der hydrographischen Vermessung beauftragt — die in ihren Resultaten, einer prachtvollen, aus 12 Blättern bestehenden Karte, als ein vollendetes Werk in diesem Zweige der Kartographik, als ein Muster für alle ähnliche Aufnahmen dasteht — lauteten die Instruktionen des Führers der Fregatte Frederikssteen (eines bei dem Überfall von Kopenhagen 1807 eroberten dänischen Schiffs) nur auf diesen Gegenstand; allein „die ehrwürdigen Überreste ehemaliger Macht und Grösse, die überall die Aufmerksamkeit auf sich lenkten, waren zu zahlreich und zu interessant, um nicht einiger Massen Aufnahme unter die Beobachtungen zu finden, welche, streng genommen, ausschliesslich zur Vermessung gehörten". So bemerkt Beaufort im Vorwort zu seinem, 1818 in zweiter Auflage erschienenen Werke Karamania, or a brief description of the South Coast of Asia-Minor, mit dem er seine amtlichen Instructionen weit überschritt — zum Heil der Alterthumskunde! Seine hydrographischen Vermessungen beginnen am Jedy-Burun, oder den Sieben Vorgebirgen, östlich vom Meerbusen von Makri *(Sinus glaucus)*, und endigen im Golf von Iskanderun *(Issicus Sinus)*, umspannen mithin die ganze Küste von Lycien. Nach Beaufort haben von Engländern Cockerel, Leake, Wilde, Hoskyn, Harvey Hamilton u. a. m., ganz besonders aber Sir Charles Fellows zur Kenntniss von Lycien beigetragen; namentlich ist es der zuletzt genannte Reisende, der durch seine Untersuchungen von 1838, die Forsetzung derselben und die weitere Ausbeütung des lycischen Bodens durch die Expedition hervorgerufen hat, deren Ergebnisse in den beiden vorliegenden Bänden

(davon der erste den Reisebericht, der zweite wissenschaftliche Abhandlungen zur Naturgeschichte und Archäologie enthält) niedergelegt sind. Die Expedition, die im Jahre 1842 in den Monaten Januar bis Mai ausgeführt worden ist, gehörte zu dem Schiff Beacon unter Kommando des Kapitain Graves, welcher von der britischen Admiralität mit der von Beaufort nicht vorgenommenen Vermessung der westlichen Küste Kleinasiens und des Archipelagus beauftragt war; der Geistliche Daniell, der sich von Smyrna aus der Expedition anschloss, war ihr Archäolog, während Lieutenant Spratt die geographischen und Professor Forbes die naturhistorischen Beobachtungen übernommen hatte. Makri ist ihr Ausgangspunkt und längere Zeit ihr — Hauptquartier, Adalia auf der Ost-, und Horsum in Cibyratis auf der Nordseite ihr Wendepunkt, daher sich ihre Reise über einen Kreis von kaum fünfzehn deütschen Meilen im Durchmesser erstreckt, und dennoch des Interessanten und Wichtigen in so grosser Menge darbietet, dass wir es uns nicht versagen können, einige Auszüge hier einzuschalten, indem wir zugleich, nach Anleitung des, auch schon im Obigen benutzten gelehrten Werkes von Cramer (Geographical and historical description of Asia-Minor, Oxford 1832, 2 vols. in 8.) Rückblicke auf das Alterthum werfen.

Die erste der alt-lycischen Städte, die sich den Reisenden zur Untersuchung darbietet, ist Telmissus (Τελμισσός, Τελμισσεύς), im Hintergrunde der Bucht von Makri. Diese Stadt war wegen der Geschicklichkeit ihrer Wahrsager berühmt. Nach Herodot wurden sie von den frühesten lycischen Königen, bis auf Crösus, häufig zu Rathe gezogen (I, 78). Auch Arrian sagt, dass ihre Berühmtheit vor den Zeiten Gordius', Vaters von Midas, dem ersten Könige von Phrygien, gross gewesen (Exp. Alex. II, 3. 4). Freilich gab es noch ein zweites Telmissus in Carien, das mit der lycischen Stadt die Ehre, jene Wahrsager hervorgebracht zu haben, theilen könnte; allein es war ein weit unbedeütenderer Ort, als der, von dem wir sprechen, welcher von dem römischen Senat, nach beendigtem Kriege, dem Eumenes verliehen wurde (Strabo XIV, p. 665). Stadt und Gebiet bildeten einen eigenen Gerichtsbezirk unter einem Haüptling, Namens Ptolemäus von Telmissus (Liv. XXXVII, 56; Polyb. XXII,

27). Telmissus wird noch von vielen anderen Schriftstellern erwähnt. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, was unsere archäologischen — Touristen an der Stelle des alten Telmissus fanden, sondern mit ihnen sogleich Pinara besuchen, die grösste unter allen zerstörten Städten Lycien's.

Als wir uns, erzählen sie, in Makri eingerichtet hatten, machten wir. Anstalt zu Ausflügen. Unser Weg führte zuerst über die platte Ebene von Makri, von der wir die mit Valona-Eichen *(Quercus aegilops)* bekleideten Berge hinanstiegen. Von ihrer Höhe hatten wir eine prächtige Aussicht auf den *Massicytes* (Aktar Dag), der in der Mitte seiner Höhe mit dunkeln Fichtenwäldern, am Fusse mit dichtem Eichenwuchs bedeckt war. Wir stiegen in das Thal des Xanthus (Etschen Tschai der heütigen Zeit) hinab, das hier von mehreren flachgipflichen gelben Bergen unterbrochen ist, zwischen denen sich hie und da ein dunkelrother Felskegel erhebt. Die ersteren sind Überbleibsel einer grossen Süsswasser-Formation, welche einst das ganze Thal ausfüllte, die letzteren sind vulkanischen Ursprungs und bestehen meist aus Serpentin. Gegen Sonnenuntergang näherten wir uns dem Dorfe Minara, nahe an der Stelle, wo das alte Pinara stand. Wir wurden sogleich in das Fremdenhaus geführt, breiteten unsere Teppiche auf den Estrich aus, zündeten ein tüchtiges Feüer an und machten es uns bequem. Einer von uns, Hr. Hoskyn, der den Winter zuvor hier gewesen, wurde herzlich begrüsst und von den jüngern Leüten eifrig befragt, wie viel er Pulver bei sich habe, denn die in Lycien wohnenden Türken sind alle leidenschaftliche Jäger und lebhafter, als ich sie sonst wo fand. Das Dorf ist eins der grössten im Xanthus-Thal, die geraümigen Haüschen mit Gebüschen von Thorax, Daphne und Colutea umgeben, die in der Blühtezeit sich prächtig ausnehmen. Vorn gegen den Fluss hin sind regelmässig angelegte, mit Stechdorn eingehegte Felder, wie dies gewöhnlich in den lycischen Seestrichen zur grossen Belästigung der Antiquarienjäger und Naturforscher der Fall ist.

Den nächsten Tag widmeten wir dem Besuch der Ruinen von Pinara. Unsere Erwartungen wären durch Hoskyn's Schilderungen hoch gespannt, aber die Wirklichkeit übertraf Alles. Eine Viertel-

stunde vom Dorf kamen wir plötzlich in einem der Felsenthäler des Cragus vor die alte Stadt. Ein riesenhafter Felsenthurm, der einem steilen Abfall gegenübersteht, war durchbohrt von tausend Gräbern und mit zerstörten Festungswerken gekrönt; er erhebt sich aus einer tiefen Schlucht, die mit Ruinen und Sarkophagen angefüllt und von Höhenzügen durchschnitten ist, die noch bedeütendere Gebaüde tragen; dunkle, schroff ansteigende Berge von den grossartigsten Umrissen hangen über das Ganze herein. Nachdem wir die wunderbare Scene mit Erstaunen betrachtet hatten, eilten wir hinein in die Ruinenmasse, um uns mit der Örtlichkeit bekannt zu machen.

Zuerst besuchten wir ein schönes, in den Abhang eines bewaldeten Berges ausgegrabenes Theater, das der Stadt gegenüberstand. Die lycischen Theater haben stets eine Lage, dass sie eine grosse Aussicht, und, wenn in der Nähe des Meeres gelegen, auch auf dieses gewähren. Hinsichtlich der Felsenpracht konnte keines mit dem von Pinara wetteifern. Dem Theater gegenüber stehen die Überreste eines viel späteren Gebaüdes mit ionischen Saülen, von denen einige doppelt sind, und deren Canellirung in dem Überzug von Cement ausgetieft ist. Oberhalb ist die untere Akropolis, eine lange Reihe von Gebaüden, zum Theil von kyklopischer Bauart. Unter demselben ist ein kleines Theater oder Odeon, und ein riesenhaftes, wie es scheint, durch ein Erdbeben zerstörtes Portal.

Wir stiegen dann den Fuss der Felsen der höheren Akropolis hinan, uns den Weg bahnend durch eine merkwürdige Gruppe von Sarkophagen, die so gestellt sind, dass sie um einen in der Mitte stehenden ungeheüern Sarkophag mit piedestalartigem Obertheil ein Viereck bilden. Dieser Sarkophag ist der grösste, den wir in Lycien angetroffen haben; sein Inneres ist bemerkenswerth, und die Seiten sind von einer weit vorstehenden Leiste umgeben. Die Gräber des Vierecks haben keine Inschriften, sind aber eigenthümlich verziert, indem das Cement, welches die Seiten bedeckt, so eingekerbt ist, dass der Bau einer regelmässig aufgeführten Steinmauer gleicht. Das Gestein zu Pinara ist zwar hart und dauerhaft, da es ein Conglomerat ist, aber zu Einmeisselungen nicht sehr geeignet, weshalb

man es mit einem feinen Mörtel überzog, und auf diesen die Buchstaben eingrub.

Ein steiler, in dem Abhang ausgehauener Pfad führt zur Akropolis hinan. Auf dem flachen, doch abschüssigen Gipfel des Felsens fanden wir die Überreste vieler Befestigungswerke und Cisternen, jedoch nicht aus der ältesten Zeit. Diejenigen Theile des Randes, welche irgend zugänglich waren, wurden durch starke Mauern vertheidigt. Auf der höchsten Spitze steht eine einzelne Befestigung, die mit Wasserbehältern versehen und mit einem Graben umgeben ist. Die Aussicht von diesem Punkt ist grossartig, mag man über die düsteren Schluchten des Anticragus, oder über die fruchtbaren Ebenen des Xanthus, oder auf die Schneeketten des Massicytes blicken. Die Gräber in dem senkrechten Absturze dieses riesigen Felsenblocks sind längliche Löcher, zuweilen mit einem halbrunden Obertheil. Sie sind unregelmässig durcheinander, bilden aber doch bisweilen senkrechte Reihen. Von Eingängen zu denselben erblickt man keine Spur, und die Arbeiter müssen vom Gipfel herunter gelassen worden sein. Sie sind jetzt unzugänglich, und Adler hausen darin.

Vom Gipfel herabsteigend kamen wir an die Trümmern einer alten christlichen Kirche im Hintergrund einer tiefen, finstern, engen Schlucht, die von den steilen Felsen der unter Akropole eingeschlossen und mit Oleandern angefüllt ist. Hier sind viele vollständig erhaltene schöne Felsengräber, die nach dem Vorbild hölzerner Wohnungen ausgehauen sind und an ihren Leisten ausgehauene und gemalte lycische Inschriften tragen. An der Vorderseite derselben Felskette, in dem gegen das Xanthus-Thal gerichteten Theile sind noch grössere und schönere Felsgräber, die von einigen Uruk-Familien als Winterwohnungen benutzt werden. Einige derselben sind Tempelgräber mit ausgehauenen Thürgiebeln, und auf einem derselben finden sich merkwürdige Darstellungen der Mauern und Gebaüde einer alten Stadt.

Pinara war eine der sechs vornehmsten Städte der Provinz. Göttliche Ehrenbezeügungen erwies man hier dem Pandarus, einem lycischen Anführer, vielleicht derselbe, wie der berühmte Bogenschütze Homer's, obwol Strabo die Frage unentschieden lässt. Die

Stadt erhielt ihren Namen von Pinarus, dem Sohne Termilus. Nach Stephan von Byzanz, der die Lyciaca von Menecrates citirt, hiess die ursprüngliche Stelle Artymnesus. Sie wurde von den Xanthiern kolonisirt und Pinara genannt, weil sie auf einem runden Berge lag, denn diese Bedeütung hatte der Name in der lycischen Sprache.

Von Pinara brachen wir nach Xanthus auf. Unser Weg führte zuerst über flachgipflige Thonberge, an denen wir einige wohlerhaltene Fossilien, lauter Süsswasser-Muscheln der Tertiär-Periode, fanden, lief dann durch mehrere kleine, aber ganz wohlhäbige, von gutgebauten Feldern umgebene Dörfer, und stieg endlich einen waldigen Felsberg hinan, der wie eine Halbinsel in's Thal vorspringt, und auf dem die Trümmer eines alten Gebaüdes, wahrscheinlich eines Tempels, stehen. Von hieraus überblickt man die, bis an's Meer sich erstreckende Ebene von Xanthus und die Akropole der Stadt auf dem jenseitigen, östlichen Ufer des Flusses. Dieser wälzt, in eiligem Lauf, seinen blassgelben Schlamm fort, den er dem Tertiärthon entreisst, in welchen er auf einem grossen Theil seines Laufs sein Bette eingeschnitten hat. Der Xanthus, heüt zu Tage Etschentschai, führte vor Alters den Namen Sirbes, wie Strabo schreibt, oder Sibrus, nach Panyasis (Ap. Steph. Byz. v. *Τρεμίλη*). Er war für kleine Fahrzeüge schiffbar; und zehn Stadien von seiner Mündung stand ein Tempel von Latona und sechzig Stadien weiter Xanthus, die vornehmste Stadt der Lycier. Diese Entfernung von siebenzig Stadien stimmt mit der Entfernung der Ruinenstadt von der Meeresküste genau überein. Die Xanthier werden in der Geschichte zwei Mal wegen ihres unerschrockenen Muthes und der Ausdauer genannt, womit sie ihre Stadt gegen ein feindliches Heer vertheidigten: das erste Mal beim Einfall des persischen Heeres unter Harpagus, nach der Eroberung Lydien's, bei welcher Gelegenheit sie sich unter den Trümmern ihrer Wälle und Haüser begruben (Herod. I, 176); das zweite Mal ereignete sich viele hundert Jahre später während der Bürgerkriege, die auf den Tod Cäsar's folgten. Weil die Xanthier sich weigerten, dem republikanischen Heere unter Brutus die Thore zu öffnen, berannte dieser General die Stadt, und nahm sie mit Sturm ein, nachdem ihre Bürger Alles versucht hatten,

seine Linien zu durchbrechen. Die Xanthier kämpften noch in den Gassen der Stadt und wählten mit ihren Weibern und Kindern lieber den Flammentod in den brennenden Haüsern, als sich dem römischen Feldherrn zu übergeben, der alles Mögliche that, um sie von ihrem verzweiflungsvollen Vorhaben abzubringen (*Plat. Brut. Appian. Civ. Bell. IV*, 18. *Dio Cass. XLVII*, 34). Xanthus wird auch im Arrian (Exp. Alex. I, 24. 7), Ptolemäus (p. 121), Pomponius Mela (I, 15) und Hierocles (p. 684) genannt, auch von Plinius und von Stephanus, welcher bemerkt, dass die Stadt auch Arna genannt worden. Die Xanthischen Münzen haben das Epigraph *ΞΑ. ΛΥ-ΚΙΩΝ* (Sestini, p. 92).

Von Xanthus' Lage sagen unsere Reisenden, sie sei schön, aber nicht imposant. Der Berg, auf dem die Ruinen liegen, erhebt sich schroff aus einer flachen, an manchen Stellen sumpfigen Ebene. Der Fluss schiesst reissend längs des Fusses der Höhen der unteren Akropolis hin, hinter welcher sich das Theater und mehrere der bemerkenswerthesten Denkmäler, namentlich das viereckige Saülengrab befindet, dessen die Geschichte der Töchter des Königs Pandarus darstellende Basreliefs sich jetzt im britischen Museum befinden, und das die längste bekannte lycische Inschrift trägt. Über ihnen erhebt sich eine zweite Felsenhöhle, die obere Akropolis, deren Gipfel meist von den Ruinen eines alten christlichen Klosters eingenommen ist. Am Südwestende der Stadt sind mehrere beachtenswerthe Sarkophage und andere Gräber, mit Einschluss des berühmten Grabes von Payara. Hoch auf einer Felsenplatte, unmittelbar über der Ebene, stand eine Gruppe von Tempeln, deren Hauptzierrathen die, jetzt im britischen Museum befindlichen Friese und Statuen waren.

Die Denkmäler von Xanthus sind meist aus der Scaglia, oder dem rosenfarbigen Apenninenkalk gehauen, auf dem die Stadt steht, und der auch in der Schlucht vorherrscht, durch welche der Fluss unter der Akropolis fliesst. Die Basreliefs des Harpyengrabs, und ein grosser Theil der Friese, die sich jetzt zu London befinden, sind aus Blöcken von körnigem weissen Marmor gehauen, der, nach dem feinen Korn zu urtheilen, von Paros hiehergebracht wurde. In den

Mauern befinden sich einige Blöcke des tertiären Kalksteins, der den Mergel überlagert, welcher das Thal oberhalb der Stadt erfüllt und charakteristische Versteinerungen enthält. Diese Tertiär-Formation tritt nahe an die Stadt, wo ein Theil derselben unter einer starken Neigung an ein mächtiges, geschichtetes Conglomerat gränzt, welches fast wagerecht an den Rändern der Scaglia-Schicht liegt. Unterhalb der Stadt, so weit die Scaglia-Hügel reichen, besteht die Ebene aus Alluvium, das sich seit der Zeit, als Xanthus bewohnt und blühend war, bedeütend erhöht zu haben scheint, da von einigen Felsengräbern jetzt nur die oberen Theile über dem Wasserspiegel erscheinen.

Überall standen die Anemonen in schöner Blühte, wobei es bemerkenswerth ist, dass sie auf der Tertiärformation meistens roth, auf dem Scagliagebilde gewöhnlich blau oder purpurroth waren. Unter den Basreliefs, welche bei unserer Anwesenheit ausgegraben wurden, waren Darstellungen von Thieren in ziemlich morgenländischem Geschmack, namentlich die Pferde, die sich von denen auf unzweifelhaft griechischen Bildwerken dadurch unterschieden, dass sie weit schlankere Hälse, längere Leiber, längere und dünnere Beine, Fesseln und lange in Knoten geschürzte Schweife, überhaupt eine im Verhältniss zu den Menschen bedeütendere Grösse hatten. Die Pferde auf den Denkmälern mit lycischen Inschriften hatten gewöhnlich diesen Charakter. Leider war das Grab von Payara, oder das Grab mit dem geflügelten Wagen zusammengestürzt. Besser hätte man gethan, es stehen zu lassen, da es nicht ohne Verstümmelung nach England gebracht werden konnte; besser wäre es unangetastet geblieben, um als Zier der gesunkenen Stadt und als Ziel künftiger Reisenden auch ferner zu dienen. Die Überreste können keinen Begriff von der ursprünglichen Zierlichkeit des Grabmals geben.

Sidyma, im Cragus-Gebirge, das nächste Ziel unserer Reisenden, wird von Plinius (V, 28), Ptolemäus (p. 121) Steph. Byz (v. Σίδυμα), den kirchlichen Urkunden und den Concil-Akten erwähnt. Cedrenus berichtet, dass hier Macianus ein Wunder erlebte. Strabo gedenkt einer Stadt Cragus (XIV, p. 665), und numismatische Auto-

ritäten bestätigen dies (Sestini, p. 92. Cragus. Autonimi. Epigraph. ΛΥΚΙΩΝ ΚΡ. vel ΚΡΑ vel ΚΡΑΓ. Imperatorii Augustus vel Julia). Sehr wahrscheinlich ist, wie schon Leake vermuthete, Cragus der frühere, und Sidyma der spätere Name einer und derselben Stadt, wie mehre lycische Städte zweierlei Namen hatten. Gewiss, sagen unsere Reisenden, wenn es eine bedeütende Stadt dieses Namens gab, so muss es Sidyma gewesen sein, denn während unserer Forschungsreise in diesen Bergen entging uns gewiss keine Stadt von Bedeütung. Der Weg dahin ging eine Zeit lang in der Richtung auf Pinara zurück, um Tortucar zu erreichen. Wir lenkten, erzählen die Reisenden, vom Wege ab in ein Thal, das den Cragus vom Anticragus scheidet. Hier trafen wir eine Cisterne, die mit viereckigen Blöcken eines tertiären Meer-Conglomerats bedeckt war, ganz ähnlich dem, wie man es auf Rhodus findet, von wo man diese Blöcke vielleicht geholt hat. Wir blieben die Nacht über in der Hütte eines sehr alten Landmannes, und erstiegen dann den Bergabhang, um die Lage von Sidyma zu untersuchen, wobei jedoch der in Strömen herabstürzende Regen sehr beschwerlich war, so dass wir nur einige Gräber, doch die bedeütendsten, besichtigen konnten. Die Ruinen stehen, wie Plinius von Sidyma richtig bemerkt hat (V, 28), auf einer jetzt bewaldeten Bergebene, über die sich hohe Gipfel erheben, von denen man in das gähnende Thal hinabblickt, welches wir in den zwei letzten Tagen durchzogen hatten. Die Gräber sind sehr gut erhalten, und tragen zahlreiche Inschriften. Die Architektur schien aus späterer Zeit, als sonst die Bauwerke in den lycischen Städten.

Da Sir Charles Fellows hier von lycischen Löwen gehört hatte, ein nothwendiges Element bei dem Begriff der Chimära, jenes berühmten fabelhaften Ungeheüers, das Homer von Bellerophon erschlagen lässt (Il. Z. 179), so stellten unsere Reisenden eifrige Erkundigungen an; allein der mehr als achtzigjährige Landmann, bei dem sie in Tortucar eingekehrt waren, der alle wilden Thiere des Landes kannte, wusste nichts von Löwen in Lycien, obwol ihm die allgemeine Form des Thieres recht wohl bekannt war. Auch ein anderer Eingeborner, der in Ägypten gewesen war und dort

Löwen gesehen hatte, erklärte, es gäbe keine Löwen im Lande. Man erfuhr indess, dass der Cragus und seine Umgebungen von nicht weniger, als neünzehn vierfüssigen Thieren bewohnt werde. — Um diese Berge (Cragus und Anticragus) fabelt man die Geschichten der Chimära; und wirklich ist unweit derselben eine vom Ufer hinaufreichende Thalschlucht Chimära (Strabo, XIV, p. 665).

Von Tortucar stiegen die Reisenden in das Thal hinauf bis an sein oberes Ende, wo ein steilabschüssiger Fels über dem Meere hangt. An diesem Absturz laüft eine Zickzackstrasse hin, die sie hinabstiegen, um einige, am Fuss liegende Ruinen zu untersuchen. Die meisten Trümmer waren mittelalterliche; doch fand man auch drei Sarkophage von weissem, dem parischen ähnlichen Marmor, die einzigen aus diesem Material, die in Lycien angetroffen wurden, da sie gewöhnlich nur aus Scagliablöcken, dem Gestein des Landes, ausgehöhlt sind. Auch wurde ein gebautes Grab gefunden, mit einer Inschrift, welche beweist, dass dieser Ort der Hafen von Sidyma war.

Von diesem Punkte aus, so erzählen die Reisenden, wandten wir uns über die Berge zu einem Schauplatz ungewöhnlicher Grossartigkeit. Eine riesenhafte Schlucht windet sich schlangenartig bis in das Herz des Cragus hinein, ihre mauerartige Seitenwände bilden ungeheüre Steilabstürze, deren Höhen mit Fichten gekrönt, und deren Abhänge seltsam gestreift waren, wie gemalte Riesen mit glänzendem Gelb und Rabenschwarz. Sie thürmten sich über uns manchmal überhangend, bis in den Schnee hinein, während ein grosser Golf sich unter dem schmalen Pfad eröffnete, auf dem wir dahin zogen. Zwei Stunden lang lief der Weg durch diesse grossartige Scene. Es war dunkel, ehe wir herauskamen und das Dorf Kapat erreichten, wo wir die Nacht über bleiben sollten. Ein Beamter war vor uns angekommen, und hatte das Fremdenhaus besetzt, doch fanden wir uns bald gütlich ab mit den Türken, die sich ausnehmend höflich benahmen.

Den nächsten Tag widmeten wir dem Besuch einiger Ruinen und eines grossen erbauten Grabes mit einer Inschrift, wovon der österreichische Konsul zu Rhodus gesprochen hatte. Zuerst ging

es den Berghang hinab zur See, um eine Saüle zu besichtigen, deren die Bewohner von Kapat erwähnt hatten: die Saüle ist viereckig, neün Fuss hoch, oben etwas ausgehöhlt (mit einer Art Fensteröffnung gegen Norden), ein Monolith, der auf einer zwei Stufen hohen Grundlage steht. Von einer Inschrift war nichts zu sehen, auch in der Nachbarschaft nicht. Diese Gestalt der Saüle erinnert an die viereckigen Denkmäler von Xanthus, wovon sie ein roheres Muster scheint, und bei ihrem Anblick kann man sich nicht des Gedankens erwehren, man stehe vor einem Feüeraltar.

Von hier zogen wir längs der Küste fort nach einem weissen Vorgebirge, das von Weitem wie Kreide aussieht, aber aus Scaglia besteht, die indessen durch das Zutagegehen von Gängen vulkanischen Gebildes so verändert ist, dass sie einem krystallinischen Marmor gleicht. Gegen Sonnen-Untergang erreichten wir eine sogenannte griechische Kirche, die aber ein prachtvolles, von viereckigen und polirten Scaglia-Blöcken erbautes Grabmal ist, welches in seiner Form mit einer modernen griechischen Kapelle sehr viel Ähnlichkeit hat. Dies war das, von dem österreichischen Konsul erwähnte Grab, das, einer langen griechischen Inschrift zufolge, einem gewissen Herodot von Pinara gehörte.

Es war völlig dunkel geworden, ehe wir Forellas, das Dorf oder vielmehr das Landgut erreichten, wo wir übernachten sollten. Am andern Morgen erwachend, fand es sich, dass wir am Abend zuvor in der Dunkelheit unvermerkt auf einen Schauplatz von staunenswerther Grossartigkeit gekommen waren. Gerade unterhalb unserer Wohnung senkte sich eine furchtbare Schlucht bis an's Meer, dessen Wellen gegen den Rand einer kleinen, flachen Ebene anschlugen, die in dem düsteren Abgrund begraben war. Ungeheüere Felsenmassen, zerrissen, zerspalten und zerbrochen, lagen zerstreüt an jeder vorspringenden Felsenkante, während furchtbare Steilwände sich aufwärts thürmten bis zur schneegekrönten Spitze des Anticragus, der sich majestätisch siebentausend Fuss hoch über diesen wundersamen Golf erhob, dessen Wellen wir zugleich mit der Bergspitze von einem und demselben Standpunkte übersehen konnten. Kein Weg schien nach der anderen Seite hinüberzuführen, und nur

ein Eingeborner konnte ahnen, wo der Pfad sich finde. Dieser war auch wirklich da, aber schwindelnd genug; denn manchmal kletterten die Pferde über schlüpfrige, nicht zwei Fuss breite Kanten fort, und manchmal mussten sie unter überhangenden Felsblöcken sich durchbiegen. In ganz Europa giebt es wol keinen wildern, grossartigern Anblick, als diesen Pass durch die sieben Vorgebirge des Cragus.

Die türkische Benennung Jedi Burun, oder die sieben Vorgebirge, führt eben auf die Vermuthung, dass diese Gebirgsmasse der Cragus sei, obwol Strabo von acht Gipfeln spricht (XIV, p. 665). Scylax nennt Cragus ein Vorgebirge und macht es zur Gränze zwischen Lycien und Carien (p. 39. Vergl. Plin. V, 28).

> Nigris aut Erymanthi
> Silvis, aut viridis Cragi.
> *Hor. I, Od.* 2.

> Jam Cragon, et Lymiren, Xanthique reliquerat undas.
> *Ovid. Metam. IX,* 645.

Den Mythologen zufolge war Cragus der Sohn des Tremilus (Steph. Byz. v.v. *Τρεμίλη* und *Κρᾶγος*). Es gab im Berge Cragus eine Höhle, die Göttern, Namens Agrii geweihet war (Steph. Byz. v. *Κρᾶγος* Eustath. ap. Dionys. Perieg. v. 350). Plutarch, in seinem Traktat über Isis und Osiris, nennt sie *Σκληροὶ*, und sagt, ihre Namen wären Arsalus, Arytus und Tosibis gewesen (cf. Euseb. Praep. Ev. V, p. 188).

Jenseits jenes schwierigen Cragus-Pfades wanden sich unsere Reisenden an den Bergen hinauf gegen Simbalu, in dessen Nähe sich zahlreiche Ruinen aus dem Mittelalter oder der späteren Römerzeit befinden, namentlich Krypten und Gräber. Der Weg ist hier eine alte gepflasterte Strasse, und viele Theile des Weges längs der Küste führten über eine Fortsetzung derselben. Von der Seeseite ging es nach dem Plateau hinauf, auf dem das grosse griechische Dorf Lerisy liegt. Hier sind einige bemerkenswerthe lycische Felsengräber und auf einem derselben eine zweizüngige Inschrift.

Von diesem Plateau stiegen die Reisenden auf der anderen Seite nach Makri hinab, brachen aber in kurzem wieder nach Xanthus

auf, die dortigen Ausgrabungen zu besuchen. Während des Aufenthalts daselbst machten Daniell und Hoskyn einen Ausflug nach der Vereinigung des vom Massicytus herabfliessenden Mandscher tschai mit dem Xanthus, und entdeckten am linken Ufer des Flusses eine Mauer, die sich, zwei Stunden nördlich von Xanthus, vom Flusse quer durch das Land bis an den Abhang des Berges erstreckt und wahrscheinlich die Gränzmauer der Xanthier war; auch eine Wasserleitung, die von den Bergen nach der Stadt lief, wurde entdeckt. Die Mauer ist 7 bis 8 Fuss dick, ohne Thürme, roh aus unbehauenen Steinen aufgeführt, nach kyklopischer Bauart, ohne es diese ganz zu sein, und bildete ursprünglich eine gute Vertheidigungslinie, obwol sie jetzt nirgends mehr über vier Fuss über dem Boden hervorsteht. In einer ähnlichen Mauer, welche die Südseite des niedrigen Berges einschliesst, steht noch ein rohes Thor, das nach dem völlig umschlossenen und befestigten Gipfel führt. Die Stelle für diesen Gränzwall ist sehr gut ausgewählt; die Zeit seiner Erbauung darf aber nicht später, als die persische Eroberung gesetzt werden, da alle unabhangigen Städte damals und später unter den Herrschern der Dynastien Persien's vereinigt waren. Zwei kriegerische Stämme, die Troes und Tremilae, bewohnten in sehr alter Zeit das Xanthusthal; die Tremilae oder Xanthier, welche den Mündungstheil des Thals inne hatten, mussten eine feste Gränzlinie gegen die Troer oder das Volk von Tlos haben, das im Innern wohnte und wahrscheinlich damals mächtiger war, weil es ein grösseres Gebiet besass, als die auf die Küste beschränkten Xanthier. Eine natürliche Gränze bestand zwar in dem reissenden Wildbach Mandscher tschai; diese war aber entfernt von der Stadt und nicht so leicht zu vertheidigen

Vier Stunden Weges von Xanthus liegt, am Meere, und in geringer Entfernung von der Mündung des Flusses, auf der Ostseite desselben, die Hafenstadt Patara, eine der berühmtesten Städte Lycien's, die mit mehreren Tempeln geschmückt war. Der angesehenste davon war der des lycischen Apollo, mit dem Zunamen Patareus; er war sehr alt und stand nur dem Tempel zu Delphi nach (Mel. I, 15). Einige Schriftsteller leiten den Namen von Patarus, einem Sohne Apollo's ab (Strabo XIV, p. 116. cf. Steph. Byz. in *Πάταρα*).



Plinius versichert, dass die Stadt in alten Zeiten Sataros genannt worden sei (V, 28). Herodotus sagt, das Orakel sei von einer Priesterin gesprochen worden, und zwar während einer gewissen Jahreszeit (I, 182), welche, nach Servius, in den sechs Wintermonaten bestand.

> Qualis ubi hibernam Lyciam, Xanthique fluenta
> Deserit; ac Delum maternam invisit Apollo.
>
> *Aen. IV*, 143.
>
> . . . . mihi Delphica tellus.
> Et Claros, et Tenedos, Pataraeque regia servit.
>
> *Ovid. Metam. I*, 515.
>
> . . . . qui Lyciae tenet.
> Dumeta, natalemque silvam,
> Delius et Patareus Apollo.
>
> *Hor. Od. III*, 4, 62.
>
> . . . seu te Lyciae Pataraea nivosis
> Exercent dumeta jugnis.
>
> *Stat. Theb. I*, 696.

Strabo berichtet, dass Ptolemäus Philadelphus die Stadt erweitert und sie Arsinoe in Lycien genannt habe; aber der ursprüngliche Name blieb herrschend (XIV, 666), wie er denn auch bei Livius und anderen Autoren vorkommt (XXXVII, 15 — 17, XXXVIII, 39. Polyb. XXII, 26). Die gewöhnliche Schreibart ist *Παταρεὺς*, im Lateinischen Patarensis; Cicero gebraucht aber Pataranus (Orat. in Flacc. c. 32). Die pataräischen Münzen haben die Inschrift *ΛΥΚΙΩΝ ΠΑ.* vel *ΠΑΤΑΡΕΩΝ* (Sestini, p. 92). Diese Stadt wird unter den lycischen Bischofssitzen in den Akten der Concile erwähnt (vergl. Hierocl. p. 684) und noch heütiges Tages ist Patera der Name der Ruinen, von denen Beaufort zuerst den Umfang und die Beschaffenheit nachgewiesen hat (Karamania, p. 2, 6).

Unsere Reisenden besuchten alle Merkwürdigkeiten. Hier ist der dreifache Bogen, welcher das Thor der Stadt, der Bäder und des Theaters bildet. Das letztere ist in dem Abhang eines Berges eingegraben, und bemerkenswerth durch die Vollständigkeit des Prosceniums, so wie durch die steil anlaufenden und schmalen Marmorsitze. Oben ist die sonderbare, auf der Spitze desselben Berges ausgegrabene kreisförmige Grube mit der viereckigen Saüle in der

Mitte, die Beaufort mit vieler Wahrscheinlichkeit für den Sitz des Orakels des Apollo Patareus hält. Die Steine, aus denen die Säule aufgeführt ist, sind auf seltsame Weise, wie durch die drehende Bewegung eines Erdbebens, aus der Stelle gerückt. Eine schöne Palmen-Gruppe erhebt sich in den Ruinen, und der Anblick der Stadt in ihrer Blühtezeit, mit ihren Tempeln, Altären, Mauern, muss in der That prachtvoll gewesen sein. Jetzt ist der Hafen ein Binnensumpf, der eine giftige Malaria erzeügt; und der an der Küste hinfahrende Seemann wird nie errathen, dass diese Sanddünen den Hafen verschlossen, in welchen der Apostel Paulus einst einlief. Wahrscheinlich verursachte hier, wie dies zu Caunus, in Carien, gewiss der Fall war, ein Erdbeben eine Erhebung der Küste, warf die Sandhügel auf und zerstörte den Hafen.

Nach einem achttägigen Aufenthalt in Xanthus brachen unsere Reisenden nach Dehwar auf, um die Ruinen von Tlos zu besuchen. Der Weg führte über meist wohlbewaldete Tertiärhügel und Ebenen. Bald kamen wir, erzählen sie, nah Dehwar, dem Sitz eines angesehenen Aga, und schickten uns sogleich an, den Felsen, auf welchem Tlos steht, zu ersteigen. Als wir oben ankamen, wies man uns ein Zimmer in einem Sommerhause an, das dem Bruder des Aga gehörte, und sehr malerisch auf dem Gipfel der Akropolis liegt. Wir blieben drei Tage zu Tlos, das eine herrliche Lage hat, mit welcher sich wenige alte Städte messen können; es liegt auf einem hohen Berge, ist von Steilabstürzen und tiefen Schluchten umgeben, überschaut die ganze Länge des Xanthusthales, den schneebedeckten Taurus in einer, das Meer in anderer Richtung; hat die ganze Masse des Cragus und seine emporstrebenden Spitzen mit der Akropolis von Pinara vor sich, während hinter ihm die Schneehöhen des Massicytes sich erheben. Eine grossartigere Lage für eine bedeütende Stadt konnte man sich in ganz Lycien nicht auswählen: Pinara ist vielleicht majestätischer, aber Tlos hat eine Weichheit, die ihm einen Reiz giebt, der Pinara fehlt.

Tlos gehörte, nach Artemidorus, zu den sechs grössten Städten des lycischen Städtebundes (Strabo XIV, p. 665; vergl. Plin. V, 28; Ptolem. p. 121; Hierocl. p. 684; Steph. Byz. in Τλῶς). Es lag,



nach Strabo's Ausdruck, auf der Bergsteigung nach Cibyra; und seine Lage im Xanthus-Thale ist schon von dem scharfsinnigen d'Anville errathen worden. Des Massicytus oder Massicytes, heut' zu Tage Aktar Dagh, gedenken Plinius und Ptolemäus (vergl. Qu. Cal. III, 232). Es gab auch eine Stadt dieses Namens, wie einige Münzen mit dem Epigraph *ΛΥΚΙΩΝ ΜΑΣ.* beweisen (Sestini, p. 92).

Der Akropolisberg von Tlos endet gegen Nordosten in steilen Klippen, die von Felsengräbern, zum Theil von grosser Schönheit, durchbohrt sind. Die älteren Gräber gleichen denen von Telmessus, andere aber, offenbar aus späterer Zeit, haben in dem Fels ausgehöhlte Kammern mit regelmässig gebauten Eingängen. Diese Gräber haben oft griechische Inschriften. Das allem Anschein nach älteste Grab zu Tlos ist auch das grösste und interessanteste. Es ist ein Tempelgrab mit einem Thürgiebel auf Saülen von eigenthümlicher, fast ägyptischer Form, ohne ausgehauene Kapitäle und breiter am Fuss, als oben. Aus solchen Saülen mag die ionische Ordnung entsprungen sein, denn wir können kaum annehmen, dass das älteste und bei weitem wichtigste Grab zu Tlos unvollendet geblieben sein sollte. Innerhalb des Porticus ist eine schöne, ausgehauene, aber falsche Thür mit Klinke und Schloss, und die auf beiden Seiten angebrachten Fenster öffnen sich in grosse Gräber. Auf der einen Seite des Porticus ist eine Figur zu Pferde ausgehauen, die einen Felsenweg hinansprengt, um einen ungeheüern, über einem der Grabeingänge ausgehauenen Leoparden anzugreifen. Dies ist wahrscheinlich der *Kaplan*, der noch heütiges Tages im Cragus vorkommt. Eine Zierrath ist auf dem Felde neben dem Leoparden, auf dem korrespondirenden Felde auf der andern Seite der Thür ist jedoch kein Thier abgebildet, wol aber unten Hunde, und auf dem Thürgiebel finden sich ebenfalls Spuren von solchen. Das Pferd ist persisch, mit einem Büschel auf dem Kopf und in einen Knoten gebundenen Schweif. Eine Satteldecke war auf dem Rücken des Pferdes gemalt, wie denn überhaupt die ganze Gruppe angemalt gewesen zu sein scheint. Der Kopfputz des Reiters, so wie die Anordnung des Barts ist sehr eigenthümlich, das Auge ziemlich voll und von griechischem Schnitt. Eine Inschrift ist nicht über dem

Grabe, aber einige Fuss davon, in gleicher Höhe mit dem Thürgiebel, befindet sich eine lycische Inschrift auf einer Felsenplatte in grösseren Buchstaben, als wir sie sonst trafen.

In einiger Entfernung auf dem Felde entdeckten wir ein viereckiges Piedestal, oder vielleicht den oberen Theil eines Grabes, auf dessen einer Seite Tlos selbst während einer Belagerung abgebildet ist. Auf diesem merkwürdigen Bilde erkennt man die Mauern der Akropolis und die Gräber, wie sie noch zu sehen sind. Auf den anderen Seiten sind Krieger in verschiedenen Stellungen abgebildet. Nahe bei diesem Überreste steht ein bemerkenswerthes Grab, ein Sarkophag auf einer hohen Felsenkuppe, die auf allen Seiten platt abgehauen ist, so dass sie ganz unzugänglich geworden.

Von hier gingen wir nach dem grossen, schönen Theater, das die griechische Form hat, und dessen Sitzreihen, vier und dreissig an der Zahl, in der Nähe der Gänge mit ausgehauenen Löwentatzen verziert sind. In der Nähe des Theaters ist eine grosse Gruppe römischer Gebaüde, augenscheinlich Paläste, deren gewölbte Fenster so angelegt sind, dass sie eine prächtige Aussicht über das Thal gewähren.

Das Haus, in welchem wir wohnten, ist eins der grössten im Xanthusthal. Unser Gastwirth, ein finster aussehender, einaügiger, aber gut gekleideter Mann, war ausnehmend höflich und aufmerksam gegen uns. Rund um das Wohnhaus sind viele Ställe und im Hof ein grosses, hölzernes Haus, so schweizerartig in Gestalt und Schnitzwerk, als wäre es aus Interlaken hierher verpflanzt. Vorn ist ein flacher, begraster Hofraum, der geebnete Gipfel der Akropole. Bei Sonnenuntergang war der Anblick von diesem Punkt aus überraschend schön: der ferne Schnee war mit dem glänzendsten Roth gefärbt, und ruhte auf Bergen vom tiefsten Purpur. Das Thal war unten wie eine dunkelgrün goldene Fläche ausgebreitet, durch die sich der Silberfaden des Xanthus wand. Der Cragus, welcher zwischen uns und der Sonne sich aufthürmte, war eine Masse vom dunkelsten Blau; in weiter Ferne lag das goldne Meer, und die wenigen Wolken, die zwischen dem blauen Azur oben und dem Gold unten hingen, waren wie Feüeraltäre in der Luft aufgehängt.

Wir verliessen Tlos nur mit Widerstreben, stiegen in's Thal hinab und ritten längs des Flusses nach der Brücke, der einzigen, die über den Xanthus führt. Wir kamen an heissen Schwefelquellen vorüber, die den Boden mit Schwefelniederschlägen bedeckt haben. Der Bach war voll von Conferva nivea, die nahe an der Quelle eine glänzend grüne Farbe hatte. Jenseits der Brücke zogen wir an Hügeln von graulichem Sandstein hin nach dem Dorfe Sehdelir, und von da nach Orahn, einem grossen Dorfe, nah' am Fusse des Taurus, der sich hier unmittelbar aus der Ebene zu einer Höhe von 8000 Fuss erhebt. Unser Zweck war, hier einen ungeheüeren. senkrechten Felsen zu besuchen, an dessen Fusse der Xanthus seine Quelle haben sollte. Wir fanden auch wirklich eine starke Quelle, die an einem alten Baume mächtig aus der Erde quoll. Rund um uns her sprang das Wasser zwischen Gräsern und Blumen hervor. Der Xanthus ist gleich bei seiner Geburt ein voller Fluss, denn wenige Schritte von der Quelle ist es ein tiefer, strudelnder, fast unüberschreitbarer Wildbach. Nach kurzem Lauf verbindet sich mit ihm ein anderer Bach, der aus einer höchst malerischen Thalschlucht kommt, und den Xanthus in der Regenzeit stark anschwellt, obwol der dauernde Wasserzufluss aus der eben beschriebenen Quelle kommt.

Nahe bei Orahn sind mehrere Felsengräber, und im Dorfe selbst Spuren einer alten Stadt. Eine Inschrift bewies, dass es Araxa sei. eine lycische Stadt, die von Ptolemäus an die Gränzen von Carien gesetzt und auch von Stephanus (v. *Ἄραξα*) und den Kirchen-Urkunden genannt wird. Sestini führt eine sehr seltene Münze an, mit der Legende *ΛΥΚΙΩΝ ΑΡ.*, die er auf Araxa bezieht (p. 92).

Von Orahn gingen wir nach Huzumli, um die Ruinen von Cadyanda zu sehen, einer der von Sir Charles Fellows entdeckten Städte. Der Weg führte meistens über Berge von Serpentin; an einem Orte, wo sich Kalkstein fand, bemerkten wir ein einzelnes Felsengrab mit einer verlöschten lycischen Inschrift. Nacht war es, als wir in Huzumli anlangten, das auf einem von Gipfeln aus splittriger weisser Scaglia umgebenen Plateau belegen ist. Unmittelbar darüber stehen die Ruinen von Cadyanda. Im Dorfe selbst fanden wir ein merkwürdiges Piedestal oder Altar, auf dem allerlei Werk-

zeüge abgebildet sind, von denen einige an die verschiedenen Formen der Triquera oder Harke erinnerten, wie sie auf lycischen Münzen abgebildet ist.

Am Morgen stiegen wir nach der alten Stadt hinauf, und sahen unterweges viele Felsengräber, darunter einige mit lycischen Inschriften. Mehrere derselben sind in ungeheüeren Kalksteinblöcken, welche durch ein Erdbeben von ihrer ursprünglichen Stelle losgerissen und den Berg hinabgeschleüdert worden waren; einige derselben lagen fast auf der Vorderseite der Gräber auf. Nie ging der Bruch durch ein Grab hindurch, wahrscheinlich weil die Gräber in den kompaktesten Theil der Klippen ausgehauen wurden.

Die Ruinen der Stadt liegen auf dem flachen Gipfel eines hohen Berges, und eine grosse, von Tempeln und öffentlichen Gebaüden eingefasste Strasse laüft mitten hindurch. Auf dem Abhang des Berges, von dem man eine prächtige Aussicht auf die Ebenen von Makri, die Kette des Massicytus, die hohen Gipfel des Cragus und das Meer, fast bis Rhodus hin hat, liegt das grosse, gut erhaltene Theater. Unterhalb sind Reihen von Gräbern, die, von fern gesehen, denen des Herodotus von Pinara ähnlich sind, und griechische Inschriften auf der Oberschwelle haben. Auf mehreren Blöcken innerhalb der Stadt fanden wir den Namen Cadyanda.

Da kein alter Schriftsteller dieser Stadt Erwähnung thut, die doch augenscheinlich von grosser Bedeütung, sowol wegen ihrer Ausdehnung, als wegen ihrer Lage an den Gränzen von Lycien und Carien gewesen sein muss, so entsteht die Frage, ob dieser Name nicht identisch sei mit einer der Städte, welche in dieser Gegend aufgezählt werden, und von denen man keine Überreste findet. Dies möchte Calynda sein, das an der Gränze des Gebiets von Caunus auf der einen, und Lycien's auf der anderen lag, wie aus Herodot erhellet (I, 172), dem zufolge es einst zum Caunischen Gebiet gehörte. Polybius berichtet, in einem seiner Fragmente, das die Calyndier, indem sie gegen Caunus sich empört, zuerst die Cuidier zu Hülfe gerufen, dann aber unter den Schutz der Rhodier sich gestellt hätten (Polyb. XXXI, 17). Vom Meere und dem Latoischen Hain daselbst waren es gegen sechszig Stadien bis Calynda (Strabo

XIV, p. 651). Eine sehr seltene Münze mit der Legende *ΚΔΛ-ΔΙΝΔΕΩΝ*. Caput Jovis Laur. R. — Aquila alis explicatis fulmini insistens, schreibt Sestini der Stadt Calynda zu (87). Zwischen Caunus und Cadyanda suchte schon früher Hoskyn vergebens nach Ruinen. Die Griechen von Levisy sind mit der Lage des Landes ziemlich gut bekannt, aber keiner kannte Ruinen in der Lage, wo man Calynda, nordwestlich über dem Golf von Makri, suchte. Dies und mehrere andere Umstände zusammen genommen, scheint es nicht unangemessen, an die Identität von Calynda und Cadyanda zu glauben, obwol diese Namen nicht zu verwechseln sind, denn mehrere lycische Städte hatten zweierlei Namen; so hiess, wie schon erwähnt, Xanthus auch Area, und Antiphellus führte ehemals den Namen Habessus.

Ehe wir Huzumli verliessen, besuchten wir den Obelisken auf der Ostseite des Dorfs. Er scheint mit lycischen Buchstaben bedeckt gewesen zu sein, die aber fast ganz verlöscht sind. Er ist viereckig, zehn Fuss hoch, der Fuss acht Zoll breit, hat keine Aushöhlung an der Spitze und steht auf einem drei Fuss hohen Postament. Von hier stiegen wir nach der Ebene von Makri hinab, auf welcher Strecke wir keine alten Denkmäler finden; doch in der Mitte der Ebene von Makri ist eine alte Nekropole, wo einige grosse Blöcke mit Inschriften liegen, augenscheinlich die Uberreste eines Gebaüdes. Auch hier wiederholt sich der Name Cadyanda.

Wir kehren mit unsern Reisenden nach Xanthus zurück, um ihnen von da auf ihrer Reise nach Antiphellus zu folgen. Am 4. März brachen sie auf. Die Pässe nach den Jailas, oder dem Sommeraufenthaltsorte auf den Bergebenen, waren noch immer vom Schnee gesperrt, und wir hatten also keine Wahl, als unsere Forschungen in den Küstenstrichen und den unteren Thälern fortzusetzen, bis die vorgeschrittene Jahreszeit sie ungesund machen, und die Hitze zum Reisen zu stark würde. Ende Mai's verlässt man im Allgemeinen das niedrige Land; dann konnten wir den Einwohnern auf die Höhen folgen und uns das Reisen im Berglande angenehm und bequem machen. Unsere Kavalkade bestand aus zehn Pferden, die wir zu 250 Piastern (16$^{2}/_{3}$ Thlr.) mit Einschluss alle

Kosten für ihre und ihrer Wärter Beköstigung von zwei Griechen aus Levisy gemiethet hatten. Während die Pferde beladen wurden, statteten wir den Ruinen einen Abschiedsbesuch ab, bei welcher Gelegenheit nochmals die griechische Inschrift des Obelisken untersucht, und der Plan eines mittelalterlichen Klosters auf der Akropolis aufgenommen wurde. Gegen 10 Uhr nahmen wir von dieser interessanten Ruinenstätte Abschied. Eine Anzahl Türken beiderlei Geschlechts, die Bewohner der benachbarten Hütten, hatte sich versammelt, um uns Lebewohl zu sagen. Ihr freündliches Benehmen machte einen tiefen Eindruck auf uns. Niemand versuchte das von uns bewohnte Haus zu betreten, bis wir es völlig geraümt und die Schlüssel an die Eigenthümerin übergeben hatten; und als wir die Ebene hinabzogen, wurden wir noch öfters von den guten Wünschen dieser einfachen Landleüte begrüsst.

Zwischen Xanthus und den Bergen nach Patara zu ist ein grosser Sumpf, über den man mittelst einer gepflasterten Strasse und einer Brücke von einem einzigen Bogen setzt, unter der ein dunkler, und wie es scheint tiefer Bach langsam nach dem Meere abfliesst. Der Pflasterdamm endigt an felsigen Hügeln, längs deren Abhang der Weg nach Fornas geht, einem kleinen, auf der Ebene erbauten Dorfe von etwa zwanzig Haüsern. An den Bergen oberhalb ist eine Wasserleitung, welche nach Patara führt. Über der Bucht von Kalamaki hat diese Wasserleitung eine Schlucht zu überschreiten, und hier nimmt sie die Gestalt einer grossen kyklopischen Mauer an, die von einem roh gearbeiteten Bogenweg durchbrochen ist. Auf der Höhe dieser Mauer ist das Wasser bedeckt und hat ein niedrigeres Niveau, als in den übrigen Theilen der Wasserleitung an den Bergen auf jeder Seite. Wir sehen also, dass zu der Zeit, wo dieser Aquädukt erbaut wurde — und der Bau hat allen Anschein eines hohen Alters — der Grundsatz, dass das Wasser sein eigenes Niveau findet, den Alten wohl bekannt war.

Fornas ist der Wintersitz des Aga, der in dem bis Kunit reichenden Distrikt gebietet. Da es an dem Punkt der Küstenstrasse liegt, wo der Weg schwierig und felsig zu werden beginnt, so zieht er Vortheile von den Reisenden, die manchmal hier anhalten. Der

Ort besitzt, was in diesem dünnbevölkten Lande nicht gewöhnlich ist, eine Wassermühle, einen Bäcker, Schuhmacher, Schmidt und einen Wochenmarkt. Nachdem unsere Suridschis, oder Pferdeknechte, hier sich mit Nägeln und Hufeisen versehen hatten, zogen wir weiter nach Basir-jan-Kiöi.

Als wir den Gipfel der Felsenkette oberhalb der Nordostecke der düsteren Bucht von Kalamaki, eine Stunde von Fornas, erreicht hatten, trafen wir auf einige massive Grundmauern, die augenscheinlich zu einer Wasserleitung gehört hatten. Eine Stunde später gelangten wir nach dem kleinen Dorfe Basir-jan, das auf einer Felsenhöhe zwischen einigen kleinen angebauten Feldern an der Berghalde liegt. Von hier aus überblickt man die von steilen Höhen eingeschlossene Bucht, in der Beaufort Phoenicus portus erkannt hat (Karamania p. 7), von dem Livius erzählt, dass eine römische Flotte dort vor Anker gegangen sei, um einen Angriff auf Patara zu machen, worin sie jedoch nicht glücklich war (XXXVII, 16).

Basir-jan erhält, wie die meisten in dem dürren Kalksteindistrikt des lycischen und carischen Küstenlandes belegenen Ortschaften, sein Wasser blos durch Winterregen, der in einer grossen, runden Cisterne aufgefangen wird. Die Cisterne dieses Dorfs ist vor etwa drei Jahren neü gebaut worden und zeigt eine rohe Darstellung von einer Art Leopard und einer Schlange aus zerbrochenen Backsteinstücken, welche in die mit Gyps überzogene Oberfläche eingefügt sind. Die Verbindung dieser Thiere in einer solchen Gegend erinnert einiger Massen an die fabelhafte Chimäre, die Homer und Hesiod beschreiben, und von der die lateinischen Dichter, indem sie ihre griechischen Meister nachahmen, sagen: —

> Prima leo, postremum draco, media ipse Chimaera.
>
> *Lucret. V.* 903.
>
> Quoque Chimaera jugo mediis in partibus ignem,
> Pectus et ora leae, caudam serpentis habebat.
>
> *Ovid. Metam. IX,* 646.
>
> . . . . flammisque armata Chimaera.
>
> *Virg. Aen. VI,* 288.

Der Künstler, der die Cisterne von Basir baute, und sie mit einem chimärischen Bildwerk schmückte, war ein Grieche aus Castelorizo.

Unsere archäologischen — Jäger waren froh, in diesem Dorfe ein bequemes Odur oder Fremdenhaus zu finden, das jedes türkische Dorf zur Unterkunft von Reisenden besitzen soll. Freilich sind es nicht immer die besten Wohnungen; denn da sie gewöhnlich nur Ein Zimmer mit einem Lehmboden haben, so ist Alles unter einander gemischt — tout comme chez nous!

Unser Gefährte diese Nacht — bemerken die Reisebeschreiber weiter — war ein Zollbeamter, dessen halb eüropäische Kleidung einen lächerlichen Gegensatz mit der malerischen Tracht der Dorfbewohner darbot, unter denen der Turban noch immer der stolze, passende Kopfputz ist. Nach einigen freündlichen Selams machten wir nähere Bekanntschaft mit dem — Zöllner, der uns dadurch einen Dienst leistete, dass er den Dorfleüten den Zweck unserer Reise erklärte, und ihre anfängliche Abneigung, uns die in der Nähe befindlichen Ruinen zu zeigen, überwand.

Neben dem Odur steht die Dorfmoschee, ein zwar kleines, aber freündliches Gebaüde, an dessen Thüre sich bei Sonnen-Untergang die ganze männliche Bevölkerung versammelte, um ihr Abendgebet zu verrichten. Eine Gruppe Türken im Gebet ist eine der interessantesten Scenen, die ein Reisender unter diesem eigenthümlichen Volke sehen kann. Nicht ohne ein tiefes Gefühl von Achtung kann man auf die Pünktlichkeit und den Ernst blicken, womit sie Morgens, Mittags und Abends ihr Gebet verrichten: dies geschieht unter dem gewöhnlichen Bauernvolke selbst in den wildesten Gegenden des Landes mit strenger Regelmässigkeit. Wo immer der Reisende mit dem türkischen Landvolke in Berührung kommt, muss er bemerken, dass es ein aüsserst religiöses Volk ist; der Gedanke an das jenseitige Leben scheint alle ihre Handlungen zu beherrschen. Stets zeigen sie unter einander und gegen Fremde eine ungemeine Milde und Freündlichkeit, und wir bemerkten nichts von den Vorurtheilen, die sie sonst gegen Christen gehegt haben sollen.

In der Hoffung, in der Nähe die Ruinen von Phellus zu finden, das von Strabo von der Küste in's mittlere Land gesetzt wird (XIV, p. 666), und dessen Hafen Phönicus war, zufolge Livius (XXXVII, 16), machten sich unsere Reisenden am andern Morgen

früh auf, unter Führung eines Bauern und in Begleitung mehrerer Türken, welche nach ihren Jailas gingen, um den Acker für die Sommersaat zu bestellen. In einer Stunde war der Gipfel des Berges erreicht und bald erblickte man von Weitem Ruinen. Beim Näherkommen verschwanden aber alle Hoffnungen, etwas Antikes zu finden; es war eine mittelalterliche Feste auf einem Hügel, mit den Trümmern zweier chrislichen Kirchen, keine Spur von griechischen, oder römischen Bauwerken, nicht ein einziges Grab, ein Beweis, dass Alles ziemlich neü ist. Die Lage ist indess wichtig, denn sie beherrscht den Weg nach den Hochlanden und überschaut den Basir-jan-jailassy, eine fruchtbare Bergebene von vier Stunden Länge und einer halben Stunde Breite. Die Thalsenkung hat keinen Abfluss, daher der Winterregen und der geschmolzene Schnee den Boden noch Zoll tief bedeckte, und die Sommerhaüser noch unbewohnbar waren.

Es war das erste Mal, dass wir eine Jaila sahen. Wir konnten uns nun ein richtiges Bild von den muldenförmigen Vertiefungen der Oberlande im Innern Lycien's machen, zu denen die Bewohner aus allen Gegenden des Küstenlandes im Anfang der heissen Jahreszeit hinaufziehen. Die Zeit, wann diese Wanderung angetreten werden kann, wird von den Eingebornen mit freüdiger Ungeduld erwartet, und sie sprechen mit Entzücken und sichtlichem Stolz von ihren Jailas, deren Vortheile und Annehmlichkeiten im Gegensatz gegen die drückend heissen Thäler und Küstenebenen sie vollkommen zu schätzen wissen. Durch den Bahir-jan-jalaissy führt in 24 Stunden vom Dorfe ein, zu allen Zeiten brauchbarer Weg nach Almalih, der jetzigen Hauptstadt des alten Lycien.

Sehr unzufrieden über das Ergebniss unserer Morgenausflucht, stiegen wir nach Basir-jan hinab, und brachen, da wir unsere Pferde zur Fortsetzung der Reise in Bereitschaft fanden, sogleich nach dem Dorfe Saaret auf, das nur vier Stunden Weges entfernt sein sollte, um die, dort von Sir Charles Fellows gesehenen Ruinen zu untersuchen, welche er für die alte Stadt Phellus hielt, die der Insel Megiste gegenüber gelegen haben soll. Da unser griechische Führer den Weg schon gemacht hatte, so überliessen wir uns seiner Führung. Der Weg lief gerade östlich längs des Bergabhangs, etwa 1000 Fuss über dem Meeresspiegel hin, gegen welchen derselbe auf dem gan-

zen Striche schroff und steil abfällt. Dürre Spitzen ragen auf dem Gipfel empor, und die Abhänge sind spärlich mit niederem Gestrüpp bekleidet, das in den Felsenspalten Wurzeln schlägt. Hier kamen wir an einzelnen eingehegten, aber unbestellten Feldern vorüber, neben denen die schwarzen Zelte der turkomanischen Eigenthümer standen. Nach einem dreistündigen, beschwerlichen Ritt erreichten wir das, aus etwa zwanzig Hütten bestehende Dorf Sedak, wo wir einen Sarkophag mit einer Inschrift sahen, welche jedoch zu unleserlich war, als dass wir sie hätten entziffern können.

Bemüht, Saaret noch vor Sonnen-Untergang zu erreichen, ritten die Reisenden weiter, allein sie verirrten sich bald, und waren gezwungen, bei einer Uruk-Familie zu übernachten, deren Zelt einsam auf der Bergebene stand, 1000 Euss über der nahen Meeresküste, der Insel Castelorizo gerade gegenüber. Am anderen Morgen erreichten sie Isna, ein Dorf von etwa fünfzehn Haüsern, die auf einem Bergabsatz zerstreüt liegen. Ein hier ansässiger Grieche bot sich zum Führer nach Saaret an, einem ärmlichen Dorfe, das man ganz verlassen und vom Winterregen beschädigt fand. Der Ort steht zwischen den Quellen zweier kleinen Flüsse, von denen der eine nach dem Meere, der andere nordöstlich durch das lange Thal nach der Ebene von Kassabar fliesst. Dies Thal ist nirgends über 500 Schritt breit. Man musste es durchschreiten, um zu den Trümmern zu gelangen, welche die gegenüberliegende Felsenhöhe krönten.

Diese Ruinen bezeichnen die Stelle einer kleinen Stadt, deren Mauern eine sehr felsige unebene Oberfläche umschliessen, auf der mehrere Felsengräber ohne Inschriften, Sarkophage und Überreste vieler kyklopischen Bauwerke mit ihren noch aufrecht stehenden Thorwegen sich finden. Der grösste Theil der Mauern ist von gleichförmiger Art: sie umschliessen einen Raum von etwa 250 Yards Länge und 100 Yards Breite. Ein Sarkophag, der im oberen Theil der Ruinen steht, enthielt eine kurze, aber unleserliche Inschrift. Da wir aus keinem Denkmal den Namen entziffern konnten, so stiegen wir in eine Schlucht auf der Nordseite hinab, wo mehre wohl erhaltene Felsengräber in dem Abhang des gegenüberliegenden Berges ausgehauen waren. Aber auch hier waren wir nicht glücklicher,

denn wir fanden keine Inschriften auf den Gräbern. An der Mündung der Schlucht steht auf der Plattform eines gewölbten, von mächtigen Kalksteinblöcken erbauten Gebaüdes, ein Obelisk, der demjenigen ähnlich ist, welcher in Xanthus eine lange Inschrift trägt. Das Dach des Gewölbes ist flach, von sehr alter, einfacher Bauart, da es aus grossen, quer über die unteren Durchgänge gelegten Blöcken besteht. Der Obelisk hat keine Inschrift, und da die Plattform nie ein Gebaüde getragen zu haben scheint, so sind wahrscheinlich der Obelisk und der gewölbte Unterbau aus einer und derselben Zeit. Wir waren hinsichts des Namens der Stadt auf Muthmassungen beschränkt, und sind nach einer Stelle im Plinius, dem einzigen Schriftsteller, welcher einer Stadt in dieser Gegend erwähnt, geneigt, sie für Pyrrha zu halten, das er zwischen Xanthus und Phellus setzt, was mit der Lage von Saaret recht wohl passt. Als wir nach Isna zurückkamen, waren die Einwohner sehr neügierig, das Ergebniss unseres Ruinen-Besuchs zu erfahren, besonders, ob wir den Schatz im grossen Stein, d. i.: im Obelisken, gesehen und gehoben hätten; denn im Lande geht die Sage von einem Manne, der bei dem Versuch, ihn aufzubrechen, sich die eine Seite gelähmt habe und dann gestorben sei. Eine ähnliche Sage war uns schon in Sedek zu Ohren gekommen. Als wir unseren griechischen Dolmetscher aufforderten, ihnen zu sagen, dass der Umstand einer Lähmung des halben Körpers in unserm Lande nichts Ungewöhnliches sei, lehnte er dies mit den Worten ab: — „Lasst sie in ihrer Unwissenheit und bei ihrem Aberglauben, wir werden dann um so länger die Denkmäler unserer Altvordern erhalten". Pagniotti meinte es mit dieser Antwort offenbar aufrichtig.

Am anderen Tage brachen wir gegen Mittag nach Antiphellus auf. Der Weg lief längs der Bergseite im Angesicht der See, ungefähr in derselben Höhe, wie das Dorf, fort, bis wir nach zwei Stunden die Stadt und den Hafen von Antiphellus zu Gesicht bekamen. Jetzt ging es auf schwierigem Zickzackpfade abwärts nach der Spitze der Bucht Vathy, welche hinter Antiphellus in's Land tritt. Man hatte uns schon zu Isna einen Ort, Tschukurbey mit Namen, als die Stelle einer alten Stadt oberhalb Antiphilo genannt. Im Hin-

tergrunde des Hafens von Vathy wurden wir alsbald von einer Sarkophagen-Gruppe angezogen, die an der Strasse nach dem alten Hafen von Antiphellus hinlaüft. Hier fanden wir bei unserer Ankunft eine bequeme Wohnung, die unser Diener für uns in einem der wenigen Haüser eingerichtet hatte, welche von dem geringen Handel zwischen dem Festland und der Insel Castelorizo im Hafen hervorgerufen worden sind. Es war ein neügebautes Haus von zwei Stockwerken, das zwei Brüdern, Türken, gehörte, die gegen eine geringe Entschädigung uns dasselbe während unseres Aufenthalts überliessen. Da keine Frauen da waren, nahm man uns ohne Bedenken auf und stellte sogar alle Hausgeräthschaften zu unserer Verfügung.

Antiphellus (Ἀντίφελλος) ist jetzt ein kleiner Weiler von nur acht Haüsern, und führt auch heüte noch seinen alten Namen mit geringer Abänderung, nämlich Antiphilo. Der Anblick der Seebücht ist wild, aber schön; von allen Seiten steigen die Berge über die kleine, ruhige, von einer Inselgruppe gedeckte Wasserfläche, steil und schroff empor. Die Küste ist mit üppigem Unterholz bekleidet, das wenige Fuss von dem Wasserrande beginnt. Trotz ihrer geschützten Lage ist die Bucht als Ankerplatz von keinem Nutzen, wegen ihrer ausserordentlichen Tiefe, weshalb auch ihr Wasser eben so tiefblau erscheint, wie der Atlantische Ocean. Der Hafen ist durch einen kleinen Molo gebildet, der noch zum Theil sich über das Wasser erhebt, und den kleinen Booten Schutz gewährt, die hier unaufhörlich mit Personen und Waaren zwischen Castelorizo und dem festen Lande hin- und hergehen und die malerische Bucht beleben, die einer der wenigen Punkte an der lycischen Küste ist, wo man oft Segel erblickt.

Die Hauptruinen der alten Stadt liegen auf dem ansteigenden Boden am Anfang des langen Vorgebirges, das den Hafen von Vathy bildet. Von der See und den umliegenden Inseln muss die Stadt einen prächtigen Anblick dargeboten haben; ihre Mauern, Gräber und die Terrassen, welche Stadt und Theater stützten, sieht man noch heüte. Das Theater ist klein, aber vortrefflich erhalten, und frei von Graswuchs und Buschwerk. Es ist eins von denen, welche

ohne Proscenium gebaut wurden, vielleicht aus Sparsamkeit, vielleicht aber auch, um zu anderen Darstellungen, wo das Proscenium nicht nothwendig ist, mehr Raum zu lassen. Der Durchmesser dieses Theaters ist hundert und sechs und sechszig Fuss, das der Arena sechs und dreissig. Es ist von griechischer Form und enthält sechs und zwanzig Sitzreihen, welche gleich denen der Theater von Xanthus und Patara ausgearbeitet sind.

Die interessantesten Ruinen zu Antiphellus sind die Felsengräber und Sarkophage. Erstere sind nicht zahlreich, denn es giebt ihrer nur zwölf, allein einige derselben haben lycische Inschriften und eins davon eine lateinische neben der lycischen. Der Sarkophage zählt man über hundert. Die grösste Gruppe ist auf dem Felsenabhang an der Morgenseite des Hafens, wo der grösste Theil noch steht, aber an den Seiten durchbrochen, oder sonst von Denen, die das Grab plünderten, beschädigt ist. Den Inschriften nach scheinen sie alle aus ziemlich später Zeit, mit Ausnahme eines einzigen mit langer lycischer Inschrift, der auch, der Bauart nach, mit den Felsengräbern gleichzeitig sein mag.

Da wir abermals von Ruinen zu Tschukurbey hörten, und dies nur zwei Stunden entfernt ist, so besuchten wir sie während unseres Aufenthalts zu Antiphellus zwei Mal. Der Weg steigt vom Vathy-Hafen im Zickzack den Felsen hinauf. In einer Stunde erreichten wir ein kleines Plateau auf dem Gipfel der Kette, überstiegen dasselbe und erreichten das Dorf am Fuss eines Berges, der zwischen dieser kleinen Ebene und dem Thale von Saaret vorspringt. Der Name dieses Orts soll Feller Dagh sein, und die Ähnlichkeit desselben mit Phellus, verbunden mit der Lage, so nahe hinter Antiphellus, liess uns hoffen, dass wir die echte Stelle dieser Stadt entdeckt hätten.

Etwas oberhalb des Dorfs kamen wir an einem kleinen Obelisken vorbei, ähnlich dem zu Saaret; er war hohl am Gipfel und hatte augenscheinlich nie eine Inschrift gehabt. Etwa hundert Schritte weiter stiessen wir auf die Ruinen: zuerst Sarkophage, alle ohne Inschrift und durch die Zeit stark beschädigt, da der Kalkstein von schlechter Beschaffenheit ist. Die Stadt dehnt sich längs des Ab-

hanges eines Bergrückens nicht über hundert und fünfzig Yards weit aus, und die Gebaüde liegen sehr zerstreüt. Keines scheint von besonderer Bedeütung oder grosser Schönheit gewesen zu sein, und nur einige zerbrochene Saülen im oberen Theile der Stadt gehörten wol zu einem Tempel. Die Stadt scheint ursprünglich nicht von einer Mauer bewehrt gewesen zu sein, obwol Bruchstücke hellenischer und kyklopischer Mauerwerke hie und da umherliegen; im Mittelalter aber scheint eine kleine Festung aus dem Material der alten Gebaüde am oberen Ende der Ruinen aufgeführt werden zu sein. Felsengräber aber finden sich auf beiden Seiten des Berges, die meisten auf der Westseite, aber keines hat eine Inschrift. Mehrere zeichnen sich durch ihre Grösse und dadurch aus, dass sie, auf allen Seiten behauen, frei stehen, wie Haüser, ganz vom Felsen abgelöst.

Wir sind wegen der Identität der Ruinen in demselben Falle, wie zu Saaret, aber der Name Fellerdagh, den jetzt der Berg trägt, auf dessen Vorsprung die Stadt liegt, und die grosse Nähe von Antiphellus sind starke Gründe, dass dies Phellus sei. Die Ruinen zeigen indess, dass die Stadt weder in alter, noch in neüer Zeit blühend gewesen sein kann. Die Aussicht ist eine der schönsten, welche wir seit unserm Abzug aus dem Xanthusthale sahen. Mit Vergnügen erblickten wir hier wiederum die Schneehaüpter des Massicytus, und sahen ein weites, von prächtigen, vier bis zehntausend Fuss hohen Bergen eingeschlossenes Binnenthal, das gleichsam aus dem Ganzen der Berge herausgeschnitten ist, die es wie eine steile Mauer einfassen.

Weit in der Ferne, fast in der Mitte der Ebene, erblickten wir die Moschee und das Minaret von Kassabar, umgeben von einigen wenigen Haüsern. Unser Führer wies noch auf einige Dörfer hin, die wir mit Hülfe unserer Fernröhre unterscheiden konnten, und von denen mehrere auf der Stelle alter Ortschaften stehen sollen. Ganz am Ende ist eine tiefe Kluft zwischen den Bergen, die weit unter die jetzige Schneegränze herabreicht; es scheint eine Öffnung, die in das Herz von Milyas hineinführt, aber unsere Führer versicherten uns, es gehe kein Weg nach den Oberlanden hinauf. Es

ist dies die einzige Öffnung in der Kette, die vom Gipfel des Massicytus nach dem hohen, schroffen Kap Phineka laüft, über welchem sich der hohe Aladscha Dagh fast siebentausend Fuss erhebt.

Während unseres Aufenthalts zu Antiphellus fuhr Daniell nach der Insel Castelorizo hinüber, wo er einige werthvolle Münzen, darunter eine Harpagus-Münze mit vier Armen, von einem griechischen Arzt kaufte. Sein Hauptzweck aber war, eine Inschrift dort zu kopiren, welche Leake gesehen hatte, die er aber nicht auffinden konnte; dagegen führten seine Nachfragen zur Entdeckung einer anderen, zwar kleinen, aber merkwürdiger Weise auf dem Felsen an der See ausgehauenen Inschrift, wohin er sich auf einem Boote begeben musste.

Ob Castelorizo das alte Megiste des Strabo (XIV, p. 666) sei, ist noch zweifelhaft, ob nicht eher das an derselben Stelle erwähnte Cisthene, wenn die gedachte Stelle so gelesen wird, dass Megiste und Cisthene zweierlei sind, in welchem Fall das Megiste das heütige Eiland Kokovo sein möchte. Ebenso ist es zweifelhaft, ob das Cisthene (*Κισθήνη*) des Isokrates auf das strabonische bezogen werden könne (Paneg. §. 41, p. 172). Scylax sagt, dass Megiste den Rhodiern gehörte (p. 38; vergl. Liv. XXXVII, 22 u. 24; Steph. Byz. bei *Μεγίστη*). Plinius bemerkt, dass die Stadt Megiste, deren Strabo Erwähnung thut, zu seiner Zeit nicht mehr vorhanden war (V, 31; vergl. Ptol. p. 121).

An einem der nächsten Tage ritten wir hinüber nach Piandury, wo eine kleine Stadt oder Feste auf einem Berge über der Uferklippe liegt. Die Mauern, von unregelmässigen, aber behauenen Kalksteinblöcken aufgeführt, sind sehr gut erhalten; sie schliessen einen Flächenraum von nur zwei- bis dreihundert Yards ein. Am oberen Ende ist ein Thurm, oder Citadelle in derselben, halb kyklopischen Styls. Die inneren Ruinen sind unbedeütend und wegen des Gestrüpps nur schwer zu untersuchen. Ein zerbrochener Sarkophag muss, seiner Bauart und einigen Skulpturresten nach, alt und ungefähr gleich alt mit den Felsengräbern sein, welche lycische Inschriften tragen. Daniell schrieb eine Inschrift von einem Sarkophage ab, der ausserhalb der Mauer stand. In dieser Inschrift



kommt der Name Phellus vor, indem „der hier Begrabene aus dieser Stadt war; wir glaubten deshalb Anfangs die Stadt Phellus endlich vor uns zu haben, fanden aber bei Vergleichung mit den Angaben der Alten, dass es nichts anderes, als Acroterium sein könne, das im Stadiasmus erwähnt ist. Die Entfernung von Antiphellus (50 Stadien) passt zwar nicht; allein die Entfernungen sind in dieser Schrift mehrfach unrichtig angegeben, während die Reihenfolge der Städte sehr richtig befunden wurde. Im Stadiasmus ist Phellus selbst nicht angegeben, was mit Strabo's (schon oben erwähnten) Angabe übereinstimmt, dass Phellus im Innern gelegen habe; zur Zeit des anonymen Verfassers des Periplus mag der Handel von Phellus ganz an den Hafen von Antiphellus übergegangen sein, dessen Lage grössere Leichtigkeit zur Verbindung mit dem Innern Lycien's darbot.

Doch, es ist Zeit, mit unsern Auszügen Halt zu machen, und uns auf eine Nachweisung des Reiseweges zu beschränken.

Wir sehen die Reisenden am 14. März in Kassabar, in der Volkssprache „Kansch" genannt, einem lycischen Distriktsort, an Wichtigkeit der nächste nach Almalih". In den Umgebungen und auf näheren und weiteren Ausflügen nach Gendebar, Tusa, Jarvu, Ghiouristanlik wurden die Nachforschungen nach Alterthümern eifrig fortgesetzt und mit Erfolg gekrönt, und nur Ernass musste unbesucht bleiben, weil es der daselbst angeblich ausgebrochenen Pest halber abgesperrt war. Bei den Landleüten galten unsere archäologischen Reisenden für „goldsuchende Franken", eine vorgefasste Meinung, von der sie schwer und nur durch den Augenschein abzubringen waren, der sie überzeügte, dass nicht Gold, sondern — alte Steine bei den Nachgrabungen zum Vorschein kamen.

Bei Kassabar, an der Vereinigung eines Nebenflusses mit dem Dembra, entdeckten sie durch Zufall eine wohl erhaltene christliche Kathedrale in byzantinischem Stile, eine der schönsten Ruinen des alten Lycien's, welche früher der Aufmerksamkeit Sir Charles' Fellows entgangen war.

Am 20. März waren sie in St. Nikolas, einer von griechischen Seeleüten vielbesuchten Kapelle, am Ausfluss des Dembra in's Meer, und „berühmt durch die Gebeine des heiligen Nikolas, ersten Bi-

schofs von Myra, welche früher in einer Schreine daselbst aufbewahrt, während des griechischen Befeiungskampfes zur grösseren Sicherheit an Bord einer russischen Fregatte gebracht und nach St. Petersburg geführt wurden, worauf als Ersatz der Kaiser von Russland ein reich ausgestattetes Bildniss des genannten Heiligen der Kirche schenkte, das jetzt der Gegenstand andächtigster Verehrung der diese heilige Stätte besuchenden Pilger und Schiffer ist." Hier war es auch, wo sie „am Fuss eines Berges jenen gefeierten Sarkophag mit zweisprachlicher, nämlich griechischer und lycischer, Inschrift fanden, welche von Cockerell zuerst abgeschrieben und 1814 nach England gebracht wurde". Die ersten lycischen Münzen verschafften sich unsere Reisenden zu Limyra, einer Stadt, wo Cajus Cäsar, der Adoptivsohn Augustus', starb, wie Vellejus Paterculus berichtet (II, c. 102).

Gagae, an der Phineka-Bucht, kommt in Scylax (p. 38) und bei Plinius vor (V, 27; vergl. Steph. Byz. v. Γάγαι; Hierocl. p. 684). Es ist das heütige Ak-tasch, gegenüber dem kelidonischen oder heiligen Vorgebirge, Promontorium sacrum, welches grosse Berühmtheit erlangte, weil es gewöhnlich als Anfangspunkt der grossen Taurus-Kette angesehen wurde, die, nach der Vorstellung der Alten unter verschiedenen Namen das ganze Festland von Asien durchschneidet (Plin. V, 27); Strabo bemerkt jedoch, dass der Taurus eigentlich in Carien beginne, Rhodus gegenüber (XIV, p. 666), und andere Geographen nahmen an, dass die Gebirgskette mit dem Vorgebirge Mycale, Samos gegenüber, anfange (Arrian, Exp. Alex. V, 5. 21). Was die Etymologie des Namens Gagae betrifft, so treten unsere Reisenden der von Leake, im Etymological Magazine ausgesprochenen Ansicht bei, wonach „die Rhodier, mit Schiffen an die lycische Küste gelangt, von den dortigen Barbaren im dorischen Dialekt: „Γᾶ! Γᾶ!" (Land! Land!) zur Gründung einer Niederlassung verlangt, und, nachdem ihrem Ansuchen entsprochen worden, die neüe Stadt Γάγα genannt hätten".

Jenseits, auf der Nordseite, von Tekrova, dem alten Phaselis, der letzten Stadt in Lycien, in der Richtung nach Pamphylien, tritt das Gebirge dicht an's Meer und lässt nur eine schmale Passage

übrig, die bei niedrigem Wasserstande betreten werden kann, bei Südwind aber, der die Wellen gegen die Klippen treibt, aüsserst gefährlich ist; in diesem Falle müssen die Reisenden über's Gebirge, auf einem grossen Umwege, durch's Land gehen. Dieses Defilée nannten die Alten Climax (= scala im Italiänischen, échelle im Französischen) und erlangte grosse Berühmtheit dadurch, dass Alexander, nach der Eroberung von Carien, sein Heer, unter schwierigen und gefahrvollen Umständen, durch dasselbe führte — 334 v. Chr. Geb. — „Hier ist eigentlich kein Weg, wenn der Wind nicht aus Norden bläst; weht Südwind, so ist's ganz unmöglich, am Ufer hinzukommen. Jetzt aber erhob sich statt des heftigen Südwindes der Nordwind, nicht ohne besondere Fügung der Götter (wie er's (Alex.) selbst und seine Völker deüteten), und das verschaffte ihnen einen leichten und schnellen Durchzug" (Arrian. I, 26). „Bei Phaselis neben dem Meere sind jene Engpässe, durch welche Alexander sein Heer führte. Hier ist nämlich ein Berg, Namens Klimax, die Treppe; hart am Pamphylischen Meere liegend, lässt er am Ufer einen schmalen Pass übrig, der bei Windstille wasserfrei ist und von Fussgängern passirt werden kann, bei anfluthender See aber von den Wasserwogen hoch bedeckt wird. Weil nun die Übersteigung des Berges Umweg macht und abschüssig ist, so bedient man sich bei ruhigem Wetter des Ufers. Alexander aber, welcher bei stürmischer Zeit eintraf, und das Meiste seinem Glücke überliess, drang vor, ehe die Anfluth ablief; und so geschah es, dass das Heer, bis an den Bauch durchnässt, die Wanderung den ganzen Tag im Wasser machte" (Strabo, XIV, p. 666. 667. Man vergl. auch Appian. Bell. Civ. II, p. 849; Curtius LV, c. 3, §. 22, L. VI, c. 3, §. 16; Joseph. Ant. Iud. L. II, c. 16, §. 5, wo dieser Zug Alexander's mit dem Durchgange der Israeliten durch's Rothe Meer verglichen wird, um die Glaubwürdigkeit Moses dadurch zu retten, Freinheim's Ergänz. des Curt. II, 11).

Mit den alten Autoren in der Hand betraten unsere Reisenden diese Gegend, um nach Adalia zu gelangen. Sie beschreiben die hier auslaufenden zwei Kolonnenwege, um uns militairisch auszudrücken, mit strategischem Überblick und taktischer Ausführlichkeit,

stets die Beschaffenheit des Terrains vor Augen habend, das sich innerhalb zwei Jahrtausende wol wenig verändert haben dürfte. Über Arab-tschy-hissar, dem alten Olbia, das, nach Strabo, die erste Stadt in Pamphylien und ein sehr fester Platz war (XIV, p. 667), kamen unsere Reisenden nach Adalia, oder Satalia, der bedeutendsten Stadt an der Südküste Kleinasien's, in der die englische Regierung, des blühenden Handels wegen, einen Consul angestellt hat.

Strabo erwähnt den Catarrhactes, einen beträchtlichen Fluss, der also genannt wurde, weil seine Wasser mit Donner-Getöse von einem hohen Fels herabstürzen. (vergl. Plin. V, 26; Pomp. Mela I, 14). Jenseits lag Attaleia, das seinen Namen von seinem Gründer Attalus Philadelphus erhielt. Diese Angabe des griechischen Geographen ist bestimmt, aber sie bietet grosse Schwierigkeiten in Bezug auf die jetzige Topograghie der Küste dar. Es scheint auf der einen Seite die Voraussetzung angemessen, dass die heutige Stadt Adalia, die zahlreiche Spuren ihrer früheren Blühte aufzuweisen hat, Attaleia sei; auf der anderen Seite aber ist es nicht möglich, den Catarrhactes mit irgend einem auf der Westseite von Attaleia in's Meer fallenden Flusse in Übereinstimmung zu bringen. Dies hat schon d'Anville, und nach ihm Beaufort zu der Annahme veranlasst, dass Adalia in der Wirklichkeit auf der Stelle von Olbia stehe, und das Attaleia weiter östlich gesucht werden müsse, an einem Platze, der von dem französischen Geographen Palaia Attalia, von dem englischen Hydrographen aber Laara genannt wird. Der Stadiasmus setzt Attaleia westlich vom Catarrhactes. Scylax, welcher früher, als diese Stadt angelegt wurde, schrieb, nennt blos Olbia (p. 39). Vergleicht man Strabo mit Stephanus, so scheint es, dess Attaleia's Stelle ursprünglich Corycus hiess, was aber nicht mit dem cilicischen Ort dieses Namens verwechselt werden muss. Die Benennung Corycus scheint der Name eines Küstenstrichs oder eines Theils vom Meerbusen gewesen zu sein. Attaleia war eine Seestadt, denn wir erfahren aus der Apostelgeschichte, dass Paulus und Barnabas sich daselbst nach Antiochien einschifften (XIV, 25). Die dortige Kirche hatte den Rang einer bischöflichen (Geogr. Sacr. p. 205). Die Überreste aus dem Alterthum, bestehend in Stadtmauern,

Triumphbogen, Aquäducten, Inschriften bezeügen die Wichtigkeit dieser Stadt, wo kaiserliche Münzen von Augustus bis auf Salonina, mit der Legende *ATTAΛEΩN* geschlagen wurden (Sestini, p. 93).

An der aüsseren Seite der die Stadt vom Meere her einschliessenden Festungsmauer sollten, wie man unsere Reisenden versichert hatte, einige Inschriften eingemauert sein; aber alle ihre Bemühungen, an diesen Punkt der Festungswerke zu gelangen, waren bisher an dem Argwohn des türkischen Kommandanten gescheitert. Am Tage unserer Abreise, so berichten sie, suchten wir, als letztes Mittel, den Befehlshaber der Hafen-Batterie in seiner Behausung am Walle auf; allein leider war dieser in Dienstgeschäften zum Pascha gerufen worden und daher abwesend. Missmuthig über unsere fruchtlosen Bestrebungen wollten wir schon nach dem Khan umkehren, als unser Führer von einem der Gitterfenster des den Wall überschauenden Hauses des Militair-Gouverneurs angerufen, und nach unserm Begehr gefragt wurde. Es war die Gamahlin des Pascha, welche so eben gesprochen hatte. Durch ihre Befehle wurde sogleich unseren Wünschen, welche der Pascha während zwei Tage auf unser Ansuchen zu erfüllen hartnäckig Bedenken getragen hatte, durchaus kein Hinderniss mehr in den Weg gelegt. Gegen jenes Gitter gewandt, bemühten wir uns, unsere Dankbarkeit durch ein ehrerbietiges Selaam auszudrücken, so gut, als die Unbehülflichkeit eines Abendländers diese morgenländische Anstandsbewegung nur auszuführen im Stande war. — Wir schalten diese Anekdote ein, um als Beweis zu dienen, dass auch im Orient die Frauen das Regiment führen!

Über den Eski (d. h.: alten) Khan, ein grosses, viereckiges Gebaüde von mächtigen Quadern erbaut, gelangten die Reisenden nach Guleluk Dagh, dem alten Termessus, wo die Agora, viele Tempel, die Akropolis, die Nekropolis u. s. w. noch heüte die ehemalige Grösse dieser, durch Alexander's Feldzüge bekannt gewordenen, Stadt, verkünden; von der Strabo annimmt, dass sie schon zur Zeit der alten Solymi ein nicht unbedeütender fester Platz gewesen sei (XIII, p. 630). Ihre Lage am Eingang der Defiléen, durch welche die Verbindung zwischen Pisidien mit Pamphylien und Lycien Statt findet, machte sie zu allen Zeiten zu einem wichtigen Militairposten. Ausser

in Arrian's Feldzügen (I, 27. 28), wird Termessus auch in Eustbathius' Commentar über Dion. Perieg (v. 858) und von Steph. Byz. (v. Τερμισσός. Hierocl. p. 680) erwähnt. In einer späteren Zeit hatte der bischöfliche Stuhl von Termissus die Kirchen von zwei anderen, benachbarten Orten, Jovia (Ἰοβία) und Eudocia, mit sich vereinigt. Die termessischen Münzen gehen in der Reihe der Kaiser bis auf Severus herab; ihre Legende ist *ΤΕΡΜΕΣΣΕΩΝ*, zuweilen mit dem unterscheidenden Epitheton *ΜΕΙΖΟΝΩΝ* (Sestini, p. 96).

Von Termessus folgten unsere Reisenden über Stenez und Osmankalfaber, auf einem Theil der Heerstrasse, auf welchem Consul Manlius, im J. 188 vor Chr., zog. Dann erstiegen sie den 6000 Fuss hohen Rahat-Dagh auf der Gränze zwischen den Paschaliks Mulah und Adalia, welcher eine eben so ausgebreitete Um- und Fernsicht, als der Baba Dagh, Mons Cadmus der Alten, gewährt, und deshalb als Orientirungs- und Korrektionspunkt für die Aufnahmen benutzt wurde, die der Anfertigung einer Karte von Lycien und den angränzenden Gebietstheile Kleinasien's zur Grundlage dienen.

In den Ruinen bei Horzum erkannten unsere Reisenden das alte Cibyra. Ursprünglich scheint es ein kleiner Ort gewesen zu sein; als aber die Pisidier sich ansiedelten, wurde die Lage verändert und die Stadt so bedeütend erweitert, dass sie, nach Strabo's Bericht, nicht weniger, als 100 Stadien im Umfang hatte. Ihr Gedeihen verdankte sie hauptsächlich der Vortrefflichkeit ihrer Gesetze, obschon die Regierungsverfassung die einer absoluten Monarchie war. Als die drei benachbarten Cabalischen Städte Bubon, Balbura und Oenoanda hinzutraten, nannte sich dieser Staatsverein eine Vierstadt; jede hatte eine Stimme, Cibyra aber, wegen seiner grössern Macht, zwei Stimmen. Denn sie allein konnte nicht weniger, als 30.000 Mann Fussvolk und 2000 Reiter in's Feld stellen, und ihr Einfluss reichte von Pisidien und der angränzenden Milyas bis an die Gegenküsten der Rhodier (Strabo XIII, p. 631).

Die erste Erwähnung Cibyra's findet sich in Livius' Geschichte des gallo-griechischen Krieges, eines Krieges, der den Römern Gelegenheit gab, verschiedene Punkte minderer Wichtigkeit in der Asiatischen Politik nach ihrem souverainen Willen und Gutdünken

zu ordnen. Wir erfahren von dem römischen Geschichtsschreiber, dass Consul Manlius, nachdem er über den Mäander gegangen und durch Carien bis an die cibyratische Gränze vorgerückt war, C. Helvius mit einem kleinen Corps detaschirte, um Moagetes, den Tyrannen von Cibyra, zur Unterwerfung zu vermögen. Auf Helvius' Drohung, dass er des Haüptlings Gebiet mit Feüer und Schwert verwüsten wolle, kam dieser in's römische Lager, wo ihm anbefohlen wurde, 500 Talente zu erlegen. Diese Summe wurde, nach langem Hin- und Herreden, bis auf 100 Talente und 10.000 Medimni Weizen ermässigt (Liv. XXXVIII, 14). Der letzte Tyrann von Cibyra hiess auch Moagetes. Wahrscheinlich war er ein Enkel des vorhergenannten Fürsten und Sohn des Pancrates, dessen Polybius als Souverain von Cibyratis zur Zeit des zweiten macedonischen Krieges zufällig Erwähnung thut (XXX, 9). Der letzte Moagetes wurde mit den Römern in Streitigkeiten verwickelt, und seiner Herrschaft durch Murena ein Ende gemacht; dieser theilte das Gebiet in zwei Theile: Cibyra wurde mit Phrygien, Bubon, Balbura und Oenoanda mit Lycien vereinigt (Strabo, XIII, p. 631).

Von der Zeit an finden wir Cibyra als Hauptstadt eines beträchtlichen Forum, oder Conventus, zu dem nicht weniger, als fünf und zwanzig Städte gehörten, aufgeführt. Dieser Conventus scheint jedoch gemeiniglich zu Laodicea, in Phrygien, abgehalten worden zu sein, zu welcher Provinz in der That die meisten seiner Landgüter gehörten (Cic. Att. Ep. V, 20; Plin. V, 28). Spätere Schriftsteller rechnen Cibyra zu Carien (Hierocl. p. 690). Im Ptolemäus und auf einigen alten Inschriften finden wir den Namen *Κίβυρρα* geschrieben. Es gab noch ein zweites Cibyra an der pamphylischen Küste, dessen bei den byzantinischen Schriftstellern nicht selten Erwähnung geschieht. Nach Strabo redeten die Cibyraten vier Sprachen, die Pisidische, die Hellenische, die der Solymer und der Lydier; von dieser war aber zu seiner Zeit keine Spur mehr in Lydien. Als etwas Eigenthümliches führt er an, dass die Cibyraten im Meisseln von Eisen und Stahl sehr geschickt waren (XIII, p. 631). Verres gebrauchte zwei Handwerker, zwei Brüder, Namens Tlepolemus und Hiero, die aus dieser Stadt zu Hause waren (Cic. Verr. VI, c. 13).

Horsum war, wie schon im Eingang bemerkt wurde, der Wende-

punkt der Reise. Am 7. Mai traten unsere Wanderer den Rückweg nach der Küste an. Er führte über Ebaidschek, Trimihly, Balbura u. a. O. nach Almalih, dem jetzigen Hauptorte Lycien's (von wo ein ansehnlicher Produktenhandel aus dem Innern des Landes nach den Häfen von Adalia, Phineka und Makri betrieben wird), und von dort hinab zum Hafenflecken Levisy, wo sie sich in einem gebrechlichen türkischen Caïque nach Rhodus einschifften. Hier trafen sie mit den deütschen Gelehrten Schönborn und Löwe, aus Posen, zusammen, mit denen die gemachten Erfahrungen, Forschungen und Entdeckungen gegenseitig ausgetauscht wurden. Nach kurzem Aufenthalt auf Rhodus machte sich der wackere Daniell noch ein Mal auf den Weg, um in Gesellschaft des zum englischen Consul in Adalia ernannten Hrn. Purdie einige Gegenden des bereisten Gebiets noch ein Mal zu durchwandern; allein er wurde bei seiner Ankunft in Adalia von einem bösartigen Wechselfieber befallen, dem er, nach siebentägiger Krankheit am 4. August 1842 erlag. Mit ihm hat die Alterthumswissenschaft einen grossen Verlust erlitten, denn noch auf dem Sterbebett war er mit dem Dictiren von Reiseberichten beschäftigt, welche über das Volk, die Erbauer der in Lycien so häufig vorkommenden Grabmäler und über die sogenannte lycische Sprache, vorzüglich mit Rücksicht auf einige hierauf bezügliche Stellen der alten Schriftsteller, wichtige Aufschlüsse gewähren, mit denen er sich ein bleibendes Denkmal gestiftet hat.

Der grosse Umfang, den diese Anzeige unwillkürlich gewonnen hat, nöthigt uns, kurz abzubrechen. Wir sagen daher vom zweiten Bande nur, dass er in verschiedenen Abhandlungen die Zoologie, Botanik und Geologie von Lycien bespricht, auf Grund der während der Reise gemachten Beobachtungen und letzterer Zweig erläutert durch eine vortreffliche topographisch-geologische Karte; sodann eine reiche Sammlung lycischer und griechischer Inschriften und der daselbst gefundenen Münzen, nebst ihren, von Dan. Sharpe, Birch und Borell verfassten Beschreibungen und Erklärungen mittheilt. Eine grosse Menge Pläne, Grundrisse und Ansichten von Ruinen und einzelnen ihrer Theile, namentlich von zehn Theatern, so wie viele in den Text eingedruckte Holzschnitte zieren das Werk und tragen nicht wenig dazu bei, seinen Werth zu erhöhen.

Art. 8. — *Tableau des hauteurs de divers points de la principauté de Neuchatel*, déterminées par M. *d'Osterwald* dans les années 1838 à 1845. Publié par le Gouvernement. Neuchatel. Imprimerie de Henri Wolfrath. 1847.

Eine reiche Sammlung von Höhenbestimmungen des Fürstenthums Neüenburg, mindestens fünfhundert an der Zahl, so dass auf jede der vierzehn deütschen Geviert-Meilen, welche den Flächeninhalt dieses — politischen Zwitterländchens bilden, beinahe vierzig Bestimmungen fallen.

Die Höhen sind nicht, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, über dem Meere gerechnet, sondern Osterwald hat als allgemeinen Vergleichungspunkt den Molo von Neuchatel angenommen, was für örtliche Interessen, und namentlihh für die (fürstlich — republikanischen) Bewohner von Neüenburg und Valendis seinen besondern Werth hat, da ihnen das Meer fern, ausserhalb ihres Gesichtskreises, ihre Seefläche aber dicht vor den Augen liegt. Um aber die Mittel an die Hand zu geben, die relativen Höhen auf absolute zurück zu führen, giebt Osterwald die Höhe des Molo über der Meeresfläche an. Sie beträgt . . . . 434m,7.
und ist durch folgende Operationen, die sich gegenseitig verifiziren, bestimmt worden: —

Die Höhe des Moleson über dem Meere ist nach geodätischen Operationen der französischen Ingenieure 2905m,2
Gleichzeitige Beobachtungen von Osterwald und Tralles haben für die Höhe des Moleson über dem Molo gegeben 1570, 9

1) Die Höhe des Molo über der Meeresfläche ist folglich 434m,3

Chasseron ist von den französischen Ingenieurs gefunden worden über dem Meere 1609m,1
Und von Osterwald und Tralles über dem Molo . . 1174, 2

2) Die Höhe des Molo über dem Meere nach dieser Bestimmung 434,m9

Chasseral's Höhe über der Meeresfläche nach den
Messungen der französischen Ingenieurs 1608m,8
Osterwald fand diesen Berg über dem Molo 1174, 0

3) Die Höhe des Molo über der Meeresfläche 433,8

Demnach mittlere Höhenbestimmung 434,7
ein Ergebniss geodätischer Messungen, die in der Übereinstimmung ihrer einzelnen Werthe nichts zu wünschen lassen. Es fällt aber ausserdem noch mit dem Resultat der Barometer-Beobachtungen zusammen, die zu Neuchatel angestellt worden sind. Diese, 1099 an der Zahl, geben die Höhe des Molo über der Meeresfläche zu 434m,5.

Alle Höhen sind in Mètres, aber auch in dem landesüblichen Maas des pied de Neuchatel angegeben. Bei dem letztern Maasse hat man Bruchtheile vermieden, und die unter einem halben Fuss liegenden Decimalen weggelassen, die darüber liegenden aber für einen vollen Fuss gerechnet. Zur Verwandlung der Mètres in Fusse hat man sich des Verhältnisses von 100m = 341 Fuss bedient, was bis auf eine halbe Linie genau ist. Die allermeisten dieser Höhenbestimmungen sind auf dem geodätischen Wege, durch wechselseitig gemessene Zenithabstände gefunden worden; mehrere gründen sich aber auch auf Barometer-Beobachtungen, die von dem Feldmesser Otz, in Cortaillod (Kirche 51m,2 über dem Molo), dem ersten Gehülfen Osterwald's, angestellt worden sind.

Die höchsten Berge des Kantons Neuchatel sind Chasseron und Chasseral, aber sie ragen kaum noch in das Neüenburger Gebiet herein, jener vom Waatlande, dieser von Bern; sie sind die Gränzberge gegen diese freünd-bundesgenossischen Stände (der Moloson liegt ganz ausserhalb der neüenburger Gränzen). Nächst diesem Zwillingspaar sind die höchsten Berge des Kantons: —

La Baume 1044m,5
Creux-du-vent .. 1028, 6
Grande Robeila .. 1014, 5
Racine 1005, 7

sämmtlich über dem Molo gerechnet. Ausser diesen vier und jenen zwei giebt es auf dem ganzen Gebiet von Neuchatel keinen Punkt, der

eine Höhe von tausend Mètres über dem Molo erreichte. Das Schloss zu Neuchatel oder Neuenburg ist 38m,1, der höchste Punkt des Städtchens (oder bei demselben), nämlich die Steinbank im Gehölz Pierrabot ist 198m hoch; Schloss Valangin (Valendis) 239m,9; Chaux-de-fonds, die Kirche 562m,5, le Point du Jour aber 694m,9; Locle, Maison Jürgensen (niedrigster Punkt des Orts) 508m,2, und Tourneret von Oscar Jacot (höchster Punkt) 634m,2.

Anmerkungen.

Die Mittheilung dieser kleinen Schrift verdank' ich Sr. Excellenz des Obermarschalls und Geheimen Staatsministers, Freiherrn von Werther, Chef des Königl. Departements für die Neüenbürger Angelegenheiten. Der Geh. Reg. Rath du Bois, in demselben Departement (der geistvolle pseüdonyme Schriftsteller auf dem Gebiete der Staatswissenschaftlichen und höheren Politik), schreibt mir dabei: — „Da Exemplare hier (in Berlin) an einige ausgezeichnete Geographen und Naturforscher, als A. v. Humboldt, L. v. Buch, C. Ritter, vertheilt werden, so haben Se. Excellenz Sie nicht übergehen wollen.“

Art. 9. — *Die Verhältnisse der Bevölkerung und der Lebensdauer im Königreich Hannover.* Ein Beitrag zur Statistik Deütschlands, von Dr. *Adolf Telkampf*, Professor und Director der höheren Bürgerschule in Hannover. Mit 5 lithogr. Tafeln. Hannover, Helwig, 1846.

Hier haben wir ein Buch voll Tabellen und Zahlen, einen aüsserst werthvollen Beitrag zur Bevölkerungsstatistik (oder — Populationistik, wie Hr. Bernouilli in Basel diesen Zweig der Staatskunde nennt), der mit Freüden begrüsst werden muss. Er umfasst seinen Gegenstand vollständig und beleüchtet ihn von allen Seiten, die ihm nur immer abgewonnen werden können, mit Sachkenntniss, und gewinnt ihm, wenn auch keine neüen, doch scharfsinnig aufgefasste Gesichtspunkte ab. Das Königreich Hannover hat, nach der neüen Landesvermessung, einen Flächeninhalt von 698,655 deütschen Quadratmeilen. Im Jahre 1845 betrug die Volksmenge 1.773.711 Seelen (883.585 männl., 890.126 weibl. Geschlechts) und die Volks-

dichtigkeit demnach 2539 Bewohner auf der Quadratmeile. Den einzelnen Landestheilen nach ist der Bezirk der Landdrostei Hildesheim der volkdichteste, der Bezirk der Landdrostei Lüneburg aber der volklichteste; die Provinzen folgen in ihrer relativen Bevölkerung so auf einander: Hildesheim 4428, Klausthal (Harz) 3502, Hannover 3127, Aurich 3198, Osnabrück 2352, Stade 2135, Lüneburg 1585. Der Religionsverschiedenheit nach kamen auf 10.000 Einwohner: 8187 Lutheraner, 1239 Katholiken, 508 Reformirte, 63 Juden, 3 Mennoniten; auf 84.500 Einwohner kam erst 1 Herrnhuter. Von dem gesammten kultivirten Areal besitzen: die königl. Domainenkammer 17,6, die Kämmereien und Gemeinden 9,9, die Rittergüter 6,1, die Kirchen, Pfarren und Schulen 1,9, die königl. Klosterkammer 0,9, die übrigen Grundbesitzer, 265.629 an der Zahl, 63,6 Prozent. Von den zuletzt gedachten Grundeigenthümern, sofern sie Ackerland und Wiesen nutzen, besassen 28.098 weniger, als 10, und 103 über 400 Morgen. Die Form des Buches gestattet es nicht, auf den Inhalt desselben hier ausführlich einzugehen, daher wir mit dem Bemerken schliessen, dass sich Hrn. Telkampf's Mortalitätstafel den analogen Arbeiten von Quetelet, Duvillard, Hoffmann und Riecke, welche diese Gelehrten für Belgien, Frankreich und Preussen geliefert haben, würdig an die Seite stellt.

Art. 10. — *Die Zunahme des Volkswohlstandes im Preüssischen Staate.* Von Dr. *C. F. W. Dieterici*, Geh. Ob. Regierungsrath und Professor, Director des Statistischen Büreau zu Berlin. Berlin, Miltler, 1846.

Es gehört eine gewisse Kühnheit dazu, in unsern Tagen, wo alle Welt über Verarmung klagt, diese nicht allein bestreiten, sondern sogar das Gegentheil behaupten und — beweisen zu wollen. Der gelehrte, scharfsinnige Statistiker und Staatswissenschaftlehrer Dieterici hat den Muth dazu gehabt, und in dem vorliegenden Buche durch Zahlen, die sich auf Thatsachen, zum Theil aber auch wol nur auf Muthmassungen stützen, zu beweisen gesucht, dass die

Einwohner des Preüssischen Staats gegenwärtig viel, und zwar — recht viel wohlhabender sind, als vor vierzig Jahren. Das Endergebniss seiner umfassenden Untersuchungen ist, dass jeder Einwohner des Preüssischen Staats im Jahre: —

1805 für 11 Thlr. 15 Sgr. — Pf.
1831 „ 21 „ 5 „ 9 „

durch Production der innern Arbeit erwarb und verausgabte. Rechnet man aber den Ertrag des auswärtigen Handels hinzu, also den Einkauf fremder Waaren vom Auslande, so stellt sich, um abermals die von Dieterici gefundenen, ganz genauen Zahlen mitzutheilen, die Verausgabung einer jeden Person im Jahre: —

1805 auf 14 Thlr. 22 Sgr. 8 Pf.
1831 „ 24 „ 18 „ 7 „
1843 „ 29 „ 23 „ 5 „

Ist da noch zu klagen über unerträgliche Zunahme des Pauperismus und des Proletariats, über wachsende Verarmung des Volks und Vermehrung der von der Hand in den Mund lebenden Klassen, wenn in der Spanne Zeit von kaum vierzig Jahren jeder Mensch, Alt und Jung, Reich und Arm, im Stande war, seine Ausgaben zu verdoppeln?!! Nach weiteren vierzig Jahren wird man — geht es so fort — kaum mehr wissen, was das Volk mit seinem Reichthum anfangen soll! — In den Schlussbemerkungen seines Buchs giebt Dieterici nur kurze Andeütungen über die Fragen, wie sich Proletariat und Pauperismus, Sittlichkeit, Kenntnisse und Bildung der Nationen zum Wohlstande verhalten. Es wäre seiner Feder würdig, diesen hochwichtigen, wiewol sehr schwierigen Gegenstand in Bezug auf den Preüssischen Staat ausführlich zu behandeln. Die Pariser Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften hatte für das Jahr 1847 die Preisaufgabe gestellt: „Rechercher quelle influence le progrès et le goût du bien-être matériel exercent sur la moralité d'un peuple". Drei und zwanzig Abhandlungen waren eingelaufen, aber keine wurde für preiswürdig erkannt!

Art. 11. — *Zur Statistik und Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg und deren Gebietes.* Von *F. W. Neddermeyer.* Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1847.

Die Vorrede dieses, in zwei Bänden ausgegebenen, aber fortlaufend paginirten, Buchs ist vom Januar 1844, und es heisst darin (S. III): „Das Bild, welches Hess von *dem* Hamburg aufstellte, das vor der Einverleibung (in das französische Kaiserreich 1810) bestand, ist uns Allen (Hamburgern) lieb und werth geblieben, und jetzt noch schöpft Mancher Nutzen und Belehrung daraus. Vielleicht darf ich (der Verf.), wenn auch bei viel geringeren Ansprüchen, doch auf Billigung rechnen, wenn ich im Nachfolgenden ein Bild von Hamburg zu geben versuche, wie es vor dem grossen Brand von 1842 war, der so manches zerstörte, aber auch so manchem Bessern Möglichkeit und Raum bahnte". Das Buch gehört demnach, streng genommen, nicht mehr in den Bereich der Statistik, sondern in die Klasse der historischen Schriften; indessen hat doch Hamburg durch das Unglücksjahr 1842 in seinem — Staatswesen keine so gewaltige Erschütterung erfahren, dass Dasjenige, was vor jener Epoche bestand, mehr oder minder erloschen, zerstört oder verschwunden sein sollte. Sodann liegt auch wenig, oder wol gar Nichts im Geiste der Hamburger Staatsregierung, was auf ein Niederreissen altangestammten Erbes im Materiellen wie Formellen hinneigen könnte; wie es die Ur-Ur-Väter gemacht, so müssen es die Ur-Ur-Enkel — auch machen, ist aber ein Grundsatz, den ein sich selbst bewusstes Gemeinwesen nicht zu dem seinigen machen darf, wenn es bei Gesundheit und Kräften bleiben will; „andere Zeiten, andere Sitten" ist ein altes, wahres Sprüchwort; aber mit veränderten Sitten müssen sich auch die Formen verändern, in die sich eine Gesellschaft nothwendiger Weise schmiegen muss, wenn sie in die Erscheinung treten und, im weiteren Sinne, eine politische Körperschaft bilden will. Von diesem — Schritthalten der Staats-Organisation mit den Sitten der Zeit findet man in den vier deütschen Stadt-Republiken, und namentlich in Hamburg, nur sehr geringe Spuren. Hat auch das Flammen-Meer von 1842 sehr bedeütend

aufgeraümt — oder hat auch der Herr Himmels und der Erde ein strenges Strafgericht über das moderne, in Deütschland belegene Sodom ergehen lassen, wie ein bremischer Zelot s. Z. mit Donner-Worten von der Kanzel erschallen liess — so hat dies doch nur die todte Masse getroffen, der Geist ist, wie es scheint, unberührt geblieben. Darum, so dünkt uns, sind die bescheidenen Zweifel des Verfassers, dass sein Buch veraltet sein könnte, wol nicht zu theilen. Das Hamburger gemeine Wesen ist mit all' seinen Anstalten heüte noch, wie es vor 1842 war, und hat auch diese oder jene Anstalt ein moderneres, dem Zeitgeist (der die Sitten abspiegelt) entsprechenderes Ansehen erhalten, es trifft blos die — vier Wände — die Sache selbst ist geblieben, wie sie war. Wer daher Hamburg genau kennen lernen will — und gründlicher, als es aus der Legion von Touristen-Büchern möglich ist — der nehme das Buch von Neddermeyer zur Hand, in welchem eine topographisch-statistische Monographie geliefert ist, welche als Muster für ähnliche Arbeiten empfohlen werden kann, d. h.: was die Abfassung, im Ganzen genommen, betrifft. Die Unterlagen aber zu dieser Arbeit sind zuweilen sehr mangelhaft. So wünschten wir aus dem Buche zu erfahren, wie gross denn eigentlich die Volksmenge der Freien und Hansestadt Hamburg und ihres Gebietes sei; allein zu unserer Verwunderung mussten wir lesen, dass die „Herren" des „wohlweisen" Senats, oder „E. (eines) E. (edlen?) Raths" es niemals für angemessen oder nothwendig gehalten haben, die Zahl „ihrer Lieben" genau ermitteln zu lassen; — „die Zählungen", sagte der Verfasser, „sind nur theilweise officiell; eine vollständige Zählung der Bewohner und des Gebietes, zu Einer Zeit vorgenommen, hat nie Statt gefunden" (S. 261). Folgende Zahlen, welche die Volksmenge der *Stadt*, mit den beiden Vorstädten St. Georg und St. Pauli, in verschiedenen Epochen darstellen, entnehmen wir dem Buche: —

			Zunahme.	
1760:	97.053	Einw.		
1789:	96.365	„	— 688	in 29 Jahren.
1812:	106.841	„	+ 10.476	„ 23 „
1826:	122.862	„	+ 16.041	„ 14 „
1840:	136.986	„	+ 14.124	„ 14 „

Die Hamburgischen Republikaner bekennen sich, der grossen Mehrzahl nach, zum Lutherischen Lehrbegriff, mindestens 90 Prozent Aller; in die übrigen 10 Prozent theilen sich die Reformirten, Mennoniten, Katholiken und die — Israeliten. Die genaue Zahl der Bekenner des mosaischen Glaubens kennt E. E. Rath wiederum nicht. Als Hamburg ein *Municipium* und zugleich eine „*bonne ville*" *du cidevant Empire Français* war, liess der *Praefectus* im Jahre 1811 die Juden zählen; seit der Zeit ist's nicht wieder geschehen. „Der Flächeninhalt des ganzen Gebietes ist bis jetzt genau" (auch) „nicht ermittelt". Auf Grund der Heinrich'schen Karte von 1811, die „so gut" ist, als „sie damals unter den Umständen zu geben war" (S. 9) — was demnach wol so viel sagen will, dass sie in ihrer Richtigkeit und Genauigkeit Wünsche übrig lässt — schätzt Neddermeyer das Areal des Hamburgischen Staats zu sieben deutschen Quadratmeilen. Der Senat hat im Herbste 1844 beschlossen, eine genaue Karte aufnehmen zu lassen, und Schumacher, der gelehrte Sternkundige, die Leitung des Vermessungs-Geschäfts übernommen; die Ausführung geschah durch einen Dr., einen Wasserbau-Director und einen dritten Unbetitelten. Diese Herren scheinen sogar im Jahre 1847 mit der Vermessung von — 5½ Q.Meilen, mit Worten: *fünf Meilen* und etwas darüber! (das Amt Ritzebüttel war schon 1819 aufgenommen) noch nicht fertig zu sein!

Art. 12. — *Das Herzogthum Kärnten*, geographisch-historisch dargestellt, nach allen seinen Beziehungen und Merkwürdigkeiten. Mit besonderer Berücksichtigung für alle Freünde der Geschichte, der Landes- und Volkskunde, der Agrikultur und Montan-Industrie, so wie der schönen, erhabenen Alpennatur. Ein Beitrag zur Topographie des Österreichischen Kaiserstaats. Bearbeitet und herausgegeben von *Joseph Wagner*. Mit einer Karte von Kärnten. Klagenfurt, Sigismund'sche Buchhandlung, 1847.

Dieser und der, auf einem farbigen Umschlag gedruckte, etwas anders abgefasste Titel bezeichnet den Inhalt des Buchs, über dessen Veranlassung das Vorwort Auskunft giebt, indem es sich folgender Massen hören lässt: — „Die allgemeine Reiselust, welche vor drei Decennien erwacht ist, hat die meisten Provinzen des Österreichischen Kaiserstaats allmälig zur allgemeinen, öffentlichen Kenntniss gebracht". — Ich bitte den Leser um Verzeihung, dass ich die Rede Hrn. Wagner's unterbreche, um ihr bescheidentlich zu widersprechen: Nicht erst vor dreissig Jahren, und nicht erst durch die Reiselust sind die Provinzen der Österreichischen Monarchie bekannt geworden; es ist schon etwas länger her und, was nicht zu übersehen, durch die amtlichen Erhebungen und Veranstaltungen, welche zur geographisch-statistischen Kenntniss, ganz vorzüglich der deütschen Erbstaaten von Regierungswegen angeordnet, begründet worden, um deren Ausbeütung für die „öffentliche Kenntniss", zu Anfang des neünzehnten Jahrhunderts ganz vorzüglich Joseph Marx, Freiherr von Liechtenstern, sich unsterbliche Verdienste erworben hat. — „Auch das Herzogthum Kärnten trat aus seiner Verborgenheit hervor, und in neüester Zeit haben alle Berichte über dasselbe dahin gelautet, dass diese Provinz der Monarchie, obgleich gering an Umfang" — (179,88 österreichische (?) Quadratmeilen sind doch ein hübsches Areal, so gross, wie das souveraine Kurfürstenthum Hessen) — „dennoch innerhalb ihrer Gränzen des Schönen, Grossen und Interessanten so Vieles enthalte, dass sie nicht nur den Vergleich mit anderen, bereits viel gepriesenen

aushalte, ja, in vielen Rücksichten dieselben noch übertreffe. Alles jedoch, was bis nun von Aussen her" — (d. h.: wol „von Deütschland her", denn Deütschland ist für Osterreich *extra muros)* — über Kärnten erschienen ist, war einer Seits ein unvollständiges Gemälde des Ganzen, anderer Seits blieb es nicht frei von jenen Mängeln und Gebrechen, die theils aus der unzureichenden Kenntniss seiner einzelnen Theile, theils aus dem Mangel einer unbefangenen Beurtheilung nothwendig hervorgehen müssen". — (Hat Jemand in „Deütschland" sich befangen, etwa missliebig über Kärnten geaüssert?) — Der Verfasser rühmt es weiter, dass „seit einer langen Reihe von Jahren die kärntnerische Vaterlands*liebe* benützt war, die Vaterlands*kunde* nach allen ihren Richtungen zu erweitern und zu befördern", und zählt nun die Titel von sechs Büchern und Zeitschriften auf, um endlich zu sagen, dass er das in diesen Schriften Zerstreüte zusammen gefasst und mit den eigenen, mehr als dreizehnjährigen Anschauungen und Erfahrungen bereichert und geordnet habe — „um eben dadurch in der gedrängtesten Kürze ein treües Gemälde Kärnten's dem Publikum vor Augen zu stellen."

Der Verfasser hat die reiche Materie, die ihm vorlag, unter neün Hauptstücke gebracht, wie folgt: — 1) „Allgemeine Umrisse der Geschichte Kärnten's. 2) Geognostische Beschreibung. 3) Geographische Beschaffenheit. 4) Charakteristik Kärnten's, rücksichtlich seiner Naturschönheiten und anderer Eigenschaften, als Gegenständen des ästhetischen Wohlgefallens. 5) Politische Verfassung. 6) Charakteristik der Bewohner. 7) Volksthätigkeit. 8) Klagenfurt und seine Umgebungen. 9) Strassenverbindungen Kärnten's. Den Schluss machen sechs Beilagen.

Gegen diese Anordnung des Stoffs liesse sich Manches einwenden. Das Hauptstück von der politischen Verfassung z. B. gehört nicht an die Stelle, wo es steht, sondern musste viel später, nach der Volksthätigkeit eingeschaltet werden; Flächenraum und Bevölkerung sucht man vergebens im Hauptstück von der geographischen Beschaffenheit, wo sie bei der Gränzbeschreibung ihre natürliche Stellung finden; beide Gegenstände sind, viel zu spät, unter der politischen Verfassung aufgeführt. Es ist überhaupt seltsam, dass

so mancher geographischer Schriftsteller gar nicht recht weiss, wie er seinen Stoff vertheilen, wie er die einzelnen Gegenstände, die beschrieben werden müssen, unterbringen soll; richtige Aufeinanderfolge fehlt in der Anordnung oft ganz, und deswegen Klarheit in der Übersicht; — eine Klage, die nicht nur von einzelnen Landesbeschreibungen — wo man sich noch getrösten kann — sondern auch von allgemeinen Erdbeschreibungen zu führen ist, wo der Mangel an Ordnung eine Taktlosigkeit verräth, die unverzeihlich ist. Der „schielende" Geograph von Amasia hat's besser gemacht, als die heütigen Geographen mit ihren zweitausendjährigen Erfahrungen. Doch giebt's auch Ausnahmen: Büsching im vorigen, Brun in diesem Jahrhundert.

Um auf das vorliegende Buch zurückzukommen, so ist zu bemerken, dass die sogenannte geognostische Beschreibung des Herzogthums Kärnten, erstens: nicht an ihrem rechten Orte steht, und zweitens keine geognostische Beschreibung ist, sondern eine nach den (in den jetzt gang und gäb seienden Ansichten aufgestellten) Perioden der Erdbildung geordnete Charakteristik der Felsarten, wie man sie in jedem Lehr- und Handbuch der Mieneralogie etc. findet. Dieser Abschnitt hat den Franz Edler von Rosthorn zum Verfasser und ist aus dem Schmidt'schen Werk über das Königreich Illyrien entlehnt.

Wol könnte man fragen, welcher von den alten Schriftstellern die frühesten Bewohner des von Herrn Wagner beschriebenen Landes Tauristker genannt hat? Der Name kommt immer unter der Form Taurisker, Tauriscc, *Ταυρισκοι* vor und Tauristen, *Ταυρισταί*, steht nur zwei Mal bei Strabo, mit dem Zusatz: „Einige nennen die Taurisker auch Tauristen und Tyrisker." (VII. 293, 296). Grossartig aber ist es, wenn dem Leser zugemuthet wird, daran zu glauben, Kärnten habe seinen Namen von den, seit dem Ende des sechsten Jahrhundert eingewanderten Slawen, den Caraktanern, wie er sie nennt, mit dem Beisatz in Parenthese: slawisch *Goratan*, Gebirgsland, von *Gora*, Berg, (in keinem slawischen Dialekte ist *tan-* Land). Hat denn Herr Wagner niemals gelesen, dass schon den Alten die *Carni* bekannt waren, die im Norden die Noriker, im

Westen die Veneter, im Osten pannonische Völker zu Nachbarn hatten? Von den Norikern trennten sie *Alpes Carnicae*, oder die Bergkette, welche die Geil und Drau auf der Südseite begleitet. An derselben lag Julium *Carnicum* (Zoglio an den Quellen des Tagliamento); die Sawe entspringe aus den *Carnischen* Alpen, sagt Plinius (III, 25); Tergeste war ein *Κώμη Καρνική*, wie Strabo sagt (VII, 314). Die Namen *Carantanum* und *Carantaner* kommen erst in schriftlichen Denkmälern des achten und neünten Jahrhunderts vor, beim Nestor unter der Form *Choratane*. Die Sache ist bekanntlich ganz einfach die, dass wir den Namen *Kärn-ten* heüt zu Tage mit sehr geringer Veränderung noch eben so sprechen und schreiben, als ihn die frühesten in der Geschichte genannten Bewohner dieses Alpenlandes vor zwei und drei Jahrtausenden gesprochen haben, die Kelten nämlich, die das Land *Karn-tan* nannten, was in allen keltischen Dialekten *Fels Land* heisst [*Karn* = Steinhaufen, Gestein, Fels; *tan* = Land, ein gemeinschaftliches Wort vieler indo-germanischer Sprachen, der indischen, persischen, daher Hindus-tan, Farsis-tan, Aqui-tan (ien), Bri-tan (ien).] — woraus die in den östlichen Alpen später eingewanderten Slawen Choru-tan, Gora-tan gemacht haben. Auch der Name des keltischen Volks der Tauriker ist aus ihrer Sprache entnommen, von dem Wort *Taur*, was ebenfalls Felsgebirg oder dem Ähnliches (Gebirgspass)bedeütet (Taur-us in Kleinasien), und das sich bis auf unsere Tage in dem Namen der *Taur-en* (nicht Tauern) erhalten hat, unter dem man die Pässe versteht, welche über die Noricher Alpen führen.

Doch lassen wir es bei diesen historisch-etymologischen Grübeleien bewenden, um zu dem Buche des Herrn Wagner zurückzukehren, das (auf S. 102) das Klima von Klagenfurt schildert. Wir erfahren daraus, dass diese, in der grössten Ebene Kärnten's belegene Landes-Hauptstadt, 236,86 Wiener Klafter über der Meeresfläche liegt, und nach drei und zwanzig jährigen Beobachtungen von Lanner eine mittlere Temperatur von 7°, 6 R. besitzt, während der atmosphärische Niederschlag 32, 8 Zoll (ob Wiener Maas?) beträgt, woran die Monate Juni, Juli (Maximum), August und September den grössten Antheil haben. Jene langjährige Beobachtungsreihe hat

überdem gezeigt, dass in diesem Theile Kärnten's die Jahreszeiten folgende Epochen und Perioden inne halten: Frühling beginnt am 25. März und dauert 62 Tage; Winters-Anfang 8. November, Dauer 62 Tage.

Auf das interessante Capitel der geographisch-botanischen Verhältnisse lässt sich der Verf. nur wenig ein. Wir erfahren indess, dass Herr David Pacher die Verbreitung der Pflanzen im senkrechten Sinne unter fünf Regionen bringt, die, ungewöhnlicher Weise, von oben nach unten gezählt worden, bei denen aber ein Haupt-Erforderniss fehlt, nämlich die Angabe der Höhe. Die erste Region ist die des ewigen Schnees und Eises, wohin alle Glätscher des Möll- und Malta-Thals zu rechnen sind, vom Grossglockner über die Goldzeche, die Maleitzer Käsboden hinter der Bistele-Spitze bis zu den Umgebungen der Hafner-Spitze in der Malta. Die 2. Region ist die der Hochalpen, von den höchsten umeis'ten Spitzen oberwärts bis zur Waldgränze, und wird in zwei Abtheilungen zerlegt: die obere (Geröll, Moose, Flechten) und die untere (fruchtbare Hochalpenweiden für Rind und Schaaf, hin und wieder mit einmähdigen Alpwiesen). Die 3. Region kann man die der Niederalpen (Weiden und Wiesen) und des Hochwaldes (Zirm- [Pinus sylvestris?], Lerchen- und Fichtenstämme) nennen abwärts bis zum Anfang des Ackerbaues. Die 4. Region ist die des Ackerbaus mit bloss einmaliger Getreideärnte im Jahr. Sie erstreckt sich vom Beginn der regelmässigen Wirthschaften im Hochgebirge bis in die Thäler herab zur Gränze des Maisbaues und des Buchweizens als zweiter Frucht. Die 5. Region endlich der Doppelärnte umfasst alle jene Gegenden, wo der Mais noch reift, und der Buchweizen als zweite Frucht gebaut und hie und da etwas Wein gepflanzt werden kann. „Denn der Weinbau hat eine zu geringe Ausdehnung in unserm Lande, als dass man demselben eine eigene Region anweisen könnte" (S. 30). Es giebt Weingärten nur bei Hollenburg, Neuhaus, bei Sittersdorf und im Lavantthale, in beiden letzteren Gegenden die meisten. Es wird rother und weisser Wein gebaut. Ersterer wird für besser gehalten; im Allgemeinen aber ist der Karn-taner Wein — Krätzer! (S. 73). In neüerer Zeit hat die Cultur des Maulbeerbaumes (Morus

alba und M. moretiana) mit Erfolg begonnen, und Raupenzucht sowol, als die vorzügliche Qualität der Seide berechtigen zu günstigen Hoffnungen für diesen Industrie-Zweig.

Die Bevölkerung von Kärnten besteht, wie man weiss, aus Deütschen und Slawen, die hier von den Deütschen von jeher Wenden, Winden oder Windische genannt worden sind, während sie sich selbst im Allgemeinen Slowenen, Slowenzen (Slowenci), und nach der Verschiedenheit ihrer Wohnsitze mit verschiedenen Sonder-Namen nennen. Die slawenische Sprache nimmt aber allmälig ab und macht der deütschen Platz. Dieses Vorrücken der deütschen Sprache ist, wie uns der Verf. sagt, so unleügbar, dass der Beweis dafür selbst durch lebende Zeügen gestellt werden kann, wenn sie ein hohes Alter erreichen, so zwar, dass wir annehmen dürfen, die Germanisirung von Kärnten schreite mit jedem Jahrhundert um eine Stunde Weges vor. Ja, wenn wir die heütige Sprachgränze genau betrachten, und nach Stunden nordwärts zurückzählen, so wird man beinah' bestimmen können, in welchen Gegenden die windische Sprache in den verschiedenen Zeiträumen noch gang und gäbe war. Dass jenes Vorrücken durch allerlei Umstände beschleünigt wurde, lässt sich nicht in Abrede stellen. So viel man aber auch dem Einfluss der deütschen Schulen beilegen will, so tragen für die fortschreitende Sprachumwandlung die noch stets herrschenden Wanderungen ungleich mehr, als jene bei. Nach einer ungefähren Schätzung lassen sich nämlich nahe an viertausend slowenische Individuen annehmen, die jährlich, theils bleibend, theils wandernd und wiederkommend, auf deütscher Seite sich befinden. Es bildet dieser, sich stets wiederholende Zug zur Erlernung der deütschen Sprache, eine grosse Schule der man bisher vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat, und die durch keine Stiftung, keinen Zwang, sondern durch den freien Willen des Volks seit einem Jahrtausend besteht. Gleich vor, oder bald nach Ostern beginnt diese stille Wanderung der windischen Jugend auf die deütsche Seite, wo sie sich gewöhnlich als Hirten verdingt. Darum bleibt auch der Sommer-Schulkurs in den windischen Schulen schwach besucht, weil das Volk die praktische Übung in der deütschen Sprache der Schule

vorzieht. Die Jauenthaler Slowenen, mit ihren nördlicheren Brüdern, lieben den Boden des Krapfeldes bis St. Johann am Brückl; die unteren und oberen Rosenthaler, mit der Masse nördlicherer Slowenen die Ausdehnung von St. Veit bis hinauf nach Villach; und die Gailthaler meistens das untere Drauthal. Das deütsche Gailthal, sowie das Lavantthal werden, wegen der rauheren und zum Theil verderbteren deütschen Mundart daselbst, nicht gern zur Schule gewählt. Als besondere Beförderungsmittel der Germanisirung müssen auch die Heirathen angeführt werden, da die Braüte gern von den nördlicheren Gegenden für den Süden hergeholt werden. — Der Verf. glaubt, zu der Schlussfolgerung berechtigt zu sein, dass — „die heütigen Deütschkärntner, der Hauptmasse nach, alte Carantaner Slawen, und ein mit Kelten und später eingewanderten Deütschen, vorzüglich baierischer Abkunft, vermischter Volksstamm sind"; eine Schlussfolge, fügt er hinzu, die auch durch die Eigenschaften der herrschenden deütschen Sprache selbst ihre Bestätigung findet. Sowol ihre innern als aüsseren Merkmale sprechen dafür, dass sie durch ein Medium gegangen sei, das für sie fremden Ursprungs ist. Vortrag, Stimme und Betonung werden singender, je näher man der wendischen Gränze kommt. Wenn der heütige Gränz-Deütsche nach Norden zeigt, dann pflegt er zu sagen: — „Oben, auf der Deütschen Seite" — gleichsam als gehörte er noch in diese Rubrik. Dass das ursprüngliche Volks-Element Karn-tan's, das keltische nämlich, unter dem Einfluss des später auftretenden Slawenthums erdrückt und fast ganz vertilgt worden sei, darf man mit Gewissheit annehmen, wenn man Urban Jarnik's „Andeütungen über Kärnten's Germanisirung" (in der Zeitschrift „Carinthia", 1826, Nr. 14 ff., und in Wagner's Buch, S. 187 ff. wieder abgedruckt) liest. Dieser gelehrte Slawist hat darin eine Zusammenstellung von deütschen geographischen Eigennamen (der Flüsse, Alpen und Berge, Ortschaften und Gegenden und einzelner Haüser) bekannt gemacht, deren Herleitung aus slawischen Wurzeln auf das einstige Dasein der Slowenen selbst in denjenigen Theilen Karn-tan's mit vollem Rechte schliessen lassen, die gegenwärtig blos von Deütschen bewohnt sind.

Wir können dem Verf. in der, ebenfalls von Jarnik entlehnten Schilderung der ethnographischen Verhältnisse nicht weiter folgen, halten aber dafür, dass diese einer der interessantesten Theile des ganzen Buches ist. In dem Hauptstück, welches die Überschrift „Staatenverbindungen" führt, ist eine topographische Beschreibung des ganzen Landes, nach Reiserouten gegeben, in welcher Erinnerungen an die Geschichte und Naturschilderungen geistvoll verwebt sind. Wegen dieser Beschreibung eignet sich das Buch zu einem Special-Wegweiser für Reiselustige und Touristen, zu deren „Nutzen" es rathsam wäre, wenn Herr Wagner einer zweiten Ausgabe seines Buchs eine siebente Beilage, auf einen Bogen etwa, anhängte, in welcher er Notizen über die Art des Reisens, über Entfernungen, Gasthöfe, Wirthshaüser, Führer u. dgl. zu geben hätte. Die Karte von Kärnten ist ein Nachstich der betreffenden Blätter aus der Generalkarte des Königreichs Illyrien vom K. K. Generalquartiermeister-Stabe; sie ist hübsch lithographirt; und trotz dunkler Bergschattirung, leserlich, entbehrt aber die politische Eintheilung des Landes in Ober- und Unter-Kärnten, Villacher und Klagenfurter Kreis, so wie die, für Reisende im Besondern, so wichtige Angabe der Sprachgränze. Beides kann in einer zweiten Ausgabe leicht nachgeholt werden. Dazu empfehlen wir aber die Anwendung von Farben.

Art. 13. — *Travels in Central-America*, together with a Sketch of the History of the Republik, and an Account of its Climate, Productions, Commerce etc. By *Robert Glasgow Dunlop.* London 1847.

Ein neüer, und zwar höchst reichaltiger Beitrag zu den verhältnissmässig seltenen Schriften, welche die Kenntniss eines Landes fördern über dessen geographische Verhältnisse noch ein ziemlich dichter Schleier ausgespannt ist. Der jugendliche Verfasser, der leider während des Druckes seines Werkes mit Tode abgegangen ist, hielt sich einige Zeit in Amatitlan auf, einem Platze,

der auf den europäischen Märkten durch die Production von Cochenille bekannt zu werden beginnt, über welche das Buch zugleich einen ausführlichen Bericht giebt. Der betreffende Distrikt ist einer der interessantesten in einem Lande, das an merkwürdigen Natur-Erscheinungen überreich ist.

Amatitlan liegt sechs Meilen von der Hauptstadt und NNW. auf direktem Wege nach Iztapa, dem Hafen von Guatemala am Stillen Ocean, von dem es drei und zwanzig Meilen entfernt ist. Die Strasse ist, wie in allen Gegenden Central-Amerika's, nur ein, durch die Wälder geöffneter Fusssteig: man hat Baüme und Büsche gefällt, den Weg jedoch im Übrigen durchaus nicht geebnet und geordnet, ja selbst Steine und natürliche Hindernisse sind nicht weggeraümt worden.

Von Guatemala aus geht es bis zum obern Ende des Thals von Amatitlan allmälig, doch beständig bergauf. Bevor man das Thal betritt, muss man aber einen steilen Berg hinabsteigen, denn es ist auf allen Seiten von rauhem und steilem Gebirg umgeben, bis auf einen schmalen Ausgang, durch den ein Fluss seinen Weg findet. Fast die Hälfte des Thals, und gerade der höchste Theil desselben, ist von einem See erfüllt, der viertehalb Meilen lang und eine halbe Meile breit ist. Der Boden des Sees ist an manchen Stellen nicht mit dem Senkblei zu erreichen — (wie lang war die Leine?). Es ist kaum zweifelhaft, dass das ganze Thal von Amatitlan, sammt seinem See, in einer unbekannten Periode die Stätte eines ungeheüren Vulkans war, der durch eine ausserordentliche Eruption in Stücke zersprengt wurde; (sehr wahrscheinlich hat man es hier mit einem Erhebungskrater, mit einem „Laacher See" und den „Maaren" der Eifel überhaupt, aber in riesenartigem Maassstabe, zu thun). Darauf deüten auch die umgebenden senkrechten Felsen, die genau das Ansehen der Seitenwände eines Kraters haben. Massen Bimstein schwimmen auf dem See, oder liegen an seinem Strande; an einer Stelle bildet er ein beträchtliches Stück Land, welches schwankt und zittert, wenn man darüber schreitet, da es in der That ein schwimmendes Vorgebirge ist, welches durch eine ungeheüere Ansammlung jenes Steins, der weit leichter als Wasser ist, gebildet

wurde. Zwei Bäche ergiessen sich in den See, und ein Fluss, der weit stärker ist, als beide zusammen genommen, tritt aus demselben heraus; die Temperatur des letzteren ist weit wärmer, als die der ersteren. Rings um den See, an allen Theilen und an den Ufern des Flusses ergiessen sich Quellen kochenden Wassers, deren viele bedeütende Massen Dampf entsenden. Im See müssen sich höchst wahrscheinlich noch weit mehre befinden, denn die Temperatur des Flusses und die des Sees ist um viele Grad höher, als die der Luft zu jeder Zeit; für den Badenden hat es daher die Wirkung eines lauen Bades, und am frühen Morgen, wann die Luft am kühlsten ist, dünkt ihn das Wasser ganz heiss zu sein. Die Temperatur des Sees war 93° F. (= 33°,9 C.), während gleichzeitig die Temperatur der Luft 79° F. (= 26°,1 C.) betrug, so dass also die Wärme dieser ungeheüern Wassermasse durch die vulkanische Hitze um 14° F. (= 7°,8 C.) gesteigert war. Auf einigen der Berge an der Nordseite des Sees entdeckte unser Reisender verschiedene Spalten, welche grosse Dampfmassen von so hoher Temperatur aushauchten, dass er sich im Augenblick die Hand verbrannte, obwol, seltsam genug, Moose und Wasserpflanzen in den Spalten wuchsen, die von einer Hitze, welche der des kochenden Wassers gleich kam, nicht zu leiden schienen.

Der Boden besteht durchweg aus vulkanischen Gebilden, Schlakken, Lava (?) Bimstein, Wacke u. s. w. Die Brunnen in der Stadt sind sämmtlich salzig; die in den Vorstädten und der Umgegend aber haben alle heisses Wasser, welches keine bedeütende mineralische Beimischung hat. In einem, den Dunlop im Rincon (wo sich die meisten grösseren Cochenille-Culturen befinden) öffnete, wurde die Hitze bedeütend, nachdem man zehn Yards tief gegraben hatte; bei zwanzig Yards wurde das Erdreich so heiss, dass man sich die Hände daran verbrannte. Zwei Leüte, die zum Graben des Brunnens angenommen worden waren, liessen ihn in Stich; ein dritter Arbeiter, eine Salamander-Natur, liess sich gegen eine hohe Belohnung endlich bereden, das Werk fortzusetzen, bis er Wasser fände. Dies geschah bei einer Tiefe von dreissig Yards, wo aber auch das Wasser wirklich kochend war. Der Boden, wo dieser Brunnen eröffnet wurde, lag ziemlich hoch; aber an tiefer gelegenen Stellen,

in der Nähe des Sees und Flusses, findet man überall siedendes Wasser in einer Tiefe von 2 bis 3 Yards, und an manchen Stellen springt es von selbst an die Oberfläche. Am frühen Morgen bei Sonnenaufgang fühlt sich der Boden ganz heiss an, und überall kann man den Dampf emporsteigen sehen.

Das heisse Wasser ist stets vollkommen klar und frei von allen mineralischen Bestandtheilen. Es scheint aus grosser Tiefe aufzusteigen, während die Quellen kalten Wassers sich in der obern Bodenschicht zu bilden scheinen — (das versteht sich von selbst) — und sämmtlich mit Alaun und Salz geschwängert sind. Es giebt indess nur einen kleinen Bezirk, wo kaltes Wasser quillt, und der ist in der Stadt selbst; an allen anderen Stellen sind die Brunnen, unter verschiedenen Temperaturgraden, warm, die am niedrigsten gelegenen haben aber immer die Temperatur des Siedepunktes. Es scheint demnach, dass das vulkanische Feüer noch immer in einer gewissen Tiefe längs der ganzen Ausdehnung des Thals thätig ist. Die natürlichen Quellen fliessen sehr unregelmässig, bisweilen ergiessen sie ungeheüere Wassermassen und sind dann wenige Stunden später ganz trocken; aber sie haben keine regelmässige Periode, wie die intermittirenden Quellen in anderen Gegenden. Viele der Brunnen und natürlichen Quellen strömen grosse Gasmassen aus, während in anderen das Wasser wie in einem Topfe kocht. Überall, ausser wo die Vegetation durch das Vorkommen von Alaun gehemmt wird, gedeiht der Cactus, wovon sich das Cochenille-Insect nährt, das Zuckerrohr, so wie die meisten übrigen Gewächse sehr üppig, da die hohe Temperatur des Bodens, so wie die ausgeströmten Gase offenbar höchst förderlich für die Pflanzenwelt wirken.

Dunlops Buch fesselt uns so, dass wir noch mehr Auszüge daraus mittheilen müssen. Wir reisen mit ihm nach Cartago, der alten Hauptstadt Costarica's, die durch das Erdbeben vom 5. September 1841 gänzlich zerstört wurde. Sie ist noch immer ein Trümmerhaufen. Dunlop bestieg den alten Vulkan von Cartago, der einst furchtbar thätig gewesen sein muss, da die gange Umgegend aus Lava, Schlacken und anderen Auswürflingen besteht, ob-

wol keine Überlieferung auf einen Ausbruch hinweist. Die Nacht zuvor, vom 11. auf den 12. Juli, schlief der Reisende in einer Hütte ein Drittel des Weges aufwärts am Berge, wo er heftig von der Kälte zu leiden hatte, obwol er sich in der heissesten Jahreszeit, unter den Tropen, befand. Die Leüte sagten ihm, dass dort im Januar haüfig Schnee falle.

Ich brach, erzählt unser Reisender, vor Sonnenaufgang auf, und erreichte den Gipfel des Berges um 9 Uhr Vormittags. Während des Steigens hielt ich mich durch schnelle Bewegung warm genug; aber kaum war ich zehn Minuten oben, als mir die Zähne schon vor Kälte klapperten, und der Mestize, der mein Führer war, noch mehr daran litt. Der Tag war glücklicher Weise ausserordentlich rein und klar für die Jahreszeit, und es gelang mir, einen Schimmer vom Atlantischen Oceane zu erhaschen. Während der Monate December und Januar kann man, wie mir gesagt wurde, sowol den Atlantischen wie den Stillen Ocean deütlich von diesem Gipfel sehen. Die Aussicht ist indess in anderer Hinsicht wahrscheinlich in der gegenwärtigen Jahreszeit eigenthümlicher und malerischer: die ganze Landschaft ist mit weissen, flockigen Wolken bedeckt, die langsam längs der unteren Gegend ziehen, und denen andre folgen, welchen eine rege Einbildungskraft die Gestalt von Ungeheüern und Bestien leihen kann. Felder und Baüme dagegen erscheinen dunkelblau, und man erblickt sie durch haüfige Öffnungen zwischen den Wolken, was ihnen den Anschein der Bewegung, den Wolken aber den Anschein der Ruhe giebt. Während aber diese Decke wie ein zerrissnes Feld über der unteren Gegend schwebt, sind der Vulkan und alle hohen Berge völlig rein und der Himmel darüber von tiefblauer Farbe ohne alle Flecken oder Wolken. — Die Erscheinung, welche Dunlop beschreibt, kann man auf jedem höheren Berge beobachten! Anziehend ist die Beschreibung seiner Untersuchung des Kraters von Cartago, wegen der Fährlichkeiten, die er dabei zu bestehen hatte.

„Indem ich den Führer zurückliess, der da erklärte, kein, noch so hoher Lohn würde ihn vermögen können, den Krater zu betreten, ging ich allein, um diesen zu untersuchen. Ich bemerkte eine kleine Rauchsaüle, die aus der Seite des grossen Kraters heraustrat. Be-

gierig, dieselbe zu untersuchen, stieg ich hinab, ohne an die Schwierigkeit des Wiederaufsteigens zu denken. Nachdem ich nun meine Neügierde befriedigt hatte, fand ich, dass die Rückkehr wegen der Beweglichkeit des aus Asche und Schlacken bestehenden Bodens unmöglich war. Nach zwei oder drei Versuchen, und mehr, als einem heftigen Fall ergab's sich, dass kein anderes Mittel übrig blieb, als zum Grunde des Kraters hinabzusteigen und den Ausgang nach einer anderen Richtung zu suchen. Nachdem ich eine Strecke so gut wie möglich hinabgestiegen, kam ich zu einem senkrechten Felsenvorsprung, der zum mindesten zwanzig Fuss hoch war; bei genauer Betrachtung bemerkte ich jedoch, dass, wofern es gelänge, an seiner Fläche hinabzugelangen und um das Ende eines grossen vorragenden Felsstücks herumzukriechen, ich im Stande sein mögte, an der Seite einen kleinen Spalt zu erreichen, mittelst dessen ich zum Grunde hinabkommen könnte. Ich band Halstuch und Taschentuch zusammen, befestigte sie, so gut ich konnte, an einer Felszacke und liess mich bis auf ein Yard Abstand von den vorragenden Rande hinab. Während ich mich aber umsah, wie ich am Besten hinauf springen könnte, riss mein Seil am Felsen, und ich stürzte. Durch grosse Anstrengung gelang's mir, mich an dem Felsrande festzuhalten, so dass ich nicht den Abhang hinunter fiel, und während ich nun tiefer in den Krater hinabstieg, gelangte ich zu einer Höhlung im Centrum, die einige hundert Yards im Durchmesser hatte. Ich blickte in die Tiefe, konnte aber keinen Boden in dem gähnenden Abgrund entdecken; darauf rollte ich einige Steine hinein, die von Fels zu Fels fielen, bis sich das Geraüsch in der Tiefe verlor. Ich hätte gern ein Seil gehabt, um mich ein kurzes Stück weit hinabzulassen, allein davon konnte freilich nicht die Rede sein. Die Seiten des Kraters bestanden aus dunkelblauem Granit (?Trachyt), der an manchen Stellen offenbare Spuren feürigen Flusses trug, an anderen nur vor Hitze geborsten war; allein es war kein Schwefel zu sehen, keine Spur von Kalk, Thon, Magnesia oder den metallischen Basen, die bei ihrer Verbrennung, wenn sie mit Wasser in Berührung kommen, von Vulkanen muthmaasslich gebildet werden. Als ich einen leichter zu ersteigenden Pfad gefunden hatte, kehrte ich zu meinem

Führer zurück, nachdem ich im Krater und beim Ab- und Aufsteigen fünf Stunden zugebracht hatte."

Fast überall in ganz Central-Amerika zeigen sich die untrüglichsten Spuren, dass dieses Land in einer gewissen Periode den schauderhaftesten Katastrophen durch vulkanische Ausbrüche und Erdbeben ausgesetzt gewesen ist. Mehr, als die halbe Bodenfläche der Staaten Guatemala und San Salvador ist mit Schlacken und verglasten Steinen überschüttet, die meist noch so frisch aussehen, als wären sie eben erst aus dem Krater eines Vulkans hervorgeschleüdert worden, und doch ist in manchen Fällen im Bereich von zwanzig Leguas kein Berg vorhanden, der die Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit an sich trüge; in anderen Fällen aber müssen die Vulkane, von denen diese Stoffe ausgeworfen zu sein scheinen, seit vielen Menschenaltern erloschen sein; sie zeigen jetzt keine Spuren von Kratern mehr, und ihr vulkanischer Ursprung wird hauptsächlich aus ihrer Gestalt oder den Ablagerungen geschlossen. — Es sind also Erhebungs- und nicht Ausbruchs-Krater. — Manchmal haben die verglasten Steine, welche ausgeworfen und fünf bis sechs Leguas weit fortgeschleüdert worden, eine ungeheüre Grösse, und müssen viele tausend Centner schwer sein; so furchtbar daher einige der in unserem Zeitalter vorgekommenen Ausbrüche gewesen sind, so sind sie doch nichts im Vergleich mit denen, welche in früheren Perioden Statt gehabt haben.

In allen Gebirgsgegenden der Staaten Guatemala, San Salvador und Honduras weist der zerbrochene Zustand der verschiedenen Felsgebilde auf eine grosse Reihenfolge von Erdbeben hin. In der Nähe von Alt-Guatemala ist der Granit an vielen Stellen mehr als hundert Fuss emporgehoben; und hie und da ist der Fels so kurz abgebrochen, dass man glauben könnte, die Hebung hätte nur auf einen Punkt gewirkt, während andre Punkte sich nur wenig hoben, oder gar senkten. Hin und wieder scheint das Gestein zertrümmert worden zu sein, während es anderwärts fest geblieben ist. Die zertrümmerten Massen wurden dann vom atmosphärischen Wasser fortgeschwemmt, wodurch unermessliche, mehr, als tausend Fuss tiefe Schluchten gebildet wurden, die, gleichsam wie geschichtet, aus

Lava- (?) Schlacken, verglas'ten Steinen, vulkanischem Sand und Kies bestehen, welche offenbar von den benachbarten Vulkanen ausgeworfen wurden. In allen Gegenden von Guatemala und San Salvador, welche Dunlop besuchte, ist das Erdreich mit Asche und verglasten Steinen gemischt, und überall scheint der Boden aus zersetzten vulkanischen Stoffen mit geringer Beimengung vegetabilischer Substanzen zu bestehen. Zwischen der Stadt San Salvador und Cajutepek ist die Erdoberfläche in Erhöhungen abgetheilt, die die Gestalt von Meereswellen haben, und durchschnittlich fünf hundert Fuss Höhe und Tiefe zu haben scheinen. An vielen Stellen sieht man senkrecht aufgeworfene Granit- und Gneis-Berge, an anderen scheint es, als wären sie abgebrochen und umgehrt worden. Die ursprüngliche Unebenheit muss nach der Katastrophe, oder nach der Reihenfolge von Erdbeben viel grösser gewesen sein, als sie gegenwärtig in die Erscheinung tritt, da der Regen die weicheren Theile der Felsen in die Thäler geschwemmt und diese zu grossen Strichen völlig ebenen oder abhängigen Landes umgebildet hat, das offenbar aus den, von den Höhen herübergeschwemmten Stoffen entstanden ist. In vielen Gegenden von Guatemala, San Salvador, Honduras und Costa Rica sieht man ungeheuere Wände ungeschichteter Gesteine, die an manchen Stellen mit vulkanischen Gebilden untermischt sind, so dass sich schwer entscheiden lässt, ob sie von einem Vulkan ausgeworfen, oder durch einen gewaltigen Wasserstoss in ihre gegenwärtige Lage gebracht worden. Alle diese Felsstücke bestehen aus Granit, Gneis, Basalt oder einigen andern vulkanischen Stoffen, und scheinen nirgends von secundärer Formation zu sein; auch der Sand hat das Ansehen eines unmittelbar vulkanischen Produkts, oder doch den Anschein, als wäre es durch Zerreibung vulkanischer Felsarten entstanden.

In L. von Buch's Geographie der Vulkane (französische Ausgabe der „Beschreibung der Canarischen Inseln", übersetzt von Boulanger, Paris 1830, p. 510) lesen wir Folgendes:

„Volcan d' Isalco ou de Sonsonate ou de Trinidad, à trois lieues de la ville de Sonsonate. Ce Volcan moins elevé que les montagnes dont il fait partie, est extrêmement actif; l'éruption

du mois d'Avril 1798 fut une des plus considérables et dura plusieurs jours. D'autres éruptions ont eu lieu de 1805 jusqu'en 1807. Thompson raconte, qu'une éruption en 1825 détourna le cours de la rivière de Tequisquillo et la força de se jetter en mer à deux milles de Sonsonate. D'après Thompson, ce Volcan est très-dangereux quand il ne fume pas, à cause des tremblemens de terre qu'il excite alors dans les contrées avoisinantes; et bien que les flammes qu'on voit sortir de sa cime, soient d'un effrayant aspect, elles sont cependant en même temps un gage de securité."

Man hat bisher den Jorullo oder Xorullo, in Mexico, für den einzigen Vulkan gehalten, welcher seit der Entdeckung Amerika's entstanden ist (er hob sich bekanntlich im September 1759 aus der Erde, siehe A. v. Humboldt, Essai politique sur la Nouvelle Espagne, 2. Ed. Paris 1825, T. I., p. 38, u. T. II., p. 165, wo der 14. und 29. September als Tage der Emporhebung angegeben sind, bei L. von Buch der 9. September a. a. O. p. 517.) Dunlop aber berichtet von dem oben erwähnten Vulkan bei Sonsonate, den er Isolco nennt: — „Dieser Vulkan erhob sich vor sieben und siebenzig Jahren aus einer Ebene, und hat seitdem stets an Grösse zugenommen. Ungleich allen anderen Vulkanen, befindet sich dieser beständig im Zustande des Ausbruchs, und er wirft nicht nur Flammen und Rauch wie die Berge von Pacaya und Alt-Granada, sondern auch grosse Massen Steine, Schlacken und Asche aus. Seine Ausbrüche sind regelmässig, und finden genau jedes Mal nach sechszehn Minuten drei Secunden Statt. Wenn ich dicht am Berge war, z. B. auf dem Abhange gegen Selcuatitan, so hört' ich lauten Donner, als würde schweres Geschütz abgefeüert, und sogleich stieg eine dichte Rauchwolke empor, die vom Winde hinweggeführt wurde, während man Steine an den Seiten herabfallen und rollen sah. Sieht man bei Nacht von Sonsonate aus zu, so folgt der Eruption eine rothe Gluth aus dem Krater gleich der aus einer Schmiedeesse, und man sieht die Steine bis zu bedeütender Höhe glühroth emporsteigen; die grössere Zahl fällt in den Krater zurück, aber ein Theil von ihnen rollt am Abhange des Berges herunter. In der Zeit, welche zwischen den Ausbrüchen verfliesst, scheint der Berg vollkommen ruhig zu

sein und stösst dann weder Rauch noch Flammen aus; diese Periode der Ruhe soll auch vollkommen ruhig sein. Was die Intensität der Ausbrüche betrifft, so ist sie zu manchen Zeiten grösser, als zu anderen; gegenwärtig vernimmt man ihre Detonationen in Sonsonate, welches drei Meilen vom Vulkan entfernt ist, nur schwach und bisweilen sollen sie gar nicht zu vernehmen sein, während man sie zu andrer Zeit gleich dem Donner einer grossen Kanone in geringer Entfernung hört. Der Vulkan hat jetzt eine Höhe von 700 bis 800 Fuss über seiner Grundfläche erreicht, und diese Höhe ist beständig im Zunehmen (der Jorullo erhob sich in einer Nacht um 1480 Fuss über die Ebene); wenn er aber auch seine Ausbrüche wie gegenwärtig ohne Unterbrechung fortsetzen sollte, was nach der Analogie anderer Vulkane unwahrscheinlich ist, so würde doch manches Jahrhundert erforderlich sein, bevor er die Höhe des Vulkans San Miguel oder der Vulkane von Guatemala erreichen könnte. Wenn der Wind von ihm gegen Sonsonate hinweht, so soll er ein sehr feines Pulver ausstreüen, welches man einathmet, und wodurch daher viele Leüte ernstlich leiden. Lava hat er aber niemals ausgeworfen". — Die amerikanischen Vulkane zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, dass die meisten derselben keine Spur von Lava oder von Aschenkegeln darbieten, und somit die Ansicht, welche alle vulkanischen Kegel nur durch die Aufschüttung von Aschen und Laven herleiten mögte, auf sie keine Anwendung finden kann. Ob das, was Dunlop über das „feine Pulver" sagt, durch „Asche" zu übersetzen sei, ist wahrscheinlich, bleibt aber doch dahin gestellt; er bemerkt noch: — Wenn man in Sonsonate die Ziegel von den Dächern nahm, so entdeckte man darunter eine Ablagerung des Pulvers einige Zoll hoch.

Dunlop spricht auch von dem grossen schauerlichen Ausbruch des Vulkans Cosiguina im Janurr 1835.*) Vor diesem Jahre hatte man den Berg für einen ausgebrannten Vulkan gehalten, obschon

---

*) Über dieses Ereigniss habe ich ausführliche Nachrichten in meinem „Almanach für das Jahr 1837. Den Freünden der Erdkunde gewidmet," S. 202 — 215 mitgetheilt. Berghaus.

noch die Sage ging, dass mehr als dreihundert Jahre zuvor Ausbrüche erfolgt seien, und eine Menge Spuren seiner früheren Verwüstungen vorhanden waren. Am 20. Januar 1835, Morgens halb sieben Uhr wurden die Einwohner von Chinendega, Leon, Realejo, La Union, San Miguel und der Umgegend durch einen gewaltigen Knall aufgeschreckt; — (Leon ist der entfernteste Ort, 15 deütsche Meilen vom Cosiguina); — unmittelbar darauf nahm der Horizont einen dichten, gelben Schein an; man verspürte einen starken Schwefelgeruch, und gleichzeitig fiel in grossen Massen feiner weisser Staub, der in alle Poren eindrang, und das Athmen schwer und peinlich machte. Dies dauerte bis zum 23. um 1 Uhr Morgens. Mittlerweile wurden Sonne und Sterne wieder sichtbar, und ein bleiches Licht, gleich dem der Londoner Nebel, lag über der Gegend. Um dieselbe Zeit vernahm man in ganz Central-Amerika, bis an die Gränze von Mexico, in der Republik Neü-Granada und auf der Insel Jamaica — (das ist mindestens 12° eines grössten Kreises oder 180 deütsche Meilen vom Cosiguina entfernt) — einen schrecklichen Knall. Der Auftritt, der nun folgte, war der grauenhafteste: Die Vögel stürzten aus den Wäldern und fielen in Feldern und Dörfern todt zur Erde; die wilden Thiere kamen in die Stadt und die öffentlichen Strassen; sie brüllten vor Schrecken, und ihre angeborne Wildheit und Schüchternheit waren gleichmässig geschwunden. Das bestürzte Volk glaubte, der jüngste Tag sei gekommen; die einen eilten in die Kirche und warfen sich betend vor den Heiligenbildern nieder; andere beichteten ihre Sünden und flehten um Gnade; überall herrschte Furcht und Schrecken; und um das Entsetzen voll zu machen, so dauerte eine, die dunkelste Nacht weit überwiegende Finsterniss drei und vierzig Stunden lang ununterbrochen fort, so dass Niemand auf ein Yard (drei Fuss) weit vor sich sehen, und selbst künstliches Licht auf nicht mehr, als einige Fuss Weite wahrgenommen werden konnte. Während dieser Zeit herrschte unablässiges Getöse, lauter, als die schrecklichsten Donnerschläge, und von Blitzen begleitet nach allen Richtungen hin, wodurch die Finsterniss noch schauervoller wurde; eine unermessliche Menge Asche fiel und bedeckte an manchen Stellen den Boden

drei Fuss hoch. Diese Wirkungen wurden, mehr oder minder stark, bis auf eine Entfernung von fünfzig Leguas im Umkreise des Vulkans verspürt. Don Joaquim Salgero, damals Zoll-Verwalter, machte sich in Begleitung einiger Leüte mit Pechfackeln, in Mitten der Dunkelheit nach San Miguel auf, aber nur mit Mühe konnte der Weg ausfindig gemacht werden, da, wie gesagt, die Finsterniss so dicht war, dass man nicht auf drei Yards Entfernung vor sich sehen konnte. Viele der erschreckten Einwohner folgten ihm, die einen zu Fuss, die andern zu Maulthier oder zu Pferd. Das Vieh und selbst die wilden Thiere zogen die Strasse entlang dem Fackelscheine nach; die Vögel setzten sich auf Menschen und Pferde, und liessen sich nicht abtreiben; selbst Schlangen und andere Reptile schienen, anstatt wie sonst vor dem Menschen zu fliehen, bei ihm Schutz zu suchen. Man erreichte San Miguel in fünfzehn Stunden, was sonst in der halben Zeit geschieht. Bei der Ankunft war indess die Finsterniss noch fast eben so dicht, obgleich die übrigen Erscheinungen an Intensität etwas abgenommen hatten. Zwei ansehnliche Flüsse hinter dem Berge wurden mit Asche und Steinen bedeckt, und sind seitdem gänzlich verschwunden. Unmittelbar nach dem Ausbruch entdeckte man in zwölf Faden Wasser, in einiger Entfernung von der dem Vulkan gegenüber liegenden Küste, zwei Eilande, die noch vorhanden sind. Auf einigen Leguas im Umkreise des Berges blieb keine Spur mehr von Wohnungen, von animalischem oder vegetabilischem Leben, und annoch zeigt man die Stelle, wo einige schöne Haciendas standen, obgleich sie jetzt mit einer dicken Masse Asche und verkohlter Steine bedeckt ist. Die Wirkungen dieses Ausbruchs spürte man deütlich auf Jamaica und Haiti, sowie in anderen Theilen Westindiens; die ausgeworfene Asche reichte bis nach Oajaca in Mexico, 430 Leguas weit.

Dass der vulkanische Staub bis Jamaica getragen worden, wussten wir schon aus den früheren Berichten*); die Angabe, dass er bis Oajaca reiche, ist, mindestens für den Referenten neü; dies ist, so viel ihm bekannt, die grösste Entfernung, in welche vulka-

*) Geographischer Almanach auf das Jahr 1837, p. 215. —

nische Asche, oder vulkanischer Staub jemals geführt worden: sie übersteigt das bisher bekannte Maximum dieser Entfernung noch um 100 deütsche Meilen, nämlich die Entfernung, in welcher der Aschenregen beim Ausbruch des Tumbora, auf Sumbawa am 11. April 1815 fiel, indem man denselben noch in Benkulen, auf Sumatra, wahrnahm, was 15° eines grössten Kreises von Tumbora entfernt ist.*)

Die Frage eines schiffbaren Kanals zur Verbindung des Stillen mit dem Atlantischen Ocean hat die Aufmerksamkeit unseres Reisenden nicht entschlüpfen können. Seine Ansicht weicht hierbei von früheren Plänen etwas ab, und seine Kenntniss des Landes und der Verhältnisse dürften seiner Meinung einen besonderen Werth beilegen. Indem er die Richtung durch den See von Nicaragua annimmt, lässt er die Idee einer Verbindung dieses See's südwärts mit San Juan del fallen, und schlägt vor, die Wasserstrasse durch den See von Managua, der auch nach der Stadt Leon genannt wird, und von dort einen Kanal längs des Thales von Leon in den trefflichen Hafen von Realejo zu führen, den er als den schönsten von der Welt und aüsserst leicht zu vertheidigen beschreibt. Hinsichtlich des Gesundheits-Zustandes sagt er, dass er, wohlbekannt mit beiden Gegenden, behaupten könne, dass zwischen Panama — einem der tödtlichsten Himmelsstriche der Welt — und Nicaragua, einem der gesündesten für ein tropisches Klima, gar kein Vergleich sei. Abgesehen von diesen und ähnlichen Umständen, legt Dunlop auch aus politischen Rücksichten besonderen Werth auf den von ihm vorgeschlagenen Weg. England, meint er, habe Ansprüche auf das betreffende Gebiet; was aber für Ansprüche? rechtliche? d. h. durch frühere Ver-

*) So interessant auch die Bemerkung ist, dass die Asche bis Oajaca das westlich vom Cosiguina — reichte, so ist doch die Beobachtung, dass sie auch auf Jamaica und Haiti fiel, viel wichtiger, weil, da diese Inseln auf der Ostseite des Vulkans liegen, dadurch der Beweis geliefert ist, dass in den höheren Schichten der tropischen Atmosphäre der, in den niederen herrschende Passat zur südwestlichen Luftströmung wird. Der courant ascendent mag beim Ausbruch des Vulkans freilich sehr gesteigert worden sein. Man vergl, meinen „Physicalischen Atlas" Bd. I. Abth. 3, No. 10. — Berghaus.

träge, oder auf das „sogenannte" Vorrecht begründete, wol schwerlich, also wol nur Ansprüche, welche die englischen Fabricanten, Handelsherren und Schiffsbesitzer Ihrer Majestät Regierung zur Geltendmachung aufdringen. Unser Reisender meint: England werde jenes Gebiet früher oder später erwerben. — Da werden die Yankies doch ein sehr ernstes Wort mitreden, urtheilt man nach der Botschaft, die das Haupt der Anglo-Amerikaner, der President of the United States, im vorigen Jahre an den Senat und die Repräsentanten des Amerikanischen Volks erliess. Sehr richtig urtheilt Dunlop: — Der Kanal, welcher beide Oceane verbinden soll, könne nicht anders sicher sein, als in den Händen entweder der Vereinigten Staaten, oder einer europäischen Grossmacht; denn die Schatten-Regierungen Central-Amerika's vermögten für Nichts Schutz und Sicherheit zu gewähren; die Bewohner hätten alle Fehler des spanischen Charakters, aber nicht eine einzige seiner Tugenden; die republicanischen Formen seien daselbst viel zu zeitig gekommen und zu blossen Phantomen geworden. Die wirkliche Macht aller Staaten Central-Amerika's sei in die Hände unwissender, aber vom Glück begünstigter Soldaten gefallen. Die amerikanischen Spanier sind noch weit weniger für Selbstregierung vorbereitet, als die europäischen Spanier, und wie weit letztere dazu vorbereitet sind, vermag Jeder nach den Ereignissen zu beurtheilen, davon die Halbinsel innerhalb des jüngsten Halbjahrhunderts der Schauplatz gewesen ist. Zügellose Leidenschaften und tiefe Versunkenheit der Sitten haben die amerikanischen Provinzen Spaniens seit ihrer gewaltsamen Trennung vom Mutterlande noch tiefer heruntergebracht, als sie es unter der Verwaltung der königlichen Regierungsbehörden, der Vicekönige und Intendanten schon waren. Bei allem Monopolwesen, bei aller Beschränkung der materiellen wie intellectuellen Thätigkeiten, herrschten doch Ruhe und eine gewisse Ordnung in der Staatsmaschine, die regelmässige Beschäftigungen schützen und es gestatteten, dass doch dann und wann ein Fünkchen höheren Lebens aufflackern konnte; jetzt sind jene von der Natur so hoch begabten und doch so unglücklichen Länder ein grosses Brachfeld materieller Verödung und moralischer Verderbtheit.

Folgendes Gemälde von Leon kann zugleich als Beispiel von den andern Städten Central-Amerika's dienen: — Leon ist die zweite Stadt der Republik. Einst besass sie 50.000 Einwohner, jetzt nicht die Hälfte dieser Zahl. Seit der Unabhangigkeit ist sie der Schauplatz verschiedener blutiger Revolutionen gewesen, und 1824 bestand sie eine verzweifelte Vertheidigung 114 Tage lang gegen die Bundestruppen, die endlich mit Verlust zurückgeschlagen wurden. Mindestens ein Drittheil der Stadt liegt jetzt in Trümmern, und das Ganze hat ein sehr elendes und verödetes Ansehen. Die Einwohner, die einst, wie man sagt, zu den friedlichsten und betriebsamsten dieses Landes gehörten, werden jetzt als die schlechtesten von ganz Central-Amerika bezeichnet. Meüchelmord ist jetzt so gewöhnlich im Staate Nicaragua, davon Leon die Hauptstadt ist, dass man kaum darauf achtet, und er fast nie von den Behörden bestraft wird; aber die Verwandten des Ermordeten, wenn er deren hat, rächen seinen Tod gewöhnlich durch einen andern Mord, und wofern das Opfer eine nicht sehr bedeütende Person ist, so hält sich der Mörder nur einen oder zwei Tage versteckt, um dann furchtlos und frech wieder zu erscheinen. Ich sah einen Mann ein Haus in Realejo mit blutigen Händen betreten, der, als er nach der Ursache gefragt wurde, ganz kaltblütig erwiderte, er hätte die und die Person auf der Landstrasse getroffen, und da er schon längst entschlossen gewesen sei, diesen Menschen todt zu schlagen, so habe er ihm gleich sein Messer durch den Leib gerannt und den Leichnam im Walde gelassen. Anfangs, so schliesst Dunlop seine Erzählung, empfand ich natürlich einigen Schauder bei solchen Berichten; später aber hört' ich so kalt und mit solchem Gleichmuth von Meüchelmord reden, dass solche Geschichten nichts Seltenes und Ungewöhnliches zu sein schienen.

Wir schliessen unsere Auszüge dieser lehrreichen Reisebeschreibung mit der folgenden Schilderung des Sees von Cojutepeque: — Derselbe ist ungefähr zwölf Meilen lang und durchschnittlich fünf breit, und auf allen Seiten (mit Ausnahme einer kleinen Öffnung, durch die ein Flüsschen seinen Ausgang findet) mit majestätischen und steilen Bergen umschlossen. Einige kleine Bäche fliessen in den

See, und die umgebende Landschaft ist höchst romantisch und schön. Der See ist an einigen Stellen sehr tief, doch hat man keine Versuche angestellt, die Tiefe genau zu ermitteln. Bei ruhigem Wetter unterscheidet sich das Wasser auf keine Weise von dem in anderen Seen; auch kann der am Ufer Hinwandelnde alsdann nichts von Fischen bemerken; aber nach einem starken Winde nimmt diese Fluth eine dunkelgrüne Farbe an, und die Fische kommen in solchen Schaaren an den Strand, dass die Bewohner sie in grosser Menge nicht nur in Netzen, sondern auch in Eimern und mit der Hand fangen. Diese eigenthümliche Erscheinung wird von den Einwohnern la Cosecha de pescados, die Fischärnte genant. Die Indianer glauben, dass zu solcher Zeit ein böser Geist, der mitten im See wohnt, das Wasser unruhig mache, und dass die Fische, um seiner Nähe zu entfliehen, nach den Ufern des Sees eilen. Die wahrscheinlichste Erklärung ist, dünkt mich, dass die Mitte des Sees eine Anzahl warmer Quellen besitze, die zugleich kohlensaures Gas und ein Mineral, welches das Wasser färbt, enthalte. Da dies Wasser schwerer, als das von den Bergen zufliessende ist, so bleibt es am Boden des Sees und das reine Wasser nimmt die Oberfläche ein, so dass bei stillem Wetter die Fische sich ungestört im reinen Wasser aufhalten können, indem sie das in der Tiefe des Sees, worin sie nicht leben könnten, vermeiden; wird aber der See durch starken Wind aufgeregt, so mischt sich das Mineralwasser mit der oberen Schicht, und der ganze See wird dann für die Fische verderblich, welche genöthigt sind, sich nach den Ufern zu begeben, wo der See seicht ist, und daher nur aus reinem Wasser besteht, ohne eine Schicht des mit dem Gas und anderem schädlichen Inhalt gemischten unter sich zu haben.

Art. 14. — *Voyage géologique aux Antilles et aux îles de Ténériffe et de Fogo*, par *Ch. Sainte-Claire Deville*, ancien élève de l'école des mines, Chevalier de la légion d'honneur, membre de la Société philomatique. Publié sous les auspices de M. le Vice-Amiral Baron de Mackau, Ministre de la marine et des colonies. I. Livraison. Paris, Gide et Cie. 1847. gr. 4.

Der Verfasser dieser Reisebeschreibung ging im November 1837 nach England, segelte von Falmouth am 4. December nach Trinidad, wo er sich mehrere Monate lang aufhielt, und besuchte darauf nach und nach Porto-Rico, St. Thomas, St. Jan, Sainte-Croix, Virgin-Gorda, St. Martin, St. Barthelemi, Sabu, St. Eustache, Marie Galante, Dominique, Martinique und Guadeloupe. Von dort aus machte er im Jahre 1842 eine Reise nach Tenerife und den Inseln des grünen Vorgebirges, und kehrte nach Guadeloupe zurück, wo er seine Arbeiten beschloss, nachdem er Zeüge des schreeklichsten Erdbebens gewesen war, von dem sich die Erinnerung auf dieser Insel erhalten hat. Im October 1843 landete er wieder in Frankreich.

Während dieser vierjährigen Reisen hat sich Deville nicht blos der geologischen Untersuchung der von ihm besuchten Inseln gewidmet, sondern seine Aufmerksamkeit auch der Geographie, der Meteorologie und der Physik des Erdkörpers im Allgemeinen zugewendet.

In geographischer Beziehung verdankt man ihm vorzüglich eine vollständige trigonometrische Vermessung der Insel Guadeloupe, die er auf eine Grundlinie von 1200 Mètres Länge gestützt hat, so wie die Berichtigung der geographischen Ausdehnung und selbst der Ortsbestimmungen einiger anderen Antillen. Sodann hat er sehr viele Höhen vermittelst des Barometers gemessen, ganz besonders auf Guadeloupe und auf Tenerife. Die Höhenbestimmungen auf der zuerst genannten Insel beziehen sich auf ungefähr 150 Punkte, die über ganz Guadeloupe verbreitet sind, und darunter der Gipfel des Kraters der Soufrière der höchste ist. Im Mittel aus mehreren, übereinstimmenden Beobachtungen findet Deville die Höhe dieses Kraters zu $1484^{m.}$, was bis auf $1^{m.}$ mit dem Mittel der zwei Hö-

henmessungen übereinstimmt, welche viel früher von Daniau und Leboucher und von Cortus gemacht worden sind, die aber unter sich um 148m. von einander abweichen.

Was die Höhe des Pik von Tenerife betrifft, so gilt seit Humboldt's gründlicher Auseinandersetzung (*Rélation historique* I. 175) Borda's trigonometrische Messung vom Jahre 1776 und die daraus folgende Bestimmung der Höhe des Pik = 3713m. für die wahrscheinlich richtige. Deville hat auf dem Gipfel zwei Barometer-Beobachtungen angestellt, deren Höhen-Bestimmungen um 25m. von einander abweichen, und im Mittel 3706m. geben. „La différence notable, qui existe entre mes deux mesures, me paraît dépendre principalement des heures différentes auxquelles elles ont été exécutées. Il est en effet remarquable qu'en général les mesures barométriques donnent un résultat numérique supérieur ou inférieur à la réalité, suivant que les températures de l'air observées étaient supérieures ou inférieures à la moyenne des lieux". So bemerkt Deville (S. 105, 106), nachdem bereits A. von Humboldt gesagt hat, „que les élévations totales calculées sont trop grandes ou trop petites, suivant que les températures sont au-dessus ou au-dessous de la température moyenne des deux Stations" (*Rel. histor.* T. II.). In der That messen wir mit dem Barometer die Höhe eines Orts nur in dem Momente richtig, in welchem die mittlere Temperatur des Tages eintritt, also täglich zwei Mal in aufsteigender und niedersteigender Reihe der stündlichen Temperaturen, Vormittags und Nachmittags. Alle Barometer-Beobachtungen, die ausserhalb dieser zwei Momente, oder innerhalb derselben angestellt worden sind, bedürfen in ihren Höhen-Resultaten einer Korrektion, um sie auf wahre Höhen zurückzuführen, und zwar die äusseren eine positive, weil die Beobachtungen bei niedrigeren Temperaturen, die inneren eine negative, weil sie bei höheren Temparaturen, als die mittlere Temperatur des Tages angestellt worden. Nach einer längeren Reihe von Barometer-Beobachtungen, welche im Jahre 1820 auf dem Brocken und gleichzeitig in Magdeburg, vier und vierzig Tage lang von Stunde zu Stunde gemacht worden, sind die Koeffizienten für die, aus der Temperatur-Kurve des Tages entspringende Verbesse-

rung der berechneten Höhen-Unterschiede für jede Stunde von 5^h Morgens bis 10^h Abends ermittelt worden. Wir schalten diese Koeffizienten in der nebenstehenden Tabelle hier ein. Nennen wir den Koeffizient γ, die nach der La Placeschen Formel gefundene Höhendifferenz H, so ist der wahre Höhenunterschied

$$H' = H \pm \gamma H$$

Stunde.	γ	Zeichen.
5 h M.	0,00997	+
6 „	0,00748	+
7 „	0,00499	+
8 „	0,00253	+
9 M.	0,00048	—
10 „	0,00347	—
11 „	0,00447	—
12 M.	0,00546	—
1 A	0,00569	—
2 „	0,00593	—
3 „	0,00450	—
4 „	0,00307	—
5 „	0,00107	—
6 A	0,00128	+
7 „	0,00223	+
8 „	0,00319	+
9 „	0,00429	+
10 „	0,00539	+

Es tritt mithin ein neües, ein letztes Glied in die barometrische Formel. Wenden wir nun γ der Tabelle auf Deville's Barometer-Beobachtungen des Pik von Tenerife an, so hat er eine am 19. September 1842 um $5^h\ ^1/_2$ Morgens, und die andere am 21. September um 4^h Abends gemacht. Jene muss mithin die Höhe zu klein, diese zu gross geben; und so ist es in der That. Für die halbstündigen Momente fehlen in unseren Brocken-Beobachtungen die Angaben; man wird aber nicht viel fehlen, wenn man die Koeffizienten-Grösse interpolirt. Daher erhalten wir für

$$5^h\,{}^1/_2\ m \quad \gamma = {}^1/_2\,(0{,}00997 + 0{,}00748) = 0{,}00872$$

Deville hat gefunden:

$$H \begin{cases} \text{für } 5^h\ {}^1/_2 m = 3682^m \\ \text{für } 4^h \quad a. = 3727 \end{cases}$$

Es ist demnach:

$$H' \text{ für } 5^h\ {}^1/_2 m. = 3682^m + 0{,}00872 \times 3682) = 3682 + 32{,}1 = 3714{,}^m$$
$$H' \text{ für } 4^h \quad a. = 3727 \quad -(0{,}00307 \times 3727) = 3727 \;-\; 11{,}4 = 3715{,}6$$

Das arithmetische Mittel dieser beiden Werthe giebt die Höhe des Pik von Tenerife $= 3714^m$ 85, stimmt also sehr genau mit dem Resultat der trigonometrischen Messung von Borda überein; und man thut daher sehr Unrecht, wenn man, von Humboldt's Diskussion abweichend, die Höhe des Pik im Mittel aus Borda's Messung

und aus mehreren anderen Barometer-Beobachtungen bald zu 3710 m, bald zu 3705 m angiebt. Da sich die Brocken-Koeffizienten γ der Temperatur-Kurve der Tages-Periode an der Höhenbestimmung des Pik bestätigen, so wäre es gut, ja nothwendig, dass auch die übrigen Barometer-Beobachtungen, welche Deville auf Tenerife angestellt hat, in dieser Beziehung korrigirt würden, um wahre Höhen zu erhalten. Dasselbe müsste mit den Höhen geschehen, welche L. von Buch auf den Canarischen Inseln gemessen hat.

Von der kleinen Inseln Fogo, einer der Capverden, hat Deville eine topographische Skizze entworfen, die einen genauen Begriff von der Gestalt dieses Vulkans zu geben scheint, von dem er den Krater und die Lavaströme mit besonderer Aufmerksamkeit dargestellt hat. Der Gipfel dieses Kraters erreicht nach seinen Barometer-Beobachtungen eine Höhe von 2790 m, — die nun aber noch der Korrektion γ bedarf. Nach dem Pik von Tenerife ist dies der höchste unter den von Deville gemessenen Bergen. Baldey, Vidal und Mudge bestimmten die Höhe des Vulkans von Fogo vor drei und zwanzig Jahren zu 2975 m. Es müssen also in der gedachten Periode grosse Veränderungen mit dieser Feüeresse vorgegangen sein, die Deville im Verlauf seiner Reisebeschreibung sehr wahrscheinlich aufklären wird. Die vorliegende erste Lieferung schliesst nämlich mit Tenerife. Die folgenden Notizen über die ganze Reise schöpft Referent aus dem in der Pariser Akademie erstatteten Bericht.

In meteorologischer Hinsicht hat sich Deville auf Trinidad, Porto-Rico, St. Thomas und Guadeloupe mit Untersuchungen über die stündlichen, täglichen und monatlichen Veränderungen des Luftdrucks und der Luft-Temperatur beschäftigt. Auch die Richtung und Stärke des Windes in den verschiedenen Jahreszeiten, der Zug der Wolken und der Gewitter in den verschiedenen Schichten der Atmosphäre haben die Aufmerksamkeit unseres Reisenden gefesselt.

Zur allgemeinen Physik der Erde haben sich seine Beobachtungen auf folgende Gegenstände erstreckt: Temperatur des Meeres auf hoher See und an den Küsten in verschiedenen Jahreszeiten; Temperatur von Landseen, Flüssen, Quellen, von Thermen und Dampfausströmungen der Schlammvulkane, sowie der Fumerolen, die man

in den vulkanischen Antillen vom Strande bis zum Gipfel der Feüerberge trifft. Darunter ist eine Fumerole auf der Westküste von Guadeloupe, im Niveau des Meeres, unter dem Namen der Fontaine bouillante bekannt. Die Temperatur derselben beträgt 100° C., während die Fumerolen der Soufrière, die 1484 m über dem Meere hoch sind, eine Hitze von nur 94° bis 95° C. haben. Diese Wärme-Abnahme hangt ohne Zweifel mit dem Höhenunterschiede zusammen, denn es ergiebt sich aus Deville's ferneren Beobachtungen, dass die Fumerolen des Piks von Tenerife bei 3718 m oder 3714 m,8 Höhe, nur eine Temperatur von 84° erreichen. Im ersteren Falle würde die Wärmeabnahme von 1° einer Höhe von 297 m, im zweiten von 232 m entsprechen.

Auf seiner Schifffahrt von Guadeloupe nach Tenerife und Fogo und von da nach den Antillen zurück, hat er gefunden, dass die Temperatur des Wassers im Caribischen Meer (mer des Antilles) eine beständige ist, die sich von 28° C. wenig entfernt. Sie bleibt sogar dieselbe, wenn man sich in nördlicher Richtung den Bermuden nähert und hält sich noch auf 27°, wenn man bei 50° W. Länge von Paris den Parallel von 35° N. erreicht, was ungefähr die Breite der Azoren ist. Wendet man sich aber von da südöstlich nach Madeira zu, so staunt man, in der Richtung nach dem Äquator zu die Temperatur des Meereswassers abnehmen zu sehen, so dass sie bei den Salvages etwa 24°,5 und zwischen den Canarischen und den Capverdischen Inseln sogar nur 22°,6 beträgt. Innerhalb dieses Archipelagus erhebt sich aber die Temperatur des Meerwassers plötzlich auf 26°. Von da bis Barbados, das ungefähr unter derselben Breite, aber 36° westlicher liegt, kann man die allmälige Zunahme der Temperatur des Meeres verfolgen, die auf dem Ankerplatz der zuletzt genannten Insel wiederum eine Höhe von 28° erreicht. Was die Luftwärme anbelangt, so hat sie Deville durchgängig etwas niedriger, als die Seewärme gefunden.

Diese merkwürdigen Thatsachen, welche, was nicht zu übersehen ist, im Sommer (1842) gesammelt worden sind, finden ihre Erklärung in der Kenntniss, welche wir vom Lauf der Meeresströme des Atlantischen Oceans besitzen; was aber die hohe Temperatur

betrifft, welche Deville zwischen Guadeloupe und den Bermuden beobachtet hat, so stellt sich hier eine Thatsache dar, welche für die physikalische Geographie ein neüer Gewinn ist. Wir wissen es zwar, dass die kalten Meeresströme der südlichen Regionen den Wärme-Äquator auf die Nordseite des Erd-Äquators so drängen, dass er das ganze Jahr hindurch in der nördlichen Hemisphäre verbleibt; allein wir kennen kein Beispiel, dass diese Linie grösster Wärme jemals den 20° der Breite überschritten habe, selbst nicht ein Mal im Herbst, wenn ihre nördliche Abschweifung am grössten ist. Wir wissen auch, dass, wenn an den Küsten von Brasilien der Südost-Monsun herrscht, was in den Monaten März bis September Statt findet, die von diesem Monsun abhangenden Strömungen die Gewässer im Mexicanischen Meerbusen anhaüfen und demgemäss den Golfstrom nöthigen, seinen Überschuss an Wasser gegen Norden durch einige der Meerengen, welche in der Nachbarschaft der Floridastrasse sind, auszuschütten, niemals aber durch die Strassen der Antillen unterm Winde, die zu weit gegen Osten belegen sind. Darum rührt muthmasslich die hohe Temperatur, welche Deville zwischen Guadeloupe und den Bermuden gefunden hat, von dem Umstande her, dass in diesen Raum, der auf zwei Seiten von heissem Wasser begränzt ist (auf der Südseite von der Äquatorialströmung, auf der Nordseite vom Golfstrome) ein Theil dieses Wassers von irgend einem Luftwirbel getrieben worden ist, und sich daselbst angehaüft hat. Auf die Richtung und Geschwindigkeit der Meeresströme hat Deville leider nicht Rücksicht genommen; doch wird sich dieser Mangel sehr wahrscheinlich aus dem Schiffs-Tagebuche ersetzen lassen.

Bekanntlich ist der Luftdruck im Niveau des Meeres nicht überall von gleicher Grösse. In hohen Breiten steht das Barometer sehr niedrig, steigt aber, wenn man sich den Wendekreisen nähert, wo es seine grösste Höhe erreicht, und fällt wiederum merklich in der Richtung nach dem Erdäquator. Auch ist der atmosphärische Druck im Allgemeinen geringer in der Mitte der grossen Meerbecken, als in der Nähe der Festländer. Unter den Physikern, welche diesem wichtigen Phänomen die grösste Aufmerksamkeit gewidmet haben, steht

Adolph Erman oben an. Auch Deville hat sich damit beschäftigt, obwol in weit kleinerem Maassstabe. Er findet zwischen 14° und 36° nördlicher Breite im Atlantischen Ocean folgende auf den Gefrierpunkt reduzirte Barometerstände in Milliametern: —

14°.0′	N.	758,61
15.29	„	762,25
30.34	„	764,82
35.35	„	766,18

woraus erhellet, dass der atmosphärische Druck unter den Tropen um so geringer ist, je mehr man sich dem Äquator nähert.

Deville's Reisebeschreibung ist auf 3 Bände mit 72 bis 75 lithographirten Tafeln berechnet. Sie wird 150 Francs kosten.

Geographische Zeitung.

22. — *Über den Stufengang in den Religionen* — giebt es zwei entgegengesetzte Ansichten. Löbell entwickelt sie (in seiner mit künstlerischer Meisterschaft behandelten »Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen, Leipzig, Brockhaus, 1846) folgender Massen: — Die eine Ansicht lässt die reinere Erkenntniss vorangehen, den Polytheismus und seine Entartung als allmälige Verdunkelung und Verderbniss derselben entstehen; nach der andern entwickelt sich umgekehrt aus unvollkommenen und irrigen Vorstellungen allmälig die reine Erkenntniss. Keine von beiden Ansichten ist ausschliesslich wahr; vielmehr leitet die Beobachtung der Thatsachen dahin, anzunehmen, dass beide Bewegungen in verschiedenen Zeiten Statt gefunden haben, dass unter manchen Völkern die Erkenntniss gesunken, gestiegen und wieder gesunken ist. Die Ormuzd-Lehre scheint, als sie sich unter dem Zendvolke ausbreitete, den zweiten jener Wege gegangen zu zein; sie scheint zunächst zu stammen von dem, über einen grossen Theil von Asien verbreitet gewesenen Dienst der Gestirne, der Himmelslichter, der grossen wie der kleineren, von welchen das Licht auf die Erde fliesst. Wenn das Licht sich der einfachsten Betrachtungsweise schon überall der Finsterniss gegenüber als das heilsame, belebende, beruhigende, erfreüende Lebenselement darstellt, so war es doppelt der Fall in Iran, wo der wolkenlose Himmel in wunderbarer Klarheit und Blaüe prangt, und die ganze Natur in einem eigenthümlichen Lichtglanz erscheinen lässt. So sehen wir denn hier wieder die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes auf die Volksvorstellung bedeütend einwirken, wir sehen aus dem unmittelbaren Naturgefühl Verehrung des Lichts hervorgehen und seiner Quellen, vor allem der Sonne, des grossen Lichtbringers für die ganze irdische Welt, ohne welche kein Geschöpf würde dauern können, ohne deren Aufgang die im Dunkeln hausenden Devs die Oberhand behalten, und die ganze Erde zerrütten würden. Verehrung genoss daher auch das Feüer, als das irdische, Licht in sich tragende und ausströmende Natur-Element; nach bestimmten Vorschriften gereinigt und geweiht, wurde es an besonderen Orten als heiliges Feüer stets unterhalten. Bei dieser materiellen Ausbildung des Lichtdienstes blieb es aber

nicht. Zur Ormuzd-Lehre gestaltet, bekam es erst seinen geistigen Charakter. Das Licht war nun nicht mehr blos das physisch Gute, es bedeütete sinnbildlich auch das höhere, das moralisch Gute, und Feüer und Licht wurden nicht blos als sinnliche Naturkräfte, sondern auch als Sinnbilder höherer, geistiger Mächte verehrt. Diese Verehrung sinnlicher Wesen hielt sich lange Zeit ganz an die erscheinende Natur und ging nicht über sie hinaus. Die Einbildungskraft that nichts hinzu; sie gab dem göttlichen Wesen weder Gestalten, noch eine mythische Geschichte, nur in einigen phantastisch zusammengesetzten Thiergestalten sprach sich eine gewisse, halbreligiöse Symbolik aus. Unmittelbare Berührung mit der freien Natur schien für den Gottesdienst so unerlässlich, dass man auf Anhöhen opferte, nicht in Tempeln. Herodot bezeügt, dass die Perser seiner Zeit weder Bildsaülen, noch Tempel, noch Altäre hatten. Doch blieb die Religion nicht auf dieser Stufe; noch während der Dauer des altpersischen Reichs wurde eine Verehrung göttlicher Wesen in Abbildern eingeführt. Später verschwand diese wieder, dagegen vergröberte sich der Lichtdienst zu einer ganz materiellen Anbetung des Feüers, und in dieser Gestalt des Verfalls hat sich die Ormuzd-Lehre erhalten bis auf den heütigen Tag.

---

23. — *Die Zahl der Katholiken auf dem ganzen Erdkreise* — wird von der Propaganda zu 166 Millionen angegeben. In Eüropa beträgt die Zahl 125 Millionen, und die der Erzbischöfe 108, der Bischöfe 409; — in Asien 1.200.000 Katholiken, 25 Erzbischöfe und 24 Bischöfe; — in Afrika 800.000 Katholiken, 12 Erzbischöfe und 9 Bischöfe; — in Amerika 26 Millionen Katholiken, 12 Erzbischöfe und 67 Bischöfe; — in Oceanien (Australien) 300.000 Katholiken, 2 Erzbischöfe und 5 Bischöfe. Dazu kommen noch jene Katholische Christen, die unter apostolischen Vikariaten und Präfekturen stehen, und deren in Eüropa $3^1/_2$ Millionen, in Asien 240.000, in Amerika $1^1/_2$ Millionen, in Oceanien 60.000 gezählt werden. Die Summe aller Katholiken in Eüropa beträgt sonach $128^1/_2$ Millionen.

---

24. — *Die Schweiz, das Paradies, oder der Ursitz der weissen Menschen.* — Diese gewiss originelle Hypothese hat Prof. Henne in Bern in seiner »Allgemeinen Geschichte von der Urzeit bis auf die heütigen Tage« (I. Bd. Schaffhausen 1846) aufgestellt. Er spricht sich darüber folgender Massen aus: — Ich fand das Mittel in meiner gleichzeitigen Entdeckung: die Chronologie Ägyptens sei dieselbe mit der biblischen, nur älter; ferner dieselbe mit der im alten Babylon und Assyrien, und sie wurzle nicht allein am Nile und in Manetho, sondern ihre Hauptzahlen habe das älteste

Eüropa ebenfalls besessen und aufbewahrt; mit einem Worte: die alten Register in Sikyon, Argos und sonst in Hellas seien Fragmente derselben ältesten Tradition, und ihr Zusammenhang über allen Zweifel nachweisbar, eine Idee, deren Fruchtbarkrit, falls sie richtig ist, klar vor den Augen liegt. Ferner fiel mir, der ich nicht Stubengelehrter, sondern in und mit dem Volke geboren und erzogen, mit seiner Denk- und Gefühlsweise vertraut bin und früher fast ganz der Poesie lebte, längst auf: nicht nur die überraschende Ähnlichkeit seiner Sage mit der griechischen, sondern die Thatsache, dass die unsrige, heimische, fast in Allem die viel ältere, ursprüngliche, und auch die hellenische epische hier daheim sei; dass jene Hyperboreer, Atlanten an unserm Rheine, auf unseren Höhen wohnten, die nordischen Thursen die räthselhaften Tyr-rhener der Alten Welt, des Homeros Tag- und Nachtseite unser Muspel- und Nifelheim, die Titanen, Kabeiren, Kyklopen, Amazonen unsere Schlangengötter, Zwerge, einaügigen Asen, Walkyren gewesen seien, die wir nicht mit dem geschätzten Würzburger Hermann Müller in Britannien zu suchen brauchen, da ihre Gräber sich in unsern Alpen, wie im Breisgau, in Baiern, Tyrol, Salzburg, Steier, Österreich und im Norden seit mehreren Jahren öffnen, und ihr Erz-, Gold-, Kupfer-, Eisen- und Zinnschmieden, ihren Verkehr mit Glas und Bernstein und eigene Schrift beurkunden; dass jene, kindisch aus Phönizien und Ägypten hergeleiteten Danaos, Kekrops, Kadmus ureinheimischen Stammes waren — kurz: dass Afrika und Asien wol die Wiegen der äthiopischen und mongolischen, nie aber der weissen Menschenart, der Japhetiden, sein können, welche dem eüropäischen Hochlande angehört.

Einer der ältesten und ehrwürdigsten Zeügen, der Grieche Herodot, fragte über 400 Jahre vor Christus, zu Memfis in Ägypten die Priester, und vernahm, das älteste Volk der Erde seien die Phryger, die berühmteste Nation Kleinasiens, nach den Phrygern jedoch die Ägypter. Diese Phryger aber, sagt er ferner, haben ursprünglich in Eüropa, neben den Makedonern gewohnt, Briger geheissen, und seien später nach Asien übergegangen, wo auch die Armenier von ihnen stammen. Ihnen gehörte ehemals die Landschaft in Makedonien, am Fuss des Bermian oder Bermios, welche man die Gärten des Midas hiess, weil dieser mythische König, Gordios' Sohn, hier herrschte, und, als die Götter noch auf der Erde wandelten, des Dionysos Erzieher und Begleiter, Silenos, gefangen nahm. So waren auch die thrakischen Bithyner nördlich von den kleinasiatischen Phrygern, ehemals echte Eüropäer, wie sie selbst angaben, dort Anwohner des Strymon im thrakischen Makedonien, und aus Eüropa durch Teükrer und Mysier vertrieben; und die kleinasiatischen Kaunier und Lykier südlich kannte Jedermann als anfänglich in Kreta gesessen. Noch entschiedener berichtet ein Kleinasiate selbst, und

desto unbefangener, der Geograph Strabo: — »Von den Mysiern an beiden Seiten des Ister (der Donau), die gleichfalls Thraker sind, und die man jetzt Mösier heisst, stammen jene Mysier, die jetzt zwischen den Lydern, Phrygern und Troern wohnen. Die Phryger selbst sind Bryger, ein thrakisches Volk, so wie die Mygdonen, Bebrycer, Mädobithyner, Bithyner, Thyner, und (glaube ich) die Mariandyner. Alle diese haben Eüropa verlassen; nur die Mösier sind geblieben.« So sind, wie die Phäaker aus Italien vor den Kyklopen, auch die Dolioner bei Kyzikos vor Riesen aus Thessalien entwichen, und nach Asien. Herodot nennt Kar, Lydos und Mysos Phrygier von Stamm und Brüder.

Auf merkwürdige Weise stimmt damit, nach ganz anderen Quellen, übereine Justinus, indem er damit den Streit zwischen den Ägyptern und den sogenannten Skythen über ihr Alter erzählt, und dann sich für die frühere Bevölkerung des gemässigten Norden und die spätere des erst in jüngerer Zeit trocknenden Nillandes ausspricht. Welche Skythen er meine, nämlich nicht etwa Mongolen, sondern weisse, ungebildete Nordmenschen, sagt er dadurch klar, dass er von ihnen die Parther, Baktrer, und die Amazonen stammen lässt, wie er auch der Meder Reich und Namen und die Albaner am Kaukasos aus Eüropa ableitet. Auch Diodor wusste, wie ein Sohn des in Italien und um das Adria-Meer herrschenden Sonnengottes Helios, nach Ägypten auswandernd, dort Heliopolis gebaut etc.

Somit führt sowol die Beobachtung der jetzigen Sitze der verschiedenen Rassen, als das Zeügniss aller Alten entschieden zur Annahme, der Ursitz der weissen Menschen sei von jeher Eüropa gewesen, und dieselbe erst von daher nach Asien eingewandert, wo von Anbeginn an die Heimath der gelben Skythen, wie im Süden der dunkeln Aethiopier und Malayen war, welche der klügere Japhetide überall verdrängte und überlistete, zu Parias machte. Daher rührt es, dass der Weisse, Eüropa's Mitte und Höhe in ganzer Ausdehnung von jeher bewohnend, mit Eüropa verwachsen, in Afrika nur die Nordseite, in Asien gerade den südwestlichen Streif aus Eüropa her besetzt und jetzt noch inne hat. Was aus Asien binnen Menschengedenken nach Eüropa eingewandert, war nie anders, als finnisch, tschudisch, hunnisch, oder gemischt sarmatisch (slawisch).«

---

25. — *Die Mineralquelle zu Smrdak in Ungarn* — geniesst wegen ihrer Heilkraft bei aüsserlichen sowol als innerlichen Krankheiten einen grossen Ruf. Sie liegt im Neütraer Komitat, eine Stunde Weges von der Marktstadt Szenitz, in sehr geringer Entfernung von der nach Mähren führenden Hauptstrasse, in dem Orte Smrdak selbst. Ihre Bestandtheile sind Schwefel, Eisen, Kohlen-

saüre und Salz. Es giebt ein bequem eingerichtetes Bad- und ein Wohngebaüde, welches ebenso grossartig, als prachtvoll ist. Die Lage des Dorfes Smrdak, das seinen Namen in slawischer Deütung von der Quelle entlehnt, ist reizend in den Vorbergen der Karpaten zwischen Obst- und Weingärten mit romantischen, höchst malerischen An- und Aussichten, mit Wiesenthälern und Weideplätzen.

26. — *Der Sauerbrunnen zu Laszina.* — In der Nähe der Kompagnie-Station Laszina des ersten Banal-Gränz-Regiments, unter dem Abhange des Hügels gegen die Überfuhr an der Kulpa in sumpfiger Gegend liegt dieser Saüerling, in einen Brunnen gefasst, welcher mit Quadersteinen ausgemauert, ein Viereck von vier Quadratfuss bildet, und zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein mit einem auf vier Saülen ruhenden Holzdache bedeckt ist. Gegen Andrang des weidenden Viehs ist er mit einem hölzernen Geländer umgeben. Der Wasserspiegel der Quelle liegt höher, als der des Flusses, ist aber der Oberfläche der Erde gleich, und langsam fliesst das Wasser durch Röhren ab: binnen 24 Stunden ergeben sich ungefähr 40 Eimer zum Schöpfen. Da die Gegend haüfigen Überschwemmungen der Kulpa ausgesetzt ist, so wird der Sauerbrunnen in einem solchen Falle gleichfalls mit Schlamm überzogen, aber nach Ablauf des ausgetretenen Flusses augenblicklich ausgeschöpft und gereinigt. Der Lasziner Saüerling gleicht in seinen Bestandtheilen dem Marienbader Kreüzbrunnen, hat aber eine höhere Temperatur als dieser. Eine förmliche Kuranstalt besteht zu Laszien noch nicht.

27. — *Die Mineralquellen zu Tobusko.* — Anders verhält es sich mit diesen Mineralquellen, die schon zur Römer-Zeit, ihrer Heilkräfte wegen, bekannt und berühmt waren, und mit den vollständigsten Bade-Einrichtungen ausgerüstet sind. Auch sie liegen im Bezirke des ersten Banal-Gränz-Regiments, in der Kompagnie-Station und dem Dorfe Topusko der Vranoviner Kompagnie 1³/₄ Meilen vom Stabsorte Glina, 7 Meilen von Karlsbad und 11¹/₂ Meilen von Agram, an der Verbindungsstrasse nach dem Offiziersposten Paunovacz, zum türkischen Cordon. In diesem, von Erlen und Eichen reich beschatteten, freündlichen und anmuthigen Badeorte findet der Fremde alle Bequemlichkeiten, wie in den besuchtesten Bädern Deütschland's. Ausser den beiden Hauptquellen sprudeln in der Gegend des Schlammbades auf dem dortigen Wiesengrunde noch zwanzig kleinere senkrecht empor. Seine Wirkungen aüssert dieses

Mineralwasser hauptsächlich auf Lähmungen, Nervenschlag, Flechtengeschwüre, chronische Hautausschläge, Verhärtungen der Eingeweide, Gliedschwamm, Gicht etc. Beim Ausgraben der Fundamente zu den neüen Baulichkeiten wurde eine, jedoch nicht mehr ganz leserliche Steinschrift aufgefunden: Vidasoli — Thanae Sacr. Q. Domitius-Ingenuus-Pio Sei E. Suis — Exv. To —

28. — *Öffentliche Bibliotheken in Russland.* — Die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg, die seit dem Jahre 1846 dem Publikum zur Benutzung offen steht, darf als ein wichtiges Hülfsmittel für wissenschaftliche Forschungen, besonders im archäologischen Fache, betrachtet werden. Doch sind mehrere Übelstände damit verbunden. Sehr fühlbar ist der Mangel eines vollständigen Katalogs, woran man erst jetzt, nachdem das Institut bereits dreissig Jahre bestanden hat, zu arbeiten anfängt; ferner ist die klassische Literatur der neüern Zeit sehr ungenügend vertreten; wozu endlich der Übelstand kommt, dass nur an wenigen Tagen in der Woche die Bibliothek vom Publikum benützt werden kann, während die Ferien, in welchen sie demselben verschlossen ist, sehr beträchtlich sind. Sie bestand im Anfange des Jahres 1847 aus 416.018 Bänden und 20.650 Handschriften. Die Menge der zum Besuch derselben im Jahre 1848 ausgetheilten Karten betrug 659, eine Zahl, die im Verhältniss zu der grossen Bevölkerung der Stadt, der vielen temporair anwesenden Fremden nicht zu gedenken, auffallend gering ist. Die mangelhafte Verfassung trägt wol Manches dazu bei. Die öffentlichen Bibliotheken in den Gouvernements- und Kreisstädten belaufen sich auf 45, welche durch Beiträge von Privatpersonen gestiftet sind und unterhalten werden. Das Rumjanzow'sche Museum in St. Petersburg, von dem verstorbenen Reichskanzler Rumjanzow gestiftet, wird, aus gleichen Gründen noch weniger, als die Bibliothek besucht. Die vielen Reparaturen und Ferien sind die Ursache, dass es einen grossen Theil des Jahres dem Publikum unzugänglich ist. Die Zahl der Besuchenden war im vorigen Jahr nur 177. Das Museum enthält 32.208 Bände, 589 geographische Karten und Atlanten, 4620 Kupferstiche und Gemälde, und 945 Handschriften.

29. — *Der König der Niederlande als schlesischer Gutsbesitzer.* — Die fortgesetzten Güterankaüfe des Königs der Niederlande in Schlesien machen daselbst, — wie in dem schwäbischen Merkur geschrieben wird, — einiges Aufsehen. Sie belaufen sich in den letzten sechs Jahren auf nahe an eine Million Thaler, die ursprünglich demselben schon gehörenden grossen Herrschaften nicht mit gerechnet, die bei weitem noch mehr betragen. Es gehört ihm

bereits ein grosser Theil des Münsterbergischen Kreises, und es werden, wie verlautet, noch Unterhandlungen wegen anderweitiger Ankäufe gepflogen, so dass endlich ein kleines Fürstenthum entstehen muss, dessen Kern das säkularisirte Kloster Heinrichau bildet. In der fruchtbarsten Gegend des gesegneten Schlesiens liegen sämmtliche Güter, wegen deren der König der Niederlande demnächst wol bald Sitz und Stimme auf der Herrenbank des Preüssischen Landtags einnehmen wird, wie sein Bruder, Prinz Friedrich der Niederlande, schon darauf sitzt, als Eigenthümer der weiland »Verstorbenen« Herrschaft Muskau. Wie wäre es, wenn der souveraine Herzog von Schlesien vom Könige der Niederlande die Souverainetät über dessen Königreich erkaufte?!! (Geschr. im Decbr. 1847.)

---

30. — *Die Vergrösserung von Paris* — nimmt, wie in allen Haupt- und grossen Städten, überhand. Fast sämmtliche an die Barrièren stossenden Dörfer werden so volkreich, dass sie sich selbst zu Städten gestalten. Man sieht dort überall neüe Strassen anlegen und eine Menge von Anstalten entstehen, wie sie in Dörfern nicht gewöhnlich sind; und es lässt sich vorhersehen, dass, wenn diese Vermehrung in gleichem Verhältnisse fortdauert, in Zeit von zehn oder fünfzehn Jahren der Raum zwischen der alten Stadtmauer und den neüen Festungswerken, die eine Viertelstunde davon entfernt sind, sich allmälig mit Haüsern, Fabriken etc. füllen, und so die Stadt beinahe das Doppelte ihres jetzigen Umfanges bekommen und statt einer Million Menschen, deren zwei fassen wird. Da man jetzt zu jeder Zeit sehr schnell in die Stadt und hinaus gelangt, so lassen sich manche Familien in der Umgegend nieder, auch wenn sie haüfig Geschäfte in Paris haben; sie wohnen und leben dort bequemer und wohlfeiler. Letzterer Vortheil wird aber dann wegfallen, wenn einmal die Stadtbehörde die Barrièren bis an die Festungslinie hinausschiebt. Man versichert, sie denke daran gar nicht, — mais nous verrons!

---

31. — *Pariser Sittenbilder.* — Wol nur in Paris ereignen sich Dinge, wie sie unlängst der Bericht der Korrektions-Polizei lieferte. Ein sehr eleganter Herr und eine junge reizende, nach der letzten Mode gekleidete Dame miethen ein Kabriolet, machen eine Lustfahrt und kehren Nachmittags zwei Uhr bei einem der ersten Restaurateurs ein, wo sie ein köstliches Frühstück zu sich nehmen und es bezahlen. Der junge Herr führt die Dame nach Hause, liefert das Kabriolet wieder ab, und begiebt sich in seine eigene Wohnung. Er zieht dort seine eleganten Kleider aus, wirft sich in Lumpen, giebt seinem Gesicht mit künstlichen Mitteln die

Farbe des Todes, schleicht aus dem Hause und sinkt bald kraftlos und erschöpft an einer Strassenecke nieder, wo viele Menschen vorüber gehen. Bald gruppiren sich Neügierige um ihn her, und wie mit der grössten Anstrengung streckt er ihnen beide Hände entgegen, und stösst nur die Worte hervor: »Mitleid, Mitleid, ich sterbe vor Hunger«! Erbarmen öffnet überall die Hände und Börsen, Geldspenden fliegen in den Hut; aus den nahen Haüsern wird ihm Brot und Wein gereicht, das er heisshungrig verschlingt. Equipagen halten still, die Bedienten müssen Geld in den Hut werfen. Nach dem Erquickenden erhebt sich der Sterbende und wankt mühsam nach Hause. Dort nimmt er wieder Gesundheit, sein rechtes Gesicht, seine moderne Stutzerkleidung an; er enteilt aus der Hinterpforte seiner Wohnung, mischt sich unter die Spaziergänger der Promenaden, besucht die Theater, wo er seine Freünde und Bekannte trifft, die sein Gewerbe nicht ahnen. Am andern Tage beginnt er sein Treiben wieder! — In »Pariser Sommerbildern«, welche das Morgenblatt unlängst mittheilte, heisst es: Mir ist der Nationalgeist todt; ich kann nichts davor, dass ich in diesem Punkt, wie in manchem andern, so schwarz sehe. In den hohen Ständen scheint alle Moral längst erstorben, und im Volk stirbt gar die Manneskraft aus. Neülich brachen wegen der Brodtheüerung Unruhen in der Vorstadt aus, und wir sahen es mit an, wie die Sergents de ville mit blossen Stöcken die Unruhestifter gleich einer scheüen Vogelheerde vor sich hertrieben und ungestraft durchprügelten. Ich sah es vorigen Sommer (1847) mit eigenen Augen, wie bei einer ähnlichen Gelegenheit ein Paar Municipalgardisten auf das Volk losstürzten und es gleich ungestraft »Canaille, Racaille« schalten, und die Gefangenen gleich dummen Schuljungen am Ohre zerrten. Ist diese durchgeprügelte, ausgeschimpfte Canaille dieselbe Löwenbrut, die in den Julitagen siegte, und sich ewigen Heldenruhm erfocht? — »Reine du Monde! o France! o, ma patrie!«

---

32. — Der *Katalog der ausgewählten und reichen Bibliothek der Ostindischen Kompagnie* — in dem East-India-House (Leadenhall-street, London) gehört zu den interessantesten Erscheinungen, welche die neüere Zeit für Bibliographen und Sprachforscher gebracht hat. Er ist, so viel man weiss, nicht in den Buchhandel gekommen, und einzelne Exemplare werden theüer bezahlt. Der Zusammenfluss aller literarischen Erscheinungen im eigentlichen Ostindien, in den Kolonien und den überseeischen Besitzungen der Engländer überhaupt, in jener Bibliothek, macht sie zu einer der reichsten und merkwürdigsten, die es in Eüropa giebt. Der Katalog ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für die orientalische Literatur, und um so mehr als ein solches anzuerkennen, als wir von den

ännlichen grossen Sammlungen in Paris, Wien und St. Petersburg, so viel man weiss, noch keine vollständigen gedruckten Verzeichnisse besitzen.

---

33. — *Über die neüeren Entdeckungen in Australien* — gab die Pariser »Hofzeitung der Debatten« unlängst einen sehr pikanten Artikel, der im Auszuge also lautet: — Eine in Europa wenig bekannte Zeitung, the South Australian Register, enthält bemerkenswerthe Einzelheiten über die jüngsten Expeditionen, die vom Kapitain Sturt in südlicher, und von dem Kapitain Stockes in nördlicher Richtung unternommen sind. Letzterem, der trotz aller Hindernisse den Lauf der Flüsse verfolgt hat, ist es gelungen, wenn auch nicht das Problem von Mittel-Australien zu lösen, doch den Ausgangspunkt zu bezeichnen, den man in der Folge wählen muss. Sturt, von einem Punkte ausgehend, der dem seines Nebenbuhlers gerade entgegengesetzt ist, hat nur eine Wildniss angetroffen, noch graülicher, als die, welche seine Vorgänger abgeschreckt hatte. Einer steinigen Region, auf welcher der Huf des Pferdes keine Spur hinterlässt, folgt eine Sandebene, der es an jeglichem Pflanzenwuchse gebricht, und die ihre Gränzen nur am Gesichtskreise findet. Ihre nördliche Seite hat jedoch einige Gewächse, aber es sind Salzpflanzungen, die ihre grauen Hauben aus einem Erdreich emporrichten, das weiss wie Schnee und ganz von Salz überzogen ist. Darüber hinaus, in derselben Richtung, bildet ein feüerrother Sand, zu kegelförmigen Hügeln aufgehaüft, die an der Grundfläche mit einander in Verbindung stehen, lange Dünen, die ihre endlose und parallele Perspektive weithin ausdehnen. Nicht eine Pflanze, nicht ein Tropfen Wasser, nicht ein Grashalm: auf allen Seiten das blendende Roth, eine erstickende Hitze, kein möglicher Weg. Nach Nordosten hört der Sand auf, und Alles wird Stein. Der Reisende wird isolirt und wie angenagelt auf einem Fussboden von düsterhaftigem Granitfels von fast wagerechter Fläche, und aus dem sich auch nicht ein Gegenstand erhebt, der ihm als Wegweiser dienen könnte. Nur sechs Breitengrade liegen zwischen dem äussersten Punkte, den Sturt auf der Südseite erreichte, und der Gränze, wo Stockes mit seinen Forschungen auf der Nordseite halt machte, während beider Meridiane fast zusammenfallen.

Diese Lücke besteht nach wie vor; die Mitte ist noch unerforscht. Man kömmt nur mit unendlicher Mühe vorwärts, sowol zu Lande, als zu Wasser, und hat bis jetzt nicht über anderthalb hundert Meilen ins Innere vordringen können. Es hat Sturt, Frome, Eyre, Stockes, Leichardt, Strzelecky, — Reisende, Seeleüte, Offiziere, Kolonisten, — Engländer, Deütsche, Polen, — noch nicht gelingen wollen, eine Verbindungslinie zwischen dem Schwanenflusse

und Adelaide, zwischen West- und Südaustralien zu begründen. Eyre und Leichardt wären auf ihren Expeditionen, die ihnen mehrere Menschen gekostet haben, fast vor Hunger und Strapazen umgekommen. Um Letzteren, der eine Zeit lang in diesen Wildnissen verirrt und verloren gegangen war, aufzusuchen, hatte man ein Detachement Matrosen und Soldaten aussenden müssen. Ein Franzose, der Kapitain des Wallfischfängers Mississippi, traf ihn in der Nähe von Thistle-Cove so erschöpft an, dass er sich kaum noch auf den Füssen erhalten konnte. Eyre hatte sich nur dadurch vor dem Hungertode gerettet, dass er seine Pferde und Maulthiere geschlachtet und verzehrt hatte.

Die Engländer lassen sich aber dennoch nicht abschrecken; mit ihren Besitzungen eben nicht sehr zufrieden, rächen sie sich geographisch durch schmählige Benennungen, die sie diesen ungastlichen Gegenden beilegen. Die Namen, welche den meisten Örtlichkeiten, die an die Wildniss gränzen, von den Reisenden gegeben worden sind, bekunden das Missvergnügen und den Ärger, den so viele vergebliche Anstrengungen und eitle Gefahren erregt haben. So giebt es einen »See Torrens«, der nichts weiter, als ein ausgetrocknetes Flachbecken ist; einen »wüthenden Berg», einen hoffnungslosen Berg«, einen Fluss »Siccus«, und endlich das, seinem Namen vollkommen entsprechende »Steinige Australien«. Dass das »glückliche Australien«, wegen seiner grossen, sumpfigen Flüsse und seiner raschen Vegetation so genannt, in Hinsicht auf Gesundheit nicht viel besser ist, ist bekannt. Der britische Ackerbau muss dort alle seine Hülfsmittel und seine ganze Geschicklichkeit aufwenden, um die anhaltende Dürre, oder die endlosen Überschwemmungen zu bekämpfen, welche die Ärnten zerstören. Der kleinste angebaute Fleck Schweden's oder Canada's ist besser, als es die Gesammtheit der unermesslichen Besitzungen England's in Australien ist.

Kapitain Frome, ein ausgezeichneter Offizier, der das Land im Jahre 1843 vor Sturt und Eyre besuchte, beschreibt die Umgebungebungen des sogenannten See's Torrens, der ein dicker Schwammpfuhl ist mit einer dicken Salzkruste überzogen, und bei vierhundert (?) Meilen lang, sehr genau und ausführlich. Ein gelblicher und matter Schein verbreitet sich über alle Gegenstände in der Nähe des angeblichen See's, und vermittelst eines eigenthümlichen Spiels der Strahlenbrechung sieht das Auge in diesen unfruchtbaren Ebenen Inseln, Wälder, Quellen, und zwischen Steilfelsen eingeklemmte Seen entstehen und verschwinden. Dank dieser gewaltigen Refraktion und mit Hülfe eines guten Fernrohrs kann man auf einer Entfernung von siebenzig Meilen das jenseitige Ufer dieses merkwürdigen Beckens, das sonder Zweifel auf dem ganzen Erdenrund nicht seines Gleichen hat, erkennen. Das, durch dieses Meer von Sand und

halb krystallisirtem Salz geschaffene, Spiegelbild ist es gewesen, was Reisende auf die Idee gebracht und zu langen Controversen Anlass gegeben hat, als ob Inner-Australien einen See besässe, der den Canadischen Seen ähnlich wäre. Wenn man irgend eine Höhe in der Nähe der Wildniss bestieg, glaubte man das weite und ruhige Blau einer grossen, mit grünen Inseln besäeten Wasserfläche, in der Mitte der Scene einen Granitfelsen, rechts und links beblümte Flüsse, und am Gesichtskreis die blaüliche Linie zu sehen, wodurch grosse Wasserflächen sich zu bezeichnen pflegen. Man liess sich durch diese Verheissungen verlocken, und es wurden kostspielige Expeditionen unternommen. Aber Alles löste sich in Nichts auf: nirgends Seen, nirgends Grün, nirgends Ufer; von welcher Seite man sich diesen unheilvollen Regionen auch nähern mogte, überall hatte man denselben Anblick: Salz, Sand und Wüste!

Wie es Leüten, die in ihren Hoffnungen sich getaüscht sehen, immer zu geschehen pflegt, so begannen die verschiedenen Forscher sich zu zanken: die Einen meinten, man müsse sich der Kameele bedienen, die Anderen wollten Dromedare, wieder Andere breiträdrige Karren haben. Die Einen erklärten sich dafür, viel Hornvieh mitzunehmen, die Anderen wollten wissen, es würden sich schon genug Lebensmittel in den Wäldern und in den Flüssen finden; die Einen redeten dem Maulthiere, die Anderen dem Esel das Wort, und eine dritte Partei behauptete, das Unternehmen sei nur zu Fuss auszuführen. Alle diese Mittel dürften aber zur Erforschung eines Landes wenig zulässig sein, wo dichtes Dorngestrüpp zu rauhen Felsbetten, dann zu pflanzenleeren Sandwüsten, endlich zu einem Salzpfuhl führt, der nicht zu passiren ist.

Es lässt sich, wenn auch nicht als erwiesen, doch als höchst wahrscheinlich annehmen, dass dieses unter allen Theilen des Erdballs das letzte Land gewesen ist, von dem sich die Gewässer des Meeres verlaufen haben, — (oder vielmehr, das am jüngsten über den Meeresspiegel empor gehoben worden, ist —B.) der Charakter der Landschaft, die unterscheidenden Züge des Bodens, die geologischen Abstufungen stimmen in der That vollkommen zu einer Hypothese, die in Australien nur das Bett eines, in einer verhältnissmässigen neüern Zeit trocken gelegten Oceans sehen würde. Auch die Baüme mit der bleichen Rinde und dem harten Laube, der in parallellaufenden Hügeln aufgeschichtete feine und metallische Sand, die dem Boden beigemischten Überreste von Fischen und Muscheln, die Salzlage, die ihn bedeckt, so wie man weiter ins Innere kömmt, und die, eine immer dichtere Kruste bildend, zuletzt zu unermesslichen Salzsümpfen führt, deren halbtrockner Zustand jede weitere Erforschung unmöglich macht, sprechen für die angegebene Hypothese — (die, beilaüfig bemerkt, hier nicht zum ersten Mal ausgesprochen wird.

— B.). Es herrscht selbst in dem Lande der feste Glaube, dass es an den unbekannten Quellen der australischen Flüsse noch antediluvianische lebende Thiergeschlechter gäbe (?!!). Beschreibungen, die von den Eingebornen geliefert worden sind, scheinen diese Annahme zu bestätigen (!); man soll, so sagen sie, das Mammuth (!) in den grossen Binsen der Sümpfe haben spielen sehen. Die Schwarzen am Murrumbidgie behaupten, in den Seen dieses Bezirks lebe ein Thier, so gross wie ein Ochse, mit einem Kopfe und langen Halse, ähnlich dem eines Emu, mit einer dicken Mähne vom Kopf bis zu den Schultern, und mit vier Füssen, deren drei Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden seien, auch habe es einen Schweif wie ein Pferd. Sie nennen es Kätenpäi, bei einem andern Stamm der Eingebornen heisst es Knienpräte!

---

34. — *Nachrichten aus Südaustralien* — welche, aus Briefen dahin ausgewandeter Deütschen entlehnt, vom »Allgemeinen Anzeiger der Deütschen« mitgetheilt werden, besagen, dass die Stadt Adelaide, die man erst im Jahre 1837 zu bauen anfing, im Jahre 1846 bereits 1700—2000 Haüser, 5 Kirchen, ein Theater, ein Bankhaus und bis 10.000 Einwohner zählte. Die Haüser sollen zum Theil von Holz erbaut sein, welches in — Canada gefällt und in — England zugehauen worden ist. Es fehlt in Südaustralien keinesweges an Holz, aber der Arbeitslohn ist sehr theüer und steht mit den Kosten des aus Canada bezogenen Holzes gar nicht im Verhältniss. Die neüe Stadt Gowles, 3 Meilen von Adelaide, ist durch die umliegenden Bergwerke im Zunehmen, und Glenelg, 1½ Meile von Adelaide, erblüht als ein Seebad. Die Kapunda-Grube, bei welcher Harzer Bergleüte angestellt sind, hat im Jahre 1845 eine Ausbeüte von 26.000 Ctrn. Erz, zum Werthe von 30.000 L. Sterl. gewährt. Die nicht verkaufte Länderei wird als Schaafweide verpachtet, die Quadratmeile zu 2 L. Sterling. Die Frage nach Arbeitern ist im Zunehmen, und es ist grosse Noth um weibliche Dienstboten. Die jungen Mädchen, welche mit dem Schiff Washington angekommen waren, sind in 2 Tagen alle — vergriffen worden!

---

35. — *Unterseeischer Vulkan im nördl. Grossen Ocean.* — Das Schiff Helena begegnete auf seiner Fahrt von Batavia nach Canton unter 16° N. und 125° O. v. Grw. beträchtlichen Feldern schwimmenden Bimssteins, die wahrscheinlich nicht lange vorher ausgeworfen worden waren, indem an den aufgefischten Stücken sich keine Spur von Schleim oder Gras entdecken liess, die man doch, wenn die Steine schon längere Zeit im Meere umhergetrieben wären, jedenfalls daran gefunden hätte. Manche Stücke waren so

gross, wie ein gewöhnlicher Eimer. Das nächste Land auf der Windseite waren die Mariannen oder Ladronen, etwa tausend zweihundert geographische Meilen entfernt. Es scheint jedoch unmöglich, dass sie von dorther rühren konnten, noch weniger von Luzon auf der anderen Seite obwol dieses Land nur hundert und achtzig Meilen entfernt lag. Mithin bleibt nur die Vermuthung übrig, dass sie von einem unterseeischen Vulkane ausgeworfen worden. Auf älteren Karten vom Stillen Ocean ist unter 18° N. Breite und 129° O. Länge von Greenwich eine Klippe angegeben, die von neüeren Karten verschwunden ist. Möglich, dass diese Klippe die Stelle bezeichnet, wo die vulkanische Kraft sich eine neüe Esse an die Atmosphäre geöffnet hat. Die Sache wird der Untersuchung der, auf der grossen »Aussen-Passage« nach China fahrenden Schiffe empfohlen.

---

36. — *Zur Geschichte der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* und von Berghaus's Physikalischem Atlas, englische Ausgabe.

(1) An den Herausgeber des »Magazins für die Literatur des Auslandes« Herrn J. Lehmann in Berlin.

Die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin ist nicht bei Gelegenheit der daselbst Statt gehabten Versammlung der deütschen Naturforscher und Aerzte, — im September, — sondern einige Monate früher, am 18. April 1828, gestiftet worden.

Die Veranlassung war folgende:

Der Inspektor der Königl. Plankammer des grossen Generalstabes, Hauptmann Reymann, feierte im April 1828 sein fünfzigjähriges Amts-Jubiläum. Mit diesem, als Beamter, als Kartograph, und ganz besonders als Mensch hochachtbaren Manne seit langen Jahren durch Bande der Freündschaft auf's Innigste verbunden, veranstaltete ich, — nachdem ihm als Beamter von den Herren Offizieren des grossen Generalstabes, an dessen Spitze damals der jetzige General-Feldmarschall, Freiherr von Müffling stand, ein Festessen bereitet worden war, — einige Tage nach dem Jubiläum eine zweite Festversammlung, um in derselben die Verdienste des Jubelgreises auch auf dem Felde der Kartographie zur ehrenden Anerkennung zu bringen.

Zu dem Behuf lud ich, gemeinschaftlich mit dem Freiherrn von Zedlitz-Neükirch, ausser mehreren persönlichen Freünden des Gefeierten, die namhaftesten Geographen Berlin's zu einem Festmahle ein, welches am 18ten des Monats April 1828 im damals Kemper'schen, jetzt Günther'schen Lokale, im Thiergarten, Statt fand. In dieser Versammlung, an welcher u. A.: A. von Humboldt, Lichtenstein, Zeüne, Stein, Wohlers, Oetzel, Engelhardt u. s. w., Theil nahmen, stellten wir, Freiherr von Zedlitz und ich, — nach vorher unter uns beiden Statt gehabter Berathung, — den Antrag: —

Die Versammlung möge geneigt sein, sich im Interesse der geographischen Wissenschaften, und zur Förderung derselben, für eine permanente zu erklären;

und durch diese Erklärung —

Die bereits vor dem Kriege von 1813 in Berlin bestandene, seitdem aber erloschene Gesellschaft für Erdkunde wieder ins Leben zu rufen.

Dieser Vorschlag fand so allgemeinen Anklang, dass die Stiftung, oder vielmehr Erneüerung der »Gesellschaft für Erdkunde« sofort proklamirt, und ein Ausschuss, unter dem Vorsitze des Professors Wohlers, mit dem Auftrage ernannt wurde, die Statuten zu berathen und zu entwerfen, und überhaupt die nöthigen Vorbereitungen zur definitiven Konstituirung der Gesellschaft zu treffen.

Der Ausschuss entledigte sich seines Auftrages in vier oder fünf Sitzungen, und konnte im Juni-Monat eine General-Versammlung berufen, in welcher er den Statuts-Entwurf vorlegte, der von den Anwesenden durch Akklamation zum Gesetz erhoben wurde.

Als im Herbst desselben Jahres die deütschen Naturforscher und Aerzte nach Berlin kamen, veranstaltete die Gesellschaft für Erdkunde eine ausserordentliche Sitzung, zu welcher diejenigen Fremden, welche sich vorzugsweise mit geographischen Studien beschäftigten, als Ehrengäste eingeladen wurden. Aus dieser Sitzung erinnere ich mich eines lebhaften Zwiegesprächs zwischen Chamisso und Keilhau über die Glätscher-Bildung im hohen Norden, welches, ausser seiner wissenschaftlichen Bedeütung, dadurch ein grosses Interesse erregte, dass die Disputirenden sich der deütschen Sprache bedienten, die selbst Chamisso'n, wenn er bei der Rede in Eifer gerieth, nicht immer geläufig war.

Zur Feststellung einer bekannten Thatsache, und zur Berichtigung eines Irrthums in No. 149 des »Magazins für die Literatur des Auslandes« vom 12. December 1846, — (eine Nummer, die mir erst heüte, nach Verlauf eines Jahres, in dem Journal-Cirkel der Königl. Märkischen Ökonomischen Gesellschaft hierselbst, der ich anzugehören die Ehre habe, zu Gesichte kömmt) — beehre ich mich, die vorstehenden Bemerkungen mitzutheilen, indem ich anheim gebe, auf das Protokollbuch der »Gesellschaft für Erdkunde« vom Jahre 1828 zurückzugehen.

Genehmigen Eüer — die Versicherung meiner hohen Achtung für Ihre literarischen Bestrebungen, wie meiner persönlichen Ergebenheit. — Potsdam, den 18. Dezember 1847. Berghaus.

(2) An pp. Berghaus.

Ew. — haben die Güte, mir mit Ihrer gestern empfangenen geehrten Zuschrift eine interessante Notiz über die Stiftung der Berliner geographischen Gesellschaft mitzutheilen, die ich, wenn Sie damit einverstanden sind, in einem der nächsten Blätter meiner

Zeitschrift, mit der Überschrift »Die Stiftung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde«. (Zur Berichtigung einer früheren Notiz in diesen Blättern) mittheilen werde. Eine Recherche in dem Protokollbuch von 1828 würde wohl jetzt mit zu vielen Weitläufigkeiten verbunden sein, und die Mittheilung Ihrer Berichtigung nur noch mehr verzögern. Erlauben Sie mir jedoch die Anfrage, ob nicht auch Ritter bei der Versammlung im Kemper'schen Lokale am 18. April 1828 war, und ob, wenn dies der Fall, sein Name nicht auch an der betreffenden Stelle einzuschalten wäre?

Jedenfalls sage ich Ihnen für Ihre interessante Notiz, sowie für die freündliche Gesinnung, die Sie in Bezug auf meine Bestrebungen hegen, den verbindlichsten Dank.

Zufällig habe ich auch erst vor einigen Tagen wieder Ihrer Arbeiten in meiner Zeitschrift gedacht, bei Gelegenheit einer Anzeige der »Völker des Erdballs« (Brüssel, Muquardt); doch dies wird Ihnen, wie es scheint, auch erst in Jahresfrist zu Gesicht kommen. Hochachtungsvoll und ganz ergebenst. Berlin, 19. Dezember 1847. J. Lehmann.

(3) An den Herausgeber des Magazins etc. Herrn Lehmann in Berlin.

Eüer — beehre ich mich auf das gefällige Schreiben vom 19. d. ergebenst zu erwidern, dass ich —

1) Nichts dagegen zu erinnern habe, wenn Sie meine kleine Notiz vom 18. d. über die Stiftung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde in das »Magazin« aufnehmen wollen; nur wünsche ich, dass Sie die Güte haben, das betreffende Blatt mir zur »Correktur«, unter Kreüzband zugehen zu lassen; sodann erlaub' ich mir, zu bemerken, dass ich dieselbe Notiz auch in meiner »Zeitschrift für Erdkunde« (Magdeburg, Baensch) werde abdrucken lassen;

2) Herrn Professor Carl Ritter zur Reymann'schen Fest-Versammlung am 18. April 1828 natürlicher Weise auch eingeladen hatte. Derselbe lehnte aber die Theilnahme ab. Später wurde er, auf Antrag des damaligen Majors im Generalstabe, Hrn. Oetzel, jetzigen General-Majors und Telegraphen-Direktors, Herrn von Etzel, zum »Ausschuss« mit zugezogen.

Ferner erlaub' ich mir zu bemerken, nachdem ich Ihren Artikel in No. 149 des »Magazins« von 1846 noch ein Mal durchgelesen habe, dass —

3) Die geographische Gesellschaft zu Paris nicht »um das Jahr 1825«, sondern im Jahre 1821 (am 19. Juli) gestiftet worden; und —

4) Der »Physikalische Atlas von Johnston« in Edinburgh nicht blos »zum Theil auch deütschem Fleisse« und meiner »Mitarbeiterschaft zu verdanken ist«, sondern dass derselbe aus einer Auswahl von Blättern der deütschen Original-Ausgabe meines Physikalischen Atlas besteht, denen Herr Johnston unter meiner Ge-

nehmhaltung ein vergrössertes Format gegeben hat, um die betreffenden Karten seinem »National Atlas« anzupassen. Brewster und Forbes haben ein Paar Blätter dazu gegeben. Herr Johnston in Edinburgh ist Karten-»Verleger«, und der bei ihm erscheinende Atlas nur »eine englische Ausgabe meines Physikalischen Atlas«, was eine in England allgemein, auch von dem Präsidenten und dem Sekretair der R. G. S., London, vielfach anerkannte Thatsache ist. — Mit vorzüglicher Hochachtung und ganz ergebenst. — Potsdam, 20. Dezember 1847. Berghaus.

(4) An pp. Berghaus.

Ew. — beehre ich mich einliegend die gewünschte Korrektur mit der ergebensten Bitte zu überreichen, mir dieselbe umgehend, mit Ihren gefälligen Verbesserungen versehen, wieder zugehen zu lassen.

Die Berichtigung hinsichtlich Ihrer Theilnahme am Johnston'schen Physikalischen Atlas behalte ich mir vor, in einer besondern Notiz in meinem Blatte mitzutheilen. Hochachtungsvoll und ganz ergebenst. — Berlin, 21. Dezember 1847. J. Lehmann.

(5) Der Artikel im »Magazin für die Literatur des Auslandes«, welcher zu dem vorstehenden Briefwechsel Veranlassung gegeben hat, lautet folgender Massen:

»Die Royal geographical Society in London ward im Jahre 1830 gestiftet; sie ist mithin jünger, als die Pariser, die um das Jahr 1825 gestiftet wurde, und als die Berliner, deren Gründung bei Gelegenheit der hiesigen (Berliner) Versammlung der deütschen Naturforscher und Ärzte, also im Jahre 1828, erfolgte.«

Diese Stelle ist einem Vortrage entlehnt, den der Herr Herausgeber des »Magazins« in einer Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gehalten hat; — wenn ich nicht irre, so ist er selbst Mitglied dieser Gesellschaft.

Die Pariser Gesellschaft ist, wie bereits oben erwähnt, älter, als hier angegeben wird, denn — »Plusieurs personnes, jalouses de contribuer par leurs efforts réunis aux progrès de la géographie, s'assemblèrent le 19 Juillet 1821, et résolurent de créer une Société de Géographie. Cinq d'entre elles furent chargées de présenter la rédaction d'un réglement. Le 1[er] Octobre les fondateurs de la société se réunirent de nouveau dans une séance provisoire, et entendirent la lecture du réglement próposé. L'assemblée adopta ce réglement, sauf une nouvelle rédaction, à laquelle huit membres de l'assemblée — (Barbié du Bocage, Fourier, Jomard, Langlès, Letronne, Malte Brun, Rossel, Walckenaer) — furent chargés de coopérer. La réunion décida, que le réglement revu par cette commission, aurait définitivement force de loi. Cette commission ayant terminé son travail, elle le fit connaître le 7 Novembre suivant . . . . . Les personnes qui s'étaient fait inscrire

sur le registre des souscripteurs, se réunirent en assemblée générale, le 15 décembre 1821, a l'Hôtel-de-Ville, pour constituer définitivement la Société, en nommant aux fonctions créées par le réglement qui avait été adopté dans les assemblées préliminaires.« — Vergl. »Bulletin de la Société de géographie«, T. I, Paris, 1822, pp. 1, 3, 8.)

Was die Stiftung der Londoner Gesellschaft betrifft, so — »At a numerous Meeting of the membres of the *Raleigh Traveller's Club*, and several other gentlemen, held at the Thatched House on Monday, the 24th of May (1830), John Barrow, Esq., in the chair, it was submitted that, among the numerous literary and scientific Societies established in the British metropolis, one was still wanting to complete the circle of scientific institutions, whose sole object should be the promotion and diffussion of that most important and entertaining branch of knowledge geography. That a new and useful Society might therefore be formed, under the name of The Geographical Society of London.« Nachdem der Souverain das Patronat der neüen Gesellschaft übernommen hatte, nahm sie das Prädikat einer »Königlichen« an (das auch die Pariser seit mehreren Jahren führt). — Vergl. »Journal R. G. S.«, London, Vol. I, 1831, p. V).

Der »Raleigh Traveller's Club«, war einer der Vereine, deren es in London für gesellige Unterhaltung so viele giebt. Auch die ältere Berliner Gesellschaft (vor 1813) trug mehr den Charakter eines geselligen, als eines streng gelehrten Vereins. Von seinen Gründern und Mitgliedern lebt sehr wahrscheinlich nur noch — Zeüne, der auch zu Stiftung der Gesellschaft von 1828, als Mitglied des Ausschusses, sehr wesentlich beigetragen hat.

Ausser den geographischen Gesellschaften zu Paris, Berlin und London giebt es gegenwärtig noch ähnliche Vereine zu Frankfurt a. M., zu Darmstadt und St. Petersburg. In sehr naher Verwandtschaft damit stehen die geologischen Gesellschaften zu London und Paris, die ethnologischen zu London, Pairs und New-York, die asiatischen und morgenländischen zu Calcutta, London, Paris, Madras und Halle, u. m. a. Ob die geographischen Gesellschaften zu Lissabon und Florenz noch bestehen, ist mir nicht bekannt.

Wenn ich aber in dem Schreiben an Hrn. Lehmann erwähnte, es sei eine, von dem Präsidenten und dem Sekretair der R. G. S. vielfach anerkante Thatsache, dass der zu Edinburgh erscheinende »Physikalische Atlas« nur eine englische Ausgabe des deütschen Originals sei, so darf ich unter Anderm nur auf den auch von Herrn Lehmann angezogenen Vortrag des Präsidenten, Lord Colchester, Kapt. R. N., in der Jahres-Versammlung der Geographischen Gesellschaft zu London vom 25. May 1846 zurückgehen, worin es wörtlich heisst: — « What Mr. Greenough said

when he so admirably characterised the importance of good Maps in the study of positive geography, may with equal truth be applied to the »Atlas of Physical Geography« published by Berghaus, and now, through te enterprise of Mr. Alexander Keith Johnston, of Edinburgh, presented to us in a English dress. Four parts, containing nine maps, have already appeared; and those who have seen them will confirm the opinion that, if completed as it is begun, the »Physical Atlas« of Messrs. e. Berghaus and Johnston will not only constitute one of the greatest ornaments to a scientific library, but be regarded as an indispensable work to all who would have a correct notion of the great physical features and phenomena of our earth. The beauty of the execution of Mr. Johnston's Maps is commensurate with the intrinsic importance of their matter«. — Und weiter hin sagt Lord Colchester noch, indem er A. v. Humboldt's »Kosmos« gedacht hat: — »But while we regret t h e w a n t o f m a s t e r l y E n g l i s h W o r k s o n p h y s i c a l g e o g r a p h y, we have some consolation in believing that this arises not from want of native talent, but from the comparative newness, if I may use the term, of the Science itself inthis country«. — (Journal R. G. S., vol. XVI, p. LXXXII.). — Der Titel ist: — »The physical Atlas; a Series of Maps, illustrating the Geographical Distribution of Natural Phenomena. By Henry Berghaus, and Alexander Keith Johnston«. Der Atlas besteht, wie gesagt, aus einer Auswahl der Karten des deütschen Originals aus den Abtheilungen: Klimatographie, Hydrographie, Geologie, Pflanzen- und Thiergeographie. Die anthropologische und ethnographische Abtheilung sind bis jetzt ausgeschlossen, mit Ausnahme zweier mir nicht angehörigen Völker- und Sprachenkarten von Eüropa und den Britischen Inseln, die der in Edinburgh lebende deütsche Gelehrte, Dr. Gustav Kombst, bearbeitet hat. Die Edinburgher Ausgabe ist in technischer Beziehung mit gewohntem englischen Luxus ausgeführt, und hat auch in einzelnen Blättern, namentlich der zoologischen Geographie, — unter der Bearbeitung des früheren Zöglings der geographischen Kunstschule, Hrn. August Petermann, der nach Beendigung seiner hiesigen Lehrzeit, nach England und besonders nach Edinburgh ging, um die Einrichtung des Johnston'schen Instituts kennen zu lernen, — Veränderungen erfahren, welche die englische Einkleidung des Atlas nothwendig machten. — Potsdam, 22. Dezember 1847.

Berghaus.

---

37. — *Statistik der deütschen und der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig.* — Professor Paulsen zerlegt im Jahre

1837 das Herzogthum in vier Sprachgebiete (»Det danske Sprog i Hertugdommet Slesvig«). Nach ihm sollen mit Rücksicht auf die Volkszählung von 1835, nach welcher Schleswig 338.292 Einwohner hatte, die Distrikte mit Dänischer Volks-, Kirchen- und Schulsprache 113.258 Einwohner zählen: die Distrikte mit dänischer Volks-, aber deütscher Kirchen- und Schulsprache 45.463; Distrikte, wo das Volk Dänisch verstehe, und theilweise spreche, 36.341. Hiernach würde sich eine Volkszahl von 195.062 ergeben, so dass die rein deütsche Bevölkerung nur 143.230 betragen würde. Dänischer Seits zieht man hieraus den Schluss, dass $^{1}/_{3}$ der Bevölkerung, 133.250, auf 70 Quadratmeilen von 163, 9 M. völlig dänisch sei, dass die Hälfte der übrigen Bevölkerung die dänische Sprache zur Muttersprache habe, und der Rest deütsch sei. Man darf aber die sogenannte dänische Volkssprache mit der dänischen Kirchen- und Schulsprache keineswegės identifiziren.

Nach der Volkszählung im Jahre 1845 hatte das Herzogthum Schleswig 362.900 Einwohner. Hiernach betrugen: —

1) Die Distrikte mit *hochdeütscher* Schul- und Kirchensprache 288.166;

oder genauer: —

a) Die Deütsch redende Bevölkerung mit hochdeütscher Schul- und Kirchensprache . . . . 152.024.

b) Einwohner mit hochdeütscher Schul- und Kirchensprache, welche aber das Volks Patois, die kimbrisch-schleswigsche oder die angel-jütsche Volkssprache (angler-dänisch-alsener und tonder-dänisch) im gewöhnlichen Leben reden . . . . 49.323.

Da nun zu diesem Distrikte die Städte Apenrade, Hadersleben, Sonderburg, das Amt Flensburg theilweise, und sonst noch einige Distrikte gehören, so ergiebt sich schon daraus, dass die deütsche Sprache, eben wegen des Schul- und Kirchengebrauchs und wegen der Handels- und Verkehrsverhältnisse, ihnen durchaus verständlich ist.

c) Ferner Einwohner, welche die friesische Sprache in mehrfachen Dialekten im Familienleben bei hochdeütscher Schul- und Kirchensprache reden 26.819

Konsequent müsste, nach Ansicht und Forderungen der Dänen, auch hier wieder die friesische Schul- und Kirchensprache eingeführt werden.

2) Die Distrikte, mit *rein dänischer* Kirchen- und Schulsprache, in denen das Volk sein Patois in jenen jütischen, kimbrischen, oder jütisch-dänischen Volksdialekten spricht, die Gebildete-

mit meiner Karte vom 23. November 1843 überein, in welcher der Dschíbbe von Síbu oder Léka,[265] und der Dedhésa eben so niedergelegt worden sind, wie sie in dieser Stelle von d'Abbadie beschrieben werden.

Der Dschíbbe von Léka ergiesst sich, wie d'Abbadie weiter bemerkt, in den Borara, welcher, mit dem Wálga,[266] die Gewässer von Gurágie sammelt, und in den Gódscheb fällt. Dies ist wieder in wesentlicher Übereinstimmung mit der Angabe von 'Omar ibn Nedschát, dass „der Gódscheb und der Dschíbbe, nachdem sie sich in Dóko mit einem andern Flüsse aus I'fat, dessen Namen er nicht weiss, vereinigt haben, westwärts rund fliessen;"[267] indem I'fat (E'fat) der Name ist, unter welchem Shoa bei den mohammedanischen Kaufleüten allgemein bekannt ist, und Gurágie als eine Provinz des zuletzt erwähnten Königreichs betrachtet wird. Auch Lefebvre hörte von diesem Flusse, unter dem Namen *Dschíbbe* (Gíbbe), dass er in den Gebirgen von Agábdschai (Abeze-gaye[268]), einem Distrikt, der an Gurágie gränzt, entspringe; nur scheint sein Berichterstatter ihn mit dem Dschíbbe von Léka, der auf der Karavanen-Strasse von Báso nach Enárea überschritten wird,[269] verwechselt zu haben.

So weit demnach scheint Alles, was sich auf den Dschíbbe von Léka und den Fluss von Gurágie bezieht, möge der Name des Letzteren Borara oder Dschíbbe sein, ganz klar zu sein. Was aber den Kúsaro-Dschíbbe anbelangt, so ist der Fall verschieden. D'Abbadie beschreibt diesen Fluss als ganz verschieden von dem vereinigten Strome der anderen Flüsse desselben Namens, so zwar, dass er seinen *abgesonderten* (separate) Lauf nach dem Gódscheb zwischen Gáro — welches Land, diesem Reisenden zufolge, mit dem Bósham oder Bósha der Portugiesen einerlei ist — und Dschímma-Káka habe; mit anderen Worten: er lässt ihn von *Norden nach Süden* auf der Westseite von Jángaro oder Dschángaro fliessen und sich gegen S.W. von diesem Lande mit dem Gódscheb vereinigen; während der Dschíbbe von Léka und der Borara von Gúragie in den zuletzt genannten Fluss auf der entgegengesetzten Seite desselben Landes falle.

Dass dieses wirklich d'Abbadie's Meinung sei, wird klar durch das, was er in einem Briefe an den Herausgeber des Athenäum's sagt,[270] nämlich: — „Zufolge meiner Berichterstatter ist das Land, welches die Gallas Dschándscharo (Janjăro), seine Einwohner aber Jammaoder Jángara nach seinen zwei Hauptstämmen, nennen, auf der Ostseite vom Dschíbbe von Léka begränzt, der sich in den Borara, einen Zufluss des Weissen Nils (d. i.: des Gódscheb), ergiesst; auf der Westseite von einem kleinen Strom in einem wüsten Lande östlich von Bósha, welches somit, wie auch das Jamma, in der Gabel zwischen den zwei Dschíbbe's liegt; *denn der zweite Fluss dieses Namens, der identisch ist mit dem Kúsaro der Sidámas, vereinigt sich mit dem Gódscheb auf der West- und Südwest-Seite von Bóscha.*" Und an einer anderen Stelle sagt er:[271] „*der Zébé ist mein Dschíbbe oder Kúsaro*, ein Zufluss des Gódscheb oder Uma;" worin er natürlich auf den Zebée von Fernandez anspielt. Dieser Pater indessen erzählt uns ausdrücklich,[272] „dass er *zwei Mal* über den Zebée setzte; das erste Mal *westlich* von Dschándscharo (Gingiro) in der Lage von d'Abbadie's Kúsaro-Dschíbbe, und das zweite Mal gegen *Osten* von diesem Lande in der Lage von Léka; so dass dasjenige, was dieser Reisende als zwei abgesonderte Flüsse beschreibt, nur Theile Eines zusammenhangenden Flusses sind.

Um die Verschiedenheit zwischen den Angaben der beiden Reisenden deutlicher zu zeigen, ist es nothwendig, hier eine Analyse von Fernandez' Reise von Enárea nach Kambwát (Cambate), auf der er, wie gesagt, den Zebée zwei Mal überschritt, einzuschalten. Er sagt nämlich,[273] dass, nachdem er das Hoflager des Königs von Enárea verlassen — (welches, da es fast gerade S. von dem Punkte lag, wo er über den Abáï zu Miná ging, sehr weit gegen W. von Sákka, der gegenwärtigen Hauptstadt, gelegen haben muss) — er und seine Partei einen Tag ostwärts reis'te, worauf sie eine Eskorte erhielten, und dann *vier lange* Tagemärsche weiter, immer in derselben Richtung, bis sie die östlichen Gränzen von Enárea erreichten. *Ein langes, steiles und beschwerliches Bergabsteigen nach dem Thale des Zebée führte ihn nach diesem Fluss, von dem*

gesagt wird: — Er enthalte eine grössere Wassermasse, als der Abäï; er sei an der Stelle, wo man überging, von steilen Felsen eingefasst; und er ströme mit grosser Gewalt und einem Lärm, der die Reisenden in Schrecken setze. Noch schrecklicher war die Brücke, auf der sie über den Fluss gehen mussten, denn es war blos ein Baumstamm, eben lang genug, um von Fels zu Fels über den Fluss zu reichen.

Die Ähnlichkeit dieser Zebée-Passage mit der des Abáï an der nordöstlichen Ecke von Gódscham, wo die zwei Brücken über denselben geschlagen sind[274], führt einleüchtender Weise auf den Schluss, dass der Zebée an der Stelle, wo Fernandez über denselben ging, grade den Boden seines grossen Falls, oder richtiger seiner Kataracten-Reihe erreicht hatte, welche den Übergang von dem allgemeinen Niveau des Tafellandes zu der tiefen Schlucht vermittelt, wie es allen Hauptflüssen Abessiniens gemeinsam ist; denn nur in diesem Theile seines Laufs ist eine Brücke, wie die vom Reisenden beschriebene, zulässig, nicht aber weiter abwärts, wo das Thal sich öffnet, und das Bett des Flusses viel zu weit für einen solchen Zweck wird. *Nachdem so der Zebée zum ersten Mal überschritten war*, trat Fernandez mit seiner Reisegesellschaft in das kleine Königreich Jángaro oder Dschándscharo — von den Portugiesen Gingiro genannt[275] — ein, innerhalb welches Landes er einen Tag reis'te, bevor er die Hauptstadt erreichte. Nach einigem Aufenthalt daselbst, setzte er seinen Weg ostwärts fort, und *nahm Leüte mit sich, die ihn bei der abermaligen Passage des Zebée*, auf dem Wege nach Kambwát (Combate), *behülflich sein sollten*[276]. Am ersten Tage kamen die Reisenden *zum zweiten Mal an diesen Fluss*, der hier viel breiter war, und auf einer seltsamen Fähre, die von einer aufgeblähten Kuhhaut im Gleichgewicht erhalten wurde, passirt werden musste.

Dieser Beschreibung zufolge muss der Zebée nothwendiger Weise eine Krümmung rund um den Norden von Jángaro bilden, wie er auch auf unseren Karten gewöhnlich dargestellt wird; auch dass dies wirklich der Fall sei, wird, auf die Autorität von Fernandez und Anderen gestützt, von Tellez ausdrücklich versichert[277]; und

eben so von Abba Gregorius, dem intelligenten abessinischen Lehrer des gelehrten Job Ludolf[278]. Letzterer sagt, dass der Zebée *in Enárea* entspringe; allein dies ist nur eine zusammengefasste Bezeichnung für das ganze Land auf der Südseite des Abáï, wie durch zahlreiche Beispiele bewiesen werden kann[279]. — Der Jesuiten-Missionair dagegen beschreibt die Lage der Quelle viel bestimmter. Er sagt, dass der Fluss *in dem Lande Boscha* (Boxa) entspringe, in dem Königreich Enárea (indem dieser Name von ihm generisch auf dieselbe Weise gebraucht wird, wie es bei Gregorius der Fall ist); dass er einige Meilen (Legoas) gegen Westen fliesse, *dann sich wieder nordwärts drehe und rund um Jángaro (Gingiro) gehe, indem er dieses Land zu einer Art Halbinsel mache;* und dass er sich darauf südwärts wende und, *nach Aussage einiger Personen*, derselbe Fluss sein solle, welcher sich bei Monbasah[280] ins Meer ergiesst.

Der Lauf des Zebée ist hier so deütlich beschrieben, dass wir es kaum begreifen, wie Fernandez nur einen Augenblick habe missverstanden werden können. Und doch müsste es geschehen, wenn es eine Thatsache ist, dass der Kúsaro oder Dschíbbe von Bóscha an der westlichen Gränze dieses, und des Landes Jángaro *von Norden nach Süden* fliesst, wie es nach d'Abbadie der Fall ist, wenn er sagt, dass diese zwei Länder „in der Gabel der zwei Gibbes belegen sind", und dass der Kúsaro-Gibbe „sich mit dem Gódscheb auf der W. und SW. Seite von Bóscha vereinigt". Unter diesen Umständen müssen wir der Autorität des portugiesischen Missionairs der des französischen Reisenden den Vorzug einraümen, indem ersterer das Ergebniss seiner persönlich erworbenen Kenntniss als Augenzeüge giebt, der andere dagegen, obwol er mehrere Monate in Enárea verweilte, und von da weiter südlich nach Káffa ging, doch nicht Jángaro und dessen Fluss, den Kúsaro-Dschibbe, besucht zu haben scheint.

Die einheimischen Nachrichten, welche ich selbst gesammelt habe, stehen überdem weit mehr mit den Angaben von Fernandez und Gregorius, als mit denen von d'Abbadie, in Einklang. Das allgemeine Resultat dieser Nachrichten ist, dass es ausser dem Dschibbe

(Gibbe) von Leka (und unabhängig von dem Fluss von Gurágie) noch *zwei andere Flüsse desselben Namens* giebt, die beide westwärts in den Dschíbbe von Léka fliessen, wie es, nach ganz allgemeinen Umrissen, auf meiner Karte vom 23. November 1843 bereits nachgewiesen ist. Der eine dieser Flüsse hat seinen Lauf innerhalb der Gränzen des modernen Königreichs Enárea, und der andere in dem angränzenden Königreich Dschúmma-Kaka, die beide Theile sind des früheren Enárea. Um Verwirrung zu vermeiden, wollen wir das heütige Enárea mit dem Namen Enárea Proper (das eigentliche Enárea) bezeichnen.

Was den Gibbe von Dschímma (Djímma) anbelangt, so besitz' ich darüber eine ganz bestimmte Nachricht (a very precise note) aus einer Unterhaltung mit dem, schon (im 2. Artikel) erwähnten Dódschamo, einem Eingebornen von Worátta, der mir erzählte, dass dieser Fluss zwischen Báddi und Káka in Dschímma, *in dem ebenen Tafellande* (in he thigh plain country) eben so, — nur viel grösser (larger) als — der Jéda zwischen Jedschúbbi (Yejúbbi) und Jáusch fliesse[281], und dass die Rinderheerden beider Bezirke längs seiner Ufer auf die Weide getrieben würden.

Diese Beschreibung ist nur auf den *Ober*-Lauf des Flusses, der innerhalb des ebenen Tafellandes fällt, anwendbar, bevor er in das Thal fällt, wo er von Fernandez zum ersten Mal gekreüzt wurde; und da Dschímma-Káka südlich von Enárea Proper liegt, so dient dieses Zeügniss zu einer überzeügenden Bestätigung der Angabe, dass der Dschíbbe des zuerst genannten Landes — d'Abbadie's Kúsaro — von Süden nach Norden, und nicht in umgekehrter Richtung fliesst.

Was den Dschíbbe von Enárea Proper anbelangt, so wurde mir von verschiedenen Personen angegeben, dass seine Quellen in dem grossen Walde westlich von diesem Königreiche eben da liegen, wo so viele Hauptflüsse dieser Gegend des Tafellandes ihren Ursprung haben. Dódschamo behauptete ferner, dass er seinen Lauf zwischen Sákka und Sáfa, der früheren Residenz des letzten Königs Bófo, mit dem Zunamen Abba Gómbol, nehme, und dass *in seinem Thale* die Kaffer-Wälder (coffee woods) lägen, welche den Markt von

Sákka versorgen. Diese Wälder wären so nahe bei dieser Stadt, dass die Sklavinnen des Königs von da Morgens in die Ärnte gingen und Abends beladen wieder zurückkehrten[282].

Es ist nicht überflüssig, sich deutlich zu vergegenwärtigen, dass wir für die *drei* Flüsse des Namens Dschíbbe, (ausschliesslich des Borara von Gurágie, dem Lefebvre denselben Namen beilegt) nicht blos die Autorität von 'Omar ibn Nedschát und Dódschamo, sondern auch die mehrerer anderen Eingebornen eben so haben, wie die von d'Abbadie selbst, welcher anführt, dass „der Göbé (Dschíbbe) *drei* Quellen hat, *von denen zwei in Enárea liegen.*[283]

In meiner Karte vom 23. November 1843, welche den Angaben 'Omar's ibn Nedschát ganz genau folgt — denn wegen der rohen Weise, in welcher sie entworfen werden musste, macht sie keinen Anspruch auf strenge Richtigkeit — sind der Dschíbbe von Enárea Proper und der Dschíbbe von Dschímma beide in ihrem ganzen Laufe nach der Richtung von West nach Ost eingetragen und so dargestellt worden, dass sie sich unabhängig von einander, doch dicht benachbart in den Dschíbbe von Léka ergiessen. Indessen glaub' ich, in Folge einer ferneren Erwägung des Gegenstandes und mit besonderer Rücksicht auf Fernandez' Reisebeschreibung und die Nachrichten von Dódschamo voraussetzen zu dürfen, dass ich mich hierin geirrt habe, um so mehr, als der Fluss von Dschímma-Káka so hätte eingetragen werden sollen, dass er von S. nach N. laufe, bevor er von W. nach O. fliesst, und er den Dschíbbe Enarea's Proper mit sich vereinige, bevor er sich in den Dschíbbe von Léka ergiesst[285].

Nach Abwägung aller Zeügnisse stellt sich als wahrscheinliches Resultat heraus: — dass der Dschíbbe von Enárea Proper im westlichen Theile dieses Landes entspringt und ostwärts, zwischen Sákka und Sáfa, fliesst, um sich mit dem Kúsaro oder Dschíbbe von Dschímma zu vereinigen. Dieser Fluss aber, — welcher der Zebeé von Fernandez ist — entspringt in Bósha, im S. von Jángaro, und wendet sich, nach einem westlichen Lauf von dreizehn Meilen (leagues) nach Norden und fliesst durch das flache Land zwischen Káka und Báddi in Dschímma; dann aber, indem er seine grössere Fallthätig-

keit beginnt, wie es alle Hauptflüsse des abessinischen Tafellandes thun, und nachdem er sich mit den anderen, von Westen kommenden Flüssen desselben Namens vereinigt hat, berührt er Enárea Proper gegen SO. und O. in einem Thale, das mit einem schmalen, tiefen Spalt beginnt (wo Fernandez auf seinem Wege ostwärts nach Jángaro zum ersten Male hinüberging), und sich allmälig bis zu einer Breite von mehreren Meilen erweitert; dann passirt er, indem er sich ostwärts dreht, auf der Nordseite des zuletzt genannten Landes, woselbst sich der aus NW. kommende Dschíbbe von Léka, und der von NO. fliessende Borara (Gibbe ?) von Gurágie mit ihm vereinigen. Der Fluss, der nun zu sehr bedeütender Grösse angewachsen ist, setzt seinen Lauf südwärts fort, indem er Jángaro auf der Ostseite streift, wo er zum zweiten Male vom Jesuiten-Missionair passirt wurde auf dessen Wege weiter östlich nach Kambwát oder Adíja[286], der südlichsten Provinz des alten Äthiopischen Reichs.

Dass der Zebeé an der Stelle, wo er zum zweiten Male von Fernandez passirt wurde, den Borara von Gurágie schon aufgenommen habe, muss man nicht blos aus seiner, dort schon beträchtlichen Grösse, sondern auch daraus schliessen, dass Fernandez keines anderen grossen Flusses erwähnt, über den er auf seinem Wege nach Osten gekommen, was er sonst hätte thun müssen; da seine Strasse durch Kambwát oder Adíja ihn in die unmittelbare Nähe von Gurágie brachte. Das zuletzt genannte Land lag ihm in der That ganz dicht zur linken Hand, als er seine Reise nach Osten fortsetzte[287], und er gedenkt im Besondern noch eines Angriffs, den er und seine Reisegefährten von einem Haufen „fünf berittener *Gurá-Gués* und andrer Leüte zu Fuss" zu bestehen hatte[288].

Unser Gegenstand erheischt es zwar nicht, noch etwas Weiteres über Fernandez' Reise zu sagen; doch dürfte die Bemerkung nicht unwichtig sein, dass er, jenseit Kambwát oder Adíja, in einen Distrikt Namens Alaba kam[289], welcher unter dem mohammedanischen Haüptling Alico stand; und darüber hinaus musste er, wie er sagt, durch *Cafraria* gehen, d. h. durch das niedrige Land, dessen Bewohner, wenn auch nicht absolut *Neger* (Kafern) doch von dunklerer Farbe sind, als die schön gebildeten (fair-complexioned) Einge-

bornen des Tafellandes. Hier dann kam der Pater an den *Affat* oder Rand des Tafellandes, unterm Meridian von ungefähr 40° östlicher Länge, den er etwa bei 8° nördlicher Breite getroffen haben muss.

So ist bis auf die allerneueste Zeit der Lauf des vereinigten Stroms Dschíbbe oder Zebeé jenseit Jíngaro in Zweifel und Ungewissheit gehüllt geblieben. Die Portugiesen waren allgemein der Meinung, dass er nach dem Indischen Meere fliesse, wenn gleich sie über die Lage seiner Mündung nicht übereinstimmten. Einige führten ihn nach Mónbasah, andere nach Melindah; während andererseits Alvarez uns belehrt [290], dass man muthmasse: — *Er fliesse westwärts nach dem Königreich Kongo*[291]. Bruce hielt, als er in Abessinien war, den Dschíbbe oder Zebeé für den Bahr el Abyad, worunter er den Jabús von Fázókl verstand — das heisst, der Maleg der Jesuiten[292]; in welch' letzterer Beziehung er den Irrthum Delisle's theilte, der schon von d'Anville nachgewiesen worden ist.[293] Allein nach seiner Rückkehr nach Europa weis't Bruce — obwol er in der irrigen Identifikation des Bahr el Abyad mit dem Maleg verharret, wie es aus seiner Karte deutlich hervorgeht, — ausdrücklich jede Verbindung zwischen dem Zebeé und dem Bahr el Abyad zurück und behauptet, ersterer sei derselbe wie der „Quilimancy," [294] wo er also in den früheren, von Delisle modifizirten[295] Irrthum der Portugiesen verfällt. Es kann aber nicht länger ein Zweifel darüber obwalten, dass er sich mit dem Gódscheb, und durch diesen mit dem Nile vereinige[296].

Statt *Gíbbe* schreibt Bruce *Kibbe*, indem er diesen Namen, auf die angeführte Autorität der Mohamedanischen Handelsleute Abessinien's gestützt, von dem amharischen Wort: *Kébie*, „Butter" ableitet[297]. Allein dies ist nur eine Grille, wie alle abessinischen Ableitungen überhaupt, von denen man so viele Beispiele in den „Journals" des Dr. Krapf findet[298]. Wenn der Name eine Bedeutung hat (wie es sehr wahrscheinlich der Fall ist), so hat er sie gewiss nicht in der *Amhara*-Sprache, die in den Ländern, welche der Gíbbe bewässert, niemals gesprochen worden ist, sondern in der Sprache der Eingebornen selbst. Nun aber besitzen wir von diesen Einge-

bornen ein historisches Zeügniss bloss von zwei verschiedenen Völkern, nämlich von den Góngas und den Gallas. Das zuerst genannte dieser Völker hatte, vor dem Einfall der Gallas, das ganze Tafelland im Süden des Abāï inne; allein es ist allmälig von den Eindringlingen so verdrängt worden, dass es gegenwärtig auf das Thal des genannten Flusses an der Nord-, und auf die Länder, die vom Gódscheb bewässert werden, an der Süd-Seite beschränkt ist. Zu Fernandez' Zeit (1613 nach Chr.) waren die Góngas noch im Besitz von Enárea Proper, so wie anderer Theile des Tafellandes; und da der Fluss, welcher damals Zebée genannt wurde, jetzt den Namen Dschíbbe führt, so ist es nicht unstatthaft, den letztern als eine *Galla*-Bezeichnung anzusehen, welche seit Fernandez' Zeit den früheren einheimischen Namen auf dieselbe Weise überwältigt hat, wie in der nämlichen kurzen Zeit der Takui zum Dedhésa geworden ist. Nehmen wir also an, Dschíbbe sei ein Galla-Name, so finden wir in Tutschek's „Galla-Wörterbuch,[299] dass das Wort *gíbe* einen „See", ein „stehendes Wasser" bedeütet, im Gegensatze zu *galáma*, ein „Fluss", oder ein „fliessender Strom"; und da hiernach Dschíbbe nicht ein Eigenname, sondern ein Appellativum zu sein scheint, so haben wir anscheinend eine Ursache dafür, dass es, wie es wirklich der Fall ist, auf mehrere Flüsse angewendet wird. Wir wollen nun zusehen, ob irgend eine fernere Erklärung von dem früheren Namen Zebeé entlehnt werden kann.

Von verschiedenen der Sprachen und Mundarten, die von den Góngas gesprochen werden, sind Wörtersammlungen in den „Verhandlungen der philologischen Gesellschaft" mitgetheilt worden;[300] allein sie werfen auf den hier in Rede stehenden Gegenstand kein Licht. Auf der Südseite der Góngas — oder Sidámas, wie sie gewöhnlich von den Gallas, und, diese nachahmend, von den Abessiniern genannt werden — wohnt indessen ein viel weiter verbreitetes Volk, über welches Cooley bemerkt: — „Dass von den Gränzen der Hottentotten im Süden bis zum Äquator an der Ost-, und bis zum Comaroons an der Westküste nur Eine Familie von Sprachen vorhanden ist, welche man angemessen die Zingianischen Sprachen nennen kann. Unerachtet der Verschiedenheit der Dialecte

kann jeder Stamm seine Nachbarn verstehen. Es ist wenig Grund, zu zweifeln, „dass ein Eingeborner von Angola sich nicht bald in Zanzibar sollte verständlich machen".[301] Von diesen Sprachen wird das Sowáhili in Zanzibar und der Umgegenden, an der Ostküste von Afrika, gesprochen; und in dieser Sprache bedeütet *Ziwa* — in einer andern verwandten Mundart *Zébé* — „See",[302] auf dieselbe Weise, wie *Gibe* in der Galla-Sprache.[303]

In diesem Worte haben wir die Ableitung des Namens des wohl bekannten Sees *Zuwáï* (Zuwaja) im Süden von Schoa, der demnach nicht ein Eigenname, sondern ein Apellativum ist, genau so wie *Háik*, Háyek) im Äthiopischen. Und folglich werden wir auf den wahrscheinlichen Schluss geleitet, dass der Name *Zebée* sogar älter ist, als die Besitzergreifung der von ihm bewässerten Länder, Seitens der Góngas oder Sidámas, und dass dieses Wort, wie *Zuwáï* selbst, ein Üeberrest eines Volkes ist, welches mit der Sowáhilis verwandten Ursprung, und sich vordem selbst bis auf die Nordseite des Äquators erstreckt hat. In Ermangelung eines jeden historischen Zeügnisses, oder anderer bestätigender Thatsachen, kann diese Ableitung natürlicher Weise nur als eine zulässige Vermuthung (reasonable surmise) angesehen werden.

Die Übereinstimmung in der Bedeütung der zwei Namen *Zebeé* und *Dschíbbe* ist indessen zu nahe, als dass man sie einem blossen Zufalle zuschreiben dürfte; und es verdient bemerkt zu werden, dass unterhalb des Zusammenflusses des Dschíbbe mit dem Gódscheb, der vereinigte Strom den Namen *U'ma* oder *O'ma* führt; von dem man Grund hat zu glauben (wie sich weiter unten ergeben wird), dass er in den Sprachen von Worátta und Jángar — die beide zur Gónga Familie gehören — eine Bedeütung hat, *und in gleicher Weise „See" bezeichet.* Dass ein See, oder eine Reihe von Seen oder Morästen längs des Gódscheb zwischen den zwei Ländern Worátta und Jángaro wirklich existiret, kann nicht wohl bezweifelt werden; allein es ist mir nichts davon bekannt, dass etwas Derartiges längs des Laufs der Flüsse, die den gemeinschaftlichen Namen Dschíbbe führen, vorhanden sei. Sollte es indessen der Fall sein, dass diese verschiedenen Wasserlaüfe nicht aus perennirenden Strömen, wie

der Abäï, sondern in der trockenen Jahreszeit nur aus Wasserpfützen, wie der Máreb, beständen, so würde der Name seine vollständige Erklärung gefunden haben; — doch das ist der Punkt, der, bevor eine bestimmte Meinung über sie ausgesprochen werden kann, genauere Nachrichten erfordert.

Nachdem wir endlich unsere Untersuchung über die verschiedenen Flüsse, welche den Namen Gíbbe führen, beendigt haben, ist es — bevor zu d'Abbadie's Aufzählung der übrigen Nebenflüsse des Gódscheb auf dessen linkem Ufer zurückgekehrt wird — nothwendig, die Frage wegen der Existenz eines Sees oder einer Reihe von Seen oder Morästen längs des Gódscheb-Laufes in Erwägung zu ziehen. Über diesen Punkt sagt der genannte Reisende: — „Le Gódjab ne s'épanouit pas en lac dans Kafa";[304] allein dies widerstreitet gerades Weges dem Zeügnisse mehrerer glaubwürdigen einheimischen Augenzeügen, und eben so auch der ganz unabhangigen Angabe von d'Arnaud's Karte, auf welcher der Gódscheb als durch einen, südlich von Káffa belegenen, See fliessend, dargestellt ist.[305]

Dilbo, der seiner zuerst gedenkt, spricht von diesem See so, als wäre er der Hauptstrom des Gódscheb selbst, dem er eine Breite beilegt, welche mit der Entfernung von Angolálla nach Tschérkos (ungefähr 3 englische Meilen) korrespondirt, und der von Booten befahren wird, welche 50 bis 60 Menschen fassen können.[306] Die Lage dieses Wasserbeckens, möge man es als einen See, oder als erweitertes Bette des Flusses ansehen, ergab sich, nach Dilbo's Erzählung, so weit diese aufgefasst werden konnte, als auf der directen Karavanen-Strasse, die von Enárea nach Káffa führt. Allein Erkundigungen, die später in Gódscham eingezogen wurden, zeigten, dass dieses nicht der Fall ist, und es weiter gegen Süden liegt, zwischen Wolámo (oder möglicher Weise zwischen dem südlichen oder südöstlichen Theile von Jángaro) einerseits, und Kúllo im Süden oder Südosten von Worátta andrer Seits.

Eine frühere Angabe von d'Abbadie selbst kann in der That benutzt werden, um die Existenz dieses See's zu beweisen. Er sagt: „La plus grande rivière est le Godam (Goda*b*, d. i.: Gódscheb), puis vient *l'Ouma* — il peut y avoir quelque incertitude ici, car

j'ai appris plus tard qu'en Ilmorma „ouma", veut dire lac".[307] Mit „Ilmorma" ist einfach *Galla* gemeint.[308] Es ist aber sehr die Frage, ob das Wort *úma* (ouma) in dieser Sprache „See" bedeütet. Doch kann es diese Bedeütung in irgend einer *anderen* der eingebornen Zungen haben, und wahrscheinlich in den Zungen von Jángaro und Worátta, den Ländern, zwischen denen dieser „U'ma" belegen ist. Unter diesem Gesichtspunkte wird die ganze Sache verständlich und kommt in Zusammenhang.

D'Abbadie's Worte in seinem Briefe vom April 1844 lauten also:[309] — „Le fleuve lui-même qui nous occupe est le Godefo ou Godepo des Sidama, le Godjeb ou Godeb des Gallas, *le Omo des Yamma et des Yangara, le Ouma des Dawaro*";[310] was, da „*Uma*" „*See*" *bedeütet*, so erklärt werden kann: — „Zwischen Jángaro und Worátta (d'Abbadie's Dáwaro) wird der Gódscheb „uma", (oder „ómo") der Eigenname des Flusses in diesem Theile seines Laufes, oder ein Appellativum in den Sprachen der Länder sein, zwischen denen er fliesst.

Auf meiner Karte vom 23. November 1843 sind die „Lakes or marshes" in geringer Entfernung südöstlich von der Stelle niedergelegt, wo der Gódscheb zwischen Jángaro und Worátta passirt, was sehr nahe mit der relativen Lage des Sees in d'Arnaud's Karte korrespondirt. Dilbo zufolge[311] „wird jenseits Káffa der Gódscheb vom Flusse O'mo *verstärkt*, der aus dem Lande Doko kommt". Diese Angabe wurde so verstanden, als wäre der O'mo ein *abgesonderter* Fluss, und es läge in der Gabel zwischen ihm und dem Gódscheb das Königreich Káffa.[312] Allein d'Abbadie's Ansicht von der Sache, die oben interpretirt worden ist, ist allem Anschein nach die richtige.[313]

Auf ihrer ersten Reise in Abessinien erwähnen die Brüder d'Abbadie, Antoine sowol, als Arnauld, „eines grossen Salzsees *in der Nähe von Kaffa*", „von dem das Salz von den Einwohnern Worátta's gefördert wird, um damit in Kaffa Handel zu treiben".[314] In Schoa sowol, als in Gódscham erkundigte ich mich sehr angelegentlich nach den Orten, von wo Enárea und Káffa mit Salz versorgt werden. In dem zuerst genannten Lande hörte ich, die Zufuhren geschähen von Tigre aus über Gondar und Gódscham;[315]

eine Angabe, die sich durch meine persönliche Beobachtung in Báso bestätigt fand. Indessen hört' ich daselbst auch ferner, dass eigentlich nur sehr wenig Tigre-Steinsalz seinen Weg nach Káffa finde, indem dieser Artikel durch Sennar-Kaufleüte über Walléggа dahin gebracht würde; sodann hört' ich auch, dass Sud-Salz (áshabo) nach Káffa *vom Indischen Meere* gelange, und zwar über Góbo, *Worátta* und Dóko. Meine Berichterstatter drückten sich über diesen Punkt sehr bestimmt und positiv aus, indem sie bemerkten, dass die See, die sehr nahe an Dóko ist, auch *die der Banianen sei*, mit denen und deren Vaterlande (Hind) sie bekannt waren, weil sie mit ihnen in den Häfen des Rothen Meeres Handelsgeschäfte getrieben hatten.[316] In Folge dieser Einzelheiten mögt' ich geneigt sein, diesen „grossen Salz-See" der französischen Reisenden für das Indische Meer zu halten, um so mehr, als das Wort *Bahr* eben sowol „Meer", als auch „Landsee" bedeütet, nicht bloss in der Arabischen, sondern auch in der Amharischen Sprache. Indessen bemerkt Antoine d'Abbadie in einer neüern Mittheilung:[317] — „Ich glaube, Ihnen früher von dem See jenseit Kaffa erzählt zu haben, und da ich stets versichert worden war, dass sein Wasser nicht trinkbar sei, so glaubte ich, es müsse salzig sein. Allein dies ist nicht der Fall: *das Wasser dieses Sees ist süsses Wasser* (fresh),[318] indessen ist es geheiligt." Sodann bemerkt er noch, dass dieser See *in Dáwaro* (Worátta) liege, dass er „halb so gross, als der Zána sei, Tschótscha (Chócha) heisse,[319] und, von Ost nach West streichend, steile Bergufer habe. *Kein bedeütender Fluss ergiesst sich in denselben, und keiner fliesst daraus ab.*[320] Das aber widerspricht allen Zeügnissen, die wir bereits angeführt haben, im Besondern der Aussage von Dódschamo (einem Eingebornen von Worátta), der mich versicherte, dass der See eine Fortsetzung des Gódscheb sei, und dass man auf dem Wege von Küllo nach Woláitsa oder Wolámo in Booten über ihn setzen müsse.

Was die ferneren Zuflüsse des Gódscheb an seinem linken Ufer betrifft, so sagt d'Abbadie, dass auf den Walga und Borara (welche, wie schon erwähnt, die Gewässer von Gurágie abführen), der Sáma folgt, der die südliche Gränze von Túfte bildet, und der Wósho,

der in Walámo (meistens Woláno oder Woláitsa), an der Wasserscheide zwischen dem Bassin des Nils und des Sees Abbale, entspringt. Dieser See soll 80 Meilen lang sein und mehrere Inseln enthalten, auf denen die Aruro-Neger wohnen." [321] Bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse über diese Gegenden ist es nicht möglich, zu sagen, ob dieser See als eine der Reihen von Süsswasser-Ansammlungen längs des östlichsten Randes des Tafellandes von Ostafrika, wie der A'shanyi, Háïk und Huwáï, anzusehen, oder ob er in seiner Beschaffenheit dem See Abhébbad ähnlich sei, der, den Hawásh aufnehmend, in dem wüsten Landstrich belegen ist, welcher sich zwischen dem Tafellande und dem Meere erstreckt. [322]

D'Abbadie bemerkt weiterhin: — „Das Land der Dóko [323] (Dokko) muss gleichfalls Zuflüsse liefern, deren Quellen südwärts bis zum 3°, oder selbst bis zum 2° nördlicher Breite zu vermuthen sind; allein die Dóko, die wir in dieser Beziehung befragt haben, versichern uns, dass kein Fluss ihres Landes mit dem Gódscheb zu vergleichen sei". Wie weit sich die aus S.O. und S. kommenden Nebenflüsse des Gódscheb wirklich erstrecken, lässt sich für jetzt durchaus nicht bestimmen. Allein die nördlichen Gränzen des Flussbeckens des Shoabérri, von dem wir nun zu sprechen haben, müssen es verhindern, dass der Gódscheb nicht viel weiter, als bis zum 5° nördlicher Breite sich ausdehne, es sei denn, dass vielleicht irgend einer seiner Nebenflüsse von der äussersten, gegen S.O. belegenen Kante des Tafellandes herabkomme.

Der französische Reisende, den wir hier so häufig befragt haben, schliesst mit der Bemerkung: — „Was die Nebenflüsse des Gódscheb betrifft, welche derselbe auf der linken Seite, und zwar unterhalb des Punktes empfängt, wo er seinen nördlichen Lauf annimmt, so können wir nach theoretischen Gründen schliessen, dass sie nicht sehr zahlreich seien". Hiermit spielt d'Abbadie auf den directen Strom des Bahr el Abyad oberhalb des 10ten Parallels an, von dem er, jedoch irrig, voraussetzt, dass er mit dem Gódscheb identisch sei. Thatsache aber ist es, dass unterhalb des Punktes, wo der Gódscheb den Dshíbbe aufnimmt, durchaus gar nichts über die

Nebenflüsse des linken Ufers bekannt ist; allein nach theoretischen Ansichten ist gar kein Grund zu der Vorstellung vorhanden, dass sie weniger zahlreich sein sollten, als die des Abâï auf dessen linkem Ufer, indem beide Flüsse in anderer Beziehung einander sehr ähnlich sind.

Wir sind nun also wieder zum Bahr el Abyad gekommen, und zwar in ungefähr 9° 20′ N. Breite und 31° O. Länge, wo wir ihn verliessen, um den Sobát, Télfi oder Gódscheb bis zu dessen Quelle zu verfolgen.

Der Reise der ägyptischen Expedition folgend, gehen wir jetzt den Nil in einer fast gerade westlichen Richtung hinauf, bis wir unter etwa 29° O. Länge, an einen See kommen, welcher 15 bis 20 Meilen in jeder Richtung misst,[324] und der reich an Fischen und mit Inseln erfüllt ist. Werne sagt: — „Wir konnten den Namen (dieses Sees) nicht erfahren, weil seine Ufer von Schilf und Sumpf umbordet sind“;[325] was muthmasslich so zu verstehen ist, dass man sich dem Lande nicht nähern konnte, um mit den Eingebornen in Verkehr zu treten. Ein späterer Reisender, Lafargue, der den Strom zu Anfang des Jahres 1845 hinaufging, sagt, dass dieser See *No* heisse;[326] es ist augenscheinlich der See Kúra der arabischen Geographen — der Cuir oder Cura der Karten.[327] Dieser See entsteht aus der Vereinigung von zwei grossen Flüssen. Der eine, welcher von Süden her hineinfällt, und den die verschiedenen Expeditionen aufwärts verfolgt haben, wird als Hauptstrom des Bahr el Abyad oder Nils betrachtet; der andere, welcher aus W. oder N.W. herabkommt, wurde von „unseren, sagt Werne, und von einigen Leuten, die unter Mustapha Beg gedient hatten, Bahr el Ghazál genannt, ein Name, dessen Richtigkeit von dem genannten Offizier selbst später in Chartum bestätigt wurde“.[328] D'Arnauld stellt die Frage, ob es nicht der Keïláh oder Misselád von Browne sein werde?[329]

Oberhalb des Kúra- oder No-Sees hat der Bahr el Abyad auf der ganzen übrigen Strecke seines Laufs, so weit er beschifft worden ist, eine Richtung, welche im Durchschnitt nach S.O. geht. Hier wird er von den Eingebornen Kiti oder Kirte genannt, aber im Lande

Bari, Barry oder Bér (Béhr), dem äussersten Punkte, welcher erreicht wurde, heisst er Tubiri.[330] Längs seines ganzen Laufes ist der Fluss ohne Katarakten, doch hat derselbe hin und wieder Untiefen und krümmt sich durch Sümpfe und Moräste, die zum Theil die Betten von Wasserläufen sind, welche sich zu beiden Seiten in der Regenzeit mit dem Hauptstrome vereinigen.[331] In Folge dieser Beschaffenheit des Landes leüchtet es ein, dass die Neigung des Strombettes nur unbedeütend sein könne. „Allein", bemerkt Werne, „ungefähr mit dem 5° N. Breite fangen die Gebirge an, das Land steigt im Ganzen, und der Fluss hat eine Schnelle von 2 Meilen in der Stunde.[332] Es ist unterm 4° 42′ N. Breite und 29° O. Länge (von Paris), wo eine Barre von Gneiss von O. nach W. quer durch den Nil zieht, und unserm weitern Vordringen Schranken setzte",[333] d. i.: der zweiten ägyptischen Expedition [an welcher Werne Theil nahm, und die, um daran zu erinnern, am weitesten gegen Süden vordrang].

Was den Lauf des Flusses oberhalb dieses aüssersten Punktes anbelangt, so weichen d'Arnaud und Werne, in ihren von den Eingebornen empfangenen Nachrichten, sehr wesentlich von einander ab.

Ersterer sagt:[334] — „Dans les hautes eaux, le fleuve serait encore navigable (au dire des naturels), au moins une trentaine de lieues (une cinquantaine de milles), c'est-à-dire là où se réunissent différentes branches, *dont la plus considérable vient de l'Est* et passe au bas d'un grand pays nommé Berry, à quinze journées plus à l'Est de la montagne Bellénia"; der, wie aus der Karte der Reisenden hervorgeht, 20 bis 30 Meilen östlich von dem aüssersten Punkte der Expedition entfernt ist. Dieser Arm des Nils ist, auf derselben Karte, *Schoabérri* (Choa-Berry) genannt, und der Gódscheb (Ghod-Jeb) als sein Nebenfluss angegeben.

Werne berichtet uns dagegen:[335] — „*In dem Lande Bérri*, welches zehn Tage gegen Osten (von Bari) entfernt ist, *gäbe es keinen Fluss*, sondern die Leüte tränken aus Brunnen"; und er fügt hinzu: „Dem regierenden Matta (König) von Bari, mit Namen Lakono, zufolge, hat man *noch einen Monat lang nach Süden* zu reisen, bevor man bis zum Lande Anjan kommt, wo sich der Fluss

diesen Punkt hinaus hört all' unser Wissen, so unvollkommen es auch bis dahin sein mag, ganz und gar auf.[342]

Wir wollen nun zusehen, in welchen Theil von Afrika die *Quelle des Nils* auf diese Weise gebracht worden ist.

Cooley hat in seiner schätzbaren Denkschrift über „die Geographie des N'yassi oder des Grossen Sees von Südafrika" — des Sees Zambéze[343] der Portugiesen — die im fünfzehnten Bande des Gesellschafts-„Journals" erschienen[344] — die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf das Land *Móno-Moézi* gelenkt, das schon zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von den Portugiesen als ein wichtiges Reich Inner-Afrika's beschrieben wurde. Seit jener Zeit indessen hat, wie Cooley bemerkt, „unsere Kenntniss von demselben nicht allein nicht zugenommen, sondern es ist sogar der Name desselben in Dunkelheit gerathen .... die Kenntniss, welche wir jetzt von demselben besitzen, ist von nur allgemeinem und unbestimmtem Charakter. Das Land scheint eine Hochebene zu sein, zu welcher der Aufgang vornämlich in den Gebieten der M'sagára und der Wohaha liegt";[345] — ähnlich, im Allgemeinen, dem Aufsteigen vom Niederlande Adál oder Danákil zum Plateau von Abessinien, von dem diese „Hochebene" (elevated plain) offenbar eine Fortsetzung ist.

Das Land Móno-Moézi scheint nördlich und nordöstlich vom See Zambéze zu liegen und seine nördliche Gränze, nach Cooley's Erörterung der Lage aller angränzenden Bezirke, sich auf etwa den 3ten oder 4ten Parallel südlicher Breite bestimmen zu lassen,[346] während es auf der Karte, die Cooley seiner Denkschrift beigefügt hat, zwischen dem 30sten und 35sten Meridian östlicher Länge niedergelegt ist. Allein in seinen ferneren „Erläuterungen in Bezug auf die Geographie des N'yassi"[347] raümt der Verfasser — indem er, nach später ihm zugegangenen Nachrichten die allgemeine Richtigkeit seiner früheren Ergebnisse darthut — ein, dass er „sich um etwa 150 Meilen geirrt habe" in Bezug auf die Lage gewisser Punkte, von der die des mittleren Theils seiner Karte hauptsächlich abhangig ist, indem der Distanz-Fehler eine Linie treffe, die ungefähr die Richtung N.W. hat. Diese Veränderung trifft nothwendiger

Weise, obschon vielleicht nicht der ganzen Ausdehnung nach, die, dem N'yassi oder Zambéze-See früher beigelegte, Lage und folglich auch die Lage des Landes Móno-Moézi, dessen nördliche Gränze demnach wahrscheinlich bis auf etwa 2° südlich vom Äquator vorzuschieben ist, während es zugleich nothwendig wird, dasselbe westwärts bis innerhalb des 29sten und 34sten Meridians östlicher Länge zu bewegen. Nun aber bringt uns dieses Verschieben genau auf die Stelle, wohin wir, auf Werne's Angaben gestützt, die *Quelle des Nils* gesetzt haben; woraus also erhellet, dass *dieser Fluss seinen Ursprung im Lande Móno-Moézi hat.* Dies ist indessen nichts weiter, als eine Wiederauffrischung der längst verworfenen und fast ganz vergessenen Meinung der portugiesischen Schriftsteller des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, die allesammt in der Behauptung übereinstimmen, dass der Nil aus dem See Zambéze *im Reiche Móno-Moézi* abfliesse, indem sie ferner hinzufügen, dieses Land liege unmittelbar rund um das „Mond-Gebirge".

Zwar ist der „Nil", den sie so aus dem Zambéze-See abfliessen lassen, nicht der Bahr el Abyad, sondern der *Takui,*[348] der westliche Arm des Bahr el Azrek; allein dies ist ein Irrthum, dessen Ursprung und Fortpflanzung sich leicht verfolgen lässt. Die Entstehung dieses Irrthums wird zugleich die Erklärung herbeiführen, wie es gekommen, dass auf den im siebenzehnten Jahrhundert verfassten Karten von Afrika das abessinische Reich so weit gegen Süden und Westen ausgedehnt worden, dass es fast das ganze Binnenland des Afrikanischen Kontinents erfüllt. Die Lage der Sache ist kurz diese: —

Ptolemäus hat uns gezeigt, dass der Strom von Ägypten aus drei grossen Armen besteht, aus dem Astaboras, dem Astapus und dem Nilus.[349] Von diesen fliesst der Astapus aus dem See Coloë, während der Nilus von zwei Flüssen gebildet wird, die ihre Quellen im „Mond-Gebirge" haben,[350] und davon jeder durch einen See fliesst, bevor sie sich zur Bildung des Nilus vereinigen.

Diese Angabe des Ptolemäus ist der Stamm, auf den die Portugiesen die positiven Nachrichten gepfropft haben, die sie in ihren Besitzungen auf beiden Küsten des Kontinents, so wie auch in Abes-

sinien, einzuziehen Gelegenheit hatten. Dort wurden sie mit dem grossen See bekannt, den sie Zambéze nannten, aus dem der Nil Ägyptens abfliessen sollte, und den mit dem östlichsten der zwei ptolemäischen Seen zu identifiziren, ihnen gar nicht schwer wurde. Von dem anderen See, welchen der alexandrinische Geograph weit in den Westen setzt, scheinen sie keine Kenntniss gehabt zu haben. In Abessinien, anderer Seits, lernten sie den Tàkkazie und Abäï und den Umstand kennen, dass letzterer durch den Zána-See fliesst, so dass sie schnell (readily) diese zwei Flüsse mit dem Astaboras und dem Astapus, und den Zana-See mit dem Coloë des Ptolemäus identifizirten. Bis dahin war Alles klar, und — wie es sich jetzt zeigt — mit der Wirklichkeit in Übereinstimmung. Von dem westlichen Arm des Nilus des griechischen Geographen wussten sie absolut gar nichts; und vom östlichen scheinen sie nur ganz allgemein gehört zu haben, dass er aus dem See Zambéze abfliesse. Mit dem Lauf des Bahr el Abyad waren sie persönlich unbekannt, und von den Abessiniern konnten sie in dieser Beziehung auch nichts erfahren, weil dies Volk nicht einmal die Existenz dieses Flusses kannte.[331] Aber sie hörten in Abessinien, dass *der Bahr el Azrek* von den Eingebornen als der wahre Nil und als der Gihon[332] der Genesis betrachtet werde, wie es noch heüt' zu Tage geschieht, und dass er aus *drei* Flüssen bestehe, dem Takkazie, dem Abaï und dem Takui; und weil sie nun den Astaboras und den Astapus mit den beiden ersten identifizirten, so war es natürlich, dass sie den übrig bleibenden Fluss, den Takui für den Nilus ansahen.

Nachdem diese Identifikation einmal angenommen war, musste es nothwendiger Weise folgen, dass der Takui — der Pseüdo-Nilus aus dem See Zambéze entstehe; und dass diese Voraussetzung wirklich Statt gefunden, wird von de Barros ausdrücklich versichert[333]). Allein die Quellen des Takui werden von demselben Schriftsteller[334]) eben so ausdrücklich in Schínasha, Damot[335]) und Bizámo, alles wohl bekannte Provinzen des südlichen Abessinien, gesetzt; und da die Portugiesen, welche dieses Land vor dem Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts besuchten, nicht die Mittel besessen zu haben scheinen, um die geographische Breite, und damit die Lage jener

entfernten Provinzen, mit absoluter Genauigkeit zu bestimmen, so war eben kein Grund vorhanden daran zu zweifeln, dass diese Provinzen nicht längs des Takui, diesen als Nil betrachtet, liegen sollten, südwärts bis in die Nähe des Zambéze-Sees, dessen geographische Breitenlage annährungsweise, von den Niederlassungen in Kongo und Sofálah her, bekannt geworden war.

So gross nun auch dieser Irrthum war, so hatte er hier doch noch kein Ende. Vom See Zána (Coloë), aus dem der Abáï, der mittlere Strom von Abessinien, abfliesst, wusste man, dass er in, oder in der Nähe der Provinz Gódscham liege, von der es zu gleicher Zeit bekannt war, dass sie an Schinasha, Dámot und Bizámo gränze; und da diese letzteren Provinzen, gemeinschaftlich mit dem Takui, bis in die Nachbarschaft des Zambéze verlegt worden waren, so blieb nichts anderes übrig, als Gódscham mit dem Abáï und dem Zána-See in gleicher Weise nach Süden zu schieben, woraus sich dann als Endresultat ergab, dass dieser See die Stelle des Zambéze usurpirte und zum östlichen See des Ptolemäus wurde [356]).

Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts waren die portugiesischen Jesuiten durch die, freilich nur unvollkommene Beobachtung der Polhöhe mehrerer Orte in Abessinien, und dadurch, dass sie die Kurve des Abáï rund um Gódscham zogen, im Stande, jenen Grundirrthum in der Geographie von Afrika, so weit er den Abáï und den Zána betraf, zu verbessern. Allein sie besassen natürlicher Weise kein Mittel, den Fehler in Bezug auf den Bahr el Abyad zu beurtheilen; und da zu jener Zeit die südlichen Provinzen Abessiniens vom Völkerstrom der Gallas überfluthet wurden, so scheinen die Jesuiten nicht ein Mal Kunde vom Takui oder westlichem Arm des Bahr el Azrek erlangt zu haben [357]).

Da die Verwirrung in den Karten auf diese Weise unerklärlich blieb, so geriethen die Nachrichten der frühesten Portugiesen, so schätzbar und werthvoll sie auch wirklich sind, wenn man in ihr Verständniss näher eingeht, bei den späteren Geographen stillschweigend in Vergessenheit. Allein die Forschungen und Untersuchungen der zuletzt vergangenen paar Jahre, und ganz besonders die positiven Nachrichten über den Bahr el Abyad, die man den, auf diesem

Flusse unternommenen ägyptischen Expeditionen verdankt, haben eine neüe Aera in der Geschichte des Wassersystems des Nils eröffnet, welche weit fruchtbarer an Resultaten, als alle früheren zu werden verspricht, und zwar nicht blos, was unsere Kenntniss über den grossen von diesem bis jetzt geheimnissvollen Strome bewässerten Erdstrich betrifft, sondern auch zu gleicher Zeit, wie sich mit Recht erwarten lässt, in Bezug auf die Verbesserung des materiellen und moralischen Zustandes der Millionen unserer Mitmenschen, womit jene Raüme angefüllt sind.

Nach alle dem, was bisher dargelegt worden ist, bleibt *kaum ein Raum mehr, die Thatsache zu bezweifeln, dass die Quelle des direkten Stroms des Bahr el Abyad, oder Nils, in dem Lande Móno-Moézi liege;* und ist dies der Fall, so liegt nichts Unvernünftiges (nothing unreasonable) mehr in der, von den ersten Portugiesen behaupteten Meinung, die dahin geht, *dass dieser Fluss aus dem See Zambéze abfliesst*, der in dem gedachten Lande belegen ist.

In der That, dass Dem wirklich so sei, wird heütiges Tages von einem Eingebornen von Zanzibar, dessen Aeltern aber aus Mono-Moézi waren — von einem Manne „des *Manmoise* Stammes", wie Mc. Queen sagt, dem man diese Mittheilung verdankt[358]), deütlich wiederholt. Dieser Mann, mit Namen Lief ben Saied, sagt, dass: „it is well known by all the people there that *the river which goes through Egypt takes its source and origin from the lake*" [359]), nämlich aus dem Zambéze oder N'yassi[360]).

Ein anderer Punkt, der zu erörtern bleibt, ist Ptolemäus wohlbekannte Angabe, dass der Nil im „Mond-Gebirge" entspringe. Dieses Gebirge, sagt er[361]), streicht von Osten nach Westen quer durch den Kontinent auf einer Strecke von 10 Graden der Länge; und an seinem östlichen Ende liegt einer der zwei Seen, wo der Nil entspringt, d. h. die Quelle des grossen östlichen Arms dieses Flusses. Und indem er die westlichen Gestade des Indischen Meeres beschreibt, sagt er[362]), dass an einer grossen Bucht oder einem grossen Busen, der die afrikanische Küste bildet, und der den Namen „Barbaricus sinus" führt, eine Nation von Menschenfressern wohne,

deren Land auf der Westseite sich bis an die Mond-Berge erstrecke: Unsere gegenwärtige Kunde von diesen Gegenden mag zu ungenügend sein, um die Lage des Landes der Anthropophagen mit Genauigkeit zu bestimmen; ganz im Allgemeinen lässt es sich aber annehmen, dass darunter der Saum niedrigen Landes zu verstehen sei, welcher, längs der Küste von Zanzibar sich erstreckend, am östlichen Abhang des Tafellandes von Móno-Moézi belegen ist, wohin der See Zambéze und die Quelle des Nils bereits gesetzt worden sind[363].

Sodann ist zu bemerken, dass in einer Stelle, welche Sylvestre de Sacy aus Makrizi anführt[364]), gesagt wird: *die Berge längs der Ostküste von Afrika* — gegenüber der grossen Insel (d. i.: Madagaskar) im Meere von Zingebár, welches Ceylon (Silán bespült — werden جبل القمر genannt; und sieht man diese Angabe nicht als eine blosse Veränderung oder Amplifikation der früheren von Ptolemäus an, dass nämlich das Menschenfresser-Land westwärts bis an die „Mond-Berge” reiche, sondern betrachtet sie als die Behauptung einer *Thatsache*, von der der arabische Schriftsteller selbstständig Kunde erlangt hatte (welch' wunderliche Ableitung er auch für den Namen gewählt haben möge), so giebt sie eine Bestätigung mehr für die Ergebnisse, die wir nach so vielen, durchaus verschiedenen und nicht in Zusammenhang stehenden Quellen bereits erlangt haben.

So sehen wir in dem Aufbau dieser Theorie von der Lage der Nil-Quelle alle Materialien, von wo sie auch entnommen sein mögen, zu einem und demselben Punkte konvergiren. Das Gewölbe ist fertig, mit alleiniger Ausnahme des Schlusssteins; — dieser aber wird uns durch die Bedeütung des Ausdrucks „Móno-Moézi” geliefert. Dieser Name ist ein zusammengesetzes Wort, davon der letztere Component allein der eigentliche Name des Landes ist, während der erstere, *Móno* oder *Máni*, die Bedeütung „König” hat[365]). Daher finden wir, dass Alvarez von Kongo als von dem Königreiche von *Mani*kongo spricht[366]); und die portugiesischen Niederlassungen in Afrika werden das Land von *Mani*-Puto genannt[367]); und so ist denn auch das Reich von *Móno*-Moézi das Reich *des Königs* von

Moézi. Nun aber bedeütet in den Sprachen, die über ganz Südafrika verbreitet sind, und von denen die Sprache des Landes Móno-Moézi selbst ein Haupt-Dialekt ist, das Wort *Moézi* in verschiedenen Formen „Mond“ [368]). Und weil nun dem Ptolemäus erzählt wurde, dass die Quelle des Nils, wie es nun wirklich der Fall zu sein scheint, in *den Bergen*, oder dem Berglande, von MOEZI liege, so sind wir berechtigt zu schliessen, dass er diesen Ausdruck bloss *übersetzte* in *τό τῆς ΣΕΛΗΝΗΣ ὄρος*, — *die Berge des* MONDES. Wir können daher hoffen, endlich den Schlüssel zum *grossen Geheimniss* der Geographie gefunden zu haben. Und da es sich auf diese Weise ergiebt, dass die Nil-Quelle in einer verhältnissmässig geringen Entfernung von der Seeküste liegt, die zu den Besitzungen des Imám von Maskat, eines Freündes und Bundesgenossen der grössten Seemacht der Erde, gehört: so kann es kein Hinderniss von Bedeütung geben, endlich das geographische Problem zu lösen, das dreissig Jahrhunderte lang die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt an sich geklammert, zugleich aber auch alle Versuche, die von den berühmtesten Herrschern Aegypten's, von den Pharaonen abwärts bis auf Mohamed 'Ali, zu seiner Lösung aufgestellt worden sind, zu Schanden gemacht hat!

Nachdem wir den Nil bis zu seiner Quelle verfolgt, und alle seine rechtufrigen Nebenflüsse, so weit sie uns bis jetzt bekannt sind, betrachtet haben, wird es angemessen sein, eine allgemeine Uebersicht zu geben von dem Lande, in welchem diese Ströme entspringen, um uns auf diese Weise ein richtiges Bild von der physischen Gestaltung desjenigen Theils vom Afrikanischen Kontinent zu verschaffen, der die östliche Hälfte des Wasser-Systems des Nil-Stroms bildet [369]).

Bis auf die allerneüeste Zeit waren wir mit der wirklichen Beschaffenheit des hohen Tafellandes, in welchem die zahlreichen Quellflüsse des Stromes entspringen, der den Gegenstand des vorliegenden Versuchs ausmacht, nur höchst unvollkommen bekannt. Das Dasein eines, in geringer Entfernung von der Seeküste emporstrebenden Hochlandes, das in Folge seiner Erhebung über das Meer, ein mildes und gemässigtes Klima besitzt, war freilich seit den Zei-

ten des Portugiesen-Aufenthalts in Abessinien, vom funfzehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert, sehr wohl bekannt; und eben so, nach denselben Quellen, dass es auf diesem Hochlande noch höhere Gegenden giebt, wie z. B.: die Gebirge von Sámien im nördlichen, und von Gódscham im südlichen Abessinien, wo es friert und schneit! Allein so beschränkt und unvollkommen war das von den Portugiesen gezeichnete allgemeine Bild von diesem Hochlande, und so wenig hatten die Berichte späterer Reisenden zur Erweiterung dieses Bildes beigetragen, dass erst vor fünf und zwanzig Jahren noch, als jener geschickte Geograph, Professor Ritter, in seiner gewöhnlichen meisterhaften Weise es unternahm, ihre Angaben zu generalisiren, derselbe verleitet wurde, das Abessinische Plateau so zu betrachten, als bestehe es aus *einer Folge von Terrassen*, *die eine über der andern in die Höhe ragend*, und deren tiefste längs der Küste des Rothen Meeres, die höchste aber in Enárea liege, eine Hochterrasse, welche „die strömenden Wasser zwischen dem Mittelländischen Meere und dem indischen Ocean theilt, denn jenem fliessen die vielfachen Nilströme in weit hinab allmählich sich abstufenden Terrassen zu, diesem unter andern auch der reissende Zebee u. s. w."[370]).

Dr. Rüppell ist der erste gewesen, der den Grundirrthum dieser Ansicht seines gelehrten Landsmanns dargethan hat[371]). Aus dem, (nach Rüppell's Barometermessungen entworfenen) Profil des Landes zwischen der Seeküste bei Masówah und der ersten Brücke über den Abái[372]) leuchtet es ein, dass dieses Hochland, weit davon entfernt, in Terrassen desto höher anzusteigen, je grösser die Entfernung vom Rothen Meere wird, seine Kulminationslinie gerade längs der Küste selbst hat, und dass von da ab das Land gegen das Innere hin allmälig abdacht. Diese Ansicht von der Beschaffenheit des Landes bestätigt sich vollkommen durch die von mir entworfenen Höhenzeichnungen, nämlich durch das Meridian-Profil, welches, das Rüppell'sche fortsetzend, von der Ober-Brücke bis zur südlichen Gränze des Abáï in ungefähr 10° N. Breite reicht, so wie durch den Parallel-Durchschnitt, der sich vom 43° bis nahe an den 36° O. Länge erstreckt[373]).

Aus diesen Durchschnitten erhellet, dass zu Hálaï, auf dem Scheitel zum Aufstieg des Taránta-Berges, in einer Entfernung von nicht mehr als 23 geographischen (oder $5^3/_4$ deütschen) Meilen vom Rothen Meere bei Zúllah (Adule) unfern Masówah, der Rand des Tafellandes eine absolute Höhe von 8625 englischen Fuss hat, was ein Steigen von etwas mehr als 1 : 16,15 = einen Winkel von 3° 33′ — für die östliche Abdachung des Tafellandes, oder, richtiger ausgedrückt, der breiten Gebirgskette von Abessinien giebt. Auf der andern Seite liegt Chartúm, an der Vereinigung des Blauen- und des Weissen-Stroms, nahe mit Halái unter gleicher Breite und ungefähr 380 geographische Meilen von diesem Orte entfernt, in einer Höhe von 1525 Fuss über der Meeresfläche[374]). Das Gefälle in dieser Richtung ist demnach nur 1 : 324, was etwas mehr, als $10'^1/_2$ eines Grades für den Winkel der Abdachungsfläche gegen das Innere des Kontinentes giebt. Folglich verhält sich, auf einer Linie längs des 15ten Parallels nördlicher Breite, die gegen das Meer gerichtete östliche Abdachung des Abessinischen Bergwalls zur westlichen Abdachung gegen den Nil, wie 20 : 1.

Dieses Verhältniss ist vielleicht etwas zu hoch gerechnet, weil es auf einer gerade von O. nach W. gerichteten Linie geschätzt ist, wohingegen es angemessener sein dürfte, das Verhältniss auf einer Linie zu berechnen, die der allgemeinen Richtung der Flusslaüfe folgt, nämlich von S.O. nach N.W. Glücklicher Weise besitzen wir hierfür ebenfalls die Mittel. Chartúm, dessen Höhe von 1525′ wir bereits angeführt haben, liegt sehr nahe im N.W. von Mélka-Kúyu, der Furth über den Hawásch auf dem Wege von Tadschúrrah nach Shoa, die eine absolute Höhe von 2200′ hat.

Die Höhe des Ostrandes vom Tafellande auf dem Gipfel zum Aufstieg der Tschákka- (Chákka-) Berge hinter Ankóbar, der Hauptstadt von Shoa, — welcher Punkt nicht sehr weit von der direkten Linie zwischen beiden Endpunkten entfernt ist, — beträgt ungefähr 9000 Fuss. Und da dieser Punkt 38 geographische Meilen von Mélka-Kúyu entfernt ist, so giebt das ein Steigen von 1 : 38,83 = einem Winkel von 1° 41′ für den östlichen Abfall. Andererseits beträgt aber die Entfernung von Tschákka nach Chartúm ungefähr

530 Meilen, der Fall dieser Gegenabdachung mithin 1 : 429 = einem Winkel von 8′. Diese Berechnungen stellen demnach das Verhältniss der beiden Abdachungen auf 12,6 : 1.

Wie man sieht, ist in diesem letzteren Falle der östliche Abfall nicht von der Meeresfläche, sondern vom Hawásch genommen, der eine absolute Höhe von 2200 Fuss hat; indem dieser Fluss der Recipient der Gewässer des östlichen Abhangs auf dieselbe Weise ist, wie der Nil selbst auf der westlichen Abdachung. Vom Hawásch zur See ist ein Weg von etwa 200 Meilen, was ein Gefälle von 1 : 550 = einem Winkel von 6′½ eines Grades für die ostwärts gerichtete Neigung der Wüstenei giebt, die sich zwischen dem Hawásch und dem Indischen Meere ersteckt und von den nomadisirenden Dankali-Stämmen bewohnt ist[375]).

Was den westlichen Theil der Gegenabdachung der Abessinischen Kette betrifft, so könnt' es scheinen, dass die Neigung des Landes gegen den Nil daselbst bei weitem beträchtlicher und steiler ist, als im östlichen Theil dieser Gegenabdachung, so dass die Oberfläche des Tafellandes — des breiten Rückens der Gebirgskette — sich mehr einer Ebene nähert. Allein es ist nichts desto weniger gewiss, dass letztere nirgends absolut wagerecht ist, und dass, in der That, die allgemeine Senkung nach Westen unmittelbar an der östlichsten Kante des Plateaus ihren Anfang nimmt.

Im Ganzen genommen lässt sich das Tafelland von Abessinien als eine zusammenhangende Reihe grosser, wellenförmiger Ebenen betrachten, die sich ganz allmälig nach Westen und Nordwesten senken und von zahlreichen Bergströmen durchschnitten sind, die sich nach kurzem Lauf auf der Scheitelfläche des Plateaus so plötzlich in tief eingeschnittene Thäler stürzen, dass sie sehr bald eine Depression von 3000 bis 4000 Fuss unter dem allgemeinen Niveau des Tafellandes erreichen. Die Thäler der grossen Ströme haben eine bedeütende Breite. Das Abäï-Thal, gegen Süden der Halbinsel Gódscham, ist zum mindestens 25 Meilen von den aüssersten Punkten auf jeder Seite, wo der Fluss vom Tafellande herabstürzt. Und da das Land innerhalb dieser Thäler ausserordentlich wild und unregelmässig ist, und alle Merkmale eines Gebirgslandes an sich trägt,

so ist für einen Reisenden, der sich nicht vorher einen allgemeinen Ueberblick des ganzen Landes verschafft hat, und der, indem er über einen Fluss setzt, sich in Mitten eines zerrissenen Landes befindet, das auf allen Seiten zu einer relativen Höhe von 3000 oder 4000 Fuss emporragt, nichts leichter, als vorauszusetzen, dass er, — indem er zu diesem zerrissenen Lande auf jeder Seite hinaufsteigt, — eine Gebirgskette überschreite; wogegen er, den Gipfel erreichend, nur auf dem Tafellande angelangt ist. Wichtig ist es, diese Ansicht von der Konfiguration des abessinischen Bodens beim Lesen von Reisebeschreibungen über Abessinien stets vor Augen zu haben, weil viele Reisende, unter dem Einfluss jenes Eindrucks, Gebirge dahin setzen, wo Gebirge, nach dem gewöhnlichen Begriff dieses Ausdrucks, gar nicht vorhanden sind.

Ausser diesen Unebenheiten des Bodens, die von den tiefen Stromthälern verursacht werden, ist die Gleichförmigkeit des Tafellandes ferner noch unterbrochen von *höheren Bergmassen,* die in einigen Gegenden, wie in Sámien, A'ngot, Gódscham, Miétscha (Miécha), Káffa, u. s. w. eine absolute Höhe von 11000 bis 15000 Fuss erreichen. Soweit indessen unsere gegenwärtige Kenntniss reicht, scheinen diese höheren Erhebungen nicht Theile eines regelmässigen Systems zu bilden, sondern abgesonderte, vereinzelte Massen zu sein, die weder unter sich, noch mit dem allgemeinen Streichen des ganzen Plateaus in Zusammenhang stehen.

Alle Flüsse Abessiniens fliessen, wie schon erwähnt, in dem ersten Theil ihres Laufs auf der ebenen Oberfläche des Tafellandes, und sind wenig mehr, als schlammige Bäche, die in der trocknen Jahreszeit fast gar kein Wasser haben, in der Regenzeit dagegen so aus ihren Ufern treten, dass sie fast das ganze ebene Land überschwemmen. Wo sie ihren Abfluss von der Ebene beginnen, — was in Spalten der felsigen Oberfläche geschieht, die Anfangs nur ein Paar Yards breit sind, allmälig aber sich zu mehreren Meilen erweitern, — bilden sie auf ein Mal Wasserfälle von 80 bis 100 Fuss, in gewissen Fällen sogar noch von grösserer Höhe, und setzen dann ihren Lauf abwärts in einer Aufeinanderfolge von Katarakten und

Stromschnellen fort, so dass sie mehrere tausend Fuss tief auf einer Strecke von wenigen Meilen zurücklegen.

So z. B.: beträgt die absolute Höhe des Abâï gerade oberhalb des Wasserfalls von *Tis Esát*, oder des „Rauchs von Feüer", im nordöstlichen Theil der Halbinsel von Gódscham, ungefähr 6000 Fuss; während der Fluss an der „zerbrochenen Brücke," nur 25 Meilen weiter abwärts, bereits um mehr als 2000 Fuss gefallen ist, oder um 80 Fuss auf jeder Meile, indem seine absolute Höhe daselbst 3852 Fuss beträgt; und in den nächsten 80 Meilen beträgt sein Gefälle noch fast 1000 Fuss mehr[376].

So fliessen ferner der Tschätscha (Chácha) und der Berésa, zwei Quellflüsse der Dschámma, eines Haupt-Nebenflusses des Abâï, über die Ebene zu beiden Seiten von Angolálla, der Galla-Hauptstadt von Shoa, in einer absoluten Höhe von ungefähr 8500 Fuss; und 100 Meilen von da vereinigt sich der Dschámma mit dem Abâï, ein Paar Meilen unterhalb der Furth der Dérra Gallas, auf dem Wege nach Gódscham, wo ich die Höhe des zuletzt genannten Flusses zu 2936 Fuss fand, was ein Gefälle von ungefähr 5600 Fuss, oder 56 Fuss pro Meile auf der ganzen Länge der 100 Meilen giebt[377].

Das Gefälle der Nebenflüsse des Nils nimmt allmälig desto mehr ab, je mehr sie sich im nordwestlichen Laufe ihrem Hauptflusse nähern, der, indem er die westliche Flanke des Hochlandes berührt, der *Kanal (sink)* ist, in welchem der Tákkázie, der Bahr el Azrek, der Gódscheb, Télfi oder Sobát, der Shoabérri, und alle anderen Flüsse, die daselbst noch sein mögen, ihr Wasser ausschütten; seine Strömung ist träge (sluggish) und im obern Theil seines Laufs, wie es scheint, fast stockend (stagnant), ausgenommen zur Zeit der Regenfluthen. In der trocknen Jahreszeit dürfte sein Bett in der That eher aus einer Folge von Seen und Lachen, als aus einem Kanal stets fliessenden Wassers bestehen.[378] Bei Chartúm, am Zusammenfluss mit dem Bahr el Azrek, beträgt die Höhe des Nilbettes, wie wir gesehen haben, nur 1525 Fuss über der Meeresfläche, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, dass weiter aufwärts, selbst bis zum 5ten Parallel nördlicher Breite hinauf, die absolute Höhe desselben 2000 Fuss nicht viel übersteigt.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der Hauptzuflüsse des Nils ist ihr Spiral-Lauf, so dass sie nach einer grösseren oder kleineren Kurve — indem sie sich meist, wie es scheint, um die isolirten Bergmassen drehen — auf eine verhältnissmässig geringe Entfernung zu ihren Quellen zurückkehren. Als Beispiele sind anzuführen: der Máreb, der Béllegas, der Abäï, der Gibbe von Bósha (Zebeé des Fernandez), der Gódscheb und der Shoabérri; und da Ptolemäus vom *Schnee* der „Moezi"-Berge spricht,[379] so ist es gar nicht unwahrscheinlich, dass der Hauptquellfluss des Nils gleichfalls einen Spiral-Lauf rund um eine hohe Bergmasse hat, ähnlich den schneebedeckten Bergen von Sámien und Káffa.

Alle Ströme des Plateaus, oder der westlichen Binnen-Abdachung der Abessinischen Gebirgskette, sind Zuflüsse des Nils, und ihre östlichsten Zweige entspringen an der äussersten Ostkante des Tafellandes, welche die Gränze des Nil-Beckens und die Wasserscheide zwischen seinen Zuflüssen und den Flüssen ist, die östlich und südöstlich nach dem Indischen Meere fliessen. Da auf der Seeseite dieser Wasserscheide der Abfall viel steiler und seine Ausdehnung viel beschränkter ist, so müssen die Flüsse nothwendiger Weise auch von sekundärer Bedeütung sein. So finden wir denn auch, von Norden her kommend, keinen Fluss, der diesen Namen verdient, bis dass wir den Hawásh erreichen, und selbst dieser Fluss verliert sich bei Aussa in dem See Abhébbad, ohne das Meer zu erreichen. Der Haines-Fluss, von Lieutenant Christopher,[381] welcher der nächste ist, scheint gleichfalls nicht Kraft genug zu besitzen, um die See zu erreichen, mindestens nicht zu allen Zeiten des Jahres. Weiter gegen Süden finden wir den Gówin (d. i.: Wábbi-Giwéyna[382]) oder Dschubb, der zwar den selbstständigen Charakter eines oceanischen Stromes besitzt, doch aber an seiner Mündung in der trocknen Jahreszeit nur zwei Fuss tief ist.[383] In geringer Entfernung südlich vom Äquator ist der Ozay, der zwar einen sehr langen Lauf haben soll, an seiner Mündung aber gleichfalls sehr seicht ist.[384] Weiter gegen Süden scheint dasselbe Gesetz vorzuherrschen; Beispiele gewähren: der Lufidschi (Lufiji) oder Kwáwi (Quavi), der Livuma und der Kwáma (Cuama) oder Kilimáne (Quilimane), Flüsse, die

am östlichen Rande der Hochebene entspringen, auf welcher der See Zambéze oder N'yassi belegen ist, und die zum Indischen Meere fliessen. Da wir aber hier über das südliche Ende des Nil-Beckens bereits hinaus sind, so vereinigen sich die grösseren Ströme der Binnen-Abdachung nicht mehr mit diesem Flusse, sondern nehmen ihren Lauf westlich nach dem Atlantischen Ocean, indem sie in der That zu einem verschiedenen hydrographischen System gehören. Und so hat der geheime Jesuit, Pater Athanasius Kircher, in seinem „Mundus subterraneus",[386] in der Sache, wenn auch nicht der Form nach, vollkommen Recht, wenn er in die „Berge des Mondes" — d. i.: in die Berge von *Moëzi* — das grosse *hydrophylacium* des Festlandes von Afrika — setzt, den Mittelpunkt des Wassertheilers zwischen den Gewässern, die nach dem Mittelländischen Meere, dem Atlantischen Ocean und dem Indischen Meere ihren Lauf nehmen.

Es ist bereits angemerkt worden, dass verschiedene Seen von ziemlicher (some) Grösse längs der Axe der Gebirgskette liegen: so der A'shangi, Háïk und Zuwáï.[386] Auch der See Zambéze oder N'yassi scheint demselben Gesetz zu unterliegen.

Diese Übersicht des physischen Charakters des Plateaus von Ost-Afrika kann ich nicht schliessen, ohne die Aufmerksamkeit ganz besonders auf ein sehr wichtiges, praktisches Ergebniss zu lenken; es geht nämlich daraus hervor, dass die Ostküste des Kontinents bei weitem viel mehr Erleichterungen für die Erforschung des Binnenlandes darbietet, als die westliche Küste. Denn sobald man den schmalen Streif niedrigen Landes längs des Gestades des Indischen Meeres — der wegen der allgemeinen, aus dem Mangel an grossen Strömen entspringenden, Trockenheit in den meisten Jahreszeiten gar nicht ungesund ist — einmal überschritten und den Ostrand des hohen Tafellandes erreicht hat, so trifft man ein Klima, das nicht nur für europäische Constitutionen taugt, sondern auch gesünder ist, als das der meisten andern Länder. Ich spreche aus Erfahrung, indem ich länger, als zwei Jahre auf dem Hochlande unter keineswegs günstigen Verhältnissen zugebracht habe. Hier — d. h.: am Rande des hohen Plateaus und nicht in dem niedrigen, wüsten Landstrich längs der Seeküste, könnten Ansiedler ihren dauernden Aufent-

halt nehmen, ohne Besorgnisse wegen der Wirkungen des Klima in irgend einer Zeit des Jahres zu hegen, während Reisende in voller Sicherheit, und selbst mit Vortheil für ihre Gesundheit, den Augenblick abwarten können, wo sich eine passende Gelegenheit darbietet, um westwärts in's Innere vorzudringen. Sollten sie dann umkehren müssen, so kommen sie in ein gesundes und reizendes Land zurück, wo wir so lange verweilen mögen, bis die geeignete Jahreszeit zur Reise nach der Küste eintritt. Andrer Seits ist das Klima der Westküste, und selbst weit landein, bekanntlich von der Art, dass nur Wenige seinen verderblichen Einflüssen lange widerstehen können; während der Reisende genöthigt ist, vorwärts zu eilen, wie auch immer die Jahreszeit, die Beschaffenheit des Landes und selbst der Zustand seiner Gesundheit sein möge. Und sollte er durch Krankheit, oder irgend einen anderen, unvorhergesehenen Umstand gezwungen werden, seine Reise aufzugeben, so kann er dies nur mit dem peinlichen Gedanken, dass, je weiter er zurückgeht, desto ungesunder das Land wird, welches er zu durchreisen hat, und desto geringer die Wahrscheinlichkeit, die Küste, die verhängnissvollste Gegend seines ganzen Reisezuges, wieder zu erreichen.

Während aber die Ostküste solchergestalt bedeütende klimatische Vortheile über die Westküste gewährt, macht ihre physische Gestaltung es unmöglich, dass sie grosse Flüsse haben kann, die — (wie ich thörichter Weise (fondly) glaubte, dass es mit dem Gódscheb der Fall sei, als ich von Shoa meine ersten Nachrichten nach Eüropa schickte) — „eine neüe Hochstrasse ins Innere von Afrika darbieten möchten".[387] Spätere Erkundigungen haben aber die Nichtigkeit dieser und ähnlicher Annahmen für andere Flüsse dargethan. So ist der Pseüdo-Kilimáne oder „Kilimanci", von dem man glaubte, dass er bei Melíndah ins Indische Meer falle, ein rein hypothetischer Fluss ohne alle wirkliche Existenz;[388] während der Dschubb oder Gowín — der Pseüdo-Gódscheb oder „Gotschob" — statt aus dem Nord-*Westen* weit aus dem Innern Afrika's zu kommen, nichts weiter ist, als der Wabbi-Giwéyna, der an dem *alleröstlichsten* Rande des Abessinischen Plateaus entspringt.[389]

Nun würde uns nur noch übrig bleiben, dem Laufe des Nils abwärts längs seines linken oder westlichen Ufers zu folgen; allein

über diesen Gegenstand ist, bei dem absoluten Mangel an Nachrichten, in Wahrheit nur wenig zu sagen.

In einem Briefe von Gauttier d'Arc an Jomard,[390] heisst es, nach Angaben von Thibaut, dass unter 7° 43′ nördlicher Breite der Hauptstrom, der hier einen Lauf von O.S.O. hat, drei Nebenflüsse aus S.O., S.S.W. und S.W. aufnehme. Sie sollen nicht gross sein und kommen, wie es *scheint*, aus den benachbarten Sümpfen. In d'Arnaud's Karte sind sie bloss durch einen kleinen See oder Teich (étang) ausgedrückt. Einen anderen setzt diese Karte unter 7° nördlicher Breite. Sie erfordern indessen eine genauere Untersuchung, bevor man behaupten kann, dass sie nicht Ströme von einer gewissen, vielleicht sogar von beträchtlicher Länge seien. Gehen wir von da den Fluss hinab, so treffen wir zuletzt, in 9° 20′ nördlicher Breite, den grossen westlichen Arm, welchen d'Arnaud und seine Gefährten unter dem Namen Bahr el Ghasál erwähnen, indem sie muthmassen, dass er der Keïláh oder Misselád sei. Jomard, in seinen „Observations sur le Voyage au Darfour",[391] geht in eine sehr ausführliche Untersuchung über diesen Zweig des Nils ein, den er als einen sehr beträchtlichen Fluss betrachtet, welcher vielleicht eben so gross sei, als der directe Strom, den die ägyptischen Expeditionen hinaufgingen.[392] Sollte sich dieses als richtig erweisen (und, in der That, es könnte der Fall sein, dass *dieser bis jetzt unerforschte Fluss Ptolemäus' grosser Westarm des Nils wäre)*, so eröffnet sich hier ein Feld der Untersuchung, das vielleicht kaum weniger gross, als dasjenige ist, welches den Gegenstand des vorliegenden Versuches ausmacht.

Da sich indessen meine eigenen persönlichen Forschungen und Untersuchungen auf die Länder beschränken, welche die recht- oder ostufrigen Nebenflüsse des Nils bewässern, so stehe ich keinen Augenblick an, freimüthig zu bekennen, dass jenseits dieses Flusses, westwärts, Alles für mich fast eine *terra incognita* ist. Ich mache darum hier Halt, nicht ohne die grossen Verdienste gerechter Maassen anzuerkennen, welche sich Jomard um die Erforschung des Nil-Laufs erworben hat.[393]

St. Mildred's Court, den 28. October 1846.

Anmerkungen.

263 (p. 321.) Nouvelles Annales des Voyages 1845, T. II, p. 114.

264 (p. 321.) Ebendaselbst, T. I, p. 366.

265 (p. 322.) Dieser Gibbe entspringt in Sibu, und fliesst durch Léka auf seinem südlichen Laufe.

266 (p. 322.) Ob der Walga ein Nebenfluss des Borara sei, oder ein abgesonderter Zufluss des Gòdecheb, ist nicht klar dargelegt.

267 (p. 322.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 373.

268 (p. 322.) Bulletin de la Soc. de Géogr. 2me Série, T. XIII, p. 373.

269 (p. 322.) Lefebvre scheint einige nicht sehr verständliche Nachrichten über den Gibbe erhalten zu haben. An einer andern Stelle (Bulletin, 3me Série, T. I, p. 53 sqq.) sagt er, dass dieser Fluss, nachdem er zwischen Káffa und Dschimma passirt, durch die Landschaften Nónno, Bitor*ène* [d. i.: „und Bótor“ im Amharischen], Amaya*ne* [d. i.: „und Amaya“] Dschándscharo Agabdschay*ne* [d. i.: „und Agábdschai“], Adiya und Markò fliesse, und *dass er alsdann nach Süden gehe*, und nicht westlich, um sich mit dem Nil zu vereinigen. Aus der, gegenwärtig sehr wohl bekannten Lage aller dieser Länder („Markò“ ausgenommen) ergiebt sich die Unmöglichkeit, dass irgend ein nach Süden laufender Fluss durch dieselbe gehen könnte, *nachdem* er zwischen Káffa und Dschimma passirt. Und ferner — da nach der Angabe von Lefebvre's Berichterstatter, Irbo, einem Eingebornen von Káffa (Ebendaselbst) der Gódscheb, welcher westwärts zum Nil fliesst, einen andern Fluss, der *von Osten her kommt*, aufnimmt, so ist klar, dass kein Fluss, wie der von Lefebvre's allegirte Gibbe, *von Norden nach Süden* durch eins der von ihm angeführten Länder fiiessen könne, ohne dass sein südlicher Lauf von dem einen oder andern dieser zwei Flüsse wirklich aufgehalten, und sein Wasser mit dem seines Recipienten nach dem Nil geführt werde. Und ganz übereinstimmend hiermit ist die Angabe meines intelligenten Berichterstatters 'Omar ibn Nedschát in Bezug auf die Vereinigung des Gibbe mit dem Gódscheb und mit diesem anderen, von Osten her kommenden Flusse. Man vergleiche auch die Karte (Taf. II.).

270 (p. 323.) Athenäum, No. 906, vom 8. März 1845, p. 243.

271 (p. 323.) Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. I, 263.

272 (p. 323.) Tellez, a. a. O., p. 316 sq.

273 (p. 323.) Ebendaselbst, p. 317 sqq.

274 (p. 324.) Journal R. G. S., vol. XIV, pp. 28, 46, 48.

275 (p. 324.) Wegen der verschiedenen Namen des Landes Dschándscharo vergleiche man die Anmerkung 99 auf S. 39.

276 (p. 324.) Tellez a. a. O., p. 319.

277 (p. 324.) In Bezug auf die Zebée-Kurve nördlich um Jángaro lauten Tellez' Worte so: — „Porém porque todos esperam algua noticia d'aquel-

las regioens, em que se entra de novo, e este Reyno de Gingiró tem alguas cousas muy estranhas, quero as aqui referir, du maneyra que as contou o Padre Antonio Fernandes, varám de grandissima verdade, com outras pessoas de credito, *que cóm seus olhos as viram.* O Rio Zebeé de que falamos no capitulo passado, *dá quasi hua volta a todo este Reyno, deixando o feyto hua como peninsula* (como se póde ver no nosso mappa), e d'ali encaminha sua corrente a desagoar pera a parte da costa de Melinde". — p. 320. Und an einer andern Stelle: „He tambem outro rio muyto celebre chamado Zebeé, do qual dizem ser ainda mayor, e mays caudaloso que o mesmo Nilo [Abái], *nace em hua terra a quem chamam Boxa* no Reyno de Nareá, que he o mays Austral, do qual faleremos a diante; *começa o seu curso pera a Occidente, mas a poucas legoas vira pera o Norte, e vay dando volta ao Reyno de Gingiró, fazendoo quasi peninsula, como o Nilo faz ao Reyno de Gojam;* depoys que se retira deste Reyno, toma sa corrente pero o Sul, et dizem alguns que este he o que vay sahir em Mombaça". — p. 21 sq.

278 (p. 325.) Ludolf's Worte sind: — „De fluminibus, quae vicinum Oceanum intrant, Gregorius plura non narrant quàm supra retulimus Zebaeus in Enarea ortus, *et finitimum Regnum Zendjero instar Nili, in modum peninsulae ambiens*, in meridiem decurrit, et juxta Mombaçam mari Indico misceri creditur". — „Historia Aethiopica", Lib. I, cap. 3.

279 (p. 325.) Mam vergleiche im Besondern Fernandez auf S. 25 dieses Versuchs. Rochet d'Héricourt, als er zu Túti (Touthé) in der Nähe des Hawásh war, drückt sich folgender Massen aus: — „Ie m'étais tourné vers une chaine de montagnes *où commencc le vaste plateau qui forme une des plus riches provinces de l'ancienne Abyssinic*, *et qui est aujourd'hui occupé par les Gallas, le plateau d'Anaria;* j'en regardais les croupes bleuâtres qui courent de l'occident au midi". — „Second Voyage au Royaume de Choa", p. 190 sq. Dies ist augenscheinlich nicht Enárea Proper, sondern es sind nur diejenigen Theile des Galla-Landes im W. und S.W. von Schoa, welche in Gódscham unter den Namen Miétscha, Gandéberat, Tschélea, Wóreb u. s. w. bekannt sind. — [Anmerkung vom 9. März 1847.[

280 (p. 325.) Monbasah (Idrisi). — F. S.

281 (p. 326.) Diese Vergleichung lässt sich besser beurtheilen, wenn ich hinzufüge, dass unsere Unterredung in Jáusch Statt fand.

282 (p. 327.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 257 sq.

283 (p. 327.) Bulletin de la Soc. de Géogr., 2me Série, T. XIX, p. 439.

284 (p. 327.) Journal R. G. S., vol. XIII, p. 255.

285 (p. 327.) Den Nachrichten zufolge, welche d'Abbadie bei seinem ersten Aufenthalt in Abessinien erhielt, „liegt Enárea am Zusammenfluss zweier Flüsse, des Gibe und Dibi". — Bulletin de la Soc. de Géogr. 2me

Série, T. XII, p. 190. — Derselbe Reisende bemerkt, *in einem Briefe aus Sakka selbst*, vom 16. Sept. 1845: — „Die Haüser von Sakka liegen am rechten Ufer des Walmâï (Oulmay) zerstreüt, eines ganz kleinen Flusses (stream), welcher in den Gibbe fällt, *den zweiten dieses Namens*, der sich mit dem Gibbe von Sibu vereinigt. Der so an Grösse angewachsene Fluss berührt Dschándscharo und vereinigt sich erst mit dem Borara, der von Agábdschai kommt, und weiterhin mit dem Gódscheb, *der in der Folge den Namen Omo — U'ma von den Einwohnern Worátta's genannt, anzunehmen scheint*". — Ebendaselbst, 3me Série, T. III, p. 56.

286 (p. 328.) Adija oder Hadéa ist die frühere und richtigere Benennung. *Kambwát* (Cambate) ist der Name eines Galla-Stammes, der seitdem eine Niederlassung im südlichen Theil von Gódscham gegründet hat. Siehe „Journal R. G. S.", vol. XIV, p. 25. — [Hadéa ist „Hadiyah" von Abú-l-fedá (p. 160, Rinck, Makrizi etc., p. 14), worin das *h* nur ganz schwach aspirirt ist. „Es liegt gegen Süden von Wefát (Ifat) der Abessinier) oder Dschiberah" (Ebendas.). Das Adjectiv des zuletzt genannten Namens ist Dschiberati, was von den modernen Ägyptern in Dschiberti zusammengezogen wird. — F. S.)

287 (p. 328.) „A mam esquerda ficam aqui huns póvos chamahos *Gurá-Gués*, os quays povos reconhecem vassalagem ao Emperador". — Tellez, a. a. O., p. 324.

288 (p. 328.) Tellez, ebendaselbst.

289 (p. 328.) Murray in „Bruce's Travels", 2nd Edition, vol. III, p. 7, erwähnt *Alamale* (Alaba?), in Verbindung mit Wedge (Wadsch, das *Ogge* der Portugiesen), nördlich (nordöstlich?) von Cambat *und Hadéa* liegend. Wadsch (Wadj) liegt im Süden von Schoa, und die Kaiser von Abessinien residirten in dieser Provinz, bevor sie Gondar zu ihrer Hauptstadt machten.

290 (p. 329.) „Viaggio nella Ethiopia", cap. CXXXIII; im ersten Bande, S. 149 von Ramusio's „Navigazioni e Viaggi".

291 (p. 329.) „Non si sa particularmente degli habitanti, dove si finisca di correre; ma si presuma che vada verso ponente, nel regno di *Mani*-congo", — d. i.: Königreich *des Königs von* Kongo. Vergl. oben S. 345.

292 (p. 329.) „Der Abiad-Fluss ist drei Mal so gross, als der Nil [Bahr el Azrek]. *Ich glaube immer, dass es der Kibbee der Nareaner oder Galla, der Zebee der Jesuiten, der Yabous der Fazuklaner ist*, indem er die Gränze dieser Provinz gegen Westen bildet". — Auszug aus handschriftlichen Notizen in Murray's „Life of Bruce", p. 418 sq.

293 (p. 329.) „Le Bahr-el-Abiad n'a point été inconnu à M. Delisle, et il est dénommé dans la carte que j'ai citée. Mais il ne m'a point paru, en dressant la carte de l'Afrique, qu'il me fût permis de confondre ou d'itentifier ce fleuve avec une rivière nommée Maleg, *qui côtoie de fort près*

l'Abawi de l'Abissinie, et lui paroit très inférieure, selon la carte des Jésuites Portugais, sans laquelle on ne connoitroit point le Rio Maleg". — Mémoires de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles Lettres (1759), T. XXVI, p. 60.

[294] (p. 329.) „Der Fluss Zebee oder Kibbee umgiebt einen grossen Theil des Königreichs Gingiro. *Er ist irriger Weise für den Fluss El Aice* (d. i.: der Bahr el Abyad) gehalten worden, der nach Ägypten in einem Laufe fliesst, welcher parallel ist mit dem des Nils (d. i.: der Bahr el Azrek) aber westlich von diesem". — Bruce, „Travels" vol. II, p. 318. Und weiterhin: — „*Den Zebee halten die Kaufleüte dieses Landes allesammt für den Quellfluss des Quilimancy,* welcher, da er durch einen solchen Landstrich von Narea bis in die Nachbarschaft von Melinda fliesst, eine sehr bedeütende Verbindung mit dem Binnenlande eröffnet haben muss. — Ebendaselbst.

[295] (p. 329.) Vergleiche Anmerkung 92, Seite 36—38.

[296] (p. 329.) Rochet d'Héricourt, in seinem „Second Voyage au Royaume de Choa", p. 273 sq., spricht von einem Fluss, Gibbe, welcher in Enarea, S.W. von Schoa, in einem Berge (Gebirgs-Lande?) Namens Bottschia-Magna entspringt, *von O. nach W. zwischen Káffa und Kambwát fliesst, und sich dann nordwärts wendet, in welcher Richtung er sich wahrscheinlich mit dem Nil vereinigt.* Erwägt man die Unbestimmtheit des Ausdrucks „Enarea" (vergl. S. 325), so ist es nicht leicht, zu bestimmen, ob dieser Fluss in seinem oberen Laufe, der Gibbe Lefebvre's ist, oder der Kúsaro-Gibbe, oder Zebeé von Fernandez, welcher in *Bósha* entspringt; in seinem untern Laufe aber ist er augenscheinlich identisch mit dem Gódscheb, dem Recipienten des einen sowol, als des anderen dieser zwei Flüsse. — Anmerkung vom 9. März 1847.

[297] (p. 329.) „ . . . . Zebee, wie die Portugiesen ihn (diesen Fluss) nennen; allein sein wahrer Name ist Kibbee, *ein Name, der ihm von den mohammedanischen Kaufleüten* (den einzigen Reisenden in diesem Lande) *beigelegt wird*, wegen der Weisse, welche mit der Farbe geschmolzener Butter Ähnlichkeit hat, was dieses Wort bedeütet". — Bruce's Travels, vol. II, p. 317.

[298] (p. 329.) Diese *gewaltsame* Ableitung des Namens „Kibbee" kann mit zur Unterstützung des S. 189 angeführten Arguments dienen.

[299] (p. 330.) Tutschek's Galla Dictionary, p. 61, enthält u. a. folgendes Beispiel: —

„Galáni na nádé	„Fort reisst der Fluss mich,
Gibén na gezize".	Und zum See schnell trägt er mich".
	Galla-Gesang.

300 (p. 330.) Proceedings of the Philological Society, vol. II, pp. 93—107. Ludolf giebt, in seiner „Hist. Aethiop. Lib. I, cap. 15, *ein* Wort der Gónga-Sprache, *donzo*, welches „Herr“ oder „Meister“ bedeütet, und mit dem *Dóndscho* (Gónga) und *dóno* (Káffa) meiner Wörter-Verzeichnisse korrespondirt.

301 (p. 331.) Journal R. G. S., vol. XV, p. 193. [Vergl. diese „Zeitschrift für Erdkunde“, Bd. VI, S. 138, Anmerkung]; vergleiche auch Marsden in Kapt. Tuckey's „Narrative of an Expedition to explore the River Zaire“, p. 389.

302 (p. 331.) Journal R. G. S., vol. XV, p. 203. [Vergl. diese „Zeitschrift für Erdkunde“, Bd. VI.]

303 (p. 331.) In der Kafir-Sprache der Kap-Kolonie heisst „ein See“ *Ik'ibi* (mit dem Ton auf dem *k*), was die Missionaire *Icibi* schreiben. Man sehe Aycliff's „Vacabulary of the Kafir Language“, 1846.

304 (p. 332.) D'Abbadie, in „Nouvelles Annales des Voyages“ 1845, T. I, p. 263.

305 (p. 332.) Lefebvre's Berichterstatter Irbo spricht auf dieselbe Weise ganz bestimmt von dem Dasein solch' eines See's oder eigentlich von mehr, als Einem solchen See. Er sagt („Bulletin de la Soc. de Géogr., 3me Série, T. I, p. 54), dass ein von Osten kommender Fluss sich mit dem Gódscheb vereinigt, der an dieser Vereinigung einen See, oder ein Becken bildet, in welches sich mehrere kleine Galla-Flüsse ergiessen. Auch fügt er noch hinzu, dass drei Tagereisen von seiner Quelle der Gódscheb im Lande Sidáma (Káffa) durch einen *anderen* See fliesst, über den die Eingebornen nie setzen, ohne gebeichtet zu haben, in Betracht nämlich, dass auf demselben Menschenleben sehr oft verloren gehen.

306 (p. 332.) Journal R. G. S., vol. XII, p. 87.

307 (p. 333.) Bulletin de la Soc. de Géogr., 2me Série, T. XVIII, p. 355

308 (p. 333.) *Ilm' órma* (Söhne der *Menschen*) ist die einheimische Benennung des Volks: *áfan órma* („der Mund“ der Menschen) ist die seiner Sprache. Wenn es demnach werth wäre, einen Substituten für den allgemein bekannten Ausdruck „Galla“ einzuführen, so würde der geeignetste Name für Volk und Sprache *Orma* oder *Orman*, und für das Land *Ormania* sein. Vergleiche „Proceedings of the Philological Society, vol. II, p. 96.

309 (p. 333.) D'Abbadie in „Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II, p. 115.

310 (p. 333.) Das Dawáró von Makrizi (Rinck, pp. 11, 13) ist wahrscheinlich dieses Land. — F. S.

311 (p. 333.) Journal R. G. S., vol. XII, p. 87.

312 (p. 333.) Dr. Krapf gedenkt „eines grossen Flusses, Namens Uma“, den

er durch Walámo fliessen lässt. Siehe „Journals of the Rev. Messrs. Isenberg and Krapf“, p. 257.

313 (p. 333.) Diese Meinung ist in der That seitdem von d'Abbadie selbst angenommen worden. Man sehe „Bulletin de la Soc. de Geogr.“ 3me Série. T. III, p. 56; und vergleiche oben die Anmerkung 285 auf S. 357.

314 (p. 333.) Bulletin. 2me Série, T. XII, p. 189.

315 (p. 333.) Journal R. G. S., vol. XII, p. 87.

316 (p. 334.) Ebendaselbst, vol. XIII, p. 264.

317 (p. 334.) Bulletin, 2me Série, T. XIX, p. 438.

318 (p. 334.) Was wird aber in diesem Falle *aus dem Salz dieses Sees*, was die Einwohner von Worátta zum Verkauf nach Káffa fördern?

319 (p. 334.) Bulletin, 2me Série, S. XIX, d. 438.

320 (p. 334.) Ebendaselbst, p. 441.

321 (p. 335.) Nouvelles Annales des Voyages, 1845, T. II, p. 114.

322 (p. 335.) Dieser See mag etwa der grosse See sein, von dem Rochet sagt, dass er in Kortschássi (Korchássi) südlich vom See Zuwái liege, durch welchen der Wábbi von Dschuba — der Wábbi-Giwéyna oder Gówin — fliessen soll. — Anmerkung vom 12. März 1847.

323 (p. 335.) *Dóko* in der Galla-Sprache bedeütet „dumm“, „unwissend“. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass hieraus der Name jener rohen Wilden entsprungen, von denen Dilbo's Bericht so seltsame Erzählungen enthält. Es ist ihrer von mir zuerst Erwähnung gethan im „Journal R. G. S.“, vol. XII, p. 87; auch vol. XIII, p. 265 sq. und in der „Literary Gazette“ vom 30. December 1843, p. 851 sq.

324 (p. 336.) Dies ist die Grösse, welche der See auf d'Arnaud's Karte hat; Werne sagt dagegen (p. 48): — „Der See hat 18—20 Meilen *im Quadrat*“, was, wenn gewöhnliche deütsche Meilen gemeint sind, den See von bedeütent grösserer Ausdehnung machen würde. Doch sind wahrscheinlich geographische Meilen, deren 60 auf einen Grad gehen, gemeint. — [Meines Erachtens, hat Werne sagen wollen: $\sqrt{20} = 4,4$ *deütschen* Meilen $= 20$ *geographischen* Mln. (nahe), mit d'Arnaud's Karte übereinstimmend. — Anmerkung vom 20. Dec. 1847. Bgs.]

325 (p. 336.) Werne, a. a. O., p. 48.

326 (p. 336.) Bulletin de la Soc. de Géogr., 3me Série, T. IV, p. 160. Riley erwähnt, dass Hadschi Hamet zufolge, der *Tschad-See* den Namen *Nu* führt. Hierauf stützte der gelehrte Geograph Reichard — welcher seit 1802 die, in England mit Bezug auf den „Niger“ allgemein herrschende Ansichten bestritt und behauptete, dass der Dscholiba von Park südwärts nach der Bucht von Benin fliesse, genau so, wie Lander 1831 nachwies, dass es der Kwára (Quorra) thut (man sehe „Bulletin de la Soc. de Géogr.“ 3me Série, T. I, p. 196); — die Ansicht, dass das Wort *Nu* eine Abkürzung von

Nuchul (oder Nuluch) sei, dem Namen des Sees, aus welchem der Nil (d. i.: sein grosser *West*-Arm) abfliessen soll (man sehe Mela, Lib. III, c. 9; edit. Gronovii, p. 312 sq. und p. 866 sq.) Orosius, Lib. I, c. 2, nennt diesen See *Nuhul*.

[327] (p. 336.) Cuir oder Kuir ist eine falsche Lesart für Kúra, den Namen, der in Abú-lfedá gegeben ist; pp. 37, 163. — F. S.

[328] (p. 336.) Werne, a. a. O., p. 48. — [Werne schreibt den Namen *Bach'r el Gasall*. Bgs.]

[329] (p. 336.) Bulletin de la Soc. de Géogr., 2me Série, T. XVIII, p. 90.

[330] (p. 337.) Werne, a. a. O. p. 49.

[331] (p. 337.) Ebendaselbst, p. 48.

[332] (p. 337.) Ebendaselbst, p. 49. Dies sind dem Anschein nach geographische Meilen, es können aber auch möglicher Weise gewöhnliche deütsche Meilen sein, davon jede vier geographische Meilen enthält. — [Werne hat ohne Zweifel *deütsche* Meilen im Sinne gehabt. Bgs.]

[333] (p. 337.) Ebendaselbst. Dürft' es nicht möglich sein, dass die Expedition hier aus dem Haupt-Kanal des Nils herausgekommen wäre, ohne es gemerkt zu haben?

[334] (p. 337.) Bulletin de la Soc. de Géogr., 2me Série, T. XIX, p. 95.

[335] (p. 337.) Werne, a. a. O. p. 50.

[336] (p. 338.) Ebendaselbst.

[337] (p. 338.) Bulletin de la Soc. de Géogr., 2me Série, T. XIX, p. 444 sq.

[338] (p. 338.) Meines Erachtens legt Beke den von Werne eingesammelten Erkundigungen doch ein zu grosses Gewicht bei, denn dieser Reisende sagt ausdrücklich: — „*Lakono vermochte nur karge Nachrichten über den Weissen Fluss zu geben*" (a. a. O. p. 50). Diese Stelle in Werne's, überhaupt nur ganz allgemein und übersichtlich gehaltenen Bericht scheint Beke ganz übersehen zu haben. — Anmerkung vom 20. Dec. 1847. Bgs.

[339] (p. 338.) Jomard, „Observations sur le Voyage au Darfour", p. 31. — [Diese „Bemerkungen" über des Scheikh Mohammed el Tunsi Reise nach Darfur, welche mir von Jomard s. Z. mitgetheilt worden sind, werd' ich in eines der nächsten Hefte dieser Zeitschrift aufnehmen. Bgs.]

[340] (p. 339.) Diese Ortsbestimmung ist natürlicher Weise nur eine blosse Annäherung an die Wahrheit.

[341] (p. 339.) „Brooks" schreibt Beke; im Original (Werne, a. a. O., p. 50) steht „Quellen", was doch offenbar als „*Quell-Bäche*" zu verstehen ist. Bgs.

[342] (p. 340.) Lafargue, welcher im Jahre 1845 den Bahr el Abyad hinaufging, sagt, dass dem Bericht der Neger-Unterthanen von König Lakono zufolge, der *zweite* Arm des Nils, welchen er aufwärts verfolgte — der Bahr el Ghazál, oder Keilah, betrachtet er als *ersten* — sich gegen *Westen*

wende an einem Punkte, welcher 6 Tagereisen von dem äussersten Punkte seiner Reise entfernt ist. Man sehe „Bulletin de la Soc. de Géogr." 3me Série, T. IV, p. 161. Während d'Arnaud seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf den Shoabérri, der dem Nil von Osten her zufliesst, gerichtet hat, scheinen Lafargue's Erkundigungen ganz besonders die Nebenflüsse des *westlichen* Ufers im Auge gehabt zu haben. Dies erklärt nicht blos das scheinbar widerstreitende Zeugniss der zwei Reisenden, sondern kann auch zur Vereinigung beider mit Werne's Angaben führen. Als allgemeines Resultat, welches aus der Erwägung aller Umstände hervorgeht, stellt sich heraus, dass südlich bis zum 5° nördlicher Breite der Nil stets ein sehr grosser Fluss ist, in den sich auf beiden Seiten von Osten und Westen her, bedeutende Nebenflüsse ergiessen.

[343] (p. 340.) Dieser Name Zambéze wird gewöhnlich irriger Weise Zembere, Zembré, oder Zambre geschrieben. Es ist der See *Maravi* der Karten.

[344] (p. 340.) Journal R. G. S., vol. XV, p. 185 sqq. [Zeitschrift für Erdkunde, VI. Bd. p. 316 sqq.]

[345] (p. 340.) Ebendaselbst, p. 212.

[346] (p. 340.) Ebendaselbst, p. 213; Cooley sagt an dieser Stelle: — „The northern Limit of wich empire (Monomoezi) will be thus *rudely* fixed in the third or fourth parallel of South Latitude". — [Vergl. unsere Zeitschrift Bd. VI, p. 317.]

[347] (p. 340.) Ebendaselbst, vol. XVI, p. 139. [Cooley's Worte sind: — „I have fallen short of the truth by about 150 miles". Zur Ergänzung seiner grossen Abhandlung lasse ich diese „Further Explanations" von Cooley weiter unten folgen. Bgs.]

[348] (p. 341.) De Barros „Asia", vol. III, Theil II, p. 373.

[349] (p. 341.) Ptolem., Lib. IV, cap. VIII, p. 113 (edit. Bertii, p. 129).

[350] (p. 341.) Ptolem., Lib. IV, cap. IX, p. 115 (edit. Bertii, p. 131.

[351] (p. 341.) Zum Beweise dieser Angabe vergleiche man Dasjenige, was hierüber auf S. 163 ff. gesagt worden ist.

[352] (p. 341.) Der Gihon wird von Makrizi (Rinck, pp. 2. 16) Sihon (Saïhûn) genannt. — F. S.

[353] (p. 341.) „E destes tres notaveis rios, que ao presente sabemos procederem deste lago, os quaes vem sahir ao mar tao remotos hum de outro *o que corre per mais terras he o Nilo, a que os Abexyns* da terro do Preste Joao *chamam Tacuy*, no qual se mettem ortuos dous notaveis a que Ptholemeu chama Astabora, e Astapus, e o naturaes Tacazy, e Abanhí [Abahui = Abâwi, d. i.: Abâï]". — Asia, vol. III, P. II, p. 373.

[354] (p. 342.) Ebendaselbst. Man sehe die, oben auf S. 163 citirte Stelle.

[355] (p. 342.) Nämlich das *alte* Damot, südlich vom Abai.

[356] (p. 342.) So sagt Tellez, indem er vom See Zána spricht: „Chamou

Phtolomeu a esta alagoa, Coloe, Joam de Barros lhe chama Barcenà [Bahr Zána], a respeyto parece de hua ilha que està junto ao lugar por onde o Nilo saye. Os doutissimos Gerardo Mercator e Joam Jansonio nas suas famosas taboas de Abassia poem dous nomes a esta alagoa, e chamam Zambre (Zambeze) a parte que fica pera o Sul, e dizem Zaire o que olha pera o Norte. Porém o seu nome como ja dissemos he Bar Dambeá". — Historia etc. p. 14.

Sodann sagt De Santos: — „.... O rio Nilo, o qual nace no sertao desta Ethiopia da hum grande lago chamado Barzèna [Bahr Zána] *situado em doze graos da Banda do Sul*". — Ethiopia Oriental, Part. I, lib. IV, cap. XIII, fol. 104.

Als Folge dieser Vermengung des Zána-Sees mit dem See Zambéze wurde der Wábbi, und späterhin der Zebeé, zum Quellfluss des Kilimáne gemacht. Man vergleiche über diesen Gegenstand oben die Anmerkung 92 auf S. 36—38.

357 (p. 343.) Hieraus entsprang, dass die portugiesischen Jesuiten, obwol sie ganz richtiger Weise den Abäï und den See Zána für den Astapus und den Coloë des Ptolemäus ansahen, sie sich doch der Inkonsequenz schuldig machten, dass sie den zuerst genannten Fluss *zu gleicher Zeit* für den Nilus des griechischen Geographen hielten.

358 (p. 344.) Journal R. G. S., vol. XV, p. 471 sq.

359 (p. 344.) Ebendaselbst, p. 373.

360 (p. 334.) Wenn diese Nachricht und die der ersten Portugiesen richtig ist, so hat man Grund, zu glauben, dass die ägyptische Expedition in dem südlichen Abschnitt ihrer Reise den Hauptkanal des Nils verlassen habe; und der Tubiri nur ein anderer seiner Hauptarme sei. — [Woher kennen, lässt sich hier fragen, die ungebildeten Einwohner des Königreichs Moëzi das fern liegende Agypten, da die gebildeteren Abessinier nicht einmal etwas von den Ländern wissen, die, ihnen verhältnissmässig benachbart, jenseits oder südlich des Abäï liegen? Anmerkung vom 20. Dec. 1847. Bgs.]

361 (p. 344.) Ptolem., Lib. IV, cap. IX, p. 115 (edit. Bertii, p. 131).

362 (p. 344.) Ebendas., cap. VIII, p. 113 (edit. Bertii, p. 129).

363 (p. 345.) Wenn das Ptolemäische *Menuthias* nicht Madagaskar, sondern die Insel Zanzibar ist, wie von d'Anville behauptet wurde („Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres", T. XXXV, 1770, p. 593 sqq.) und neüerlich mit grossem Geschick von de Froberville dargethan worden ist, („Bulletin de la Soc. de Géogr., 3me Série, T. I, p. 224 sqq.), so folgt daraus, dass sich die Lage des „Barbaricus sinus", und folglich auch die des Landes der „Anthropophagi" und der „Mond-Berge" mit grosser Genauigkeit bestimmen lässt.

[364] (p. 345.) Relation de l'Egypte par Abd-Allatif, p. 7. Vergleiche dei Anmerkung 260 auf S. 207 des gegenwärtigen Versuchs.

[365] (p. 345.) Cooley sagt (Journal R. G. S., vol. XV, p. 211, diese Zeitschrift, Bd. VI.): — „Der Name Monomoezi, oder, wie er vielleicht besser geschrieben wird, M'wána-M'wézi, ist eine politische Benennung, indem M'wána Souverainetät bedeütet .... Von Kongo bis Zanzibar nimmt dieses Wort die verschiedenen Formen Mani, Muene, Muana und Buana an, davon die letztere *Herr* (master) im Sawáhili bezeichnet. Die ursprüngliche Bedeütung des Worts, welches stets dem Namen des Landes als Titel vorgesetzt wird, ist indessen sehr wahrscheinlich eine ganz verschiedene. Die Geographen des siebenzehnten Jahrhunderts bemühten sich ganz vorzüglich um Ermittelung der Thatsache, dass „das Reich von Monomoézi unmittelbar rund um die Mond-Berge liege". Sie würden sich gewiss sehr gefreüt haben, wäre es ihnen bekannt gewesen, dass Moézi im Sawáhili und Mucaranga Mond bedeütet — im Bunda Riégi oder moégi.

[366] (p. 345.) Man sehe oben Note 291, p. 358 dieses Versuchs.

[367] (p. 345.) Pigafetta in Purchas' „Pilgrims", vol. II, p. 1007; man vergleiche auch p. 1009, sq., wo andere, ähnliche Fälle citiret sind.

[368] (p. 346.) Im Sawáhili und Mucaranga *moézi;* im Bunda *moégi* (Cooley, im „Journal R. G. S.", vol. XV, p. 211; „Zeitschrift für Erdkunde", Bd. VI.); im Mondschu (Monjou) *Muéze* („moocize" — Salt's „Voyage to Abyssinia, Appendix p. 1); im Kongo *muèzi* („mooezy" — Marsden, in Tuckey's „Narrative" etc. p. 389); und im Mozambique *moïse* („moysé" — Ebendaselbst.)

[369] (p. 346.) Die folgenden Bemerkungen (über die physische Gestaltung des Tafellandes von Ost-Afrika) sind, mit einigen Veränderungen, einer Denkschrift entlehnt, welcke ich zu Southampton am 16. September 1846 in der Sitzung der Abtheilung für Geologie und physikalische Geographie der britischen (Wander-) Gesellschaft zur Förderung der Naturwissenschaften (Science) vorgetragen habe, und von der ein Auszug in dem „Report of the British Association" for 1846: „Transactions of the Sections" q. 70 sqq. erschienen ist.

[370] (p. 347.) Ritter, die Erdkunde im Verhältniss zur Natur und zur Geschichte des Menschen u. s. w. Erster Theil, Erstes Buch. Afrika. Berlin 1822, p. 174 ff. — [Auch in „Ein Blick in das Nil-Quellland", Berlin 1844, p. 12, ist noch von „Bergterrassen" die Rede. Beke urtheilt aber über das „abessinische Terrassen-Wesen«, meines Erachtens nicht ganz richtig: das Wort »Terrasse« soll, dünkt mich, nur eine allgemeinste Vorstellung geben von der stufenförmigen Übereinanderlagerung und der Boden-Plastik eines Landes überhaupt, daher es denn auch auf die Charakterisirung des abessinischen Bodens, und zwar nicht mit Unrecht, Anwendung gefunden hat.

Aus Beke's lichtvollen Auseinandersetzungen geht übrigens hervor, dass die Gestaltung des abessinischen Tafellandes sehr grosse Aehnlichkeit hat mit der des Plateaus von Mexiko. Bgs.]

371 (p. 347.) Rüppell's Reise in Abyssinien, Bd. I, p. 304. Siehe auch Berghaus' Annalen, 5te Reihe, Bd. I, p. 56. [Dieses Citat ist nicht richtig: eine 5te Reihe meiner Annalen giebt es nicht, nur eine Vierte. Beke meint hier der *dritten* Reihe ersten Band, S. 201—208, wo Rüppell's »Einige Bemerkungen über den Verlauf des Nilstroms« etc. abgedruckt sind. Bgs.]

372 (p. 347.) Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. II. [Das schöne Profil, dessen Beke gedenkt, ist nach Rüppell's, von Mädler berechneten Barometer-Beobachtungen von dem gelehrten orientalischen Reisenden Dr. Parthey (Besitzer der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin) entworfen worden. Es enthält ausser den Boden-Erhebungen und Senkungen auch Notizen zur Gäa, Flora und Fauna des Landes, die sich auf Rüppell's Beobachtungen stützen. Bgs.]

373 (p. 347.) Enthalten auf Beke's Karte zum Journal R. G. S., vol. XIV gehörig.

374 (p. 348.) Nämlich 1431 pariser Fuss. Man sehe Russegger a. a. O. Bd. II, Theil I, p. 544.

375 (p. 348.) In diesem (wüsten) Landstrich (zwischen der Küste des Indischen Meeres und dem östlichen Fuss des Abessinischen Tafellandes) liegt, ungefähr 25 Meilen westlich von Tadschürrah, der *Salz-See Assal*, welcher wegen seiner grossen Depression unter dem Niveau des Meeres bemerkenswerth ist. Diese Depression, über die man zuerst im Jahre 1840 Gewissheit erlangte, schätzte ich auf 760 Fuss [„Journal R. G. S.", vol. XII, p. LXXI]. Seit der Zeit ist sie vom Lieutenant Christopher (Ebendaselbst, vol. XII, p. 212) und von Rochet d'Héricourt („Second Voyage à Choa", p. 316) barometrisch gemessen worden: Ersterer bestimmt sie zu 570 Fuss, Letzterer zu 217,m7 = 714 Fuss. — [Major W. Cornwallis Harris, in seinem Werke „The Highlands of Aethiopia", Second Edit., vol. I, p. 102, beginnt das XIVte Kapitel mit den Worten: — „In diesem ungefächelten (unventilated) und diabolischen Loche (dem Pandemonium von Bahr Assál) waren die Leiden für Menschen und Vieh in der That schrecklich. Nicht einen Tropfen frischen Wassers gab es auf Meilen weit; und obwol alle menschliche Vorsicht angewandt worden war, Wasser in Schlaüchen auf Kameelen mitzuführen, so erwies sich doch, bei der sehr grossen Ausdehnung des zu durchschreitenden wüsten Landes — was fast für Alle Enthaltsamkeit nothwendig machte, und wozu sich noch die Schwierigkeit gesellte, die, von dem brennendsten Durste gequälte Menge in Ordnung zu halten — der mitgenommene Wasser-Proviant als unzureicheud. Während dieses ganzen schrecklichen Tages, an dem das Thermometer, im Schutz von Mänteln und

Schirmen auf 126° (F.) stieg — in einem erstickenden Pandemonium, das 570 Fuss *unter dem Ocean* liegt, und wo der Glanz eines Meeres von weissem Salz die Augen auf's schrecklichste peinigt; wo der ofenartig ausgehauchte Dampf das Athmen fast unmöglich macht, entstand der unerträglichste Durst. Dazu kam, dass es nicht den geringsten Schutz gab, mit Ausnahme dessen, den, in grausamer Verhöhnung, die verbutteten Zweige der einsamen blattlosen Akazie, oder, schlimmer noch, die schwarzen Blöcke einer glühenden Lava gewährten . . . . Pestalenzialisch, tödtlich und abschreckend, aber höchst interessant in geologischer Beziehung, schloss die überwältigende und lähmende Hitze die Möglichkeit jeglicher genauen Untersuchung aus, daher sich unsere Bemühungen nothwendiger Weise auf den allgemeinen Charakter der Stelle beschränken mussten. Die Breite, Länge und das Niveau wurden jedoch genau bestimmt — (Die Breite 11° 37′ 30″ N., die Länge 42° 33′ 6″ O. Grw., das Niveau 570 Fuss engl. unter der Meeresfläche; Appendx No. I, a. a. O., p. 407) — und zahlreich waren die Theorien, denen dieses so ungewöhnliche Phänomen unterlegt wurde. Augenscheinlich das Ergebniss eines Erdbebens und vulkanischen Ausbruchs — ein Chaos, ins Dasein gespien von

„Th' infuriate hill thst shoots the pillar'd flame“,

muss Dame Natur in der That die schrecklichsten Geburtsschmerzen empfunden haben, indem sie einer so monströsen Nachkommenschaft das Leben gab. Die eirunde Gestalt des Beckens, das auf drei Seiten von vulkanischen Bergen und auf der vierten von Lava-Feldern eingeschlossen ist, könnte beim ersten Blick die Stelle eines grossen Kraters andeüten. Allein bei weitem wahrscheinlicher ist die Hypothese, dass der Bahr Assál, jetzt ein Todtes Meer, einst, in einer sehr entfernten Periode, eine Fortsetzung des Busens von Tadschúra (Tajúra) bildete, und von Gubut el Charáb durch einen sechs Meilen breiten Lavastrom getrennt wurde, der in der Folge durch unterirdische Thätigkeit Aufhaüfungen erfuhr und jetzt eine Schranke bildet, welche von ihrem höchsten Punkte, wo noch Spuren vieler Krater vorhanden sind, ostwärts gegen das tiefe Gewässer der Bucht, und westlich gegen das Becken des Salz-Sees sich allmälig senkt. Während in der Bucht von Tadschúra mit dem Senkblei kein Grund gefunden wird, hat man in Gubut el Charáb (einem Binnenwasser der Tadschúra-Bucht) mit 115 Faden, oder 690 Fuss die Tiefe gemessen; und angenommen, die Depression des Sees habe früher hiermit korrespondirt, so können 120 Fuss für seine gegenwärtige Tiefe angenommen werden. Auf diese ist er durch die grosse jährliche Verdampfung reduzirt worden, die Statt finden muss — eine Verdampfung, die mit jedem Jahre abnimmt, da die Salzauflösung sich intensiver kozentrirt. . . Im Verlauf der Zeit muss, sollte der gegenwärtige Zustand der Dinge von unten her nicht gestört werden, das Wasser wahrscheinlich ganz verschwinden, und ein Feld von Steinsalz zurücklassen, welches, wenn es von dem Detritus

der benachbarten Berge bedeckt wird, ein ungeheüres Magazin für die Bedürfnisse noch ungeborner Danákil-Geschlechter liefern muss; während die Erdstösse, welche noch jetzt dann und wann Statt finden, es nicht unwahrscheinlich machen — um die Spekulation noch weiter zu treiben — dass Gubut el Charáb, der jetzt nur durch einen schmalen Kanal von der Bai von Tadschúra getrennt ist, unter subterraneischem Einfluss in kurzer Zeit in einen Salz-See verwandelt werde, der in keinem wesentlichen Punkte verschieden sein wird vom Bahr Assál — einem zweiten würdigen Vorbilde des „Valley of the Shadow of Death". — Zusatz vom 20. Dec. 1847. Bgs.]

376 (p. 351.) Journal R. G. S., vol. XII, p. 253; vol. XIV, pp. 28 sq., 49, 66 sq.

377 (p. 351.) McQueen, in seinem „geographischen Memoir", welches Isenberg's und Krapf's „Journals" beigefügt ist, macht (pp. 35 und 72) Einwendungen gegen Rüppell's und meine Höhenbestimmungen der Flussbetten des Abáï und Takkázie, weil sie mit Bruce's Messungen nicht in Einklang stehen. Der zuletzt genannte Reisende (vol. III, p. 642) berechnet die Höhe der Abáï-Quelle zu „*mehr, als zwei Meilen* über der Meeresfläche", wofür, da zwei Statute-Miles = 10.560 Fuss sind, in runder Zahl 11,000 Fuss gesetzt werden können. Ich schätzte diese Höhe vermittelst eines Hypsothermometers zu 8770 Fuss, oder etwas darüber („Nouvelles Annales des Voyages", 1846, T III, p. 24 sq.) und d'Abbadie, mit einem ähnlichen Instrumente, zu 9206 Fuss (Ebendaselbst). Hiernach kann die wahre Höhe der Abáï-Quelle in runder Zahl zu 9000 Fuss, oder 2000 Fuss niedriger, als Bruce's Schätzung, gesetzt werden.

Ferner sagt McQueen, Bruce habe die Höhe der Ebene von Sennár (die sich nur wenig über den Fluss erhebt) zu ungefähr 5000 Fuss über der Meeresfläche berechnet. Russegger („Reise", Bd. II, Th. I, p. 544) indessen hat die Höhe des Nilbettes bei Chartúm, der gegenwärtigen Hauptstadt von Sennár, nur zu 1431 pariser = 1525 englischen Fuss bestimmt, oder ungefähr 3500 Fuss niedriger, als Bruce sie machte.

Hiernach muss man zugeben, dass Bruce's Schätzungen irrig sind, und folglich auch alle Argumente, die man darauf stützen will, zu nichts führen können. Vergleicht man die verschiedenen Höhen-Messungen, welche Rüppel, Russegger und ich in verschiedenen Theilen des Nilthals und seiner Nebenthäler ganz unabhangig von einander angestellt haben, so wird man finden, dass sie durchaus übereinstimmend sind, und die eine Messung die andere bestätigt.

Wenn McQueen (a. a. O.) die Meinung aussprach, dass — „es gewiss weder Wasserfälle, noch Stromschnellen im Strom des Abáwi, von dessen Quelle bis zu dem Punkte gebe, wo Dr. Beke zuerst über ihn setzte (zwischen Shoa und Gódscham in etwa 10° 15′ N. Breite), um auf ihre Rechnung

die 10140 — 1000) Höhendifferenz auf der verhältnissmässig kurzen Strecke von 250 Meilen zu setzen"; so hatte er natürlicher Weise nicht auf die Thatsache Acht, dass zwischen den zwei Brücken, auf einer Entfernung von nur *Einem Zehntheil* der von ihm angeführten Strecke, der Abâï ein Gefälle von mehr als 2000 Fuss hat (man sehe „Journal R. G. S.", vol. XIV, p. 49). Und wenn wir hierzu den schnellen Fall rechnen, den der Fluss, wie bekannt, zwischen seiner Quelle und dem See Zâna hat, so fällt es nicht schwer, für die ganze Differenz von 6000 Fuss auf 250 Meilen den Grund zu finden.

(Seitdem diese Denkschrift in der geographischen Gesellschaft vorgetragen worden ist, hab' ich Rochet's d'Héricourt „Second Voyage au Royaume de Choa", Paris 1846, zu Gesicht bekommen. In diesem Werke sind auf pp. 116—112 mehrere, von diesem Reisenden mit dem Barometer gemessene Höhenmessungen enthalten, welche die von mir gefundenen Resultate vollständig bestätigen. Der Tschâtscha (Châcha) hat, Rochet zufolge, ein Gefälle von nicht weniger, denn 1294 mètres, oder 4245 Fuss, *auf der kurzen Strecke von zwölf Lieues.* — Anmerkung vom 9. März 1847).

[379] (p. 152.) Könnte der See Zambèze oder N'yassi nicht wol die Fortsetzung dieser Reihe von Seen sein? In diesem Falle würde er ganz einfach der Oberlauf des Nils sein. *N'yassi* bedeütet, nach Cooley „das Meer", d. h.: *Bahr* der Araber und Abessinier, welcher Ausdruck zur Bezeichnung nicht blos von Meer oder Landsee, sondern auch eines grossen Flusses gebraucht wird.

[380] (p. 152.) Ptolem., Lib. IV, cap. IX, p. 115 (edit. Bertii, p. 111).

[381] (p. 152.) Journal R. G. S., vol. X, p. 580, vol. XIV, p. 69. — [Im Originale steht „. . lost in lake Abhébbad *before* reaching the Ocean". Bgs.]

[382] (p. 152.) Man sehe die Anmerkung 234 auf S. 205 dieser Abhandlung.

[383] (p. 152.) Bulletin de la Soc. de Géogr., 3me Série, T. II, p. 121.

[384] (p. 152.) United Service Journal, 1845, part. I, p. 127. Zwischen Mónbasah und Zanzibar fand Dr. Krapf keine Flüsse von irgend einiger Bedeütung. Man sehe „Bulletin de la Soc. de Géogr.", 3me Série, T. III, p. 68.

[385] (p. 153.) Kircher, Mundus Subterraneus, vol. I, p. 72.

[386] (p. 153.) Ebenfalls der See Abbale? Vergl. oben S. 335.

[387] (p. 154.) Man sehe „A Statement of Facts" etc., p. 7.

[388] (p. 154.) Vergleiche die Anmerkung 92, oben 36 sqq.

[389] (p. 154.) Vergleiche die Anmerkung 234, oben p. 205.

[390] (p. 155.) Bulletin de la Soc. de Géogr., 3me Série, T. XVIII, p. 382.

[391] (p. 155.) Observations sur le Voyage au Darfour, p. 26 sq.

[392] (p. 155.) Lafargue trat in die Mündung des Flusses ein, den er als einen prachtvollen Strom, mit einer ziemlich raschen Strömung beschreibt". „Bulletin de la Soc. de Géogr.", 3me Série, T. IV, p. 160 sq.

303 (p. 455.) Am Schluss dieser vortrefflichen Arbeit kann ich nicht umhin, auf Russegger's geistvolle »Beiträge zur Physiognomik, Geognosie und Geographie des Tropenlandes« (in Leonhardt's und Brown's »Neüem Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie« etc., Jahrgang 1840, p. 1 – 58) wiederholt aufmerksam zu machen. In diesem ausgezeichneten Naturgemälde (das ich in dem »Grundriss der Geographie«, Breslau 1843, bei der »Physiognomik von Afrika«, pp. 256 sqq. — »sehr fleissig« excerpirt habe), ist ein übersichtliches Bild vom Bau der Erdrinde in diesem Erdtheile gegeben, das zur Berichtigung irriger, und zur Verbreitung richtiger Ansichten wesentlich beiträgt. Was Beke in der vorliegenden Abhandlung über die Gestaltung des ostafrikanischen Gebirgszuges und Tafellandes so lichtvoll auseinandersetzt, hat Russegger schon im Jahre 1840 in grossen Umrissen gezeichnet. — Bgs.

Fernere Erlaüterungen zur Geographie des N'yassi.

von

William Desborough Cooley, Esq.

Aus einem Schreiben desselben an den Sekretair der Königl. Geographischen Gesellschaft zu London.

[Eine Ergänzung zu des Verfassers Abhandlung in dieser Zeitschrift, Band VI, S. 124 sq, S. 200 sq., S. 313 sq.].

Mein Herr, — da ich die „Annaes Maritimos" für das Jahr 1845, welche die Fortsetzung von Lacerda's Tagebuch enthalten, so eben empfangen habe, und ich vermuthe, dass Sie an alle Dem, was die Spekulationen in meiner Abhandlung über den grossen Landsee von Südafrika zu verwirklichen strebt, ein Interesse nehmen, so beeile ich mich, Ihnen eine kurze Nachricht über des genannten

Reisenden Beobachtungen, in so weit sie den gedachten Gegenstand betreffen, zu übersenden.

Zunächst muss ich bemerken, dass Lacerda's Beobachtungen Quilimane, an der Mündung des Cuama, einige Meilen westlicher zu setzen scheinen, als dieser Ort auf Owen's Seekarten niedergelegt ist. Dazu steht Sena, ersterem zufolge, 41 Meilen von der Lage, die ihm Lieutenant Browne anweis't. Eine Insel im Fluss, die zwei Drittel des Weges aufwärts von Sena nach Tete liegt, setzt Lacerda nach seinen Beobachtungen in 16° 30′ 58″ Südbreite. Über die Lage von Tete schweigt er ganz still; allein Mashinga, drei Tagereisen nördlich von dieser Stadt — oder vielleicht 40 Meilen, da die Länge einer Tagereise innerhalb der Portugiesischen Niederlassungen in Afrika zwischen 10 und 16 Meilen wechselt — setzt er in 15° 19′ 15″ Südbreite.

Im Verlauf seines Marsches das Land hinauf beobachtete er die Lage von zwei Orten, die ungefähr 200 Meilen von einander entfernt sind, und zwar das, zwei Tagereisen südlich vom Aruangoa belegene —

Mazavamba in	32° 18′ 11″ O.	12° 33′ 0″ S., und
Moiro Atschinto	30. 1. 41. „	10. 20. 35. „

Von dem zuletzt genannten Orte kam er nach 7 forcirten Tagemärschen nach Lucenda, der Hauptstadt des Cazembe, welche Stadt in nahe —

29° 15′ O. Länge und 9° 30′ S. Breite

liegen wird, wenn wir den Reiseweg in gerader Linie annehmen, und 10 Meilen pro Tag eines forcirten Marsches rechnen, da die durchschnittliche Länge im ebenen Lande unter 9 Meilen ist.

Daher scheint es, dass ich in meiner Zeichnung des Weges von Tete nach der Hauptstadt des Cambeze diesen um ungefähr 150 Meilen zu kurz angegeben habe. Diese Verkürzung der wirklichen Entfernung ist hauptsächlich folgenden Umständen zuzuschreiben: —

Zuerst — so wird von Major Monteiro, der die Expedition nach des Cambeze Lande im Jahre 1831 anführte, ausdrücklich gesagt, dass sein Marsch den ganzen Weg über nach N.O. gewesen sei.

Nun aber fühlt' ich mich nicht berechtigt — obwol ich vollkommen überzeügt war, dass die Besitzungen des Cambeze gegen N.W. und nicht gegen N.O. von Tete belegen seien — das Zeügniss eines Mannes ganz zu verwerfen, der auf dem in Rede seienden Wege wirklich gereis't war. Ich war daher gezwungen, vorauszusetzen, dass der erste Theil des Weges nach N.O. sich neigte, und der ganze Weg eine bogenförmige Richtung habe, die ich auf meiner Karte, statt voll auszudrücken, nur schwach andeütete. Hieraus folgt, dass zwei Dritttheile des ganzen Mangels in direkter Linie zwischen Tete und den Aruangoa fallen, innerhalb welcher Gränzen ich eine nordöstliche Krümmung des Weges beschränken zu müssen glaubte.

Allein, obschon ich *die exacten Punkte* verfehlt habe, so werden Sie, wie ich hoffe, einen hinreichenden Beweis von der allgemeinen Richtigkeit meiner Schlüsse in der Thatsache erkennen, dass ich *die exacte Linie* getroffen habe. Denn die Differenz in der geographischen Länge zwischen Lacerda's Weg und dem von mir angegebenen ist nicht grösser, als diejenige, welche zwischen uns am Ausgangspunkte besteht; so zwar, dass, hätt' ich die Küstenlinie in meiner Karte nach Lacerda's Daten, statt nach den englischen Seekarten, gezeichnet, jener Unterschied gänzlich verschwunden, und meine Zeichnung von der Route, so weit sie geht, mit der seinigen vollkommen zusammen gefallen sein würde. Wenn ausserdem in Erwägung genommen wird, dass Lacerda's Längenbestimmungen von Mazavamba und Moiro Atschinto auf einer einzigen Beobachtung der Immersion eines der Jupiters-Trabanten beruht, und dass er, am Fieber leidend, auf der Reise eben nicht in einem Zustande gewesen ist, den Gang des Chronometers aufmerksam zu beobachten, so lässt es sich leicht annehmen, dass die, zwischen uns bestehende Differenz in der Länge durchaus innerhalb der Gränzen von Beobachtungsfehlern liegen.

Nachdem ich also die Linie des Weges vom Aruangoa nach Lucenda genau getroffen hatte, machte ich mich an das Wesentlichste meiner Aufgabe, an den speciellen Zweck derselben, den Beweis nämlich von der Existenz des See's N'yassi, und die genä-

herte Bestimmung seiner Lage, wobei ich vorausgesetzt hatte, dass die in Rede seiende Strassenlinie parallel laufe mit den Gestaden des See's und in einer Entfernung von 50 Meilen, Voraussetzungen, welche durch die jetzt vorliegenden Nachrichten eine wesentliche Bekräftigung erhalten. Bevor ich hierauf eingehe, will ich einen Blick auf die Haupt-Resultate von Lacerda's Reise werfen.

Den District Bive verlassend, der zum Königreich Unde gehört, das an die Portugiesischen Besitzungen gränzt, kam Lacerda in die Territorien von Mocanda, die von dem Ruy, Bue und Uzereze bewässert werden, welche nicht westwärts in den Aruangoa fliessen, wie ich geglaubt hatte, sondern östlich nach dem Shiri, dessen Haupt-Quellflüsse sie sehr wahrscheinlich sind. Die Nation der Mutumbuca erstreckt sich von Mocanda bis zum Aruangoa. Dieser Fluss war, als Lacerda ihn passirte, Ende August, nicht schiffbar. An seinem nördlichen Ufer und dicht am Wasser, standen grosse Baüme, die ersten, welche auf der Reise gesehen wurden. Die Spuren von Elephanten nahmen jetzt sehr zu.

Jenseit des Aruangoa, in geringer Entfernung von diesem Flusse, beginnt das kahle Felsenland der Moviza, das sich bis zum Neüen Zambezi erstreckt, wo, sagt Lacerda, „das Hunger-Land dieses frisirten und Perücken tragenden Volks aufhört.“ Die Hauptbergkette in diesem Strich erstreckt sich vom See südwestwärts und wird Mutschinge (Muchingue) genannt. Am Neüen Zambezifluss fangen grosse Ebenen an, die haüfig von Lagunen und Sümpfen durchschnitten, und verhältnissmässig sehr gut bevölkert sind. Die Stadt Tschipaco (Chipaco), die drei Tagereisen nördlich vom Zambezi liegt, schien Lacerda eine sehr grosse zu sein.

Zwischen Moiro Atschinto und Lucenda liegt der wilde und wüste Strich eines schroffen (rugged) Tafellandes, das mit Moorflächen (Fens) und Wäldern untermischt ist, in denen die Höhe der Baüme Lacerda an die Wälder Brasiliens erinnerte. In der Mitte dieses Landstrichs, oder ungefähr 4 Tagemärsche von Lucenda, liegt, so erzählte ihm ein Kaffer, — „zur linken Hand der grosse See (lagoon), über den er (der Kaffer) und Pereira auf der früheren Reise gesetzt seien,“ — „vielleicht,“ fügt Lacerda hinzu,

„eine Fortsetzung dessen, bei dem ich die Nacht zubrachte; man soll in ihm viele und grosse Fische fangen." In den hiesigen Wäldern gab es kein Jagdwild, und die Dörfer in der Nachbarschaft waren, der Löwen wegen, verlassen.

Am 2. October wurde Lacerda von den Boten des Cazembe widerrathen, in die unmittelbare Nähe der Stadt zu kommen. Am folgenden Tage wurde er ersucht, das Grab des Vaters des Haüptlings zu besuchen. Hiermit schliesst das Tagebuch, und am 18. starb er an dem Fieber, das ihn so lange verzehrt hatte.

In dem Briefe, welchen Lacerda kurz vor seiner Abreise schrieb, und der die, von Pereira und dem Moviza über das Binnenland gesammelten Nachrichten enthält, sagt er, dass — „der (Neüe) Zambezi zur rechten Hand abfliesse, mit Rücksicht auf die Wegerichtung, wenn man von Tete zum Cazembe gehe." Und, indem er von der oben erwähnten Lagune spricht, zu deren Ueberschiffung Pereira einen ganzen Tag gebrauchte, erzählt er uns weiter: — „Ihr Wasser fliesse in zwei Kanälen ab, davon einer mit dem Zambezi in Verbindung stehe, der andere aber mit dem Fluss Murusura, an dessen Ufern der Cazembe wohne." Sodann geht er weiter, um auf die Autorität des Moviza, der mit dem Miyáo Handel treibt, zu erzählen — „dass der Murusura, welcher drei Tagereisen breit ist, hinter den Bergen von Morembala fliesst, uns derselbe ist, wie der Shiri." Als er aber zum Neüen Zambezi kam, fand er, dass er gegen seine linke Hand hin floss; und als er sich nach dem Lauf desselben erkundigte, wurde ihm von den Eingebornen erzählt, dass — „er in den Fluss fliesse, der bei des Cazembe Stadt vorbeigeht," — das ist in den Luapula. Lacerda macht bei dieser Gelegenheit einige bittere Bemerkungen über Pereira's Dummheit; allein des Kreolen Angabe, wenn wir voraussetzen, dass sie den *endlichen* Lauf des Flusses zu beschreiben meint, ist in der That vollkommen richtig; und überdem, durch diese Art von Interpretation, von einer nicht geringen Schwierigkeit befreit; denn der Ausdruck, „der Murusura, *an dessen Ufern der Cazembe wohnt*," ist, obschon auf den Luapula anwendbar, nur dazu angethan, uns zu verwirren, wenn er auf den N'yassi angewendet wird.

Wenn Lacerda sagt, dass — „der Zambezi sich mit dem Murusura eine lange Strecke *unterhalb* der Stadt des Cazembe vereinige", so dürfen wir es nicht vergessen, dass er den Lauf des Zambezi durchaus verkennt, der in der That, nicht *unterhalb*, sondern *oberhalb* der Stadt sich mit dem Luapula vereinigt, oder wir müssten annehmen, dass er von der Vereinigung des Luapula mit dem N'yassi spreche.

Was die von Pereira passirte grosse Lagune und die Lage derselben betrifft, welche Lacerda angegeben wurde, so ist es offenbar, dass sie zwischen dem Zambezi und dem Luapula, nicht weit von deren Vereinigung liegt. Wahrscheinlich ist sie der Carucuigi von Pedro, und die muthmassliche Fortsetzung derselben, bei der Lacerda Halt machte, der Luena oder Ruena. Zudem ist vielleicht der Kanal oder Abfluss, welcher sie mit dem Luapula verbindet, nichts anders, als der Mouva, der Fluss oder Sumpf, welcher Lucenda auf der Südseite deckt. Die gegenwärtige Lage der Stadt des Cazembe wurde, so wird uns erzählt, ihrer Stärke wegen gewählt; und es ist offenbar, dass die Vortheile ihrer Lage ganz und gar darin bestehen, dass sie auf allen Seiten von tiefen Flüssen, Sümpfen oder Lagunen gedeckt ist. Der Landstrich, durch welchen der Neü-Zambezi fliesst, scheint, geologisch gesprochen, in einer früheren Zeit ganz unter Wasser gestanden zu haben, und ist vielleicht eine von verschiedenen Parallel-Depressionen, deren niedrigste und östlichste, indem sie die Gewässer aller übrigen in sich aufnimmt, allein noch ihren ursprünglichen Charakter eines Sees behalten hat.

Auffallend ist es, dass Lacerda, als er an den Ufern des Neü-Zambezi war, und etwas über seinen Lauf wissen wollte, sich in dieser Beziehung nicht an die Moviza wendete. „Ich schickte heüte," schreibt er, „um Erkundigungen zu machen bei den Mussucuma — (dieses Volk ist mit einer kleinen Anzahl Moviza, diesseits des Zambezi, gemischt, einige der Nation sind Unterthanen des Cazembe, andere unabhangig) — in Bezug auf den Lauf des Zambezi. Sie stimmen alle darin überein, dass er sich mit dem Flusse vereinige, welcher am nächsten bei der Stadt des Cazembe vorbeifliesst." In

Moiro Atschinto schreibt er folgende Stelle: — „Die Kafern erzählen mir, dass gegen Norden, zwischen den Mussucuma, die bis an die Ufer des Shiri oder Nhanja reichen, und den Moviza die Uemba wohnen, die ebenso, wie die Mussucuma, Todtfeinde der Nation des Cazembe sind." Es leüchtet ein, dass der Nhanja, von dem hier gesprochen wird, der N'yassa oder N'yassi ist[1], den Lacerda hypothetisch mit dem Shiri identificirt. Die Mussucuma bewohnen seine Gestade gegen die Mündung des Luapula hin; doch sind sie nicht weit entlegen, so dass es Lacerda angemessen schien, bei ihnen Erkundigungen einzuziehen über den Lauf des Zambezi, welcher westlich von dem Gebiete des Cazembe fliesst. Wenn wir andrer Seits die Grösse dieses Flusses (er war 50 Yards breit und 1 Yard tief in der trocknen Jahreszeit) an der Stelle in Erwägung ziehen, wo Lacerda ihn passirte, so wie, dass seine Ouellen zur rechten Hand lagen; so müssen wir den Schluss ziehen, dass in dieser geographischen Breite die Gestade des Sees mindestens 40 oder 50 Meilen entfernt waren.[2] Wir haben folglich einen Grund mehr für die Annahme, dass der See im Allgemeinen parallel ist mit dem gewöhnlichen Wege, der vom Neü-Zambezi nach Lucenda führt. Und weil ich die Wege auf der Ostseite des Sees, die alle direct zu ihm führen, nach demselben Aichmaasse gemessen habe, welches, wenn es auf die Routen angewendet wird, die auf der Westseite parallel mit seinem Gestade laufen, zu kurze Entfernungen giebt; so ist es höchst unwahrscheinlich, dass der See weiter gegen Osten liegen könne, als ich ihn angegeben habe. Die Bestimmung seiner Lage wird man daher als annähernd genau betrachten können.

Wir erfahren vom Conde da Sá da Bandeira, dass der Hauptmann Gamitto, der zweite Befehlshaber der Expedition von 1831, sagt: — „Die Geographen legen irriger Weise den Namen des See's Maravi dem Flusse bei, welcher eigentlich Nhanja Grande heisst, und der nicht weit von Zanzibar ins Meer fliesst."[3] In diesen Worten finden wir die hypothetische Verbindung des See's mit dem Shiri Fluss, die blindlings und vollständig von Einem geleügnet wird, der, von Tete nordostwärts durch das Land der Mutschiva (Muchiva) reisend, Gelegenheit hatte, mit allen Zuflüssen des

Shiri bekannt zu werden, und der dicht am südlichen Ende des See's vorbeigekommen sein muss. In dem „*Nhanja grande*, der irriger Weise See Maravi genannt wird," erkennt man sehr leicht den *Grossen-See* oder N'yassa der Mijáo; und was überdem von seinem Ausfluss ins Meer bei Zanzibar gesagt wird, so ist diese Behauptung offenbar nichts weiter, als ein Wiederhall der, von mir schon diskutirten, auf seiner Ostseite herrschenden Meinung, dass der Lufigi aus ihm abfliesse.

Wenn wir von Mazavamba, dessen geographische Lage (durch Beobachtung) von Lacerda bestimmt wurde, seinen Reiseweg, den Angaben zufolge, welche er von dem Laufe desselben gegeben, rückwärts verfolgen, so findet sich Tete, in seiner Lage zu Sena, genau an der Stelle, an der ich diesen Ort niedergelegt habe.

Es verdient noch Erwähnung, dass Lacerda einige Beobachtungen über die Deklination der Magnetnadel, oder über die Variation, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, hinterlassen hat, aus denen sich der interessante Schluss ziehen lässt, dass zu seiner Zeit (in den Jahren 1798 — 1799) die Linien gleicher Abweichung in den Rios de Sena, genau in derselben Richtung (S.O.—N.W.), und in derselben Entfernung von einander (ungefähr 90') lagen, wie gegenwärtig, während der absolute Betrag der östlichen Declination um ungefähr 2° abgenommen hat.

Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, dass die vorstehenden Bemerkungen genügen werden, alle Zweifel, welche über die Existenz des grossen Sees N'yassi noch erhoben werden könnten, zu zerstreüen, und die Angemessenheit meiner Schlüsse über die Lage desselben zu beweisen.

Anmerkungen.

[1] (p. 376.) Nasib sagte bald N'yassa, bald N'yassi. Das *nh* der Portugiesen ist gleichbedeütend mit dem sanften *ñ* des Spanischen, wofür ich *n'y* gebrauche. Nhanja für N'yassa zeigt dieselbe Analogie, wie das Luanzenge, Hiambenge und Lucunzie des Pedro, für das Ruazeze, Zambezi und Ireuze von Lacerda.

[2] (p. 376.) Es sind hier — wie *fast immer* in den geographischen Schriften der Engländer — *geographische Meilen* gemeint, deren vier Eine deütshe Meile (fälschlich geographische Meile genannt) ausmachen. — Bgs.

[3] p. 376.) Annaes maritimos, 1844, p. 211.

Über
das Klima von Kairo.

Nach den von *P. R. Destouches* in den Jahren 1835—1841 daselbst angestellten meteorologischen Beobachtungen.

(Mitgetheilt von Herrn *Jomard* in Paris.)

Als der General der französischen Republik, Napoleon Bonaparte, im Jahre 1798 seinen berühmten Heereszug nach Ägypten unternahm — von dem M. Thiers in seiner Geschichte der französischen Revolution sagt: „L'Egypte était, selon lui (Bonaparte), le véritable point intermédiaire entre l'Europe et l'Inde; c'est là qu'il fallait s'établir pour ruiner l'Angleterre; delà on devait dominer à jamais la Méditerranée, en faire, suivant une de ses expressions, un *lac français*; assurer l'existence de l'empire turc, ou prendre la meilleure part de ses dépouilles" u. s. w. (Ed. de Bruxelles, T. IV, p. 243) — nahm er zu Rom die griechische und die arabische Buchdruckerei in Beschlag, um sie mit sich zu führen, brachte eine vollständige Sammlung physikalischer und mathematischer Werkzeüge zusammen, um ausser dem grossen, politischen Zweck — den man in Frankreich auch schon vor ihm, unter dem alten — Régime, im Auge gehabt hatte — auch den Wissenschaften und dem Studium des Orients obzuliegen, zu welchem Behuf er Gelehrte, Künstler, Ingenieurs, Zeichner, Geographen, wol hundert an der Zahl, mit sich verband. Darunter waren die berühmtesten Namen: Monge,

Meteorologische Beobachtungen zu Kairo im Jahre 1840; und allgemeine Wiederholung der Jahre 1835, 36, 37, 38, 39 und 40. Von P. R. Destouches, Mitglied des allgemeinen Gesundheits-Raths von Ägypten.

1841.	Barometer	Thermometer.	Hygrometer.	Wind.									Regen.	Zustand des Himmels.							Erdbeben.
				Nord	Ost	West	Süd	Nord-Ost	Nord-West	Süd-Ost	Süd-West	Chamsin		Sturm	Hagel	Regen	Nebel	Bedeckt	Gewölk	Klar	
	mm.	°	°										m.								
Januar . . .	763	13,4	71	7	5	29	4	19	10	3	16	—	0,0020	—	—	3	6	15	30	39	—
Februar . .	760	15,2	62	—	8	34	2	6	18	3	16	—	0,0079	1	—	3	6	6	31	41	—
März	761	18,1	53	11	5	28	6	7	23	—	13	2	0,0075	—	1	5	—	14	23	51	—
April	759	19,8	59	19	1	23	1	2	34	7	3	1	0,0018	—	—	3	—	21	27	39	—
Mai	760	26,6	55	24	20	6	—	38	5	—	—	—	—	—	—	—	—	7	17	69	—
Juni	758	26,7	50	49	3	5	—	20	13	—	—	—	—	—	—	—	—	6	20	64	—
Juli	757	30,8	49	59	2	2	—	25	6	—	1	—	—	—	—	—	—	—	35	58	—
August . . .	757	29	54	67	5	1	—	16	4	—	—	—	—	—	—	—	—	2	28	63	—
September .	759	26,5	61	67	—	—	—	18	5	—	—	—	—	—	—	—	—	1	24	65	—
October . .	760	24,2	62	32	7	3	2	31	5	2	11	—	—	—	—	—	2	8	13	70	—
November .	761	20	67	36	2	18	1	16	8	—	9	—	—	—	—	—	4	9	18	59	—
Dezember .	763	14,8	69	16	9	14	5	17	13	1	18	—	0,0094	—	—	3	12	7	36	35	—
Mittelzahl und Summa . . .	760	22,1	59	387	67	163	21	215	144	16	87	3	0,0286	1	1	17	30	96	302	653	—

Allgemeine Wiederholung der sechs Jahre 1835 — 1840.

Jahre.	Barometer.	Thermometer.	Hygrometer.	Wind. Nord	Ost	West	Süd	Nord-Ost	Nord-West	Süd-Ost	Süd-West	Chamsin	Regen.	Zustand des Himmels. Sturm	Hagel	Regen	Nebel	Bedeckt	Gewölk	Klar	Erdbeben.
	mm.	°	°										m.								
1835	759	22,4	57	446	55	116	58	181	124	14	101	5	0,0599	5	1	16	16	118	185	752	—
1836	760	22	58	501	27	131	76	125	161	2	75	18	0,0251	4	—	5	31	119	227	716	—
1837	760	23	52	535	27	167	23	156	140	1	66	13	0,0501	1	—	19	39	79	277	680	2
1838	760	22,4	56	545	34	150	17	147	141	1	71	15	0,0271	2	—	11	25	66	276	721	—
1839	760	22,1	56	560	22	144	51	95	155	10	58	7	0,0079	2	—	8	15	93	259	720	—
1840	760	22,1	59	387	67	163	21	215	144	16	87	3	0,0286	1	1	17	30	96	302	653	—
Mittelzahl der 6 Jahre . . .	760	23,3	56	496	39	141	41	153	144	7	76	10	0,0331	2,5	1/3	13	26	95	254	709	1/3

Meteorologische Beobachtungen zu Kairo im Jahre 1841; und allgemeine Übersicht der Jahre 1835, 36, 37, 38, 39, 40 und 41.

1841.	Barometer.	Thermometer.	Hygrometer.	Wind. Nord	Ost	West	Süd	Nord-Ost	Nord-West	Süd-Ost	Süd-West	Chamsin	Regen.	Zustand des Himmels. Sturm	Hagel	Regen	Nebel	Bedeckt	Gewölk	Klar	Erdbeben.
	mm.	°	°										m.								
Januar . . .	762	13	68	7	15	13	4	20	20	1	13	—	0,0010	—	—	—	14	6	30	43	—
Februar . .	759	15,8	57	6	9	11	5	24	9	1	19	—	0,0044	—	—	1	4	2	27	50	—
März	759	16,3	57	3	7	22	8	16	10	2	25	2	0,0005	—	—	4	1	12	27	49	—
April	755	22	51	4	13	22	5	19	14	1	12	5	—	1	—	2	—	22	25	41	—
Mai	758	24,9	52	24	14	13	—	14	21	—	7	—	—	1	—	—	—	8	35	50	—
Juni	758	29,7	49	36	1	5	5	25	10	2	6	—	—	—	—	—	—	4	24	62	—
Juli	758	30	53	59	2	1	—	24	5	2	—	—	—	—	—	—	—	6	30	57	—
August . . .	758	29,7	53	75	3	—	—	12	3	—	—	—	—	—	—	—	—	4	34	55	—
September .	760	27	58	70	—	2	—	18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	23	61	—
October . .	760	26	67	11	20	22	—	32	2	3	3	—	0,0023	2	—	2	—	8	31	52	—
November .	762	19,9	65	11	2	40	4	14	7	—	12	—	0,0003	2	—	1	3	2	37	47	—
Dezember .	760	14,7	70	23	2	12	8	13	7	1	27	—	0,0094	—	—	2	5	12	29	46	—
Mittelzahl und Summen . .	759	22,4	58	329	88	163	39	231	108	13	124	7	0,0094	6	—	12	27	92	352	613	—

Allgemeine Übersicht der sieben Jahre 1835—1841.

Jahre.	Barometer.	Thermometer.	Hygrometer.	Wind. Nord	Ost	West	Süd	Nord-Ost	Nord-West	Süd-Ost	Süd-West	Chamsin	Regen.	Zustand des Himmels. Sturm	Hagel	Regen	Nebel	Bedeckt	Gewölk	Klar	Erdbeben.
	mm.	°											m.								
1835	759	22,4	57	446	55	116	58	181	124	14	101	5	0,0599	5	1	16	16	118	185	752	—
1836	760	22	58	501	27	131	76	125	161	2	75	18	0,0251	4	—	5	31	119	227	716	—
1837	760	23	52	535	27	147	23	156	140	1	66	13	0,0501	1	—	19	39	79	277	680	2
1838	760	22,4	56	545	34	150	17	147	141	1	71	15	0,0270	2	—	11	35	66	276	731	—
1839	760	22,1	56	560	22	144	51	95	155	10	58	7	0,0079	2	—	8	15	93	259	720	—
1840	760	22,1	59	387	67	163	21	215	144	16	87	3	0,0286	1	1	17	30	96	302	653	—
1841	759	22,4	58	329	88	163	39	231	108	13	124	7	0,0094	6	—	12	27	92	352	613	—
Mittelzahl der Jahre	760	22,3	57	472	46	145	41	164	139	8	83	10	0,0297	3	$^2/_7$	13	27	95	268	695	$^2/_7$

Bertholet, Fourier, Dolomieu; und es waren Desgenettes, Larey, Dubois ebenfalls von der Expedition. Es bildete sich in Kairo, als die republikanischen Waffen diese Hauptstadt Ägyptens erobert hatten, eine Akademie der Wissenschaften, ein *Institut d'Egypte*, dessen Mitglieder sich die Erforschung des Landes nach allen seinen Beziehungen zur Aufgabe machten. (*)

Bei dieser Gelegenheit war es auch, dass *Coutelle* täglich, ein ganzes Jahr lang, meteorologische Beobachtungen anstellte (Description de l'Egypte, T. XIX, p. 452 sqq.), aus denen sich für das thermische Klima von Cairo, zufolge *Schouw's* Berechnung (Tableau du Climat et de la végétation de l'Italie par Schouw, vol. I, 1839, p. 118) ein Werth ergeben hat, der Cairo, obwol unterm 30° N. Breite gelegen, fast an den Rand der Tropen setzt und ihm eine höhere Temperatur anweis't, als selbst die Canarischen Inseln haben, die doch 1° ½ näher dem Wendekreise liegen. Die neüeren Beobachtungen von *Destouches*, die in den vorstehenden Tabellen enthalten sind, bestätigen die ältern Wahrnehmungen von Coutelle. Aus diesen und jenen ergiebt sich die —

Mittlere Temperatur von Cairo.

	1799.	1840—41.	Unterschied.
Winter	14°,7	14°,5	— 0°,2
Frühling	21, 5	21, 4	— 0, 1
Sommer	29, 3	29, 6	+ 0, 3
Herbst	23, 3	23, 9	+ 0, 6
Ganzes Jahr . .	22, 23	22, 38	+ 0, 15

Fasst man die ganze siebenjährige Reihe der Beobachtungen von Destouches zusammen, so ergiebt sich für die mittlere Temperatur von Cairo 22°,34 der hunderttheilige Thermometer-Scala, die hier überall gemeint ist.

Wenn die Beobachtungen von Destouches etwas zu wünschen lassen, so ist es eine Ergänzung der Stunden, an denen sie Statt gefunden haben. Die Coutelle'schen Beobachtungen wurden Mor-

(*) Hr. Jomard ist wol der Einzige von den Mitgliedern des ägyptischen Instituts, der jetzt noch lebt. — Bgs.

gens von 5 — 7, und Nachmittags zwischen 12 — 3 Uhr angestellt". Comme les temps," sagt Schouw, „ne sont pas donnés plus exactement et qu'ils s'approchent des époques des extrêmes journaliers, je n'ai employé aucune correction. (Lieu d'observation tempéré)". — A. a. O.

Kämtz hat aus den Coutelle'schen Beobachtungen einen etwas kleineren Werth für die mittlere Temperatur von Kairo hergeleitet, nämlich 22°,19; und nach der Mayer'schen Interpolationsformel worin $t\varphi$ = der mittleren Wärme in der geographischen Breite φ ist, und die Constanten nach den Beobachtungen in Kouka (Bornu), Cobbé (Darfur), Kairo und Tunis nach der Methode der kleinsten Quadrate so bestimmt sind, dass der Ausdruck —

$$t\varphi = 3^{\circ},07 + 26^{\circ},15 \cos^2\varphi$$

entsteht, die mittlere Temperatur von Kairo = 22°,66 und die des Äquators im Innern von Afrika = 29°,22 (Lehrbuch der Meteorologie, Bd. II, S. 95).

Der mittlere Luftdruck in Kairo ist nach Destouches 760mm = 28'' 0''',9, aber es ist nicht gesagt, ob diese Barometerhöhe auf den Gefrierpunkt reduzirt, und wie hoch das Barometer über der Meeresfläche aufgestellt ist.

Von grossem Interesse sind in den vorstehenden Tabellen die Windspalten, welche die früheren Wahrnehmungen bestätigen, denen zufolge die nördlichen Luftströmungen überwiegend sind, wie es bei der Lage Kairo's gegen das Meer und die afrikanischen Wüsteneien, mit ihrem sehr lebhaften *courant ascendant*, auch nicht anders zu erwarten ist. Die Bestimmung der mittleren Windrichtungen und der Stärke der Resultirenden nach Destouches' Beobachtungen, auf Grund der Lambert'schen Formel, wollen wir jüngeren Physikern überlassen, die noch über alle ihre Kräfte an Zeit und — „Enthusiasmus" für die Erweiterung der Meteorologie und Klimatographie verfügen können. Der — giftige „Fünfziger-Wind" *Chamsin* hat nur in den Monaten März und April geweht.

Nach den Beobachtungen von 1799 fiel zu Kairo vom Mai bis zum November gar kein Regen; für die anderen Monate gedenken die Tagebücher nur dreier Regentage, vier kleiner Regenschauer

und drei Mal Regentropfen, (Descr. de l'Egypte, XIX, p. 452, Tabelle S). Mithin hat Unter-Ägypten, sagt Schouw, ein sehr kleines Regenquantum, und dieses Quantum fällt im Winter. Nach Destouches regnet es, im Durchschnitt der sieben Jahre, jährlich an 13 Tagen, und die Regenmenge beträgt 1″1‴,17. In den Jahren 1840 und 1841 war sie geringer, denn sie betrug nur 8‴,49, davon im Winter 4‴,69, im Frühling 3‴,14, im Sommer 0, im Herbste 0‴,57 fielen.

Die Bestimmung der Mittelwerthe der Beobachtungen am Hygrometer (wahrscheinlich ein Saussurisches Haarhygrometer) und das Ansehn des Himmels müssen wir ebenfalls einem jüngern Physiker anheim geben; indem wir schliesslich noch auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam machen, dass zu Kairo im Jahre 1837 zwei Erderschütterungen — so wollen wir Destouches' Ausdruck: *Tremblemens de terre* übersetzen, — bemerkt worden sind; merkwürdig, weil, Ägypten von den ältesten Zeiten her in dem Rufe gestanden hat, von der Plage der Erdbeben ganz frei zu sein. Ausser einer Nachricht von einem Erdbeben, welches im 1. Jahre der 188 Olympiade (26 vor Chr. Geb.) Theben in Ober-Ägypten zerstört haben soll, kennt man nur das einzige Beispiel von einem Erdbeben im eigentlichen Ägypten, welches, nach dem Berichte des Agathias, im Gothischen Kriege, um die Zeit da Chlotar I. alleiniger Regent des Frankenreichs wurde, Alexandrien betroffen hat. Dieser Fall ist sehr merkwürdig; denn es war dasselbe Erdbeben, welches im Jahre 555 am 14. August zugleich Konstantinopel, die Insel Cos und die Stadt Berytus verwüstete; und Agathias, der dies Alles angiebt und sich umständlich darüber verbreitet, bemerkt zugleich, dass die in Alexandrien empfundene Erschütterung äusserst schwach gewesen sei, aber wegen der Neuheit der Sache doch unter den Einwohnern grosse Furcht erregt habe. Es ist ferner um desswillen merkwürdig, weil Alexandrien der einzige Ort in Unter-Ägypten ist, der auf festem Felsengrunde, nicht auf dem vom Nil angeschwemmten Schlamme steht; und weil auch diese Stadt der Linie des Erschütterungszuges (im Mittelländischen Meere) am nächsten liegt unter den Städten Ägyptens. (Vonhoff, „Geschichte der Veränderun-

gen der Erdoberfläche", II. Bd., 1824, S. 276 — 277). — Indessen ist jener Ruf der Erdbebenlosigkeit nicht so begründet, wie es Vonhoff annahm. In seiner Chronik der Erdbeben („Geschichte" u.s.w. Bd. IV) kommen folgende Angaben von Erschütterungen in Ägypten vor: in den Jahren nach Chr. Geb.: 742 oder 743, 794, 887, 965, 997, 1033 oder 1034, 1069, 1204, 1344; nun folgt eine lange Pause, zuerst wieder 1687; sodann 1822 (?) Erdbeben, welches Haleb, Antakia etc. verwüstete, 1825, 1837. Das sind dreizehn Jahre unter elfhundert, wo der Boden in Ägypten gebebt hat, mithin im Durchschnitt in einem Jahrhundert ein Mal!

Babylon und die Alterthümer aus Nimrud in London.

Die Nachrichten über die Forschungen und Ausgrabungen in den angeblichen Ruinen von Niniveh haben so viel Aufmerksamkeit erregt, dass es den Lesern dieser Zeitschrift gewiss willkommen sein wird, nach Anleitung eines in dem Londoner „Athenäum" vom 19. und 26. Juni 1847 enthaltenen Aufsatzes, etwas Näheres über die Erstlinge der Entdeckungen zu sagen, die jetzt in England angekommen und in der National-Sammlung des Britischen Museums aufgestellt sind. Die Ausgrabungen wurden am Ende des Jahres 1845 auf Kosten Sir Strafford Canning's begonnen, dessen Aufmerksamkeit durch die glänzenden Entdeckungen Botta's in Chorsabad geweckt worden war. Der Mann, dem er den Auftrag anvertraute, ist in allen Beziehungen vortrefflich dazu geeignet. Es ist Herr A. H. Layard, Esq., der sich durch seine schöne Beschreibung von Chusistan einen glänzenden Namen gemacht hat. Gegenwärtig hat die englische Regierung das Unternehmen in die Hand genommen und unterstützt es mit ihren Geldmitteln auf die freigebigste Weise. Bevor wir aber auf die Beschreibung dieser Alterthümer eingehen, wollen wir zur Orientirung des Lesers, einige Erinnerungen über die babylonische Geschichte, u. s. w. nach Breton's „Monumenten" vorausschicken.

Babylons Geschichte.

Diese Geschichte ist auch zugleich die Wiegen-Geschichte des Menschen-Geschlechts: auf jeder Blattseite finden wir jene berühmten Namen wieder, die uns seit der frühesten Kindheit beschäftigt haben; auch eignet sich in der That vielleicht keine Geschichte mehr, als die Babylonische, unsere Theilnahme zu erregen, unsere Erinnerungen zu wecken, unsere Einbildungskraft zu entflammen.

Babylon war die Hauptstadt eines der mächtigsten, und gewiss des ältesten Reiches der Welt.

Hundert Jahre ungefähr nach der Sündfluth, und mehr, als zwei tausend Jahre vor Christi Geburt, gründete Nimrod, Schu's Sohn, Scham's Enkel und Noah's Urenkel, mit Babylon das erste Reich der Assyrer. Nimrod, sagt die Heilige Schrift, war ein gewaltiger Jäger vor Gott. Indem er das Jagdhandwerk trieb und die Jugend darin übte, erzog er sich in diesem Bilde des Krieges ein starkes, zum Kriege geschicktes Heer, das geeignet war, seine ehrgeizigen Pläne zu unterstützen; denn Nimrod war ein grosser Eroberer, und allem Anscheine nach der erste und älteste von allen Denen, welche diesen Namen erstrebt haben.

Die Regierung seiner Nachfolger ist mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt, bis zu dem Zeitpunkte, wo Babylon mit Ninive vereinigt wird. Assur, der Vater der Assyrier, hatte die zuletzt genannte Stadt am Tigris gegründet, nicht weit von der Stelle, wo jetzt Mosul, in Al-Dschasireh, oder Mesopotamien , steht. Belus, einer seiner Nachkommen, eroberte Mesopotamien und das Land Sennaar und machte sich zum Herrn von Babylon. Er war es, der nach seinem Tode vergöttert und die Haupt-Gottheit der Babylonier wurde. Ninus, Belus Sohn, eroberte Susiana, Persien, Medien, Hyrkanien und Bactriana. Diesem grossen Fürsten war das Loos beschieden, seinen Ruhm von einer Frau verdunkelt zu sehen, die er, obschon sie von dunklem Herkommen war, zu sich emporgehoben hatte, die seine Wohlthaten aber mit dem schwärzesten Undank belohnte. Semiramis vergiftete, so sagt man, ihren Gemahl, um alleinige Besitzerinn des Throns zu sein, auf den sie von ihm erhoben worden war.

Die Epoche der Regierung der Semiramis ist noch nicht genau bestimmt; so viel scheint jedoch ausser Zweifel zu sein, dass man sie mehr, als neünzehn Jahrhunderte vor die christliche Zeitrechnung setzen müsse. Ninus, welcher die Stadt der Bactren belagerte, hätte vielleicht alle seine Anstrengungen scheitern gesehen, wenn ihm nicht Semiramis, das Weib eines seiner ersten Heerführer, das zu Askalon in Syrien ihre Heimath hatte, mit ihrem Genie zu Hülfe gekommen wäre. Semiramis verschaffte ihm die Mittel, die Citadelle anzugreifen und einzunehmen und sich dadurch in den Besitz der Stadt zu setzen, wo er unermessliche Schätze fand. Ninus entbrannte in heftiger Leidenschaft für sie, und Semiramis wurde, nachdem ihr unglücklicher Gemahl, von den furchtbaren Drohungen des Königs in Schrecken gesetzt, sich das Leben genommen hatte, Königin von Babylon.

Nach Ninus Tode sass Semiramis allein auf dem Thron. Von dem Augenblicke an sann sie auf weiter Nichts, als ihren Namen unsterblich zu machen und des hohen Ranges, den sie erstiegen, sich würdig zu zeigen, um durch die Grossartigkeit ihrer Unternehmungen ihre niedrige Geburt in Vergessenheit zu bringen. Sie verschönte die Stadt Babylon, vergrösserte das Reich durch ihre Eroberungen, trug ihre Waffen nach Ägypten, Äthiopien, Libyen und selbst bis über den Indus hinaus, und wendete ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise darauf, den Künsten und Wissenschaften Schutz angedeihen zu lassen. In ihre Regierungszeit fallen die wichtigsten der astronomischen Entdeckungen der Chaldäer.

Das Orakel des Jupiter Ammon hatte ihr vorherverkündigt, dass ihr Leben enden werde, wenn Nynias ihr einen Hinterhalt stellen, sie dagegen nach ihrem Tode der Gegenstand göttlicher Verehrung in einem Theile Asiens sein werde.

Als sie von ihrem unglücklichen Feldzuge nach Indien heimkehrte, musste sie die Entdeckung machen, dass ihr Sohn eine Verschwörung gegen sie angezettelt habe, und dabei von einem seiner vornehmsten Officiere unterstützt worden sei. Des Orakels eingedenk und das nahe Ende ihrer Laufbahn erblickend, verzieh sie den Verschwörern, die in ihre Hände gefallen waren, trat die Re-

gierung aus freien Stücken an ihren Sohn ab und entzog sich dem Anblick der Menschen, in der Hoffnung, noch früher der göttlichen Ehren geniessen zu können, als das Orakel es ihr geweissagt hatte. Sie starb aber bald darauf, in einem Alter von zwei und sechszig Jahren, nachdem sie zwei und vierzig Jahre lang regiert hatte.

Wenn Semiramis auf dem Throne allen Geist, alle Kraft und ganz den Muth eines Mannes gezeigt hatte, so schien ihr Sohn Ninyas im Gegentheil das Geschlecht seiner Mutter zu haben. Verweichlicht, sorglos, wollüstig, den schamlosesten Ausschweifungen sich hingebend, überliess er die Regierung Ministern, welche mit ihrer Gewalt Missbrauch trieben. Seine Nachfolger während dreissig Generationen folgten seinem Beispiele und übertrafen ihn wo möglich noch in seinen Lastern. Ihre Geschichte ist durchaus unbekannt; kaum dass man einige Spuren in den Heiligen Schriften oder den Profan-Schriftstellern des Alterthums auffindet. Zu Abrahams Zeiten spricht die Heilige Schrift von Amraphat, König von Senaar, welcher mit zwei anderen Fürsten dem Chodorlaomor, Könige der Elamiten, dessen Vasall er vielleicht war, in den Krieg folgte, den der letztere gegen fünf Könige des Landes Canaan führte.

Um das Jahr 1491 vor Chr. Geb. wurde das Assyrische Reich von den Eroberungen des Sesostris bedroht; allein da diese Eroberungen nur von kurzer Dauer waren und nicht von den Nachfolgern des Ägyptischen Königs fortgesetzt wurden, so blieb das Reich der Assyrer in seinem ursprünglichen Zustande. Die Heilige Schrift sagt uns, dass im Jahre 771 vor Chr. Geburt, als Phul, König der Assyrer, nach dem Lande Israel gekommen war, Manahem, Könige der zehn Stämme, demselben tausend Talente Silber zahlte, um ihm bei der Befestigung seiner Macht Beistand zu leisten (Buch der Könige I., II., Kap. XV. v. 19 und 20.). Man glaubt, dass dieser Phul der König ist, der mit all' seinem Volk bei Jonas' Predigt Busse that. Man vermuthet ferner, dass er der Vater Sardanapal's war, des letzten Königs der Assyrer, dessen wahrer Namen Sardan-Phul, Sardan-Phuls Sohn war.

Sardanapal übertraf alle seine Vorfahren an Luxus, Nichtsthun, Üppigkeit und Schwelgerei. Er verliess niemals seinen Palast, son-

dern lebte nur für und mit den Weibern, deren Tracht er anlegte, sich schmückte, wie sie und sich ebenso, wie sie, mit Spinnen beschäftigte. Arbaces, Gouverneur von Medien, Belesis, Gouverneur von Babylon und mehrere andre Grosse des Reichs zettelten endlich eine Verschwörung gegen den König an, indem sie es ihrer unwürdig hielten, dass so viele kräftige und muthige Männer einem Fürsten unterthan sein sollten, der noch weibischer war, als die Weiber selbst. Beim ersten Lärm dieses Aufstandes versteckte sich Sardanapal in den innersten Gemächern seines Palastes. Als er aber dann endlich mit einigen Truppen, die er in der Eile zusammengerafft hatte, gegen die Insurgenten zog, wurde er besiegt und zum Rückzuge nach Ninive gezwungen, wo er sich einschloss, in der Hoffnung, dass man eine so starke und so gut verproviantirte Festung nicht würde einnehmen können.

In der That zog sich auch die Belagerung in die Länge; als aber in Folge einer Überschwemmung des Tigris zwanzig Stadien der Stadtmauer umgestürzt waren, sah Sardanapal ein, dass er verloren sei; er liess einen Scheiterhaufen errichten, bestieg denselben mit all' seinen Weibern, Eünuchen und Schätzen und übergab sich so mit ihnen dem Feüertode. So endigte im Jahre 747 vor Chr. Geburt eines der mächtigsten Reiche der Welt. Aus seinen Trümmern entstanden drei Königreiche, das Medische, unter Arbaces, dem Hauptführer der Verschwörung, der es wieder unabhängig machte, das Babylonische, welches Belesis erhielt, und das Königreich Ninive, dessen erster König den Namen Ninus der Jüngere annahm.

Belesis oder Nabonassar, den die Heilige Schrift Baladan nennt, hatte nach einer Regierung von zwölf Jahren zum Nachfolger auf den Thron von Babylon seinen Sohn Merodac-Baladan, denselben, welcher, der Schrift zufolge, Gesandte an den König Ezechias schickte, um ihm zu seiner Wiederherstellung Glück zu wünschen. Dieses Babylonische Reich sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein. Sechzig Jahre später, im Jahre 687 vor Chr. Geburt vereinigte Asarhadon, König von Ninive, die Monarchie Babylon mit der von Ninive und stellte auf diese Weise das alte Assyrische Reich zum Theil wieder her.

Saosduchin, Nabuchodnosor oder Nebuchadnesar I., Sohn und Nachfolger Asarhadons, hielt Anfangs seine Herrschaft über Asien durch den Sieg von Ragau zwar aufrecht; allein bald nachher, als sein General Holophernes gestorben und sein Heer vor Bethulien gescheitert war, und als nun gar die Scythen einen Einfall machten, und Nabuchodnosor selbst mit Tode abging, sah sich das Reich ohne Schutz und Wehr. Nabopolassar empörte sich, von den Medern unterstützt, und theilte Assyrien mit seinen Bundesgenossen, nachdem er den König getödtet hatte, den weibischen Sarac-Sardanapal, der auch Chynaladanus heisst (im Jahre 626 vor Chr. Geb.)

Von da an verlor Ninive seine Wichtigkeit, und Babylon wurde die alleinige Hauptstadt des Reiches. Nabuchodnosor II., Nabopolassars Sohn, ist einer der berühmtesten Fürsten, deren die Heilige Schrift Erwähnung thut. Er warf den Ägyptischen König Nechao zurück, unterwarf das insurgirte Syrien, eroberte das Königreich Juda (558 vor Chr. Geb.), zerstörte Jerusalem, seine Paläste und seinen Tempel, führte das jüdische Volk in die Gefangenschaft nach Babylon; nahm Tyrus nach einer elfjährigen Belagerung ein und verwüstete Ägypten unter Amasis und Apries.

Auf dem Gipfel seiner Macht angelangt, wurde Nabuchodnosor, so sagt die Heilige Schrift, in ein Thier verwandelt oder mit andern Worten, von einer Wildheit befallen, die man als eine Strafe des Himmels für seinen Hochmuth betrachtete; und die sieben Jahre dauerte, während welcher die Königin Nitokris die Zügel der Regierung führte. Evilmerodach, sein Sohn, Neriglissor und Caborosoarchod, welche auf ihn folgten, konnten dem Verfall des Reiches keinen Einhalt thun.

Dem letzten dieser Könige folgte Labnity oder Nabonit, den die Heilige Schrift Balthasar nennt. Man glaubt, dieser Fürst sei ein Sohn Evilmerodach's und folglich ein Enkel von Nabuchodnosor gewesen. Unter seiner Regierung war es, als Cyrus, König der Perser, in Babylon einfiel. Vergebens vereinigte Balthasar seine Anstrengungen mit denen einer mächtigen Liga, an welcher fast alle Könige Asiens Theil nahmen; der entscheidende Augenblick, den die Propheten verkündet hatten, war für Babylon gekommen.

Bekannt ist es, dass, während die Feinde die Stadt belagerten, Balthasar inmitten eines grossen Festgelages eine Hand sah, welche auf die Wand die drei schrecklichen Worte schrieb: — Mene, Tekel, Pharäs, — die von Daniel erklärt wurden. Diese Worte waren das Urtheil, welches Balthasar verdammte und ihm ankündigte, sein Reich werde ihm genommen und den Medern und Persern gegeben werden. In derselben Nacht noch wurde die Stadt erobert und Balthasar ums Leben gebracht. So endete im Jahre 536 vor Chr. Geb. das Babylonische Reich, nachdem es zweihundert und zehn Jahre seit der Auflösung des grossen Reichs der Assyrier bestanden hatte. Cyrus verwüstete zum grossen Theil die unglückliche Stadt, deren Verderben bei Gott beschlossen war.

Die Perser-Könige vollendeten, als nunmehrige Herren von Babylon, den Untergang der Stadt dadurch, dass sie Ctesipson erbauten, und diese neüe Stadt ihr den Überrest ihrer Einwohner entzog. Alexander hatte zwar den Vorsatz gefasst, sie wieder herzustellen und sie zur Hauptstadt seines Reiches zu erheben; allein der Tod des Eroberers verhinderte die Ausführung seiner Pläne und zerstörte mit ihnen Babylons letzte Hoffnung. Die Stadt gerieth so gänzlich in Verfall, dass nur noch die Ringmauern stehen blieben, welcher Zustand schon zu Pausanias Zeit obwaltete. Die Persischen Könige verwandelten die Stadt, die sie verödet daliegen sahen, in einen Wildpark, in welchem sie dem Vergnügen der Jagd oblagen. „Zihim werden sich da lagern, und ihre Haüser voll Ohinn sein; und Straussen werden da wohnen und Feldgeister werden da hüpfen; Eülen in ihren Palästen singen, und Drachen in den lustigen Schlössern. Und ihre Zeit wird schier kommen, und ihre Tage werden sich nicht saümen" (Jesaia, XIII, 21 und 22.). Aber es war noch zu viel, dass die Mauern standen; sie zerfielen an mehreren Stellen und wurden nicht wieder hergestellt; kurz, Babylon, das nun ganz wüst und verödet lag, ist seitdem nie wieder bewohnt gewesen, und vielleicht nicht lange wird es dauern, dass auch die letzten Spuren dieser einst so glänzenden Stadt von der Erde verschwunden sein werden.

Blicke in das Religions-System.

Jetzt einige Worte über die Religion der Babylonier, d. h. der Chaldäer, die um so mehr eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient wegen der Rolle, die sie in allen alten Schriften und vorzugsweise in der Heiligen Schrift spielt, zugleich aber auch wegen des Einflusses, den sie auf die Religion der Griechen und Römer ausgeübt hat.

Die beiden vornehmsten Babylonischen Götter, die man am häufigsten auf den Monumenten abgebildet findet, sind Bel und Mylitta. Wenn nach den verschiedenen Urkunden, die uns die Schriftsteller des Griechischen und Hebräischen Alterthums überliefert haben, und nach Vergleichung der Figuren Bel's, welche in ziemlich grosser Anzahl bis auf uns gekommen und, vorzüglich auf Cylinder eingegraben, jetzt in allen Sammlungen in Europa verbreitet sind, man sich einen vollständigen Begriff von den Bildern dieses Gottes und der Symbole, die ihn umgaben, machen will, so muss man ihn aufrecht sich vorstellen, ein Bein vor das andere in der Stellung des Gehens gesetzt, den Kopf bald bartlos, bald mit einem Barte, und mit einer Strahlen-Tiara geschmückt, in der einen Hand eine Krone, in der anderen einen Dolch, ein Scepter oder ein Schwert haltend, oder auch die Symbole der Sonne und des Mondes, nothwendige Sinnbilder einer Religion, die nichts Anderes war, als ein Sternen-Dienst.

Nach Bel war die wichtigste Gottheit der Chaldäer Mylitta, die Göttin der Natur, die Versinnlichung des feüchten, erzeügenden Princips aller Wesen, davon man bei den Griechen verschiedene Reproductionen in der Diana von Ephesus, in der Juno von Samos wiederfindet. Ihr Götzenbild sass auf einem strahlenden Stuhle, mit prächtigen Gewändern bekleidet, mit Mohnfrüchten und Granatäpfeln, den Sinnbildern der Fruchtbarkeit; die Figur sah man von vorn in einer Lage, die die Scheibe des Mondes andeütete, und der Körper lehnte sich auf einen Löwen. Vor ihr zwei aufrecht stehende Hunde, die sich anfassen; zu den Füssen der Göttin ein Altar, auf dem Widderköpfe, ein Sinnbild der Sonnenwenden, la-

gen; neben ihm ein Stern und ein Halbmond, die Zeichen der Sonne und des Mondes.

Zu diesen zwei grossen Göttern der Babylonier muss man noch eine dritte Gottheit hinzufügen, Nebo oder Nabo, den Mittler zwischen dem Princip des Guten und des Bösen, der also mit dem Camillus der Etrusker, dem Hermes der Griechen, dem Merkur der Lateiner übereinstimmt. Wie verschleiert auch dieses Symbol sein möge, nachdem es durch so viele Mythologien gegangen, so findet es sich doch im Mithra-Dienste wieder, und seine Abbildungen sieht man auf mehreren Monumenten Assyriens. Berose macht uns noch mit einer andern Babylonischen Gottheit bekannt, dem Hercules Sardos, den man auf den merkwürdigen Schaumünzen von Tarsus erblickt. Er ist in aufrechter Stellung abgebildet, auf einem viereckigen Fussgestell stehend, mit einer Löwenhaut bekleidet und einem Köcher über der Schulter und einem Gefäss oder einer Krone in der Hand. Das sind die Haupt-Gottheiten, welche in Babylonien angebetet wurden. Was die Tempel anbelangt, die ihnen geweiht waren, so wie, was die übrigen Gebaüde betrifft, welche die Bewohner dieses Landes errichtet hatten, so verdienen sie eine ganz besondere Untersuchung wegen ihres Styls, ihrer Eigenthümlichkeiten und wegen ihres hohen Alters, das von einigen Gelehrten fast bis auf die Noachische Fluth zurückgeführt wird.

Der Charakter, der in der Babylonischen Architektur vorherrscht und ebenso in der Skulptur wiedergefunden wird, ist das Kolossale der Verhältnisse; so ergiebt es sich aus den alten Erzählungen, wie nicht minder aus den Ruinen, die noch heüte stehen; so ist der Eindruck, den Babylon in den Zeiten seines Glanzes auf Männer gemacht hat, die gegen alles Gefühl der Bewunderung auf ihrer Hut waren, wie die Hebräischen Propheten, oder auf Männer andrer Abstammung und anderer Sitten, die folglich andere, von jenen verschiedene Begriffe mitbrachten, wie Herodot und die Gefährten Alexander's.

Vielleicht haben die Griechen die Dimensionen der Haupt-Gebaüde etwas übertrieben; vielleicht haben sie dem Zeügnisse der betheiligten Priester zu leicht Glauben geschenkt, die den Glanz

ihrer Götter erhöhen wollten, indem sie die zu ihrer Ehre aufgeführten Monumente grossartiger darstellten; allein eine augenscheinliche, so zu sagen, handgreifliche Thatsache, die keine Bewunderung entstellen konnte, ist — die Höhe der Privathaüser. Herodot, der Ägypten gesehen hatte, wo die Wohnungen nur ein Stockwerk hoch waren, und der in Griechenland geboren war, wo die Wohnhaüser gleichfalls eine geringe Höhe hatten, erblickte mit Erstaunen in dieser unermesslichen Stadt mehrere Stockwerke über einander und Haüser die gleichsam auf einander gethürmt waren. Jeremias drückt denselben Gedanken aus, wenn er Babylon mit dem Namen „Berg" bezeichnet, und die Trümmer dieser Stadt mit dem des "Berges der Zwietracht", — Ausdrücke, welche sich in dem Griechischen Texte von Berose wiederfinden, wie er uns von Eüsebius erhalten worden ist.

Die Materialien, welche zum Bau so grosser Gebaüde verwendet wurden, bilden mit ihnen einen seltsamen Contrast. Ziegelsteine, die entweder an der Sonne getrocknet, oder im Ofen gebrannt, durch Asphalt mit einander verbunden und durch Binsenschichten von einander getrennt waren, genügten, diese gigantischen Bauwerke und diese festen Massen zu errichten, welche nicht für die Lebenszeit eines Volkes oder einer Gesellschaft, nein — die für die Ewigkeit bestimmt zu sein schienen.

Begreiflicher Weise begünstigten dergleichen Bau-Materialien eben nicht die Schönheit der Architektur, die Eleganz und Harmonie der Formen; in der That sehen wir denn auch diese Bauwerke in einem Styl ausgeführt, den man — barbarisch nennen muss, und der die Vollkommenheit der Details der imposanten Grösse des Ganzen zum Opfer bringt. Ein anderer allgemeiner Zug in der Babylonischen Architektur ist die Verkleidung der aüsseren Wände, die weniger ein willkürliches Ornament, als eine durch die Bauart und die Beschaffenheit der Materialien gebotene Nothwendigkeit ist. In der That, wenn auch all' die Ziegel des alten Babylon, die bis auf uns gekommen, mit jener Schrift, mit jenen Keilschriften bedeckt sind, die noch immer ein unauflösliches Räthsel für uns verbleiben, so würde es doch ein Irrthum sein, zu glauben, die Vorderseiten dieser Ziegel wären

so mit Inschriften angefüllt gewesen, dass die Mauern der Monumente gleichsam zu einem grossen Buche wurden, worin Jedermann die Annalen des Reiches, die Dogmen der Religion und die Gebote ihrer Moral zu lesen vermögte. So war es nicht, und das ist eine Thatsache, die alle Reisenden bemerkt haben: Man legte die Steine auf ihre platte Seite, auf der die Inschrift stand, so dass die Schriftzeichen vom Cement verdunkelt wurden und in der Mauer verloren gingen. Dieses sonderbare Volk scheint geschrieben zu haben, um nicht gelesen zu werden, und Alles gethan zu haben, um vor den Nachkommen Das zu verbergen, von dem man glauben mochte, dass es ihnen diese unzähligen Inschriften entschleiern könnte.

Freilich giebt es bisweilen Steine, welche ihre Inschriften auf der scharfen Kante haben, und es werden deren mehrere im Britischen Museum aufbewahrt; allein wahrscheinlich ist das, dass diese hohe Kante nicht diejenige war, welche die aüssere Seite der Mauer bildete. So konnten also nur durch die vollständige Zerstörung eines Babylonischen Gebaüdes die Urkunden, mit denen seine Materialien bedeckt waren, ans Tageslicht kommen. Diese Bemerkung erklärt uns, warum die Inschriften den Gebrauch, die Mauern der Monumente Babylons anzumalen, nicht ausschlossen. Diese Verkleidung geschah durchgängig mittelst der Emaille, und zwar auf doppelte Weise: entweder wurde sie platt auf die Wand gelegt, so dass sie mit dieser Eine Fläche ausmachte und allen Ziegeln eine gleichförmige Färbung gab; oder sie wurde vorspringend angebracht, so dass sie Bas-Reliefs darstellte. Wir besitzen Beispiele der einen, wie der andern Weise. Es giebt in Eüropa, und besonders im Museum zu Paris, Stücke von glasirten Ziegeln, die bald ein-, bald mehrfarbig sind. Oft brachte man durch dieses Verfahren auf den Steinen Zeichnungen von Blumen und Ornamenten an. So hat z. B. Mignau in seiner Reisebeschreibung eine Einsetzrose wiedergegeben, die in Emaille auf einen Stein gemalt ist und die grösste Ähnlichkeit mit denen auf gewissen Italo-Griechischen Vasen hat. Beauchamp berichtet, man habe zu Babylon in einer der Ruinen eine Kammer entdeckt, auf deren Wand eine Kuh in glasirten Kacheln nebst den Symbolen der Sonne und des Mondes abgebildet war.

Was die eigentliche Malerei betrifft, so ist davon keine Probe bis auf uns gekommen; alle Erzeügnisse dieser Kunst sind im Verlauf der Jahrhunderte untergegangen, oder unter den Ruinen und Trümmerhaufen verschüttet worden.

Von der babylonischen Bild-Kunst sind uns viele Siegel oder Amulette erhalten worden, viele von jenen berühmten gravirten Cylindern, der es auch in Persien eine Menge giebt. Sie wurde auch in einem weit grösserem Maassstabe ausgeübt; Schönheit auch für sie, wie für die Baukunst, bestand die Majestät und die in der kolossalen Grösse, in gigantischen Formen und riesenmässigen Verhältnissen.

Der Prophet Daniel hat uns das Maass des Kolosses überliefert, der fünfzig Cubitus hoch, von Nabuchodnosor II. in der Ebene von Babylon errichtet worden war. Und endlich bringt uns jeder Tag die Entdeckung von Bas-Reliefs in riesigen Verhältnissen, die entweder auf den Fels, oder auf den Wänden der Monumente ausgehauen sind.

Gottesdienstliche Denkmäler.

Die Ebene, in welcher Babylons Ruinen liegen, und die mehr und mehr von der Wüste eingeschränkt wird, ist auf einer Ausdehnung von fast zehn deütschen Meilen mit Trümmerhaufen, mit Ruinen-Hügeln und halb verschütteten Canälen überdeckt. Die Ruinen beginnen an einem Orte, Namens Escanderia, ein Wort, worin man den Namen Alexanders wiederfindet, der, wie Nimrod und Semiramis, eine Epoche in der Babylonischen Kunst repräsentirt. Man trifft auf Ziegelstein-Haufen, die, je weiter man gelangt, desto haüfiger, höher und grösser werden, und endlich sieht man nach allen Seiten und so weit das Auge reicht, kleine Ziegelstein-Hügel, die allein nur die Krümmungen und Verzweigungen der alten Strassen angeben können. Kommt man längs des Eüphrat in die Stadt, so erblickt man zu beiden Seiten kolossale Ruinen, zahlreicher auf dem linken oder östlichen Ufer, die grösste jedoch, den Birs-Nemrod, von dem ich bald sprechen werde, auf dem rechten oder westlichen Stromufer.

Das bedeütendste Monument auf dem linken Ufer ist ein viereckiger Thurm, von gebrannten Ziegeln erbaut, die mit Keil-Inschriften bedeckt sind. Er hat einen Umfang von sechshundert und fünfzehn Fuss und trägt auch die Trümmer noch eines Aufbaues. Nicht die Zeit allein hat diesen Thurm in eine Ruine verwandelt. Seit der Zerstörung Babylons durch Cyrus ist er ein unerschöpflicher Steinbruch für alle Völker, die einander gefolgt sind, gewesen. Man hat hier gewühlt, nach allen Richtungen, ohne Plan, ohne Rücksicht auf das Ganze zu nehmen, je nach dem Bedürfniss des Augenblicks, oder der Bequemlichkeit des Orts, so dass unter diesem wirrigen Haufen von Steinen, die überall zerstreüt sind, es unmöglich ist, den ursprünglichen Grundriss des Gebaüdes wieder zu erkennen, und es mit Gefahr verknüpft sein würde, sich in die von Menschenhand gegrabenen Souterrains, ohne Ausgang, ohne Luft zu wagen.

Nichtsdestoweniger führt die Lage der Strassen, ihr allgemeines Ansehen und die Masse von Trümmern, die man daselbst findet, auf den Gedanken, dass hier der viereckige Thurm sei, auf dem der grosse Belus-Tempel erbaut war. Ein besonderer Umstand giebt dieser Vermuthung ein besonderes Gewicht. Einer örtlichen Lage zufolge hatte man ein altes Babylonisches Idol in dem Sande dieser Ruinen vergraben. Rich liess Nachgrabungen machen, und es gelang ihm nach mehreren Tagen der angestrengtesten Arbeit, einen aus grauem Granit grob gehauenen Löwen zu finden. Er glaubte, dass sich jene Sage auf dieses Bild bezöge, und machte dieserhalb keine weiteren Nachgrabungen; Porter aber, welcher den von Rich entdeckten Löwen, der schon sehr verstümmelt und kopflos war, sah, setzte die Arbeiten seines Vorgängers fort und fand, glücklicher, als dieser, eine menschliche Statue aus grauem Granit, in umgeworfener Lage, neün Fuss hoch und drei Fuss breit, die, nach ihrem barbarischen Styl zu urtheilen, ein sehr hohes Alter haben muss. Sie ist noch jetzt zur Hälfte unter Schutt verborgen und den Verstümmelungen ausgesetzt, welche schon den Löwen getroffen haben. Der Ursprung des Thurmes und Tempels von Belus vermengt sich in den biblischen Überlieferungen mit dem des Thur-

mes von Babel. Einige neüere Reisende haben beide Monumente in einer einzigen Ruine wiederzufinden geglaubt, in dem Birs-Nemrod nämlich, der auf dem rechten Ufer des Euphrat steht. Diess ist indess ein augenscheinlicher Irrthum; die beiden Monumente waren verschieden und die Spuren des himmlischen Feüers, welche der Birs-Nemrod an sich trägt, gestatten es nicht, darin auch nur einen Augenblick das Monument zu verkennen, welches die Kinder Noahs in ihrem tollen Hochmuthe errichteten.

Der Belus-Thurm, auf dem östlichen Eüphrat-Ufer wurde in einer sehr entfernten Zeit begonnen, sein Bau aber nicht vollendet, oder hatte mindestens vom Zahne der Zeit schon sehr gelitten, als in einer späteren Periode, unter Nabuchodnosor, dem Nebuchadnezar der Heiligen Schrift, (605—562 Jahre vor Chr. Geb.) er seine endliche Gestalt erhielt. Dieser Fürst erbaute gleichzeitig auf dem rechten Ufer ein ähnliches Gebaüde, wenn auch nicht der Grösse, doch mindestens dem allgemeinen Plane nach. Der Belus-Tempel war eine an ihrer Grundfläche vierseitige Pyramide, jede Seite eine Stadie lang, eine Grösse, welche auch die Höhe maass. So sagt Herodot; der es aber leider in Zweifel lässt, was für eine Stadie er gemeint hat. War es die kleine Stadie, so betrugen die Dimensionen des Gebaüdes etwas über dreihundert Fuss (hundert Meter); gebraucht aber Herodot die Persische Stadie, deren er sich oft bei Wegemaassen in diesen Ländern bedient, so hatte der Belus-Thurm vierhundert zweiundneünzig Fuss (hundert und sechszig Meter) Breite und Höhe, d. i. seine Dimensionen sind um vier und zwanzig Fuss (acht Meter) kleiner, als die der grossen Pyramide von Memphis.

Der Belus-Tempel stand einzeln innerhalb einer Ringmauer, die, wie er, vierseitig war und zwei Stadien an jeder Seite maass. Dieser Raum, dessen Gebrauch, unter dem Namen Peribol aus dem Morgenlande nach Hellas und Rom übergegangen ist, diente zu den Priesterwohnungen. Der Thurm von Belus bestand aus acht zurückstehenden Stockwerken, einer im Orient sehr gewöhnlichen Bauart, die wir in den viel neüeren Gebaüden Indiens wiederfinden. Man stieg von einem Stock zum andern auf Treppen, die ausserhalb angebracht waren. In der Mitte des Gebaüdes befand sich ein gros-

ser Saal, welcher zum Ruheort diente und mit prachtvollen Sesseln ausgestattet war. Auf dem obersten Gipfel erhob sich der eigentliche Tempel, in dem ein goldener Tisch und ein goldenes Bett, sonst aber kein Götzenbild stand. Das Standbild des Gottes war in einer inneren Capelle verborgen; es war von Gold, ebenso auch die Mobilien und die beiden Altäre. Von diesen Altären diente der kleinere zum Opfern von saugenden, der grössere zur Opferung der erwachsenen Thiere. Ausser der ersten Statue in sitzender, gab es noch eine zweite in aufrechter, gehender Stellung. Sie war von Gold in getriebener Arbeit und zwölf Cubitus hoch.

Das waren die Schätze, die der Belus-Tempel enthielt, Reichthümer, die nach den Berechnungen Herodots einen Werth von nicht weniger, als sechszehn Millionen Thaler nach unserem Gelde halten, und deren sich die Medischen Könige, Cyrus Nachfolger, nach und nach bemächtigten. So wurde die Prophezeihung Jesaia's erfüllt: „Der Bel ist gebeüget, der Nebo ist zerbrochen, ihre Götzen sind den Ochsen und Rossen zu Theil geworden, dass sie sich müde tragen ihrer Last. Ja, sie fallen und beügen sich allesammt, und können die Last nicht wegbringen; sondern ihre Seelen müssen ins Gefängniss gehen." (Jesaia. XLVI, 1 und 2.)

Jeremia giebt uns über die Götzenbilder die schätzbarsten Nachrichten und belehrt uns, dass der König tagtäglich den Tempel besuchte, sie anzubeten. Es ist augenscheinlich, dass man darunter nicht die Medischen Könige verstehen müsse, die sich zu einer anderen Religion bekannten, und nicht in Babylon residirten, sondern die alten chaldäischen Könige. Ausser diesen goldenen Standbildern enthielt der Belus-Tempel Statuen jeder Gestalt und von allen anderen Metallen und besass reiche Opfer, mit denen er von der Frömmigkeit der Glaübigen geschmückt worden war. Diodor behauptet, dass es daselbst eine goldene Statue gegeben habe, die sechszig Fuss Höhe und ein Gewicht von vierzig Talenten hatte; allein er scheint hier nur der Wiederhall jener National-Übertreibungen zu sein, von denen kein Volk sich frei machen kann. Auf dem obersten Gipfel des Gebaüdes standen drei sehr grosse Statuen von geschlagenem Golde, welche die Gottheiten darstellten, die bei den Griechen

Zeus, Rhea und Hera heissen. Die erste, die des Bel, der oft das Symbol der Sonne ist, stand aufrecht in gehender Stellung, welche Stellung bei einer grossen Menge Bilder der Ägyptischen Gottheiten wiedergefunden wird und auch auf die Griechischen Monumente der ersten Periode übergegangen ist. Die zweite Figur, die der Rhea, d. i. Mylitta, war jene Göttin Natur, welche, in die Hellenische Mythologie übertragen, unter verschiedenen Namen ihre Tempel zu Ephesus, zu Paphos, Perga u. s. w. hatte.

Auf der obersten Plattform des Monuments befand sich ein Observatorium, das von den Priestern in Gemässheit der Lehrsätze ihrer Religion, zu einem ununterbrochenen Studium der Himmels-Erscheinungen benutzt wurde. Die Resultate ihrer auf gebrannten Steinen eingetragenen Beobachtungen, welche zur Zeit der Griechischen Eroberung neünzehn Jahrhunderte umfasst haben sollen, wurden von Alexander an Aristoteles übergeben. Die Mauern der unteren Stockwerke waren gleichfalls mit Keil-Schriften bedeckt. Ausser diesen Inschriften gab es auf den Mauern des Tempels Abbildungen von monströsen Thieren, von denen uns Beroses eine Beschreibung hinterlassen hat.

„Es gab eine Zeit," sagt er, „wo Alles Finsterniss und Feüchtigkeit war, in deren Schoos missgestaltete Wesen mit wunderbaren Gestalten erzeügt wurden. Es waren bald Menschen mit zwei Flügeln, oder mit zwei Flügeln und doppeltem Gesicht, oder Menschen, welche die beiden Geschlechter in sich vereinigten, Mann und Weib zugleich waren, bald andere Menschen, die Beine und Hörner eines Ziegenbocks oder Pferdefüsse, oder oben einen menschlichen Leib und unten den Leib eines Pferdes hatten, wie die Hippocentauren. Es bildeten sich auch Stiere mit Menschenköpfen, Hunde mit vier Leibern, die sich in Fischgestalten endigten, Pferde mit Hundsköpfen, Menschen mit dem Kopfe und Leibe eines Pferdes oder mit Fischschwänzen, wieder andere Thiere mit den Gestalten von Ungeheüern aller Art. Ausserdem Fische und Kriechthiere, Schlangen und andere seltsame Geschöpfe, welche die Gestalt mit einander gewechselt hatten.

So waren die Bilder beschaffen, welche im Belus-Tempel geheiligt waren. Als Alexander den Plan fasste, diese Stadt zur Hauptstadt seines Reiches zu machen, wollte er auch dem Tempel seinen alten Glanz wiedergeben. Strabo, der uns hierüber Nachricht giebt, versichert, dass es zehntausend Menschen zwei Monate lang bedurft haben würde, nur allein um den Tempel von den Schutthaufen zu reinigen, die ihn umgaben, und die Überreste früherer Priester-Wohnungen gebildet hätten.

Wir verlassen für einen Angenblick die Ruinen dieser unglücklichen Stadt, um die merkwürdigen Überreste eines Tempels zu besuchen, der, nicht weit von Babylon, an einem Orte, Namens Okarhuf liegt. Auf einem künstlichen Hügel, ähnlich denen, auf welchen alle der Semiramis zugeschriebenen Monumente stehen, erhebt sich ein unförmlicher Haufen von Luftsteinen, der ungefähr hundert und zwanzig Fuss hoch ist und ohne Zweifel die Basis eines Tempels und einer Sternwarte war, den unzertrennlichen Gebäuden bei allen Völkern, die sich zum Sabäismus bekennen.

Der grossartige Anblick dieser Trümmer und ihr Ansehen eines hohen Alters haben einige Reisenden auf die Vermuthung gebracht, dass dieser Tempel von Nemrod, dem Enkel Cham's, dem Urenkel Noah's ungefähr 2230 Jahre vor Chr. Geb. erbaut worden sei, und diese Vermuthung findet sich durch die Ähnlichkeit der Namen gerechtfertigt. Denn wir lesen in der Genesis: — „Und der Anfang seines Reiches war Babel, Erech, Akad und Chalan im Lande Sinnaar" (Cap X. V. 10). Die Ähnlichkeit des Namens der Stadt Akad mit dem der heütigen Örtlichkeit ist auffallend. Auch muss man sich erinnern, dass Nemrod's Vater Kusch hiess. Nicht weit von da sieht man, unfern des Euphrat, an einem Orte Namens Bursa-Gisara, der ehedem Borsa oder Borsigga hiess, einen Haufen Trümmer, die ohne Zweifel dem berühmten Sonnen- und Mond-Tempel angehören, der nach Strabo, in Borsa war, einer Stadt, woselbst ein berühmtes Collegium der chaldäischen Priester bestand.

Grabmäler.

Wir finden in Babylonien, selbst in Babylons Ruinen, kein Grab-Denkmal, welches sich auf entfernte Zeiten zurückführen liesse.

Dagegen werden wir in Persien auf Gräber stossen, die Babylonischen Ursprungs sind, und bei denen Babylonische Kunst in Anwendung gekommen ist.

Hier haben wir nur ein einziges Mausoleum namhaft zu machen, das würdig ist, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, das Grab Zobeide's, der berühmten Gemahlin des Kalifen Harun-al-Raschid. Dieses zierliche Denkmal steht in der Nachbarschaft von Bagdad, auf einem grossen Begräbnissplatze. Es ist ein achteckiges Gebäude von zwei Stockwerken, mit einer kugelförmigen Spitze, die mit einer Art Schuppen gedeckt ist. Diess Denkmal stammt aus den ersten Jahren des neünzehnten Jahrhunderts.

Bürgerliche Bauwerke.

„Es hatte aber alle Welt nur einerlei Zunge, nur einerlei Sprache. Da nun aber diese Völker gegen Morgen zogen, so fanden sie ein ebenes Feld, das Land Sennaar (Sinnar), wo sie sich niederliessen; und sprachen zu einander: Wohlauf lasset uns Ziegel streichen, und sie am Feüer härten! Und so bedienten sie sich der Ziegel statt der Bruchsteine und des Erdharzes statt des Kalks. Und ferner sprachen sie: Wohlauf, lasset uns eine Stadt und einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, dass wir unsern Namen berühmt machen, bevor wir uns zerstreüen über die ganze Erde" (Genesis, X. 1 2, 3, 4.).

So sprachen die Menschenkinder, die Enkel Noah's, im Jahre 1757, nach Erschaffung (?) der Welt oder im Jahre 2247 vor Chr. Geb. Diese Stadt, es war Babylon, dieser Thurm, es war der Thurm zu Babel, — der Birs-Nemrod, dessen gigantische Ruinen heüte noch uns bei ihrem Anblick in Erstaunen setzen.

Dieses Monument, das älteste ohne Zweifel, das bis auf uns gekommen ist, erhebt sich auf dem rechten oder westlichen Ufer des Eüphrat. Der Name Birs-Nemrod, den es heützutage führt, ist von dem Phonikischen Worte Birtha, Palast, abgeleitet und bedeütet demnach Palast Nemrod's; und in der That, es war „der gewaltige Jäger vor dem Herrn," es war Nemrod, welcher Babylon erbaute und das närrische Unternehmen des Thurmbaues von Babel leitete,

dieses Unternehmen, welches wir noch heüte und täglich theüer bezahlen müssen, indem wir uns abmühen, die unzähligen Sprachen zu erlernen, womit Gott die Bauleüte verwirrte, damit sie ab- und unvollendet liessen ihr vermessenes Werk. (Genesis, XI. 7.). Dieses grosse Gebaüde, welches ein Viertheil einer deütschen Meile vom Strome entfernt, und dennoch innerhalb des Umfanges der alten Stadt liegt, hat eine längliche, unregelmässige Gestalt von zweitausend einhundert sechsund dreissig Fuss Umfang, und seine Höhe wechselt zwischen fünfzig und sechszig Fuss auf der Westseite, bis zweihundert und funfzehn Fuss auf der Ostseite. Auf dem Gipfel dieser ungeheüeren Terrasse stehen die Trümmer einer Mauer von gebrannten Ziegelsteinen, die sechs und dreissig Fuss hoch ist und aus drei Stockwerken besteht. Ihrer Construction und den Materialien nach zu urtheilen, scheint sie einen Theil der inneren Gemächer ausgemacht zu haben. Steinhaufen und ganze Mauerstücke haben sich von ihr losgelöst und bedeken den Boden.

Alle Reisende haben mit lebhaftem Erstaunen und tiefer Bewegung ungeheüere Ziegelstein-Massen wie durch die Wirkung eines heftigen Feüers verglast gefunden, leüchtende Merkmale irgend eines grossen Unsterns augenscheinliche Zeichen des Blitzes und der dieses Monument des Hochmuths unserer Vorältern zerstört hat. Der englische Reisende Mignan hat eine dieser verglasten Massen gezeichnet und für sein Werk stechen lassen. Sie ist zwölf bis fünfzehn Fuss hoch. Aus der Untersuchung dieser Ruine ergiebt sich, dass das Monument eine Pyramide von sehr bedeütender Höhe bildete.

Babylons Ruinen enthalten die Überbleibsel noch anderer Denkmäler, die, um in eine minder entfernte Zeit zurückzugehen, dennoch einem hohen Alterthum angehören und wegen des grossen Namens, der sich an dieselben knüpft, all' unserer Ehrfurcht nicht minder würdig sind. Man begreift leicht, dass dieser Name der von Semiramis ist, der berühmtesten von allen Frauen, welche Scepter und Krone getragen haben.

Auf dem rechten Ufer des Eüphrat stand nicht weit vom Thurm,

zu Babel, der alte Palast der Könige von Babylon, der über drei Viertel einer deutschen Meile im Umfang hatte. Gegenüber, auf der anderen Seite des Stromes, wurde ein Palast von doppelt so grossem Umfange erbaut; er hatte drei Ringmauern, die ziemlich weit von einander abstanden. Die Mauern dieses, so wie auch des andern Palastes, waren mit einer ungeheueren Masse von Bilderschmuck verziert, der Thiere aller Art in natürlicher Grösse darstellte. Im Besondern bemerkte man eine Jagd, bei der Semiramis zu Pferde einen Speer auf einen Leoparden schleudert, und Ninus, ihr Gemahl, einen Löwen durchbohrt.

In dem zuletzt genannten Palast befanden sich die hangenden Gärten, welche von den Griechen unter die Wunderwerke der Welt gesetzt wurden. Die Geschichtschreiber sind über den Ursprung dieses grossen Baues nicht einig. Einigen zufolge war er das Werk der Semiramis, nach dem Text von Berosus, der uns von Diodor von Sicilien erhalten worden ist, wären die Gärten von Nabuchodonosor erbaut worden, um seiner Gemahlin Amestris, einer Medischen Prinzessin, die Wälder ihres Geburtslandes zu vergegenwärtigen, deren Anblick entbehren zu müssen, sie so sehr beklagte; endlich schreibt man sie auch mit vieler Wahrscheinlichkeit der Nitokris zu, der Mutter Nabonits oder Balthasars, des letzten Königs von Babylon, welcher im Jahre 538 vor Chr. Geb. von Cyrus entthront und getödtet wurde.

Sie bestanden aus mehreren Terrassen, davon die höchste mit den Stadtmauern von Babylon gleich hoch war. Sie wurden von Galerien getragen, die eine flache, und nicht eine gewölbte Decke hatten, welche Diodor σύριγγες nennt, und der ganze Bau wurde von einer zwei und zwanzig Fuss hohen, rings herum laufenden Mauer befestigt. Auf die Oberfläche dieser Plattform hatte man grosse Steinplatten von mehr, als fünfzehn Fuss Länge und vier Fuss Breite gelegt. Darüber lag eine Binsenschicht, welche vermittelst einer grossen Quantität Asphalt verhärtet war, und über der zwei Reihen stark mit Mörtel verbundener Steinplatten lagen. Das Ganze endlich war mit Bleiplatten belegt und über diese die Erde zu den Gärten geschüttet. Die Plattform hatte man auf diese Weise

gebaut, damit die Feüchtigkeit der Erde nicht durch die Decken eindringen und diese zerstören könne. Die Erdschicht war mächtig genug, um den Wurzeln der grössten Baüme Raum zu ihrer Entwickelung zulassen. Man stieg von einer Terrasse zu andern auf grossen Treppen, auf denen auch Pumpen standen, um das Wasser des Eüphrat bis auf die höchste Plattform zu heben. Sodann gab es in den verschiedenen Stockwerken grosse und prachtvolle Säle, die gut beleüchtet waren und eine prachtvolle Aussicht gewährten.

Die Ruinen, welche davon noch vorhanden sind, gewähren kaum einige Spuren von diesen riesenhaften Arbeiten; indess heissen sie noch bei den Einwohnern Al Kassr, der Palast, und man darf es nicht vegessen, dass es in diesem Schlosse war, wo Alexander seinen letzten Seüfzer aushauchte.

Es giebt noch einen anderen Zeügen, der Jahrhunderte durchlebt haben soll, um den Nachkommen ebenfalls zu sagen: Hier waren die hangenden Gärten Babylons. Inmitten dieses wüsten und öden Landstrichs erhebt sich auf der Stelle der Gärten ganz allein ein Baum, der alle Merkmale eines hohen Alters an sich trägt, vom Zahne der Zeit zur Hälfte zerrissen gewesen ist und nur noch am Ende der Äste einiges Leben zeigt. Dieser Baum wurde, so will es die Mohammedanische Sage, von Gott in der allgemeinen Verwüstung geschont, damit Ali sein Pferd daran binden konnte. Ausserdem haben die Naturforscher ihn für eine Art erkannt, die nur in Indien wächst und daher in diesem Lande ein Fremdling ist.

Das ist der Überrest jener berühmten Gärten, von denen wir eine Art Nachahmung im Kleinen in den mit Baümen bepflanzten zehn Terrassen der Borromäischen Inseln, in Lago Maggiore, in der Lombardei, besitzen.

Semiramis hatte die beiden Ufer des Eüphrat durch eine Brücke verbinden lassen, welche sechshundert und vierzig Fuss lang und dreissig Fuss breit war. Die Bogen bestanden aus grossen Steinen, welche mit eisernen Ketten und geschmolzenem Blei verbunden waren. Rauwolf, ein Reisender des sechszenten Jahrhunderts, sah in einer Jahreszeit, wo der Eüphrat einen niedrigen Wasserstand hat, noch ziemlich bedeütende Trümmer dieser Brücken, und Mignan hat im Sande ei-

serne Krampen entdeckt, welche wahrscheinlich zu ihrem Bau gehörten.

Könnte man an den Ufern des Euphrats Nachgrabungen anstellen und diese Ufer von dem Flugsande befreien, der sie überschüttet hat, so würde man ohne Zweifel einige der Thüren entdecken, welche zu den unterirdischen Gängen gehören, die vom Palaste nach dem Strome führten; und wären diese Nachforschungen glücklich, so träfe man vielleicht einige Spuren jenes berühmten Tunnels, der, nach Diodor, von Semiramis, nach Herodot, von Nitokris von Palast zu Palast unter dem Strombette fort angelegt wurde; ein Werk, welches man so lange für fabelhaft gehalten hat, bis die Möglichkeit eines solchen Baues in unsern Tagen durch den berühmten Tunnel in London erwiesen worden ist.

Längs des östlichen Euphrat-Ufers sieht man einen Haufen Ziegelsteine von Norden nach Süden sich erstrecken, der ungefähr vier Fuss hoch ist, und in der Breite nach den Krümmungen des Stroms sich verändert. Dies ist der Kai, welchen Semiramis gegen die Überschwemmungen des Wassers erbaute.

Ich will nicht von den unzähligen Trümmern von Haüsern und anderen Gebaüden sprechen, die noch heüte die Stelle bedecken, wo Babylon stand, und die, da sie weder Form noch Namen haben, sich durch Nichts, als die Erinnerung empfehlen, dass sie einen Theil der berühmten Stadt ausmachten.

Wir überspringen viele Jahrhunderte, bevor wir auf dem Boden Babylons ein Gebaüde antreffen, das unserer Aufmerksamkeit würdig wäre. Dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gehören die Ruinen an, welche nicht weit vom Tigris und ungefähr anderthalb deütsche Meilen von Bagdad, im Umfange des alten Ctesiphon belegen sind. Die Stelle dieser Ruinen stimmt mit der örtlichen Sage überein, welche darin den Palast der Sassaniden erkennt, jener Dynastie, welche im Jahre 226 nach Chr. Geb. den Persischen Thron bestieg, die sie vier Jahrhunderte hindurch einnahm. Der Name dieser Trümmer, Tacht-Kesra, d. h. Gewölbe oder Palast des Kosroes, ist in der Dynastie der Sassaniden sehr gewöhnlich.

Diese Ruinen bestehen in einer grossen Façade, die von gebrannten Ziegeln erbaut ist; in der Mitte ist ein grosser Bogen, und auf beiden Seiten befinden sich vier Reihen kleinerer, blinder Bogen oder Nischen, zwischen welchen grosse Saülen ohne Fuss, ohne Kapitel, stehen, und welche in ihren Dimensionen und ihrer Stellung gar nichts Übereinstimmendes haben. Der mittlere Bogen ist ungefähr hundert Fuss hoch, bei einer Breite von sechs und siebenzig, und einer Tiefe von hundert und drei und fünfzig Fuss. Das ganze Gebaüde ist zweihundert zwei und neünzig Fuss lang. Alles in diesem Monumente verräth eine geringe Kunstbildung, man bemerkt gar keine Proportion, keine Harmonie in der Vertheilung, kein Verständniss des Zweckes und der Gesetze der Architektur. Die Saüle welche von Allem entblösst ist, was die Ordnung charakterisirt, trägt Nichts und verliert mit ihrem Nutzen ihr ganzes Verdienst; auch für die blinden Bogen, die ohne Maas, ohne Ordnung auf einander gehaüft sind, Nichts als eine leere Klebearbeit. Die Hauptschönheit architektonischer Werke besteht in der That darin, dass jeder Theil, jedes Ornament zu dem ganzen Monumente, und dass seine Form zu dem Gebrauche, für den es bestimmt ist, in gehörigem Verhältniss steht.

Merkwürdig ist es, die auffallende Ähnlichkeit wahrzunehmen, welchen der Verfall der Künste in seinem Gange bei den Völkern nimmt, die durch Raum und Zeit so weit von einander getrennt sind. Die Beweise von dem Zustande der Barbarei, in dem die Künste in Babylon unter den Sassaniden versunken sind, werden wir in all' den Monumenten wiederfinden, die in Italien oder in Frankreich unter dem letzten Fürsten des Römischen Reichs, oder unter den Königen der zwei ersten Dynastien errichtet worden sind. Diese sonderbare Ähnlichkeit würde sich fast in allen Ländern nachweisen lassen, die nach einer glänzenden Civilisation, in Folge politischer Umwälzungen und mehr vielleicht noch unter dem Einfluss eines unabwendbaren Geschickes plötzlich hinabgestiegen sind von den hohen Stufen des Ruhmes, der Macht und des Glanzes, die ihre Völker erreicht hatten. Wir werden noch mehr, als ein Mal Gelegenheit haben, auf diese Verhältnisse hinzudeüten, die nicht mehr

in Erstaunen setzen, wenn man erwägt, dass die menschliche Natur überall dieselbe ist, und dass dieselben Ursachen nothwendiger Weise dieselben Wirkungen auf sie äussern müssen.

Wir gehen jetzt zu dem im Eingange erwähnten Artikel des „Athenäums" über, welcher eine genaue Beschreibung der ersten Früchte von Layard's Nachforschungen und Ausgrabungen enthält.

Die Alterthümer aus Nimrud.

Die in London gegenwärtig aufgestellten, so höchst interessanten Überreste des Alterthums bestehen aus eilf Basreliefs und zwei Bruchstücken der kolossalen Statue eines Stiers mit einem Menschenkopf; alle sind aus einem ungeheüren Gebaüde genommen, das auf einem Hügel zu Nimrud am linken Ufer des Tigris, etwa 25 Meilen südlich von Mossul liegt, und wo jedenfalls eine der berühmtesten und ältesten Hauptstadt Assyriens stand. Es wäre unmöglich, mit irgend einer Art von Genauigkeit die Zeit aller dieser merkwürdigen Sculpturen zu bestimmen, bis die Inschriften, welche mit der nächsten Ladung eintreffen, vollständiger untersucht sein werden; doch kann man aus der Pracht und Grösse der beiden Gebaüde, welche Layard in Nimrud und Botta in Chorsabad entdeckten, den Schluss ziehen, dass sie von sehr hohem Alter sind, und möglicher Weise in die älteste Zeit des assyrischen Reichs hinauf reichen.

Mögen wir dies nun annehmen, oder nicht, so ist es immer hier ausser Zweifel, dass diese Überreste älter sein müssen, als Sennaherib, oder Sanherib (720 Jahre vor Christi Geb.), dessen Vorgänger so ausgedehnte Eroberungen machten und unter Hesekiels Regierung Jerusalem angriffen. Denn die schrecklichen Unfälle, welche diesem Ereigniss folgten, und die gänzliche Zerreissung des Assyrischen Reichs, welche nur wenige Jahre später Statt fand, hätten keine hinreichende Zeit übrig gelassen, um solche prachtvollen Werke, wie diese Überreste andeüten, auszuführen. Wir können deshalb die in Rede seienden *Sculpturen* als *unzweifelhafte Proben* jener *Urcivilisation des Menschengeschlechts* ansehen, wovon wir in den Büchern des alten Testaments so überzeügende Beweise finden. Die Mauern des Palastes zu Nimrud, aus dem diese Kunstwerke ent-

nommen sind, bestehen, wie die von Chorsabad, aus ungebrannten Backsteinen oder Thon, mit acht Zoll dicken und sieben Fuss breiten Marmorplatten belegt. Die ursprüngliche Höhe der Platten lässt sich jetzt nicht angeben, weil Layard die begleitenden Inschriften abgeschnitten hat, um sie tragbarer zu machen. Jede Platte war an die obere und untere durch drei Pflöcke von Erz oder Holz, und an die auf den Seiten durch eine keilförmige Klammer befestigt, wie sie in den Bauten des alten Ägyptiens üblich waren.

Die sinnreichen und grossartigen Verzierungen dieser alten Paläste scheinen in wagerechten Abtheilungen geordnet gewesen zu sein, die abwechselnd mit Sculpturen und Keilschriften angefüllt waren, so dass jede Mauerwand ein mit Bildern ausgestattetes Bruchstück der Geschichte des Landes oder, richtiger, einen Bericht über die Thaten des Königs im Kriege und auf der Jagd in der Landessprache von Ninive und in der allgemeinen Sprache der Kunst enthielt. Neün dieser Basreliefs berichten die Thaten desselben Königs. Das erste Relief, nach der Anordnung des britischen Museums, gleich am Eingang, stellt den Angriff auf eine befestigte Stadt dar. Der König, begleitet von seiner Leibwache, die seine Wagen trägt, und von einem einzigen Eünuchen, alle zu Fusse, sendet seine Pfeile gegen die Stadt. Die Leibwache ist in Oberröcke gekleidet, die bis zum halben Schenkel hinabreichen; jeder hat einen runden Schild am linken Arm, den er emporgehoben hält, um den König gegen die Pfeile des Feindes zu decken. Der eine hinter dem König hat einen Köcher mit Pfeilen und ein Schwert an der Seite; er hält zwei Pfeile zum Gebrauch des Königs in der rechten Hand, während der Mann neben ihm des Königs Speer trägt und weder Schwert noch Köcher führt. Beide Wachen tragen Sandalen und kegelförmige Mützen. Des Königs Kleidung besteht aus einem langen, reich befranzten Rock mit einer kurzen, vorn geschlossenen, mit Saum und Franzen versehenen Tunica. Zwei zusammengeknüpfte, und mit Troddeln versehene Schnüre hangen von dem Gürtel herab, in welchem er zwei Dolche, und auf der linken Seite ein Schwert stecken hat. Ausser dem Pfeil, welchen er eben abschiesst, hat er noch einen zweiten in der Hand. Er trägt eine Mütze, wie ein ab-

gestumpfter Kegel, doch hat sie eine Spitze oben, genau wie die Mütze der Personen auf den Sculpturen am Nahr el Kelb; auf dem untern Theil des letztern sind indess drei Rosetten, während in der oben erwähnten Sculptur eine einfache, unverzierte Binde (fillet) rund um die Mütze geht und mit langen Bändern gebunden ist. Ohr- und Armringe werden von Allen getragen; manchmal laufen die erstern in drei Lappen aus, manchmal bestehen sie aus Ringen mit breiten Pendeloquen. Die des Königs sind länger und in der Form von denen der andern unterschieden. Die Armringe des Königs zeichnen sich durch Rosetten aus, während die seiner Wache einfache und massive Ringe sind. Der Eünuch trägt einen Rock, der bis auf die Füsse hinabreicht und unten mit Franzen besetzt ist, und er hat eine Schärpe um den Leib, über welche die Kuppel seines Schwerts befestigt ist. Auf seiner linken Seite sind Bogen und Köcher, in seiner Rechten trägt er ein Werkzeüg, wie ein Stock, mit einer Rosette als Schmuck an einem, und einer Schlinge am andern Ende, wahrscheinlich eine Peitsche. Es ist auffallend, dass in allen diesen Sculpturen die persönlichen Diener des Königs, mag es nun ein Eünuch oder seine bärtige Wache sein, dies Instrument tragen, das dem Griff einer Peitsche gleicht, obgleich sich nie ein Riemen daran befindet. Möglicher Weise wurde diess als Emblem der herrschenden Macht geführt, wie noch heütiges Tages jeder Gouverneur einer Provinz sich von einem Karbatschträger begleiten lässt. Des Eünuchen Kopf ist unbedeckt, und sein Haar förmlich gekraüselt; er hat Ohr- und Armringe, trägt aber keine Sandalen. Seine Kleidung ist, wie die des Königs, sorgfältig befranzt. Unmittelbar vor dem König ist eine Befestigung aus Flechtwerk, vorn durch krumme Vorsprünge aus minder zerbrechlichen Material geschützt. Dieser Schild, welcher auf Rädern laüft, ist kolossal, mit Thüren versehen, und so hoch, wie die Mauern der belagerten Stadt. Der obere und untere Thurm haben drei Schiesslöcher. Der obere enthält Soldaten, welche viereckige Schilde aus Flechtwerk führen und mit Bogen, Pfeilen und Steinen bewaffnet sind. Ein Krieger schiesst unter dem Schutz des geflochtenen Schilds eines Gefährten einen Pfeil ab, während der letztere einen Stein wirft. Diese Flecht-

werkmaschine führt auch einen Mauerwidder mit sich, dessen Stösse bereits gewirkt haben, wie man aus den fallenden Steinen schliessen kann. Die Mauern der Stadt haben in Zwischenräumen hohe Thürme. Der Eingang in dieselben ist ein gewölbter Thorweg, mit einer starken Mauer und Thurm darüber, in welchen gleichfalls, wie in den Mauern, Schiessscharten angebracht sind. Die Vertheidiger auf den Mauern schiessen Pfeile ab, mit denen ihre Köcher reichlich versehen sind, und auch sie führen den viereckigen Flechtwerkschild. Die Belagerten unterscheiden sich von den Belagerern durch Kopfputz, denn statt der Mütze tragen sie eine Binde um den Kopf, ähnlich der, wie es ein Volk trägt, das auch auf dem ägyptischen Denkmale dargestellt wird. Vor den Vertheidigern steht ein älterer Mann der Stadt, der seinen abgeschossenen Bogen in der linken Hand hält und durch die Bewegung seiner Rechten anzuzeigen scheint, dass er eine Unterredung erhalten will. Er legt die vier Finger und den Daumen zusammen, ein im Orient noch jetzt gebräuchliches Zeichen, um Klugheit und Vorsicht anzuempfelen; diess Zeichen ist stets von einem Wort begleitet, das um Geduld bittet.

Das nächste Relief, das dritte in der Anordnung des Museums, stellt den Wagen des Königs, gezogen von drei Pferden, dar. Vor dem Wagen ist ein Läufer, und im Wagen selbst der Wagenlenker, der die Zügel hält und eine Peitsche in der Rechten hat. Er ist in eine Tunica gekleidet, mit Schärpe und Kuppel um die Lenden und ein Schwert an der Seite; aber er hat weder eine Kopfbedeckung, noch Armringe. Ebenso ist der Kopf des Läufers unbedeckt, und sein Haar sorgfältig gekräuselt. Er trägt eine mit einem Saume bedeckte und befranzte Tunica, die bis an die Knie reicht, einen Gürtel um die Lenden, ein Schwert, das von der Schulter herabhangt und Sandalen an den Füssen. Der Wagen gleicht genau den ägyptischen. An den Seiten hangen im Kreüz mit einander zwei Köcher voll Pfeilen, in denen auch ein kleiner Bogen und ein Beil steckt. Vorn an dem Wagen, über oder zwischen den Pferden, ist ein reich gestickter Behälter, augenscheinlich für den Bogen. Der Schild des Königs mit Buckeln ist am Hintertheil des Wagens, und vorn ist die Erz- oder Eisenstange an dem Haken befestigt, wie bei

den ägyptischen Wagen. Der Speer steht hinter dem Wagen und ist mit einem Menschenkopf geschmückt. Geschirr und Putz der Pferde gleichen genau den ägyptischen, nur sind die Schweife der Pferde seltsam zusammengeknüpft. Um den Nacken haben sie eine Schnur von abwechselnd grossen und kleinen Kügelchen, auf denen Keilschrift eingeschnitten scheint, vielleicht eine Reihe von Amuletten, wie sie noch heütiges Tages bei den orientalischen Völkern üblich sind. Die Leibwache hinter dem Wagen trägt besaümte, aber nicht befranzte Oberröcke, und führt den mit hohen Buckeln versehenen und in der Mitte mit einem Löwenkopf gezierten Schild über die Schultern geschlungen; auch ihre Schwerter sind in gleicher Weise geziert, ihre Füsse durch Sandalen und ihre Köpfe durch konische Mützen gedeckt. Sie halten Bogen in der Linken, und in der Rechten das schon beschriebene, peitschenartige Werkzeüg. Vor dem Wagen des Königs sind zwei Krieger in Schuppenpanzer, der von der Mütze herab Nacken und Schultern deckt und bis auf die Knöchel reicht. Der Rücken des einen ist gegen den Zuschauer gewendet, so dass man das ganze Schwert, durch eine Kuppel über der Schärpe festgehalten, von der Schulter herabhangen sieht. Er richtet seine Pfeile aufwärts, während der andere, der einen Dolch in der rechten Hand hält, seinen Gefährten mit einem dickbebuckelten Schilde schirmt. Es ist zu bemerken, dass auf diesen Sculpturen jeder, der einen Bogen trägt, von einem Schildträger bekleidet ist. Ein dritter Krieger, der ein Schwert, aber keine Rüstung trägt, kniet vorwärts vor ihnen nieder, und es ist bemerkenswerth, dass die Pfeile nach etwas Hohem gerichtet sind, vielleicht nach einer Veste, deren Darstellung fehlt. Diese Vermuthung wird durch den Umstand gestützt, dass der König auf dieser Tafel nirgends abgebildet ist; wahrscheinlich wird mit der nächsten Sendung das anstossende Stück kommen. Ein Geier fliegt gegen das Schlachtfeld, wo ein anderer hinter und über dem Wagen des Königs bereits einen Sterbenden anfrisst, der bei der Flucht nach der Stadt gefallen zu sein scheint. Er ist in das Costüm des Feindes gekleidet.

Das dritte Relief, das neünte in der Anordnung des Museums, stellt die Fahnenträger des Königs mit ihren Wagenlenkern dar.

Jeder Wagen hat eine besondere Fahne; die vorderste ist ein Stier, die zweite zwei Pferde. Die Wagen und das Geschirr der Pferde gleichen genau den eben beschriebenen, nur mit dem Zusatz, dass die Federn auf den Pferdeköpfen denen auf den ägyptischen Denkmalen gleichen. Jeder Wagen hat drei Pferde, man sieht aber nur sechs Beine. Die Bannerführer sind ohne Mützen oder andern Kopfputz, in anderer Beziehung aber ist ihre Kleidung, wie die früher schon geschilderte. Das siegreiche Heer verfolgt den Feind durch einen Wald, der durch Büsche und Bäume angedeutet ist, während die Geier und die ausgestreckten kopflosen Körper zur Genüge die Niederlage des Feindes andeuten. Ein verwundeter Anführer der Gegenparthei bittet um Schonung. Die Pferde seines Wagens sind dargestellt, wie sie stürzen und sich bäumen. Ihre Stellung ist sehr gut gehalten im Gegensatz gegen den ruhigen Anmarsch der königlichen Leibwache. Die Räder des feindlichen Wagens haben acht Speichen, während die andern Wagen, gleich den ägyptischen, nur sechs haben.

Das vierte Relief ist eine Fortsetzung des vorigen, wie man schon aus den genau entsprechenden Theilen des Wagenrads auf den beiden Platten sehen kann. Der König, im Vordertheil des Gefechts, ist in seinem Wagen mit seinem Wagenlenker und Schildträger, welche beide unbedeckt sind. Der Schildträger streckt seinen Schild über den König aus, um ihn zu schützen; dieser trägt einen reichgestickten Oberrock, Armspangen, die mit rosettenartigen Schlössern an den Handgelenken geschlossen sind, und der linke Arm ist bei ihm, wie bei seinen Begleitern, gegen den Rückschlag des Strangs durch einen fest am Vorderarm anliegenden Schild gesteckt. Über dem königlichen Wagen ist die geflügelte Gottheit mit der doppelgehörnten Mütze, welche ihre geflügelten Pfeile gegen die Feinde des Königs richtet. Ein breiter, flacher Ring umgiebt diese Figur gerade über dem befiederten Ende hinter und über den Schultern. Gerade vor dem König fällt einer der Feinde, vielleicht der Anführer, hinten von seinem Wagen herab, während der Wagenlenker, unfähig die Rosse zu führen, vorn hinabstürzt. Hinten hat

einer der Krieger des Königs einen fliehenden Feind ergriffen, und ist im Begriff, ihn trotz der Anstrengung seines Gefährten, der ihn in die schützende Stadt fortziehen will, zu tödten. Ein anderer Feind liegt todt da, während mehrere nach den Aussenwerken der Stadt fliehen, welche bis zu den Ufern eines seichten Flusses reichen, der durch ein bewaldetes Land fliesst. Der siegreiche König hat den Feind bis an die Gränze der Stadt verfolgt, welche durch einen Graben und doppelte Mauern geschützt ist, hinter denen der Feind seine Pfeile abschiesst. Die Stadt ist dargestellt mit zackigen Thürmen und gewölbten Thorweg. Von den Thürmen schiesst der Feind mit Pfeilen und wirft Steine unter dem Schutz von geflochtenen Schilden. Die letzte Figur, soweit der Bruch des Steins es zu sehen gestattet, ist ein Mann, der eine Unterredung zu erhalten bemüht ist. Er hält den abgespannten Bogen in der linken Hand, und mit der erhobenen rechten macht er ein Zeichen, das Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Das fünfte Relief kann man den Friedensvertrag nennen, denn dies ist augenscheinlich der Inhalt. Der siegreiche König hat seine Feinde, die gleich wilden Thieren flohen, in ihre festen Plätze getrieben und ist vom Wagen gestiegen, um den Vertrag mit dem feindlichen König zu schliessen, der durch seine Kleidung besonders ausgezeichnet ist, aber auch, wie der erstere König, ein reich gesticktes Oberkleid trägt, das eine königliche Auszeichnung scheint. Beide Könige sind zu Fuss, aber der Sieger zeichnet sich durch die Kriegswerkzeüge aus, die er in der Hand behält, während sein Gegner die rechte Hand bittend erhebt. Die günstigen Friedensbedingungen werden ferner angedeütet durch die Rückgabe der Gefangenen, wie dies durch die Figur mit der konischen Mütze angedeütet ist, welche die Füsse seines Herrn und Befreiers küsst. Dann folgt der königliche Laüfer, der vor den Pferden steht, dann einer von der Leibwache des Königs und zuletzt der Wagenlenker auf seinem Posten. Der Rang der verschiedenen Beamten des königlichen Hauses ist angedeütet durch die Höhe der Figur; jeder trägt ein angemessenes Zeichen, und alle sind genau so, wie in dem vorbeschrie-

benen Relief bewaffnet. Die Pferde in diesem und dem zweiten Relief haben die volle Zahl der Beine.

Die sechste Tafel stellt eine Stierjagd dar. Der König ist von seinem Jäger begleitet, der dem Wagen seitwärts zu Pferde folgt und ein anderes mit gesticktem Sattel und reich geschirrt zum Gebrauch des Königs auf der Jagd an der Hand führt. Der König in seinem Wagen wendet sich, um einen Stier zu ergreifen, dessen Vorderfüsse in den Wagenrädern verwickelt sind; er fasst das wüthende Thier mit der linken Hand an einem Horn, während er mit der Rechten einen kleinen Dolch zwischen dem zweiten und dritten Wirbel, gerade da, wo die Wirbelsaüle am verwundbarsten ist, hineinstösst. Er vollzieht diese gefährliche That mit Würde, mit jener Ruhe und Sicherheit, die man durch lange Erfahrung ewirbrt. Ein anderer, von vier Pfeilen durchbohrter Stier liegt am Boden. An dem gewohnten Platz ist der königliche Speer, aber wie der in der Hand des Jägers hat er ein flatterndes Band, um die wilden Thiere zu schrecken. Der oben schon erwähnte Mangel in der Zahl der Pferdefüsse ist auf dieser Sculptur sowohl an den Wagen-, als an den Sattelpferden zu entdecken.

Das nächste Stück, das zehnte in der Anordnung des Museums und das siebente in der hier gewählten Ordnung, stellt eine Löwenjagd dar. Der König ist in seinem von drei Pferden gezogenen Wagen, den der Wagenlenker vorwärts treibt, um dem Angriff eines wüthenden Löwen zu entgehen, der schon seine Vorderpfoten auf die Rückseite des Wagens gesetzt hat. Bewegung und Gesicht des Wagenlenkers sind nicht ohne einen Ausdruck von Furcht, und sein fliegendes Haar zeigt die flüchtige Eile, mit der die Pferde vorwärts rennen. In diesem gefährlichen Augenblick schiesst der königliche Nachkomme „des gewaltigen Jägers” einen tödtlichen Pfeil nach dem Kopf des brüllenden und verwundeten Unthiers, an welchem die Stellung des Schweifs und der Glieder die Wuth deütlich anzeigen. Hinter dem König sind zwei seiner bärtigen Diener, vollkommen bewaffnet und Dolch und Schild in Bereitschaft haltend, im Fall die Beüte dem Pfeil des Königs entgehen sollte. Vor dem Wagen ist ein verwundeter Löwe, der unter den Füssen der Pferde hervor-

kriecht, und der Todeskampf, der in der ganzen Haltung ausgesprochen ist, contrastirt ungemein gut mit der ungezähmten Wuth des erstern. Die Existenz einer Klaue im Wedel des Löwenschweifs war seit Jahrhunderten ein bestrittener Umstand; auf diesen alten Sculpturen haben wir eine übertriebene Darstellung als Zeügniss für diese merkwürdige naturhistorische Thatsache. Didymus von Alexandrien, ein alter Kommentator der Iliade, welcher ums Jahr 40 v. Chr. lebte, erwähnte dieser Eigenthümlichkeit zuerst. Homer und andere Dichter schildern den Löwen, wie er seine Seiten peitscht, und Lucan sagt, er thut es, um sich selbst zur Wuth zu reizen; aber nicht einer dieser Schriftsteller erwähnt der Klaue im Schweif, auch Lucan nicht, obwohl Didymus 100 Jahre vor ihm lebte. Was auch der Gebrauch oder die Bestimmung dieser Klaue sein mag, ihre Existenz ist durch Herrn Benner ausser allen Zweifel gesetzt, denn er zeigte in einer Versammlung der zoologischen Gesellschaft im Jahre 1832 eine solche Klaue vor, die einem lebenden Thiere in der Menagerie der Gesellschaft abgenommen worden war. Es ist gar nicht übel, dass man jetzt zur Unterstützung dieser Thatsache die Autorität des ächten Nachkommen des „gewaltigen Jägers vor dem Herrn" selbst anführen kann, ein Zeügniss, das jeder lesen kann, welcher sich die Mühe giebt, diese Platte näher zu untersuchen. Des Königs bärtige Krieger tragen die kegelförmige Mütze mit einer grossen Troddel, die unter dem Haar an dem Hinterkopfe herabhangt. Der König ist gekleidet, wie oben beschrieben, und führt ein Schwerdt, dessen Scheide mit Löwenköpfen geziert ist. In seinem Behälter hinter dem Wagen ist des Königs Wurfspeer mit zwei Bändern geschmückt.

Die achte Tafel zeigt die Rückkehr des Königs von der Jagd: es ist ein vollkommenes Genrebild der vornehmen Welt, stellt die Sitten des assyrischen Hofes vor mehr als drittehalb tausend Jahren dar, und gleicht so sehr und in so manchen Punkten den jetzigen Sitten des Orients, dass man in der That erstaunen muss, wie wenig Veränderungen eine so lange Zeit hervorgebracht hat. Das Bild ist eine höchst interessante Darstellung der scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten orientalischer Nationen und ihres hartnäcki-

gen Festhaltens an den Sitten und Gebraüchen ihrer Väter. Der König trägt die gewöhnliche Mütze in Form eines abgestumpften Kegels, lang befranzten Rock und kurze hochgestickte Tunica mit der Schnur und den Troddeln, die vom Gürtel herabhangen; die Schwerdtkuppel ist über der Leibbinde, und die Troddeln der Kuppel hangen von seiner Schulter vorn und hinten herab. Ähnliche Troddeln hangen auch unter dem Haar am Hinterkopf herab, und er trägt Armringe mit Rosettenschlössern, einfache Armspangen und eine doppelte Schnur von Kügelchen um den Hals. Er steht vollständig bewaffnet in der Mitte des Bildes; sein Bogen ist noch in der linken Hand, während er mit der Rechten den Becher, den er eben aus der Hand des Mundschenken empfangen, an die Lippen führt. Zu seinen Füssen liegt der bezwungene, aber noch nicht todte Löwe, wahrscheinlich figürlich zu nehmen als Zeichen der Tapferkeit und des Glücks auf der Jagd. Ihm folgen zwei bartlose Diener, die ihn auf der Jagd begleiteten, und welche einen Vorrath von Bogen und Pfeilen, sowol für des Königs Gebrauch, als für ihre eigene Vertheidigung tragen. Sie haben wie gewöhnlich keinen Kopfputz und sind in reich gestickte Gewänder gekleidet, die bis auf die Knöchel reichen. Hinter ihnen sind des Königs bärtige Diener, ausgezeichnet durch ihre kurzen Oberröcke, die kaum unter die Knie reichen und gleich den beiden anderen das oft erwähnte peitschenartige Werkzeüg tragen. Man kann annehmen, dass alle diese den König auf die Jagd begleiteten, und mit ihm am Eingang des Palastes anlangten, wo er von den Beamten des Palastes empfangen wird. Vor ihm steht der königliche Mundschenk, der Scherbetdschi der neüen Zeit. Dieser ist beschäftigt, die Fliegen zu zerstreüen, welche in heissen Gegenden alle kühlenden, versüssten Getränke mit Gier anfallen. Das Werkzeüg, welches er zu diesem Ende in der Hand hält, werden Alle die, im Orient gereist sind, als die Minascha erkennen, denselben Fliegenklatscher, der noch jetzt gebraucht wird. Es ist gewöhnlich aus gespaltenen Palmblättern gemacht, die am Griff zusammengefügt sind, welche hier in der Form eines Widderkopfs auszulaufen scheint. Über die linke Schulter ist, wie auch jetzt noch, das lange, reich gestickte, und an bei-

den Enden befranzte Handtuch (elmarhama) geschlagen, das er in seiner linken Hand in Bereitschaft hält, um es dem König zum Abwischen der Lippen darzubieten. Hinter dem Mundschenken stehen zwei Beamte des königlichen Hauses in der von der orientalischen Etiquette vorgeschriebenen Haltung, nämlich die Hände ruhig über einander gefaltet. Die bärtige Person hat eine Binde um den Kopf, mit einem doppelten Halsband, wahrscheinlich um anzuzeigen, dass er der Anführer derjenigen ist, welche den König in den unteren Gemächern des Palastes (selamlik) bedienen. Der andere, bartlose Diener ist der erste der Königlichen Aufwärter in den obern Zimmern (haremlik). Sie sind beide in reich gestickte und befranzte Gewänder gekleidet und tragen Schwerter. Ihre Bedeütung in dem königlichen Haushalt wird auch durch die verhältnissmässige Höhe ihrer Figuren angedeütet. Hinter diesen stehen die königlichen Sänger, welche des Königs Tapferkeit in der Schlacht und auf der Jagd besingen, wozu sie sich auf neünsaitigen Instrumenten begleiten, die ihnen an einem Gurt über die linke Schulter herabhangen. Diese Instrumente scheinen wie die nubische Harfe gespielt zu werden, denn ein Plektrum oder Stab ist in der rechten Hand, womit sie die Saiten schlagen. Von dem Ende des Instruments, wo die Pflöcke für die Saiten eingefügt sind, hangen funf Schnüre mit Troddeln herab. Das Instrument in der Hand des zunächst stehenden Spielers endigt in einem Menschenkopf, wahrscheinlich um anzuzeigen, dass der Träger der Führer des Chors ist; denn es ist zu vermuthen, dass die zwei in der Sculptur, wie in allen Darstellungen von Schlachten, Belagerungen, Jagden u. s. w. nur statt einer grossen Zahl gesetzt sind. Hinsichtlich der Leistungen eines solchen Instruments ist es schwer, sich einen Begriff zu machen, denn ehe die Saiten genugsam gespannt sein könnten, um einen Ton hervorzubringen, würde es an der Ecke, die der Arm und der Körper des Instruments bilden, brechen; entweder hat der Bildhauer den Hals, welcher der Spannung der Saiten Widerstand leisten könnte, weggelassen, oder die Ecke, welche der Arm und der Körper des Instruments bilden, ist nicht richtig dargestellt. Die Sänger sind in lange, gefranzte und gestickte Gewänder gekleidet, tragen aber weder Arm, noch

Ohrringe. Ihre Höhe indess zeigt einen bedeütenden Rang am assyrischen Hofe an.

Die neünte Platte in diesem Catalog und die zweite in der Anordnung des Museums ist ein Bruchstück eines kolossalen Reliefs, das den König trinkend darstellt. Hinter ihm steht ein bartloser Diener, der des Königs Kriegswaffen trägt (der Selikdar unserer Zeit), und welcher auch mit dem oft beschriebenen peitschenartigen Instrumente versehen ist. Die vollendete Arbeit dieses Bruchstücks ist über alles Lob erhaben, obwol in der Behandlung der Haare und des Bartes sehr nach dem Herkommen verfahren ist, wie dies in solchen Sculpturen immer der Fall sein muss. Es ist kein Zweifel, dass die alten Assyrer, wie die heütigen Perser, auf ihre Bärte viel Zeit und Sorgfalt verwandten, wie man an diesen Sculpturen aus dem formellen Ende des königlichen Barts, stets in vier Reihen von zusammengedrehten Wickeln mit genau eingehaltenen Zwischenraümen von einfachem Haar, deütlich genug sieht. Der Bart ist wellenförmig, und endet in einer Fülle von Locken, aus deren Mitte auch gewöhnlich eine kleine Troddel herabhangt, eine Sitte die bei den Frauen im Orient, welche in ihr Haar Stränge von schwarzer Seide flechten, noch im Gebrauch ist. Die Saüme der Kleider des Königs und seiner Diener sind mit Pelz besetzt, befranzt und reich in viereckigen Abtheilungen gestickt. Die andereren Theile der Kleider sind wie sonst auch. Der Diener trägt das peitschenartige Symbol der Gewalt und die Reste des Köchers und das Federende der Pfeile, so wie der Behälter für den Bogenstrank sind vollkommen dargestellt. Wenn wir je die Platte erhalten, welche rechter Hand an diese angefügt war, so werden wir ohne Zweifel das volle Bild des Mundschenken erhalten, der die Fliegen zerstreüt, und bereit steht, seinem Herrn das gestickte Tuch zu reichen; denn nie isst oder trinkt ein vornehmer Mann im Orient, ohne dass er seinen Minaschaträger hinter sich hat.

Das nächste Stück, das zehnte in dieser, das sechste in der Anordnung des Museums ist eine aufrechte Platte, 7′ 10″ hoch, 2′ 10″ breit. Es stellt eine geflügelte Menschenfigur dar mit dem Kopf eines Raubvogels. Die Gestalt ist in eine kurze, befranzte

Tunica gekleidet, welche nur bis an die Knie reicht und hinten am Nacken mit einer betroddelten Schnur geknüpft ist; darüber befindet sich ein gut ausgearbeitetes Halsband mit einer Zierrath, ähnlich einer Granate, und eine andere dieser Lieblingsfrüchte hangt, ganz abgesondert vom Halsband, an einer Schnur herab. Über der kurzen Tunica ist ein längeres ähnlich aufgeputztes Gewand, von dem man einen Theil auf dem Rücken über der linken Schulter sieht. Das Ganze ist mit einem weiten befranzten und gestickten Gewand bedeckt, welches bis zu den Knöcheln reicht, und nur das rechte vorwärts gestreckte Bein übrig lässt. Die Füsse der Figur sind mit Sandalen bekleidet, ganz ähnlich denen, wie sie der König und seine Diener tragen, und die Spuren von Bemalung sind noch daran sichtbar. In der rechten erhobenen Hand hält sie einen Fichtenzapfen, den sie eben darreicht, und in der linken einen Korb oder Sack mit einem Handgriff. Ihre Handgelenke sind mit rosettenartigen Armringen geziert, und am rechten Arm an der Einfügung des Biceps ist ein einfacher massiver Ring darüber. Die Griffe zweier Dolche erscheinen an der Brust, gerade über dem Mantel, und eine Doppelschnur, geknüpft und in Troddeln auslaufend, hangt vorn an dem ausgestreckten Fusse; eine zweite ist hinter dem Bein, und beide scheinen von dem Gürtel herabzufallen. Die ganze Figur ist minder angenehm in ihren Verhältnissen, als die Gottheit, welche ich alsbald beschreiben werde; auch die Muskeln des vorgestreckten Beins sind härter und derber, als in dieser Sculptur.

Mehrere Linien von Keilschrift sind auf dem untern Theil der Figur, ganz ohne Rücksicht auf die Hand, den Korb und das gestickte Kleid, eingegraben. Die Charaktere haben eine Schärfe und Bestimmtheit, dass man versucht ist zu glauben, sie seien viel minder alt, als die Figuren, obwol die andere Gottheit in dieser Sammlung und die Figur am Nahr el Kelb, so wie die, welche man neülich an der Küste von Cypern entdeckte, sämmtlich Inschriften haben, die ungefähr an demselben Theil beginnen, und ohne weiteres durch die ganze Bildhauerarbeit hindurchlaufen. Ob diese Figur älter ist, als die darauf eingegrabene Inschrift, oder ob das Ganze überhaupt älter ist, als die übrigen Sculpturen der Sammlung, das

sind Fragen, die nur eine genauere Untersuchung der Inschriften entscheiden. Jedenfalls bin ich nicht gesonnen gegenwärtig darauf einzugehen, nehme aber keinen Anstand, meine Überzeügung auszusprechen, dass diese Sculptur eine Darstellung derselben assyrischen Gottheit ist, in deren Hause und an deren Altar Sannaherib von seinen Söhnen Adramelech und Schafregcr ermordet wurde. Meine Gründe sind dafür hauptsächlich von dem Worte Nisroch hergeleitet, dem Namen dieser Gottheit, wie er im zweiten Buch der Könige (XIX 27.) aufgeführt ist; das Wort stammt von der Wurzel nsar, welche „zerreissen, wie ein Vogel", bedeütet, und von der noch im Arabischen der Name des Geiers abgeleitet ist. Ich habe, abgesehen von den andern hier nicht näher zu erörternden Gründen, nicht den mindesten Zweifel, dass der Kopf der Gottheit der eines Geiers ist.

Die nächste Platte, die elfte in unserer und die siebente in der Anordnung des Museums, hat dieselbe Höhe, wie die vorige, ist aber 1′ 3″ breiter, und scheint das Werk eines vorzüglichen Künstlers. Die Figur stellt eine Gottheit mit einem Menschenkopf dar, die Flügel sind ganz und jede Feder genau ausgearbeitet. Der Bart ist förmlich gekraüselt. Drei Stierhörner liegen rund um den Kopf fest auf; in allen anderen Beziehungen ist aber die Kleidung dieselbe wie die vorige, und die Figur bietet auch, wie diese, einen Fichtenzapfen in der Rechten dar und hält einen Korb mit der Linken.

Die nächsten Sculpturen sind keine Reliefs, sondern ganz erhabene Arbeit (en ronde bosse). Sie gehören zu einem der geflügelten Stiere mit Menschenköpfen wie sie Herr Botta in Chorsabad entdeckt hat. Auf dem Kopf ist etwas wie ein Turban, der von einer strickartigen Zierrath umgeben scheint. Man sieht die Ohren eines Stiers statt eines menschlichen Ohrs, wie bei der letzt beschriebenen Gottheit und nur Ein paar Hörner. Der Bart ist in der vorgeschriebenen Form genau gekraüselt. Das Gesicht wird, wenn wir einmal mit der assyrischen Sculptur besser bekannt sind, wahrscheinlich das Bild eines der Monarchen sein, deren Namen Rawlinson entziffert haben soll. Das andere Fragment ist einer der Vorderfüsse des Ungeheüers. Beide sind aus einem viel härteren

Material, als die Reliefs, nämlich aus einem conpacten feüersteinartigen Kalkstein gearbeitet.

Wir haben uns veranlasst gesehen, so genau in die Einzelheiten dieser interessanten Sculpturen einzugehen, weil sie mit der Zeit ein bedeütendes Licht auf die Geschichte zu werfen vermögen; denn obwol sie als Kunstwerk nicht zum Muster dienen können, so kann man doch daraus den hohen Stand der Civilisation, was die zierliche Ausführung und nützliche Kenntnisse betrifft, leicht erkennen.

Hinsichts der Erhaltung dieser Alterthümer müssen zum Schluss noch einige Bemerkungen angefügt werden. Sie haben seit ihrer Ausgrabung und ihrem Transport schon bedeütend gelitten. Wegen der Art des Marmors (Gyps), der in einzelnen Fällen dem Feüer ausgesetzt war, wissen wir, dass sie in unserm feüchten Klima bedeütend leiden müssen. Man sollte deshalb sich hüten, diese unvermeidliche Beschädigung noch durch Waschen zu vermehren; oder, wenn es unerlässlich ist sie zu reinigen, so sollte dies sorgfältig unter der Leitung eines erfahrenen Mannes geschehen, und die Platten dann mit Wachs überzogen werden, was sie wirklich schützen könnte. Auch wäre es wünschenswerth, Herrn Layard vorzuschlagen, seine künftigen Funde, sobald sie ausgegraben, oder wenigstens sobald sie abgezeichnet sind, mit Wachs zu überziehen, was die Menge von Wachs, welches im umliegenden Lande zu haben ist, leicht ausführbar und wenig kostspielig machen würde.

Neüeste Nachrichten von Layards Ausgrabungen.

Dasselbe Stück des „Athenaüms,“ welches die zweite Hälfte der vorstehenden Beschreibung enthält, theilt auch den Brief eines Reisenden aus Mossul mit, welches über den neüesten Stand von Layard's Ausgrabungen Nachricht giebt. Wir schalten dieses Schreiben, zur Ergänzung des so eben gelesenen interessanten Berichts, hier ein.

Bei meiner Rückkehr aus Bagdad wich ich, sagt der anonyme Briefsteller, zu Erbil (Arbela), oder eigentlich an der Fähre über den Zab (Lycus) von der Poststrasse nach Mossul ab, und ritt über

schöne Hügel hinweg nach Nimrud. Xenophon setzte mit seinen 10,000 Griechen gerade auf solchen Flössen über den Lycus, wie sie mich mit meinen Satteltaschen hinüber brachten, nämlich ein Gestell von Binsen und Holz, das durch aufgeblasene Felle über dem Wasser gehalten wird. Mein Floss war freilich ein kleines Ding, kaum 8 Fuss im Gevierte, aber wegen seiner Kleinheit war es auch in der wilden Strömung, die aus den Bergen von Kurdistan reissend daher kam, leicht zu regieren. Ich brachte die Nacht in einer Lehmhütte ohne Thür am Ufer zu, und war am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang wieder im Sattel. Der Postreiter hatte einen Jagdhund bei sich, der die Gazellenheerden jagte, die wir in jedem Hohlweg aufscheüchten. Man hatte mir gerathen, wegen der Araber und Kurden nicht von der Poststrasse abzuweichen; indessen war der Weg, den ich einschlug, entschieden der kürzeste nach Nimrud, so dass weder die vorsichtigen Rathschläge meines Griechen Janni, noch die Weigerung der am Wege postirten Wache, mich zu begleiten, von meinem Vorhaben mich abbringen konnten. Auch hatte ich meine Hartnäckigkeit nicht zu bereüen. Der Weg, welcher durch angebaute Felder und Dörfer führte, war einer der sichersten, den ich noch durchzogen hatte, und die Abwesenheit der Wachen, die entsetzlich kostspielig und lästig sind, erlaubte mir, mit Schnelligkeit zu reisen. Nach einer Stunde setzten wir über eine Furth über den Hazersu, und als wir den Berg an seinem Ufer hinabritten, kamen wir durch eine ganze Caravane Araber mit ihren Kameelen. Nachdem wir wiederholt uns nach dem Weg erkundigt hatten, erreichten wir Nimrud um Mittag.

Es war interessant zu bemerken, dass dieser Ort, der ausser dem berühmten Trümmerhügel nur einige Hütten enthielt, doch im ganzen Lande unter seinem uralten Namen bekannt war. Nimrud ist freilich der Hercules Asiens, und alle Überreste grosser, alter Bauten belegt man mit seinem Namen; auch beschränkt sich dieser nicht auf Assyrien, noch auf sehr alte Bauwerke, indem nördlich von Zelah in der Nähe von Tokat, wo, gelegentlich bemerkt, ein Ruinenhügel ist, den Strabo der Semiramis zuschreibt, der Inhaber eines Chans mich versicherte, ein gewisses Kloster sei von Nimrud

gegründet werden. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, dass man aus dem Namen keinen Schluss ziehen und ihn auf keine in der heiligen oder Profan-Geschichte erwähnte assyrische Stadt beziehen kann.

Ich hatte den Ruinenhügel von Nimrud vor meiner Reise nach Bagdad besucht, und aus der Ferne seine eigenthümliche Gestalt erkannt. Aber der Decemberregen hätte seine früher ganz dürre Seiten mit Grün bedeckt. Seine grösste Länge ist von N. nach S. etwa 1800 Fuss, seine Breite etwa die halbe Länge und seine Höhe ungefähr 80 Fuss. Er bildet ein ziemlich regelmässiges Rechteck; und von der Nordwestecke erhebt sich ein Kegel, der die allgemeine Höhe des Hügels um etwa 50 Fuss übersteigt. Ehe ich den Hügel erreichte, überstieg ich einen langen, gerade fortlaufenden Kamm, der von Ost nach West strich, augenscheinlich der Überrest einer Mauer, welche das Gebäude auf der Nordseite einschloss. Bruchstücke von Töpfergeschirren, und grosse viereckige Backsteine, wie zu Babylon mit Buchstaben in Keilschrift bezeichnet, lagen zerstreüt umher. Der Gipfel des Hügels bot ein merkwürdiges Schauspiel, denn er zeigte ein wahres Araberlager. Schwarze Zelte waren überall umher aufgeschlangen, und Haufen von Buschholz lagen davor. Dunkelbraune Weiber mit Ringen in den Nasen und einem blauen Hemd statt einer Bekleidung sassen um die Feüer her und bereiteten das Mittagsmahl für die Arbeiter. Ein Rudel wilder Hunde stürzte aus den Zelten, und ging mit der gewöhnlichen Wuth auf uns los, Haufen frischer Erde lagen allenthalben umher. Auf einmal stand ich am Rande der Arbeiten, blickte hinab und sah die Reihen der aufgegrabenen Sculpturen.

Man muss das Ausgraben von Oben beginnen, anfangs möglichst schmale, etwa 20 Fuss tiefe Gruben machen, und diese in rechten Winkeln führen, um bald möglichst eine Mauer zu treffen. Hat man diese gefunden, so braucht man nur ihrer Richtung zu folgen. Dann erst giebt man den Gruben die nöthige Breite und Tiefe, und die Arbeit schreitet mit Sicherheit fort. Die Hauptsache ist nun, die Erde von den Marmorplatten wegzuschaffen, ohne diese zu beschädigen. Dies geschieht durch leichte Schläge mit einem

hölzernen Hammer, die trockene Erde fällt herunter, und die seit 2 — 3000 Jahren begrabenen Sculpturen enthüllen sich dem bewundernden Auge so frisch, als wären sie gestern ausgeführt worden. Bemalung ist an mehreren Theilen sichtbar, die Hauptfarben scheinen schwarz und roth gewesen zu sein. Das Haar ist gewöhnlich schwarz gefärbt, Roth herrscht an den Sandalen und Zierrathen vor. Die Figuren sind im Allgemeinen über Lebensgrösse, und einige wahrhaft kolossal. Die nestorianischen Arbeiter küssten fromm die Sculpturen, die sie zu Tage förderten. Der Marmor ist weiss, von einer lichten Aschenfarbe. Das Relief ist selten tief, aber die Genauigkeit in den Einzelheiten der Schmucksachen ist erstaunlich. Die Rüstung einiger Figuren ist ganz mit Miniatursculpturen überdeckt, welche Menschen und Thiere darstellen. Die Dolchscheiden, die Bogenspitzen, Armringe, Gürtelbuckeln, Arme und Füsse der Stühle u. s. w. laufen in Köpfe von Widdern, Stieren, Schlangen, Greifen u. s. w. aus, und sind mit grosser Schärfe und Kühnheit ausgeführt.

Die bisher aufgefundenen Sculpturen kann man in drei Klassen theilen: die kolossalen geflügelten Löwen und Stiere mit Menschenköpfen, welche theils vollständige Statuen, theils in Hautreliefs sind, die Menschenbilder in mehr als Lebensgrösse, und die kleinen Basreliefs. von denen jedes einen vollständigen historischen Gegenstand mit zahlreichen, etwa einen Fuss langen Figuren darstellt. Die letzten sind meiner Ansicht nach bei weitem der interessanteste Theil der Entdeckungen, und einige zeigen eine Geschicklichkeit in der Composition, welche sie ausser ihrem historischen und antiquarischen Werth auch noch als tüchtige Proben alter Kunst erscheinen lässt. Die Gegenstände sind Schlachten, Belagerungen, Löwenjagden, Vorstellung der Gefangenen vor dem Sieger, von Geschenke Bringenden aus fernen Provinzen u. s. w.; Schlösser, Flüsse, Wagen, Bote, bewegliche Thürme zum Angriff der Städte, Sturmwidder und andere Kriegswerkzeüge sind abgebildet; die Hauptwaffe scheint der Bogen, auch sieht man Helme und Panzer.

Aus dem, was ich über die Gruben sagte, geht hervor, dass in der Mitte der ausgegrabenen Kammern eine viereckige Erdmasse

stehen bleibt, die, mit Ausnahme der zufälligen Vertiefungen, mit denen das Ausgraben begann, völlig fest ist. Viele merkwürdige Gegenstände könnten beim Durchsuchen dieser Haufen gefunden werden, und das interessanteste und werthvollste bis jetzt aufgefundene Alterthumsstück, ein Obelisk von schwarzem Marmor, 8 Fuss hoch, mit Sculpturen und Inschriften bedeckt, wurde beim Ziehen eines solchen Grabens inmitten der festen Masse auf der Seite liegend, entdeckt. Das zuerst geöffnete Zimmer ist das grösste, denn es ist 150′ lang und 30′ breit. An seinem westlichen Ende sind zwei geflügelte Löwen mit Menschenköpfen 12′ hoch und gegen Osten gerichtet. Der Boden ist mit Marmorblöcken gepflastert, welche die Keilschrift an der unteren Seite haben. Dies ist merkwürdig und trifft mit dem zusammen, was man an den babylonischen Backsteinen bemerkte, deren beschriebene Seiten sämmtlich nach unten gerichtet sind. Diese lange schmale Halle ist mit behauenen Marmorblöcken bis zur Höhe von 10′ bedeckt. Die Gegenstände sind durchaus von der dritten Classe, nämlich Reliefs mit kleinen Figuren.

Am Ostende der Südmauer dieser langen Halle öffnet sich ein Gang in zwei andere Zimmer. Die kleinere enthält Wiederholungen derselben, bald links, bald rechts blickenden Figur. Es ist ein adlerköpfiges Idol mit einer seltsam gekraüselten Mähne, das einen Pinienapfel von einer Art architektonischen Baums abpflückt. Das Idol ist in ein Costüm nicht unähnlich dem königlichen gekleidet. Das zweite Zimmer ist 84′ lang und 24′ breit, und enthält besser ausgeführte Sculpturen, als ich sie sonst sah, obgleich auch hier zum Theil die im vorigen Zimmer bemerkte Wiederholung herrscht. Die Figuren sind etwa 8′ hoch, und das Relief stärker als gewöhnlich.

Im Laufe dieser Ausgrabungen hat man mehrere kleine Gegenstände aufgefunden, meist in ganz zufällig ausgegrabenen Gruben, als Spiegel, Armringe, Helme, Pfeilspitzen, grosse Löffel, Dolche von Glas, kleine elfenbeinerne Schmucksachen, Alabastervasen und Glasflaschen. Diese letzteren zeigen eine auffallende, für Chemiker merkwürdige Decomposition; ausserhalb ist ein platter Überzug,

wie von Cement, der bei der geringsten Berührung abfällt und eine opalische Oberfläche zeigt. Nahe am Thor wurden 16 kleine Bronzelöwen, die hinsichtlich der Grösse eine Reihenfolge bilden, ausgegraben. Der grösste war etwa einen Fuss lang, und so schwer, dass man ihn nur mit Mühe aufheben konnte. Man vermuthet, dass sie als Gewicht benutzt wurden. Es ist interessant, eine Identität zwischen den gefundenen Zierrathen und ihren Abbildungen in den Sculpturen zu entdecken. Irdene und verglaste Gefässe aller Formen wurden in völlig erhaltenem Zustande entdeckt. Kürzlich hat man einige gemalte Zimmer aufgedeckt, aber die Malereien waren in einem so verdorbenen Zustande, dass ich nichts daraus ermitteln konnte. Die Platten des Pflasters ruhen auf an der Sonne getrockneten Backsteinen. Im Feüer gehärtete Backsteine mit Keilschrift wurden eine Menge herausgegraben, und einige derselben haben verschiedene Zeichen, woraus man schliessen kann, dass Theile des Palastes unter verschiedenen Regierungen erbaut wurden. Oberhalb der Sculpturen sind zweifache Reihen von bemalten Backsteinen, die sich bis zur Höhe von 6′ ausdehnen. Man hat in den Wänden keine sichern Spuren von Fenstern entdeckt; da aber die Mauern wahrscheinlich viel höher waren, als die jetzige Höhe des Hügels, so lässt sich daraus kein sicherer Schluss ziehen. Balken, welche das Dach gestützt haben müssen, fanden sich, aber in einem solchen Zustande von Zersetzung, dass man sie unmöglich ganz, oder auch nur in kleinen Stücken herausnehmen kann, denn sie zerfallen bei der Berührung in Staub. Das Ostende ist eingefasst mit einer sehr dicken Mauer von Luftziegeln. An einer Stelle fand man mehrere ziemlich gut erhaltene Schädel, und Gefässe mit Pfeilspitzen wurden neben ihnen entdeckt. Wäre dieser letztere Umstand nicht, der auf ein sehr hohes Alter hinweist, so hätte man diese Knochen späteren Beerdigungen zuschreiben können, da namentlich die Mohammedaner häufig diese Hügel als Begräbnissplatz auswählen, wie dies mit dem Karah Tepeh auf dem Wege nach Bagdad der Fall ist.

Die Ausgrabungen werden, wie bereits im Eingang dieses Artikels gesagt wurde, auf Kosten der Regierung veranstaltet; und es

steht zu hoffen, dass sie, seit die Sache so unerwartete Resultate lieferte, das Unternehmen auch ferner freigebig unterstützen werde. Nicht nur sollte das Publicum eine vollständige Sammlung von Marmortafeln und andern Alterthümern erhalten, sondern auch ein Werk mit Plänen und Abbildungen nebst Copien der Inschriften sollte herausgegeben werden. Die französische Regierung hat hinsichtlich der Entdeckungen Bottas ein Werk in prachtvollem Maasstab, leider aber auch zu einem unerschwinglichen Kaufpreise, unternommen, was auch Seitens der englischen Regierung eine gleich prachtvolle, wenn auch minder kostspielige Ausgabe dieser ganz ähnlichen Monumente gleichsam nöthig macht; zugleich aber soll auch die Geschichte der Entdeckung vervollständigt werden. Eine unzeitige Sparsamkeit würde die Welt aller Resultate der Unternehmung Sir Stratford Cannings' und aller Arbeiten Hrn. Layard's berauben; vernachlässigt man diese Denkmäler, so werden sie von Arabern der Nachbarschaft verstört, und zu Mossul als Baumaterialien verkauft werden. Ein assyrischer Palast wäre dann nur darum enthüllt worden, damit seine Bruchstücke zu einer türkischen Caserne verwendet würden.

Endlich haben wir noch eines Briefes von Layard selbst, aus Mosul vom 14. Juni 1847 (der zuerst im „Journal de Constantinople" erschienen ist) zu erwähnen, und worin er über die Fortsetzung seiner Untersuchungen berichtet, — dass er bis in das Innere von acht Kammern vorgedrungen sei, und dort unter anderen: vier Paar geflügelte Stiere von riesenmässiger Grösse gefunden habe. Unter den neü entdeckten Bas-Reliefs befindet sich auch das einer grossen, von dem Wasser eines Stroms umgebenen, und von Palmen beschatteten Stadt, welche das alte Babylon vorzustellen scheint. Auf einem anderen Bilde sieht man das Meer, von vielen Schiffen bedeckt; auf einem dritten, Berge mit Weinreben, oder mit Fichten und Kiefern u. s. w. Der neü zu Tage gekommene Mittel-Palast scheint von ungeheüerem Umfange zu sein, und wird, um völlig durchforscht zu werden, grosse Geld- und Arbeitskräfte erfordern.

Völlig verschieden sind übrigens diese Bildwerke im Styl sowol, als Ausführung von denen in Chorsabad, wo die Franzosen unter Botta's Leitung die Ausgrabungen verrichten. Rawlinson, der immer

mehr Fortschritte im Lesen der dortigen Keilschrift macht, will bereits festgestellt haben, dass der in Nimrud zuerst entdeckte Palast von Ninus erbaut sei, und dass der aufgefundene Obelisk eine Inschrift enthalte, wodurch die Thaten eines der Söhne des Ninus, welcher den Central-Palast erbaute, verewigt würden und zugleich angegeben werde, dass man dreissig Jahre lang an den Verschönerungen dieses Palastes gearbeitet habe. Mit den durch die Heilige Schrift festgestellten Jahreszahlen, namentlich in Bezug auf die Sündfluth, sollen diese Entdeckungen einigermaassen in Widerspruch sein.

Bücherschau.

Art. 15. — 2) *Briefe aus Indien.* Von Dr. *W. Hoffmeister;* Arzt im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Waldemar von Preussen. Nach dessen nachgelassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Dr. A. Hoffmeister. Mit einer Vorrede von C. Ritter, und sieben topographischen Karten. Braunschweig, Westermann 1847.

1) *Société Asiatique.* Rapport lu dans la Séance générale annuelle de 1847. Journal asiatique. Paris, 1847.

In der Asiatischen Gesellschaft zu Paris besteht seit ihrer Gründung die beachtungs- und lobenswerthe Gewohnheit, dass in ihrer im Frühjahr Statt findenden allgemeinen Jahres-Sitzung, — ausser einem kurzen Überblick der im eigenen Schoosse während des abgelaufenen Jahres vorgekommenen Arbeiten und der Verbindungen, welche die Gesellschaft angeknüpft hat, — ein periodisches Gemälde der Fortschritte der morgenländischen Literatur überhaupt mitgetheilt wird. Die Erfüllung dieser Pflicht liegt grundgesetzlich dem Secretair der Gesellschaft ob. Mit innigem Vergnügen erinnert man sich jener Zeit, wo der zu früh dahin geschiedene grosse Orientalist Abel Rémusat die Jahresberichte der Gesellschaft abfasste, die mit eben so gründlicher Gelehrsamkeit, als mit Eleganz im Ausdruck ein Bild von dem jeweiligen Zustand der morgenländischen Studien diesseits und jenseits des Oceans darlegten. Aber auch der jetzige Secretair verdient das Lob, das wir seinem Vorgänger so eben zollten, in hohem Grade; mit gleicher Allgemeinheit umfasst er das grosse und weite Gebiet der Sprachen, der Geschichten und Literaturen des Orients, und bewältigt die darauf vorkommenden Erscheinungen in seinen Jahresberichten mit einer Gründlichkeit, Übersichtlichkeit und stylistischen Zierlichkeit, die einen Zauber über

diese Schriften verbreiten, welcher das Lesen derselben, ein Mal angefangen, nicht unterbrechen lässt. In dem diesjährigen Bericht sagt er, indem er zu den Mitgliedern der Gesellschaft spricht: — Sie haben die unvollständigen Nachrichten, welche ich über die in so verschiedenen Ländern unternommenen Arbeiten liefern konnte, mit Nachsicht beurtheilt, und dies hat mich ermuntert, in der Erfüllung einer Aufgabe fortzufahren, die ich vielleicht zu rasch übernommen habe. Sie werden mir aber verzeihen, wenn ich dieses Jahr die Reihe der Berichte über die Fortschritte der orientalischen Literatur unterbreche, um von einem andren Gegenstande zu sprechen, dessen Wichtigkeit für die asiatischen Studien ungemein gross ist, den ich aber wegen des überreichen Stoffs bisher nicht berühren konnte, ich meine die *Reisen im Morgenlande.* — Mit bewundernswerther Umsicht und Klarheit wird das Gemälde von dem gegenwärtigen Zustande der Reisen in Asien entworfen, und es wird gezeigt, nicht allein, was geleistet ist, sondern auch, was noch und wie es zu erringen ist; es wird die Bahn vorgezeichnet, welche man zu betreten haben wird, um in die noch so vielfach verschleierten Zustände der asiatischen Länder und Völker einzudringen, eine Bahn, welche Jeder, der mit dem Zustande unsrer Kenntnisse über Asien einiger Maassen bekannt ist, als die allein richtige anerkennen muss. Von diesem Gesichtspunkte können wir es darum auch nicht unterlassen, die betreffenden Stellen des Jahresberichts hier vollständig einzuschalten; sie lauten wörtlich also: —

Wenngleich die morgenländische Literatur nothwendig das erste und hauptsächlichste Mittel zum Studium der Sprachen, der Geschichte, der Religionen, der Poesie und Alterthümer der Völker Asiens ist und bleibt, so bieten auf der anderen Seite die Arbeiten der Reisenden einen Commentar, welcher unentbehrlich ist. Überflüssig dürfte es sein, einen Satz zu entwickeln, der an und für sich selbst klar ist, und den wir jeden Augenblick in Anwendung bringen. Denn wer kann es entbehren, — zum Verständniss eines morgenländischen Schriftstellers die Reiseberichte zu Rathe zu ziehen, sei es um die geographische Lage des betreffenden Landes besser kennen zu lernen, sei es um die Beschreibung alter Denkmäler und

Kopien von Inschriften zu finden, oder den Sinn einer, aus der Naturgeschichte des Landes entnommenen Anspielung zu entdecken und Seitenzüge zu sammeln, welche die Geschichte der Vergangenheit aufklären können, und auch um so sicherer aufklären, als die Sitten im Oriente beständiger sind, — mit Einem Wort, hat Derjenige, der sich mit den morgenländischen Studien beschäftigt, in allen seinen Arbeiten nicht das lebende Bild des Landes nöthig? ein Bild, das ihm nur der Reisende allein zu geben vermag?

Die Erforschung des Orients hat in unseren Tagen grosse Fortschritte gemacht; die Eüropäer haben das Morgenland nach allen Richtungen durchkreüzt. Heilandsboten und Soldaten, Ärzte und Staats-Bevollmächtigte in fremden Landen, Kaufleüte und wissenschaftliche Reisende sind in Gegenden vorgedrungen, welche fast für völlig unzugänglich galten. Buchara, Kurdistan, die Quellen des Oxus, das südliche Arabien, Afghanistan, Japan und Tübet wurden besucht und beschrieben; die assyrischen, persischen und sabäischen Denkmäler, und die Stupas von Afghanistan wurden ausgegraben und durchsucht, eine ungeheüere Menge indischer, himjaritischer, persischer, babylonischer, medischer, assyrischer, phönicischer und lycischer Inschriften wurden abgezeichnet und liegen jetzt zur Untersuchung der Gelehrten bereit.

Während man aber nicht umhin kann, zu rühmen, was der Muth und die Gelehrsamkeit der Reisenden im Morgenlande vollbracht hat, so lässt es sich doch nicht verhehlen, das Dasjenige was geschehen ist, nur den Anfang einer unbegränzten Laufbahn bildet, dass noch kein Land hinreichend untersucht wurde, dass noch eine Menge alter Denkmäler zu entdecken sind, dass wir die gesellschaftliche Ordnung der Völker, die den Boden Asien's bedecken, noch lange nicht vollständig kennen; dass die heütige Geographie noch viele dunkeln Punkte hat, die aufzuklären sind, und endlich, dass die Büchersammlungen des Morgenlandes unzweifelhaft noch eine grosse Menge Werke enthalten, deren Erwerbung von grosser Wichtigkeit wäre, theils um sie vor einer drohenden Vernichtung zu retten, theils um sie der eüropäischen Kritik zu übergeben.

Die meisten Länder des Orients kennen wir, nach ihren physischen und moralischen Beziehungen, nur oberflächlich. Lies't man

aber den Bericht eines einsichtsvollen Eüropäers, der lange Zeit in einem Lande, selbst in einem solchen lebte, das von vielen Reisenden besucht wurde, und das man dieserhalb für genau bekannt zu halten gemeint ist, so fühlt man augenblicklich, dass er uns eine neüe Welt eröffnet, und man wundert sich nicht nur über Das, was er uns mittheilt, sondern auch über Das, was man noch zu erwarten hat, und was er seinen Nachfolgern überlässt.

Man lese, z. B.: *Tod's* Beschreibung von Radschputana, und man wird erstaunen über die Menge wichtiger Nachrichten, die er mittheilt, und über das Sittengemälde, das er vor uns aufrollt; hat man aber das Buch durchgelesen, so fühlt man unwillkürlich das Bedürfniss, noch mehr zu lernen, diese feüdalen Einrichtungen, diese epischen Gedichte, diese Kunstdenkmale, von denen er spricht, noch gründlicher zu studiren. Oder man lese die Bruchstücke, welche *Rawlinson* von seinen Reisen in Persien mitgetheilt hat, oder die Bemerkungen *Elliot's* über die oberen Provinzen Hindustan's, und man staunt über das, was sie beobachteten, und was sie als Gegenstände künftiger Studien und Entdeckungen andeüten.

Die Geschichte der Völker ist wie die Naturgeschichte; je mehr man sie studirt, desto mehr findet man, wie viel wir noch nicht wissen, und wie viele Geheimnisse die kleinste, scheinbar unbedeütendste Erscheinung in sich schliesst.

Niemand kann das Werk von *Briggs* über die Grundabgaben in Indien lesen, ohne über die grosse, historische Lehre zu erstaunen, welche das aufmerksame Studium eines armseligen Hindu-Dorfes gewähren kann; und wenn es einem Missionair in China gefallen wollte, uns eben so vollständig die Municipal-Einrichtung des von ihm bewohnten Ortes mitzutheilen, uns den Haushalt der Gemeinde in seinen geringsten Einzelheiten anzugeben, und alles darauf Bezügliche zu erklären, so würde er uns einen nicht minder grossen Dienst leisten, und uns mit einer wichtigen Seite der chinesischen Civilisation bekannt machen, worüber wir in den Berichten der kaiserlichen Historiographen vergebens eine Auskunft suchen.

Ich erinnere mich, von *Fresnel* die Schilderung seines Aufenthalts in einem Dorfe hinter Thaif, bei Mekka, gehört zu haben

und nie ist mir ein lehrreicherer Commentar über den Zustand Arabiens vor dem Islam zu Gesicht gekommen; doch gab es hier weder Begebenheiten zu erzählen, noch historische Erinnerungen aufzurufen, noch Denkmäler zu entdecken: es war eine einfache, aber verständige Beobachtung der Sitten eines Stammes, der sich nicht ändert, von einem Manne, der klar sieht, und sich für das, was er sieht, zu interessiren versteht. An Stoff fehlt es also dem Reisenden nicht, welchen Gegenstand er auch vorzugsweise studiren mag, das Alterthum, oder den neüern Zustand des Landes; die Literatur, oder die Geographie, den Menschen, oder die Natur, — immer wird er eine reichliche Ärnte zu machen haben, vorausgesetzt, dass er Augen hat, zu sehen, und die nöthigen Kenntnisse, um das, was er sieht, zu begreifen.

Für die Reisen im Orient war die Zeit nie günstiger, als jetzt. Alles öffnet sich vor der Macht Eüropa's, und die Länder, die sonst von der Eifersucht, von der Raubsucht oder dem Fanatismus verschlossen wurden, werden zugänglicher, und können, wenn auch nicht ohne Gefahr, doch mindestens in vielen Fällen mit weit weniger Gefahr, als früher besucht werden. Doch ist dieser Einfluss Eüropa's für den Reisenden kein ungetrübter Vortheil, denn er vernichtet viele Dinge bei den Völkern, über welche er sich erstreckt; er ist Ursach, dass manche alte Erinnerungen verlöschen; er zerstört so manches Denkmal, das die Sorglosigkeit und die Barbarei der Einwohner bisher erhalten hatte. Dies ist aber ein Grund mehr, um sich mit der Erforschung der Länder zu beeilen, welche sich vor uns eröffnen, und dadurch, dass sie immer zugänglicher werden, sich auch zugleich immer zugänglicher erweisen müssen. Der günstigste Augenblick für die Erforschung eines Landes ist der, wo es zum ersten Mal zugänglich wird, und dieser Fall tritt jetzt bei einem grossen Theil des Orients ein, der durch seine Berührung mit Eüropa gleichsam von einem abergläubigen Schrecken befallen zu sein scheint.

Schulz und *Slane* konnten die Bibliotheken Konstantinopel's mit Musse untersuchen, freilich nicht ohne Schwierigkeiten, doch ohne, dass ihnen absolute Hindernisse in den Weg gelegt wurden;

ein gelehrter, muthvoller Mann würde sehr wahrscheinlich Mittel finden, dasselbe zu Damaskus zu thun, ehe die dortigen Bibliotheken, die noch unberührt sind, zerstreüt und vernichtet werden, wie es mit denen von Kairo erging. *Hodgson* schloss die Sammlungen der Buddha-Klöster in Nipal auf, und wenn die Bibliotheken der Dschains in Abu wirklich existiren, so werden ihre Thüren nicht lange der Wissbegierde und dem Einfluss eines der gelehrten Beamten widerstehen, deren die englische Regierung in Indien so viele in ihren Reihen zählt. • Was *Layard* so muthvoll und ohne die mindeste Unterstützung ausgeführt hat, wäre zwanzig Jahre früher sicher unmöglich gewesen, ich meine sein Eindringen ins Land der Bachltaris. *Gabet* und *Huc* sind aus Tübet zurückgekehrt, wo sie, vor fünf oder sechs Jahren noch, wahrscheinlich ihre Köpfe gelassen haben würden, und mehrere Reisende sind an den Orten gewesen, wo vor noch nicht zwanzig Jahren *Schulz* ermordet wurde, bloss darum, weil er ein Eüropäer war.

Wenn ich bemerke, dass die Gefahr der Ermordung Seitens einiger Völkerschaften des Orients geringer geworden ist, so will ich damit keinesweges das Verdienst Derjenigen schmälern, welche sich heüte in barbarische Länder wagen; denn ausser den unausbleiblichen und unablässigen Gefahren, die aus dem Klima, den Entbehrungen und Anstrengungen entspringen, bleibt noch immer genug zu fürchten, um auch den entschlossensten Muth auf die Probe zu stellen, und Niemand wird Reisenden, wie *Masson, Wolf, Wood, Arnaud*, *Layard*, *Wrede*, *Bode* und so vielen anderen, welche ihr Leben einsetzten, um die Masse unserer Kenntnisse, zu vermehren , seine Bewunderung versagen. Ich will mit jener Bemerkung nur ganz im Allgemeinen andeüten, dass die gegenwärtigen Umstände den Reisenden günstiger sind, und dass sie Unternehmungen gestatten, welche, indem sie ehemals unmöglich gewesen wären, jetzo nur noch gefahrvoll sind.

Eine natürliche Folge dieses Zustandes der Dinge ist ein bedeütendes Anwachsen der Zahl der Reisenden. Namentlich ist es England, dem wir die zahlreichsten und besten Schilderungen dieses Theils der Welt verdanken, was sich aus dem Besitze Indien's, einem

überall hindringenden Handel, einer Diplomatie, welche an den wichtigsten Posten Unterhändler hat, und namentlich aus dem Reichthum der Einzelnen erklärt, der es einer Menge Personen gestattet, ihrem Geschmack für ferne und gefahrvolle Reisen Folge zu geben. Ich werde es nicht versuchen, auch nur die bedeütendsten dieser Reisen aufzuzählen, die Liste würde zu lang und doch nur unvollständig sein, abgesehen von der grossen Schwierigkeit, eine Auswahl zu treffen unter der grossen Menge von Berichten, welche bei der Regierung oder bei der Ostindischen Compagnie einlaufen, unter so vielen Berichten von Männern, die von ihrem Beruf als Verkündiger des Evangeliums, oder von ihrem Geschmack für's Alterthum in alle Gegenden des Orients geführt worden sind. Diese grosse Bewegung geht vor sich, ohne dass England's Regierung in irgend einer Weise selbst eingriffe, und die daraus hervorgehenden Schriften finden in der verständigen Wissbegierde des Publicums eine so vollständige Aufmunterung, dass ihre Herausgabe keiner amtlichen Unterstützung bedarf.*)

Auf dem Festlande ist dies ganz anders. Frankreich besitzt nur unbedeütende Länder im Morgenlande, und seine Beamten sind unendlich weniger zahlreich, als die England's. Der Geschmack für Reisen hat sich allerdings in den Jahren entwickelt, man sieht reiche Franzosen den Orient besuchen, und zahlreiche Missionaire dringen in die unzugänglichen Länder ein; aber die einen wie die andern schreiben nur selten Bücher, und mit Ausnahme einer klei-

*) Ausser „der verständigen Wissbegierde," vorzugsweise aber auch in dem Triebe der reichen Leüte, eine Bibliothek besitzen zu — müssen; der Londoner oder Edinburgher Verlags-Buchhändler kann auf den Absatz von so und soviel Exemplaren einer jeden guten Reisebeschreibung bestimmt rechnen, daher in England der Druck von Werken in diesem Zweige der Literatur ungemein erleichtert ist. Grosse, rein wissenschaftliche Abhandlungen mit vielen Abbildungen und Illustrationen, als Früchte von Reisen, die im Auftrag der Regierung unternommen worden sind, pflegt diese auch Behufs der Herausgabe zu unterstützen; aber mit diesen, dazu seltenen Subventionen wird in England nicht der Missbrauch getrieben, der in Frankreich leider an der Tagesordnung ist. Bs.

nen Anzahl Briefe, die in den „Annalen zur Verbreitung des Glaubens" erscheinen, zieht die Wissenschaft aus den Anstrengungen und Gefahren dieser freiwilligen Sendboten Frankreichs nur geringen Nutzen.

Eben so ist es im übrigen Europa: die Reisenden sind hier nur selten, und wenn von Zeit zu Zeit ein Prinz eines souverainen Hauses, oder ein grosser Herr den Einfall bekommt, irgend ein Land des Orients zu besuchen, so geschieht es viel mehr, um sich zu unterhalten und sich persönlich zu unterrichten, als im Interesse der Wissenschaft.

Bei diesem Stande der Dinge haben die Regierungen begriffen, dass sie einen Ruhm zu erwerben und eine Pflicht gegen die Wissenschaft zu erfüllen haben. Sie haben von Zeit zu Zeit wissenschaftliche Reisende und ganze Commissionen ausgesandt, um gewisse Länder zu erforschen, und es sind aus den betreffenden Arbeiten vortreffliche Werke hervorgegangen, die ihren Urhebern und Beförderern stets zur Ehre gereichen werden. Lange waren diese Unternehmungen vereinzelt, und wurden nur ausgeführt, wenn ein Fürst, oder ein Minister sich zufällig für einen Gelehrten oder für einen Zweig des Wissens ganz besonders interessirte. Selbst in Frankreich liess sich die Regierung nur selten und schwer darauf ein; und Mancher, erinnert sich noch, wie viel Zeit, und wie viel einflussreiche Personen dazu gehörten, um die Regierung der Restauration zu bewegen, *Champollion* und *Schulz* nach Ägypten und Persien zu senden. Seit dieser Zeit haben sich die Ansichten erweitert, und wissenschaftliche Reisende sind ein regelmässiger und bedeütender Theil der Bemühungen der französischen Regierung für die Beförderung der Wissenschaften geworden. Dies ist eine ungemein ehrenvolle Thatsache, denn es zeügt für die aufgeklärte Sorgfalt des Landes für alle Fortschritte des menschlichen Wissens, und sie kann und muss für die Fortschritte der orientalischen Studien im Besondern die glücklichsten Folgen haben.

Aber das System ist noch neü und bei der Unsicherheit, die von jedem Anfang unzertrennlich ist, hat man noch nicht die Grundsätze und Vorsichtsmassregeln aufgefunden, welche die vor-

theilhafteste Anwendung der zu Reisen bestimmten Gelder sichern könnten. Einige dieser Unternehmungen sind gut ausgeführt worden, andere vollkommen unfruchtbar geblieben. Ich beabsichtige nicht, die Vergangenheit zu kritisiren, obgleich die Andeütung der begangenen Fehler das sicherste Mittel ist, um Das kennen zu lernen, was vermieden werden muss; allein da dies nicht geschehen könnte, ohne Personen, die ich nicht verletzen will, unangenehm zu berühren, so beschränke ich mich auf einige allgemeine Ansichten über den Zweck, den man sich bei den Reisen nach dem Orient, die in Auftrag der Regierung unternommen werden, vorsetzen muss, und auf einige Wünsche hinsichtlich der Mittel, um ihn soviel, als möglich zu erreichen.

Das erste, was man zu thun, und die erste Regel, welche zu befolgen ist, wäre die Beschränkung der Reisen, die man ausführen will. Ich spreche hier nur von den Reisen, die zu einem historischen und literarischen Zweck unternommen werden sollen, und nicht von den Reisen, welche die Erweiterung unserer geologischen, botanischen und naturhistorischen Kenntnisse überhaupt beabsichtigen, Zwecke, welche die Durchwanderung grosser Strecken erfordern. Fast alle Pläne, welche der Regierung von Reisenden nach dem Morgenlande vorgelegt werden, sind zu ausgedehnt. Dieser Fehler ist zu natürlich, als dass man nicht zu sehr auf der Hut sein müsste, um den Verlockungen der Einbildungskraft zu widerstehen, welche eine Reihe der berühmtesten, merkwürdigsten, an Denkmälern und Erinnerungen reichsten Länder und Städte vor die Augen führt. Die Regierung selbst lässt sich durch ein so prächtiges Rundgemälde leicht verblenden; — allein, gerade die Grösse, die Ausdehnung der Projekte ist es, was die Ausführung unfruchtbar macht.

Ehemals, als man am Anfangspunkt der geographischen Entdeckungen stand, als die jetzt bekanntesten Dinge entweder noch ganz unbekannt, oder nur Gegenstand einer dunkeln, geheimnissvoll aus einer barbarischen Zeit geretteten Erinnerung waren, mochte es nützlich und nothwendig sein, den grossen Strassen des Orients, so weit sie führen konnten, zu folgen und Alles, was man gesehen

hatte, zu erzählen. *Marco Polo* und *Plano Carpini* konnten nicht zu weit in die von ihnen besuchten Länder eindringen, und selbst zu den Zeiten *Tavernier's* und *Mandelslo's* konnte man nicht zu weit gehen; denn Alles, was man sah, war neü, und es handelte sich vor Allem darum, eine Karte der — vorhandenen Länder zu geben, und zu wissen, welches die vorhandeneu Staaten und deren Bewohner seien; und man konnte hoffen, in den Stand gesetzt zu werden, Denkmäler zu finden, Bibliotheken zu erforschen, Traditionen zu sammeln und alte Sitten zu studiren.

Jetzt ist das anders: bleibt man auf den gebahnten Wegen, so kann man fast ganz Asien durchwandern, ohne auch nur eine Spur von etwas Neüem zu entdecken, und man wird, trotz grosser Anstrengungen, nichts zurückbringen, als Reise-Eindrücke, die der Wissenschaft von keinem Nutzen sind. Das mag für einen — Touristen taugen, den die Neügierde durch die Welt treibt, und der keinem Menschen Rechenschaft zu geben hat; für einen Reisenden hingegen, der im Auftrage einer Regierung — in die weite Welt geht, handelt es sich um etwas ganz Anderes. Bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse vom Morgenlande müssen wir die Geheimnisse seiner Geschichte und seiner politischen Einrichtungen näher untersuchen; wir müssen seinen Boden durchstöbern, um die Überreste seiner Alterthümer zu entdecken, und die Orte, die ehemals die Mittelpunkte seiner Civilisation waren, oder die der Macht noch gegenwärtig sind, im Einzelnen kennen lernen; wir müssen eine Menge specieller Fragen über den Ursprung, die Sagen und die Sprache der Volksstämme lösen, welche jetzt die Länder bewohnen, die einst so berühmt waren; wir wollen ihre bürgerlichen und religiösen Einrichtungen kennen lernen, ihre Rechtsverhältnisse in Bezug auf Grundbesitz und ihre Gemeinde-Verfassungen, wir wollen uns die Bücher verschaffen, die uns noch fehlen, und von denen wir vermuthen, dass sie sich in irgend einem Winkel Asien's noch finden werden.

Aber Alles Das erfährt man nicht, wenn man nur flüchtig ein Land bereis't, und sich nicht länger aufhält, als es die meisten Reisenden zu thun pflegen; man muss sich gewisser Maassen in einer

Provinz ansässig machen, um die Schwierigkeiten zu überwinden, welche das Misstrauen, die Unwissenheit oder die Barbarei ihrer Bewohner entgegenstellen; man muss Zeit haben, mit den Eingebornen des Landes in nähere Berührung zu treten, um ihre Einrichtungen zu beobachten und von ihnen zu erfahren, wo irgend etwas zu finden ist; man muss den Augenblick und die Gelegenheit abwarten können, um in ein schwieriges Gebiet einzudringen; man muss sich endlich schon vorher mit der Geschichte, der Sprache und Literatur des Volkes bekannt gemacht haben, um für Das, was man findet, eine grössere Theilnahme zu gewinnen, um sich bei den angesehenen und gebildeten Classen der Bevölkerung Achtung zu verschaffen und von ihnen in den zu machenden Entdeckungen, die einer oberflächlichen Untersuchung entschlüpfen, unterstützt zu werden. Ich will einige Beispiele anführen, welche die Verschiedenheit unter den beiden Classen von Reisenden deütlich ans Licht setzen.

Rich besuchte Mossul vier Mal und that Alles, was ein gelehrter und gewissenhafter Reisender während eines kurzen Aufenthalts thun kann; er untersuchte die Ruinen von Ninive, kaufte die Alterthümer, die man ihm anbot, besichtigte die mit Keilschriften bedeckten Mauern, welche die Keller einiger Haüser des Dorfes Nebbi Junes bilden; er erzählt, dass man ein Basrelief von doppelter Menschenhöhe, bedeckt mit Bildern von Menschen und Thieren, gefunden habe, dass es aber zerstört worden sei. Das war Alles, was der eifrigste Reisende, der sich nicht lange im Lande aufhielt, thun und beobachten konnte, und es ist mehr, als alle Diejenigen gethan haben, welche vor und nach *Rich* Mossul berührten, bis zu dem Zeitpunkte, wo *Botta* in dieser Stadt seinen Wohnsitz aufschlug.

Während *Niebuhr* — ein grosser Name, den ich stets mit Achtung nenne — in Jemen reis'te, hörte er mehrmals von Inschriften, die nur in himjaritischer Schrift abgefasst sein konnten, die er aber, trotz seines lebhaften Wunsches, sie zu copiren, nicht besuchen konnte, weil bald der üble Wille eines Kameeltreibers, bald Krankheit, bald die mangelnde Sicherheit auf den Strassen ihn daran hinderten, und weil die Ausdehnung seiner Reise es ihm nicht gestattete, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten. *Arnaud* dagegen

drang bis Saba vor, weil ein langer Aufenthalt ihm die Mittel gewährte, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Er brachte fünfzig Inschriften mit und hätte noch weit mehr copiren können, wenn seine Geldmittel nicht erschöpft gewesen wären. Doch von der französischen Regierung in Stand gesetzt, nach Saba zurückzukehren, nahm er Kopien von den sabäischen Inschriften, welche die Mauern von Chariba und anderen, auf der ersten Reise unbesucht gebliebenen Städten in so grosser Menge bedecken.

Und nun nehme man das Werk *Heber's* und die Schriften anderer ähnlicher Reisenden in Indien zur Hand, und man wird finden, dass sie Berichte enthalten, welche freilich der grossen Mehrheit der Leser eine angenehme Unterhaltung gewähren, dass sie aber für das Studium des Gelehrten fast ganz überflüssig sind. Man vergleiche damit *Elliot's* Nachrichten über die oberen Provinzen von Hindustan, die Briefe *Shore's*, die Arbeiten von *Stirling* über Orissa, die Schriften *Sleemann's*, und man wird finden, dass unter der Feder der zuletzt genannten Schriftsteller das Land, seine Interessen, seine Geschichte, seine inneren Einrichtungen vor dem Leser gleichsam wieder aufleben.

Wir wenden uns zu dem zweiten, in der Überschrift genannten Buche, das nun freilich nicht in dem Sinne des gelehrten Secretairs der asiatischen Gesellschaft abgefasst ist, sondern lediglich in die Klasse seiner Touristen - Bücher gehört. Doch ist ein grosser Unterschied zwischen Touristen und Touristen zu machen. Es giebt Touristen, welche die Welt ohne alle vorher erworbene Kentniss gedankenlos durchschwärmen; es giebt aber auch Touristen, die, mit gründlichen Vorkenntnissen ausgerüstet, den Schauplatz ihrer Reisen so betreten, dass sie von vornherein sich heimisch auf ihm fühlen und nun befähigt sind, mit scharfem Blick das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden, das Alte und Neüe beobachtend zu erkennen. In diese Reihe der Touristen gehört der Verfasser der „Briefe aus Indien," ein junger Mann, der, lebte er noch, jetzt kaum 26 Jahre zählen würde. *Werner Hoffmeister* war in Braunschweig am 14. März 1819 geboren. In seinem zwanzigsten Jahre bezog er die Universität Berlin, um sich dem Studium

der Medicin zu widmen. Dann zog er nach Bonn, kehrte aber im Herbst 1841 nach Berlin zurück. Mit einer tüchtigen Vorbildung zum ärztlichen Stande und einem reichen Schatze naturwissenschaftlicher Kenntnisse ausgestattet, verliess er, nach erlangter Doctorwürde, die Universität Berlin im Herbste 1843, um London und Paris hauptsächlich in der Absicht zu besuchen, dort eine Gelegenheit zu suchen, als Schiffsarzt nach Indien zu gehen. Denn schon frühzeitig hatte sich in ihm durch fleissiges Lesen von Reisebeschreibungen und durch haüfige Streifzgüge, die er als Schüler von Braunschweig nach dem Harze unternahm, der Wunsch rege gemacht, auch fernere Gegenden, andere Klimaten, besonders die Tropenländer, und die ihnen eigenthümliche Natur kennen zu lernen. Aber weder in London, noch in Paris fand er einen Platz, der seinen Wünschen hätte entsprechen können, und unmuthig und niedergeschlagen kehrte er ins Vaterland zurück. Da zeigte sich ihm das Glück, von dem er sich ganz verlassen glaubte, unerwartet günstig. Prinz Adalbert von Preüssen hatte unlängst eine Reise gemacht, nach den Tropen der Neüen Welt, nach Brasilien, von wo er mit den grossartigsten Natur-Anschauungen und den manchfaltigsten Erfahrungen, mit einem Tagebuch voll neüer Beobachtungen und einer reich ausgestatteten Mappe genial aufgefasster Musterbilder heimgekehrt war; nichts natürlicher, als dass nun auch des Prinzen jüngerer Bruder, *Prinz Waldemar von Preüssen*, eine ähnliche Reise zu unternehmen wünschte. Prinz Waldemar wählte als Ziel seiner — Ausflucht in die Welt die — Indische Welt! Kann es einen erhabneren Gegenstand geben für die Befriedigung der Wissbegierde, für die Bildung von Herz und Kopf? Indien, das Tropenland, das in seinem Hochgebirge alle Klimate der Erde auf engem Raum vermittelt; Indien, der Schauplatz der grössten Völker-Bewegungen, die nach Jahrtausenden zählen; Indien, das Ziel eüropäischer wie asiatischer Weltenstürmer, von Alexander M. bis auf Napoleon M., der es nicht erreichte, Indien, nach dem Chinesischen das fruchtbarste und volkreichste Reich der Erde, seit einem halben Jahrhundert etwa unter der Herrschaft einer Gesellschaft von Handelsleüten! Dieses Indien, bietet es nicht dem denkenden und

fühlenden Menschen den allumfassendsten Stoff der Beobachtung und Betrachtung dar. Das waren die Beweggründe, die den Prinzen Waldemar von Preüssen in das Land der Wunder führten. Nach der Bestimmung seiner hohen Ältern, insbesondere seiner erhabenen Mutter, die den geliebten Sohn im Fall der Noth nicht ohne ärztlichen Beistand lassen wollte, nahm er in sein, aus den Grafen Oriola und v. d. Gröben bestehendes Gefolge auch einen Arzt auf, und wählte dazu, auf A. v. Humboldt's, Schönlein's und Liechtenstein's Vorschlag, den jungen Werner Hoffmeister. Die Briefe, die der hohe Reisende in die Heimath geschrieben, haben wir s. Z. zum Theil in der Preüssischen Allgemeinen Zeitung gelesen; auch Bruchstücke aus den Briefen des Dr. Hoffmeister. Letztere erscheinen hier gesammelt, vollständig, ergänzt aus dem Tagebuch, das der früh Verblichene hinterlassen, denn Hoffmeister ist nicht aus Indien heimgekehrt, er ist auf dem Felde der Ehre, wie man zu sagen pflegt, geblieben; er hat sein junges Leben ausgehaucht im kriegerischen Kampfe; er starb am 21. December 1845 in der mörderischen Schlacht, die auf den Feldern von Ferozeschah an den Ufern des einen der Pendsch-ab, des Satadru oder Sutledsch, zwischen der englischen Armee und den Sikhs geschlagen wurde. Prinz Waldemar von Preüssen, so eben vom Himalaya herabgestiegen in die Ebenen Ober-Indiens, nahm Theil an dieser Schlacht, und Hoffmeister, ihm zur Seite reitend, ward von einer Kartätschenkugel getroffen, die ihm in die Schläfe drang. Er sank vornüber zu Boden. Der Prinz sprang augenblicklich vom Pferde und richtete ihn auf; aber das Leben war schon entflohen. Diese Schlacht von Ferozeschah hat eine dreifache Merkwürdigkeit: erstlich hat sie die letzte der politischen Selbstständigkeiten der Hindu-Völker vernichtet und, mit Auflösung des Staats der Sikhs, ganz Indien der Herrschsft der Kaufleüte in der Leadenhall-Street zu London unterworfen; zweitens hat der Repräsentant dieser Herrschaft, der General-Gouverneur von Indien, Lord Hardinge, seine Pflichten überschritten, indem er, als die Truppen vor dem mörderischen Feüer der Sikhs zu weichen begannen, sein kostbares Leben nicht achtend sich selbst an ihre Spitze stellte, ein Fall der noch nicht da gewe-

sen und mit der Organisation der Regierungs-Behörden des Indo-Britischen Reichs überhaupt unverträglich ist; die dritte Merkwürdigkeit hat die Welt auch noch nie erlebt, denn es ist der Sohn eines souverainen eüropäischen Fürstenhauses freiwillig Zeüge gewesen von der Zertrümmerung jenes letzten der unabhangigen indischen Staaten, was weniger durch ritterlichen Muth, als, mit Rücksicht auf die persönliche Gefahr, der er sich aussetzte, und die im Hinblick auf sein Haus nicht ausser Acht zu lassen war, durch den Gedanken, der ihm sicherlich vorgeschwebt, zu erklären ist, — es handle sich hier auf den Feldern von Ferozepur und Ferozeschah nicht um Erweiterung der englischen Macht, als vielmehr um den Triumph der Civilisation über die Barbarei, der leider gewaltsam, unter Kanonendonner und Kleingewehrfeüer, mit der blanken Waffe hartnäckig zu erkämpfen war.

Die Briefe, die uns hier zum Lesen angeboten werden, machen ihrem ganzen Charakter nach, durchaus nicht Anspruch auf wissenschaftliche Bedeütsamkeit und Haltung, und auf namhafte, ins Einzelne gehende Erweiterung unserer Kenntnisse; sie können und wollen nur die Eindrücke schildern, die der Reisende von so vielen und gar manchfaltigen Gegenständen auf der Flugreise durch Raüme von Tausenden von Meilen in seiner Seele empfangen hat; allein gerade das unmittelbar Niedergeschriebene dieser Reise-Eindrücke verleiht ihnen einen grossen Reiz und die unschätzbaren „Vortheile der lebendigsten Auffassung von Verhältnissen, Hauptformen und frappanten Gestaltungen in ihren grossartigsten Umrissen, Contrasten und ansprechendsten Lebensmomenten," die niemals erreicht werden können, wenn der Reisende, nach der Heimkehr ins Vaterland, sich in seinem Arbeitskabinet gemächlich einrichtet, um nun, nach Monaten und Jahren, mit Hülfe seines Gedächtnisses und seines Notizbuches, gemüthlich zu plaudern, oder seine Erfahrungen in kunstgerechter Form dem Leser mundrecht zu machen.

Der erste der Hoffmeisterschen Briefe ist aus Athen vom 21. September 1844; der zweite aus Kairo vom 12. October, der mit den Worten beginnt: „So fahre ich denn wirklich auf dem Nilcanal

zwischen Alexandrien und Kairo, und wenn es auch noch nicht der Nil selbst ist, so ist es doch gewiss ein Punkt, von wo noch nie ein Brief nach B. (raunschweig?) geschrieben ward. Das Schiff, auf dem ich mich befinde, ist ganz und gar eine holländische Treckschuit, wie die, auf der man von Utrecht nach Leyden fährt, und wird auch eben so, nur mit etwas mehr Lärm, von drei munteren Pferden gezogen, wozu die nackten Kerle, die Pferdetreiber, einen abscheülichen Gesang ertönen lassen, dem ein anderer Kerl im Schiff mit einem Sprachrohr antwortet. Auch die Umgebung des Canals ist gerade so flach, wie in Holland, nur mit dem Unterschiede, dass man dort durch Tulpen- und Hyacinthengärten und hier durch die traurigste kahle Sandebene fährt" (S. 27). Diesem Briefe ist ein Nachtrag aus dem Tagebuche angehängt, worin der Reise auf dem Rothen Meere, nach Ceylon Erwähnung geschieht. Der vierte Brief, aus Madras vom 24. December, schildert die Ereignisse auf Ceylon. Bei der Ankunft in dem, durch Klippen eingeschlossenen Hafen von Ponte Galle sagt der Reisende: „Wie herrlich prangten die dichten Palmenwälder, wie schön stach die weiss aufschaümende Brandung an den schwarzen Klippen gegen ihr tiefes Grün ab. Bald war unser Schiff, (ein Dampfer) von Haufen kleiner, aus Baumstämmen zusammen gebundenen Booten umgeben. Grössere Kähne, aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme von schöner Farbe bestehend, waren an der Seite mit einem Stück Holz von der halben Länge derselben durch Querstücke verbunden, welches ebenfalls auf dem Wasser liegt und jedes Umwerfen verhindert. Mit solchen Fahrzeügen, Oareh genannt, wagen sich die Cinghalesen weit auf die hohe See. Magere, kupferbraune Kerle mit lebhaften schwarzen Augen, fein geschnittenem Gesicht und rabenschwarzem Haar, welches hinten in einen Knoten geschlungen ist — (Hoffmeister spricht hier offenbar von Malayen, nicht von Cinghalesen), — sassen auf diesen gebrechlichen Kähnen, statt aller Bekleidung nur mit einem dürftigen Schurz umgürtet. Unter ihnen waren Knaben mit allerliebsten Gesichtern, denen die Fülle des schwarzen Haares bis auf den Rücken herabfiel. Diese bunte Menge umgab in befremdlichen Gruppen das Dampfschiff, als der

Prinz und seine Begleitung von der liebenswürdigen Reisegesellschaft, welche mit jenem weiter segelte, herzlichen Abschied nahm. Das Boot des Gouverneurs von Galle erschien, wir stiegen ein, und von zehn rothbehoos'ten Ruderern beflügelt flog es unter abscheülichem Gesange durch die Brandung rasch dem Ufer zu."

Von der Tropen-Natur, in die unser Reisender so plötzlich versetzt ist, wunderbar überrascht, macht er sich gleich am anderen Tage auf zu einer botanischen Excursion, zugleich auch Insekten zu fangen oder Eidexen todt zu schlagen. Abends gegen Sonnenuntergang kam er nach Haus. „Es wetterleüchtete stark, und kaum hatte ich unsere luftige Behausung erreicht, so brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Überschwemmung rund um das Haus machte mir den Nutzen des fünf Fuss hohen Fundaments einleüchtend. Kaum war dieser Tropenguss vorüber, und die Dunkelheit der Nacht stärker hereingebrochen, so leüchteten alle Baüme, von unzähligen Leüchtkäfern (Feüerfliegen genannt), verschiedenen Arten Elater, Noctiluca, Lampyris und Cantharis wie Weihnachtsbaüme, und das Abendconcert der Tropen begann mit verdoppeltem Eifer. Die Musikanten sind Grillen, Cicaden, zehn bis zwölf verschiedene Laubfrösche, Geckonen, kleine Eülen u. s. w. Dieses Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beschreiben ist; das zischt und zirpt und quäkt und quiekt, pfeift und prustet und klippert und klappert wie im Mährchen vom „bezauberten Schlosse". Es giebt sehr grosse Arten Cicaden von wunderhübschen Farben; diese sind die Hauptruhestörer; denn an das Mühlengeklapper der langbeinigen Laubfrösche, welche ihren Verfolger gewöhlich keck aus einem grossen Blumenkelche anquäken, gewöhnt man sich bald" (S. 72). Von Ponte Galle ging die Reise nach *Colombo*, (wo der Gouverneur von Ceylon residirt), einer grossen, weitlaüfig gebauten Stadt mit niedlichen Backsteinhaüschen; dann nach der dürftigen Stadt *Kandy* mit schmutzigen Gassen, aber mit Palästen der alten Kandy-Könige und dem Tempel, in dem die berühmte Dalade, d. i.: der Zahn Buddha's aufbewahrt wird, und weiter ins Gebirge der Insel, wo man zwei Deütsche traf, die Gebrüder Worms aus Frankfurt,

die hier bedeütende Kaffeepflanzungen kultiviren. Der Weg wurde von da steiler, die Flora veränderte sich zusehends, man war nicht weit von einem der höchsten Pässe im Gebirge. Der Wald nahm eine riesige Höhe an und war fast schwarz von Laub. Nur selten kamen noch einzelne, gelichtete Stellen. Die Gegend hat ihre Gefährlichkeiten, wegen der vielen wilden Elephanten, die hier zu ihrer grösseren Bequemlichkeit gern auf den gebahnten Wegen einer hinter dem andern herziehen. Die Strasse ist schon oft gestopft gefunden, so dass die Reisenden unter Lebensgefahr haben umkehren müssen. Das ist in einer Höh von etwa 6000′ über dem Meere. Der Elephant der Wildniss ist ein kühnes, gefährliches Thier, das jeden Angreifer ohne langes Bedenken aufs Korn nimmt. Am gefährlichsten sind die aus den Heerden ausgestossenen, einzeln lebende Männchen, die oft ungereizt den Menschen auf den Wegen aufpassen und sie mit grosser Bedachtsamkeit langsam todt machen." (S. 91). Auf der Gesundheits-Station *Nowara Ellia*, 6400′ über dem Meere, war die Temperatur, die in den Küstenebenen 23° R. beträgt, auf 10° herabgesunken, und Abends, nach eingenommenem Mittagsmahle beim Kapt. Kelson, dem Befehlshaber der Station, „habe ich nie so gefroren, als beim Nachhausegehen; der Weg war weit und es reifte; ich fand in unserm Zimmer den Thermometer auf 8°, im Freien auf 6° 5, gesunken". (S. 92). — Das freündliche Nowara Ellia (d. h. Neües Haus) liegt auf einer freien Ebene in einem Moorgrunde; rund um ragen steile, hohe Bergkuppen, die in unserm Klima ewigen Schnee tragen würden, hoch in die Lüfte, unter ihnen der höchste Berggipfel der Insel, der *Pedro tallegalla* 8400′ über dem Meere. Die Beschreibung einer grossen, mehrtägigen Elephanten-Jagd, die hoch im Gebirge dem Prinzen Waldemar zu Ehren angestellt wurde, füllt den grössten Theil des dritten Briefes; der mit der Ankunft in *Ratnapura* schliesst, wo von den ermüdenden Wegen und den Strapazen jener Jagd ausgeruht wurde. Ratnapura, von dessen alten Monumenten nichts mehr zu sehen ist, zeichnet sich als Fundort der berühmten ceylonischen Edelsteine aus, welche in einem benachbarten Flusse, dem Kulu-Ganga, gefischt und im Orte sehr kunstreich geschliffen werden. Im vierten Briefe

wird die Reise zum Adamspick, der interessantesten Stelle des gewürzduftenden Eilands beschrieben.

Der fünfte Brief, der, wie der vorige, schon aus Patna am Ganges datirt ist, schildert die Abreise von Colombo und die Fahrt auf dem Kriegsdampfschiff Spiteful, rund um die Insel Ceylon nach *Trinkomali*, dem schönsten Hafen der Welt, und weiter nach *Madras*, wo ein Paar Tage lang das Festland von Indien betreten wird. Es ist eine wundervolle Stadt, wo man nur die Gebirge vermisst, um sie durchaus unvergleichlich zu finden. „Der Gouverneur, Lord Hay, raümte uns sein ganzes Palais ein, und ging auf das Land, ohne sich viel um uns zu kümmern. Der Stolz und die Feierlichkeit des englischen hohen Adels ist hier in Indien noch unerträglicher, als in London; denn es traten hier Leüte wie Fürsten auf, die in ihrem Vaterlande nur eine untergeordnete Rolle spielen würden." (S. 122). Nach einem Besuch in der berühmten Tempelstadt *Mamalaipur*, deren prachtvolle Felsentempel in Syenit ausgehauen sind, ging es wieder in die hohe See nach dem Ganges, dessen Mündungen in sechs Tagen und *Calcutta* am 3. Januar 1845 erreicht wurden. „Das Palais des General-Gouverneurs, Lord Hardinge, nahm uns auf, ein Schloss, schöner, als die Residenz manches deütschen Fürsten. Calcutta würde mir auf die Länge nicht gefallen. Die Stadt ist ein Gemisch der prachtvollsten Paläste auf der einen Seite und der erbärmlichsten Bambusbaracken auf der andern; eben so verschieden ist die Bevölkerung. Hier braunrothe Kulies oder Palankinträger, die den ganzen Tag mit dem schweren Baume auf den nackten Schultern laufen; und die schmutzigen Mohammedaner, welche ein Paar unansehnliche Ochsen vor einem roh aus Bambus zusammengebundenen, mit ganz hölzernen, knarrenden Rädern versehenen Karren vor sich her treiben; dort die elegantesten Equipagen, die man auf der Welt sehen kann, elegante Damen darin und vergoldete indische Livreen von den schönsten Stoffen hintenauf, dazu die Pferde von der edelsten arabischen Rasse; die grösste Pracht und die grösste Armuth, der grösste Stolz und die grösste Niederträchtigkeit. Man ist hier sehr von der Etikette der vornehmen Welt abhangig. Zu Fuss zu gehen wird

für sehr unanständig gehalten; nur die braunen Hindus der untersten Klasse thun es. Man lässt sich entweder im Palankin tragen, oder man fährt" (S. 125). Über Calcutta erfahren wir sonst nichts Näheres aus den Briefen Hoffmeister's, obwol sich Prinz Waldemar vierzehn Tage lang daselbst aufhielt; nur eines Besuchs bei Wallich und im botanischen Garten, „welcher in einer paradiesischen Gegend am Ganges liegt", wird kurz Erwähnung gethan. Erst bei *Gaya* sieht man wieder Felsen und Berge, die etwas Manchfaltigkeit in die „dürre Wüste" der Ganges-Ebenen bringen. Hier wurde einer der grössten Tempel in Indien, der des Wischnupadda besucht. „Es ist ein Jammer, zu sehen, wie Zerlumpte, Abgemagerte mit dem halb verhungerten Kinde auf dem Arme ihre letzte Schüssel Reis als Opfer zum Tempel tragen, und mir unbegreiflich, wie die Engländer dieses Unwesen so hingehen lassen. Zweitausend Priesterfamilien sollen allein zu Gaya durch die Geschenke der Pilger erhalten werden" (S. 131). Die Staatsklugheit der Kaufherren in der Leadenhall Street, die nicht gewaltsam in den religiösen Glauben der Völker, die sie ihrer Regierung unterworfen haben, eingreift, macht ihre sehr weise Duldung begreiflich. „Patna, das berühmte Reisland, ist nicht halb so schön, als Gaya; die Gegend ist flach und sandig. Die Ufer des Ganges, welche in den Liedern unserer(?) Dichter eine so reizende, rosenduftige Rolle spielen, sind sandig und dürr, ohne alle erquickliche Frische" (S. 132). In Patna wurde die Opiumfactorei besucht. Jährlich werden hier gegen 13 Millionen Pfund Opium gewonnen und verschickt; Gaya versendet über 3 Millionen Pfund. „Das Alles müssen die Chinesen essen; denn nach Europa kömmt nichts davon. Es wird von den Engländern ein ungeheuerer Gewinn daraus gezogen" (S. 133).

Der sechste Brief ist aus Kathmandu vom 26. Februar 1845 datirt. Er schildert den Ausflug nach Nipâl (Nepaul) und den Aufenthalt daselbst. „Wir begegneten zahlreichen Fakiren, den einzigen Reisenden, welche diese öde Gegend (in den Gränzwäldern am Gebirgsfusse) wegen der heiligen Örter in Nepaul betreten; einer sah noch abschreckender aus, als der andere. Meist sind es

junge Kerle, die durchaus nicht schlecht leben, denn ihre Unverschämtheit verschafft ihnen überall Geld. Sie gehen gewöhnlich nackt, oder mit einem orangenfarbigen Mantel bekleidet. Überall treten sie als Tyrannen des armen Volkes auf; oft sah ich sie beschäftigt, wie sie die Körbe der Lastträger visitirten und deren Lebensmittel sich zueigneten" (S. 187). Kathmandu, „die wunderbare Stadt, breitete sich mit ihren bunten Tempeln und zierlichen Backsteingebaüden, mit ihren Gärten voll fruchtbeladener Orangen, voll Kirsch- und Pflaumenbaümen in voller Blüthenpracht, vor unseren erstaunten Blicken aus. Die Brücken drohten zu brechen von der Masse des Volks, welches sich drängte, uns durch den letzten Arm des Bischmuttiflusses passiren zu sehen; denn die Elephanten mussten den Fluss durchwaten, da die Brücken für die Last der gewaltigen Thiere zu schwach waren. Wir traten durch einige sehr enge Strassen in die Stadt selbst ein; sie waren so schmal, dass die Elephanten ihre ganze Breite ausfüllten. Die Verschwendung von Holzschnitzwerk an den Fenster-Rosetten, Saülen, Tragbalken und Dachecken erinnerten fast an manche alte deütsche Handelsstadt; doch trat auf der anderen Seite das orientalische Gepränge wieder sehr stark hervor. Die vergoldeten Tempeldächer, mit Glokken behängt und bunten Fahnen geschmückt, und die riesenhaften Steinbilder bewiesen den Einfluss des chinesischen Geschmacks" (S. 148). Auf der Reise ins Innere von Nipâl, nach Nojakat „richtete sich unsere Aufmerksamkeit bald WNW., wo ein himmelanstrebender Kegel mit drei spitzen Zacken sich erhob, von denen eine nach der anderen im schönsten Roth leüchtete. Wir wollten es nicht wagen, ihn für den *Dhawalagiri* zu halten, und doch konnte es, der Richtung nach, kein anderer Berg sein. Die Karten, der Kompas und die Aussagen einiger alten Männer machten es bald zur Gewissheit. Wer hätte geglaubt, dass eine Entfernung von dreissig deütschen Meilen so in Nichts verschwinden könne. Es war ein überwältigender Eindruck, der die Seele mit Schauer erfüllte. Die Verwirklichung der senkrechten Höhe einer deütschen Meile steht wie ein grosses Gespenst da, und man sucht vergeblich nach Vergleichen, die Erhabenheit des Anblicks zu schildern. Kleinlich und

zu nichts verschwindend tritt die Erinnerung der Schweizeralpen dagegen zurück" (S. 155).

Aus den vegetationsreichen Thälern des nipälesischen Himalajah und über die „Pässe der Vorberge stiegen die Reisenden wieder hinab in die Ebenen", die in diesem Theile von Indien ein höchst trauriges Ansehen haben," um über *Benares*, „die schönste aller indischen Städte," und *Allahabad*, den vielbesuchten Wallfahrtsort, nach *Lucknow*, oder Lachow, wie die Eingebornen sprechen, zu eilen, woselbst sie am 25. März eintrafen. Der Aufenthalt daselbst am Hofe des Nabob's oder Königs von Aude, „eines dicken Herrn mit unmässig aufgeschwemmten Backen, von äusserst phlegmatischem Ansehen" (S. 164), wird im siebenten Briefe beschrieben, der auch die Weiterreise über das prächtige *Agra*, diese Stadt, die „mit ihren schönen Kuppeln und Minarets einen wundervollen Anblick gewährt" (S. 183), nach *Delhi* schildert, wo die Reisenden am 26. April anlangten. „Es ist ein grosser, aber trauriger Ort; die Umgegend eine völlige Wüste, von dem Schutt vergangener Pracht bedeckt" (S. 189). Es giebt hier Monumente reichlich, eben so interessant, als die ägyptischen Pyramiden, und von hohem Alter. Die Besichtigung der vorzüglichsten dieser Baudenkmäler giebt zu interessanten Bemerkungen in diesem Briefe Veranlassung.

Im achten Briefe, vom 20. Juni 1845, werden wir in den Himalajah geführt, und zwar in denjenigen Gebirgstheil, der unter englischer Herrschaft steht. Die Vorberge um *Nainethal* werden vom Tiger gern zum Aufenthalt gewählt, und den man seiner kühnen Raubanfälle wegen sehr fürchtet. „Es ist merkwürdig, dass dieses Thier bis an die Gränze des Schnees hinauf noch eben so gefährlich ist, wie in der heissen Ebene, und den grossen Unterschied der Temperatur für nichts achtet" (S. 200). In dem Thale des *Usigacka Naddi*, eines Nebenflusses des Kosila, zeigten sich in einer Höhe von 4000′ noch einzelne Palmen (Phoenix humilis) unter denen eine, bei dem Dorf Tschukola, wol 30′ hoch war. Auch die Tempelruine bei dem Dorfe *Dosa* ist von Palmen-Gruppen (Elate sylvestris) umgeben und von einem Butterbaume (Bassia buty-

racea) überschattet. „Eine Menge Pilger waren bei den heiligen Quellen von *Gaurikund* versammelt, in welchen unter vielen Ceremonien gebadet wird. Ein Bassin von zwölf Quadratfuss mit drei Abstufungen fängt das Wasser der einen heissen Quelle (Topta kund) auf, welches aus messingenen Auslaüfern reichlich herabströmt. Wir sahen verschiedene seltsame Badescenen. Das Wasser hat eine Wärme von 41°,5 und verursachte den badenden Pilgern Schmerz auf der Haut; besonders schien es vielen der Frauen zu heiss zu sein. Sie stellten abwechselnd einen Fuss um den andern hinein, ohne den Sprung zu wagen; selbst manche der Männer machten im Wasser eine klägliche Miene. Andere zeigten dagegen einen grossen Heldenmuth und stellten sich mitten unter den Sprudel der Quelle. Ein Fakir stieg hinein, ohne eine Miene zu verziehen; er blieb volle drei Minuten darin, rieb sich dann den ganzen Leib mit Asche ein, und kurze Zeit darauf sah man ihn wieder völlig nackt, wie er war, in der kühlen Abendluft an der Erde hocken. Welche beneidenswerthe Haut! Ich liess mich mit ihm in ein Gespräch ein (durch einen Dolmetscher?) über seine Lebensreise. Folgendes waren seine Worte: „Ich verliess Juggernauth (Dschaggernâth), Familie, Haus und Hof und folgte dem Gotte, der mir eingab, hierher zu wandern. Zwanzig Jahre bin ich Fakir. Der Gott gab mir stets Alles, was ich brauchte. Der Gott machte auch, dass ich die Kälte nicht empfand, dass der Hunger mich nicht drückte; wenn ich krank war, machte er, dass ich nicht unterlag. Im Winter sollte mir Gott etwas gleich einem Mantel zusenden, etwas, mich damit zu kleiden; wo nicht, so wird er nicht zugeben, dass ich der Kälte unterliege" (S. 212).

Der achte Brief vom 7. Juli 1845 ist im Dorfe Mukba, am Bhagirathi, geschrieben und ganz himalajaisch. Er führt insbesondere auch nach *Gangotri,* von dem man sich eingestehen musste, mehr erwartet zu haben, „als zwei halbverfallene Bretterhaüschen, ein Tempelchen, und ein paar vom Sturm zerzauste Cedern zu sehen" (S. 230). Von Mukba wollte Prinz Waldemar über den Nilung-Pass gehen; allein dieser Plan scheiterte, und er entschloss sich, den Weg nach Kunauer einzuschlagen. Auf der Wanderung nach dem

Geintithale und seinem Ursprung hoch im Schneegebirge trafen die Reisenden in einer Höhe von 11272 englischen Fuss auf eine Heerde wilder Schaafe. „Diese Thiere (von den Eingebornen Bharal genannt) leben nahe an der Gränze des ewigen Schnees und kommen nur zu Zeiten tiefer herab" (S. 238). Mit den grössten Mühseligkeiten und Beschwerden war die Übersteigung des Lama Kapa-Passes verbunden, dessen Höhe zu 15.355 Fuss ermittelt wurde; der Granitkegel mogte wol noch um 300' bis 400' höher sein; er führt aus dem Geintithal nach dem Baspathal, dessen Fluss von den Eingebornen Kerzom naddi genannt wurde. In dem Bissahirdorf Tschekkul kamen die Reisenden nach mehrtägigem Aufenthalt in den höchsten Regionen wieder in freündlichere Umgebungen und unter Menschen. Durch herrliche Aprikosen-Wälder und lachende Weingärten ging es weiter, dann durch üppige Weizenfelder nach *Tschki*, wo einige Tage gerastet wurde. Alles dieses wird im neünten und zehnten Briefe ausführlich geschildert, und auch der elfte Brief, der vom 10. September datirt, und in der englischen Gesundheitsstation Simlah geschrieben ist, wird die Gebirgsreise weiter beschrieben. „Fast die ganze Gebirgsreise wurde zu Fuss zurückgelegt; das beträgt, gering angeschlagen, etwa 180 deütsche Meilen. In der Ebene wäre das allerdings nichts sehr Erhebliches, aber man muss dabei bedenken, dass Erhebungen von 15000', also mehr, als *Montblanc*höhe, vorkommen, und dass haüfig ein *Brocken* zum Frühstück und eine *Schneekoppe* nach demselben zu übersteigen war" (S. 268). Auch der zwölfte Brief vom 23. September ist aus Simlah datirt und schildert noch die Reise durch den Himalajah. „Nach vielfach wiederholten Versuchen gelang es Sr. Königl. Hoheit endlich am 6. August, über die Gränze Tübets zu kommen und in das chinesische Gebiet einzudringen" (S. 311), *Schipki* war der tübetische Gränzort. „Obgleich es Mandat des Kaisers ist, Fremden keine Lebensmittel verabfolgen zu lassen bei Strafe des Bauchaufschneidens (? eine Licentia touristica!), brachte man uns doch Milch und Aprikosen, so viel wir verlangten. Allmälig kam das ganze Dorf, Weiber und Kinder heran, um die fremden, neüen Gestalten zu besehen und zu belachen. Die Männer sind gross und schön

gewachsen und haben mitunter angenehme Züge. Den meisten sieht man jedoch die tatarische Abstammung an den breiten Backenknochen und schief liegenden Augen an. Der Unterschied der nördlichen Bissahir-Bevölkerung und der tübetischen ist durchaus unbedeütend; beide haben dieselben Gesichtszüge, dieselbe Tracht und dieselben Sitten, nur dass die Bissahir-Leüte freündlich, lustig und dabei bescheiden sind, die Tübetaner dagegen das unverschämteste, schmutzigste und gemeinste Gesindel, das es auf der Welt giebt. Sie schachern wie die Juden und betrügen, wo es gehen will" (S. 315).

In *Kotghur* wurde das Ende der Bergreise bei zwei deütschen Missionären, Rudolph und Prochnow, aüsserst feierlich begangen. „Es sind ein Paar sehr liebenswürdige Leüte, der erste ein Berliner, der zweite aus Pommern, die sehr wohl gethan haben, sich in dem Paradiesgarten von Kotghur anzusiedeln. Sie haben sich hübsche Haüser erbaut, mit einem Park umgeben und eine grosse Schule für die Hindus eingerichtet, welche auch zahlreich zur Kirche zu kommen scheinen. Somit ist der Grund zur christlichen Gemeinde in Kotghur gelegt; denn die Bergbewohner kommen zwar aus Neügier in die Kirche und schicken ihre Kinder zur Schule, aber getauft ist noch Keiner; doch wissen die Knaben in der Schule ganz gut Bescheid, haben das Englische schnell gelernt und können die Bibel auf Hindui, so wie auf Englisch erklären" (S. 334). Am 4. September kam Prinz Waldemar mit seinem Gefolge in Simlah an, dem englischen — Badeorte, wo es voll von englischen Officieren ist, die mit ihren Familien sich Gesundheitshalber daselbst aufhalten. Das Leben dieser Engländer wird auf die anmuthigste Weise geschildert: es ist wie daheim im Vaterlande! Das ist die Eigenthümlichkeit des Gentleman, dass er überall auf der Erde, wo er auch sei, seinen heimathlichen Sitten und Gebraüchen in jeder Beziehung treü bleibt.

Der letzte, sehr kurze Brief von Hoffmeister ist am 20. December, einen Tag vor seinem Tode geschrieben. Er giebt eine allgemeine Übersicht von der Schlacht bei Mukki, die zwei Tage früher Statt fand.

Ein naturwisssenschaftlicher Anhang beschliesst diese Sammlung von Briefen, von denen der Leser, nach den kurzen Auszügen, die im Vorstehenden mitgetheilt worden sind, die Überzeügung gewonnen haben wird, dass sie den lebendig aufgefassten Eindruck reizender Natur- und Volksbilder enthalten, und mehr, als so manch' anderes Touristen-Buch der Neüzeit, geeignet sind, eine vortreffliche Unterhaltung zu gewähren, von der eine namhafte Belehrung nicht ausgeschlossen ist. Das erste Stück des Anhangs handelt von der *geographischen Verbreitung der Coniferen am Himalajah*, und ist aus einem zu Simlah den 15. October 1845 abgefassten Schreiben an A. v. Humboldt entlehnt. Das zweite Stück enthält *Bemerkungen über die Vegetation des Himalajah*, d. h. es ist hier ein Verzeichniss von charakteristischen Pflanzen in den höher steigenden Thälern, unter acht Abtheilungen, und nach den verschiedenen Regionen, gegeben. Das dritte Stück ist: *Die Vögel des Himalajah* überschrieben, ein Verzeichniss derselben nach Hay's Sammlung in Simlah, die 216 verschiedene Arten enthält. Das vierte Stück endlich giebt eine *Tabellarische Übersicht der Temperatur- und Höhen-Angaben*, woraus erhellet, dass bei der Beschiffung des Rothen Meeres von Suez bis zur Strasse Bab el Mandeb, in den Tagen des 27. bis 31. October 1844 die Temperatur des Seewassers, nach täglich drei Mal angestellten Beobachtungen zwischen $21^{\circ}\,{}^{1}/_{2}$ und 24° R. geschwankt hat, und im Indischen Meere, auf der Fahrt von Aden nach Ceylon, vom 1. bis 12. November, zwischen $20^{\circ}\,{}^{1}/_{4}$ und $24^{\circ 3}/_{4}$ R.

Zum Schluss wenden wir uns noch ein Mal an den Bericht des Secretairs der Asiatischen Gesellschaft, um seine Ansichten zu hören über die Art und Weise, welche künftig bei Erforschung des Morgenlandes zu verfahren sein dürfte.

Man müsste, sagt er, nach und nach Reisende nach den interessantesten Punkten Asiens senden, und jedem als Mittelpunkt seiner Arbeiten eine der grossen Städte anweisen, welche Brennpunkte der Civilisation gebildet haben, oder in der Gegenwart noch bilden, ihnen einen, durch die Sprache, die historischen und politischen Verhältnisse des Landes begränzten Umkreis vorzeichnen, und ihnen die

Aufgabe stellen, dass sie eine vollständige Beschreibung dieses Gebietes liefern, seiner Alterthümer, seiner Bibliotheken, seiner jetzigen Organisation und Einrichtungen; man müsste ihnen sechs oder sieben Jahre, kurz eine zur Vollendung der Aufgabe ausreichende Zeit verstatten. Dann würden sie die Möglichkeit gewinnen, Nachgrabungen anzustellen, sich mit den Gelehrten und den Ersten des Landes in Verbindung zu setzen um von ihnen die Mittel zu erhalten, sich überall hin zu begeben; man dürfte von ihnen sogar die Übersetzung einer Localgeschichte verlangen, wenn sich eine solche vorfindet, oder irgend eines Werkes, für das sie im Lande selbst specielle Hülfsmittel auffinden sollten.

Um einen genaueren Begriff von diesem Forschungsplan zu geben, will ich bloss einige der Stationen andeüten, die man nach und nach zu besetzen hätte, je nachdem die Geldmittel vorhanden wären, und passende Leüte, denen ein solcher Auftrag ertheilt werden kann, gefunden werden mögten.

So würde man einen Reisenden nach *Bagdad* entsenden, und ihm als Gränze das alte Babylonien oder das heütige Paschalik von Bagdad bezeichnen. Ein anderer ginge nach *Damaskus*, dessen Bibliotheken uns noch unbekannt sind und viele Werke enthalten müssen, die wir für verloren halten. Dieser Reisende hätte das südliche Syrien, einen Theil des Libanon und die arabischen Stämme in der Nähe von Damascus zu umfassen. Der Mittelpunkt einer dritten Expedition wäre *Hamadan*, um das alte Medien, die Ruinen von *Ecbatana* und anderen alten Städten zu erforschen, und um die Volksdialekte dieser Provinz zu studiren. Wichtig wäre es, dass ein Gelehrter sich in *Jesd* oder *Kirman* niederliesse, wo er die Schüler Zoroasters zum Gegenstand seines Studiums zu machen hätte; dort würde er die Zend- und Pehlvi-Schriften, die uns fehlen, aufzusuchen haben, und in den Alterthümern von Sedschestan und im heütigen Zustande dieses Landes eine reiche Fülle für seine Arbeitskräfte finden. Ein anderer würde nach *Benares* gehen, um die brahminischen Schulen zu besuchen und unsere Sammlungen von Packrit-Schriften zu vervollständigen. Ein Kenner der indischen

Sprachen, der in *Radschputana* verweilt, hätte eine Übersetzung der epischen Gedichte Tschand's zu liefern, die an Ort und Stelle und mitten unter der lebendigen Tradition verfasst wären; er könnte überdem die politische Organisation der Radschputen studiren und die Ansichten, welche Tod hierüber hat, vervollständigen, oder berichtigen. Wieder eine andere Station müsste unter den Dschains von *Gudscherat* errichtet werden, deren Denkmäler und Schriftwerke uns nur sehr unvollkommen bekannt sind. Endlich müsste man, sobald die Umstände es gestatten, einen Reisenden nach *Balkh* senden, um Bactriana zu erforschen, und die Denkmäler von Bamian und der Überreste des Griechischen Reichs und der ihm folgenden Barbarischen Staaten zu studiren.

Es ist hier nicht der Ort, eine vollständige Liste der zu besetzenden Punkte zu geben; nur das zu befolgende System sollte angedeütet werden, vermöge dessen nichts leichter ist, als ganz Asien nach und nach zu erforschen, indem man die Vorsorglichkeit und kluge Langsamkeit, die ein von der Regierung befolgtes System gestattet, nie aus den Augen verlieren dürfte. Das Schwierigste ist geschehen: Regierung und Abgeordnete des französischen Volks haben die Mittel beantragt, bewilligt und in den Etat der Staats-Ausgaben aufgenommen, und derjenige Theil, der dem Orient zufallen muss, reicht für alle Bedürfnisse aus; es würde genügen, jedes Jahr Einen Reisenden auszusenden, so dass endlich, wenn das ganze System zur vollen Ausführung käme, schon sechs auf Ein Mal draussen wären, was gewiss nicht ausser Verhältniss stände zu Dem, was das Morgenland bei der Vertheilung des Budgets für wissenschaftliche Reisen in Anspruch nehmen kann.

Die Annahme eines solchen Plans würde zugleich auch die so schwierige Wahl der Personen erleichtern. Kenntniss der gelehrten Sprachen des Landes, das man erforschen will, ist eine unerlässliche Bedingung der Wahl, wie sie es von Anfang an hätte sein sollen. Die Zöglinge der orientalischen Schule zu Paris fänden hier ein würdiges Ziel für ihren Ehrgeiz, und es böte sich ihnen dann eine vortreffliche Gelegenheit, ihre Arbeiten in dem Lande

t, das den Gegenstand ihrer Studien bildet, fortzusetzen. So en bald alle interessanten Punkte des Orients von kompeten- ˌeüten erforscht sein, die unbekannten Schätze des Alterthums en unsere Museen, manch' kostbares, für verloren gehaltenes : unsere Bibliotheken bereichern; endlich würden die Sprachen, ieschichten und Einrichtungen aller Völker Asiens durch dieses dlichere Studium aus dem Dunkel hervortreten, das jetzt noch : Wissen verschleiert!

Geographische Zeitung.

38. — *Den gegenwärtigen Zustand der Waldenser*, in Piemont — schildert der Diakonus Hahn zu Bennigheim in Würtemberg nach eigener Anschauung im »Christen-Boten« folgendermassen: Der aüssere Zustand der Thalleüte ist ein gedrückter. Schon das ist von Bedeütung, dass sie auf ein gewisses Areal beschränkt sind und ausserhalb ihrer Thäler keine Besitzungen ankaufen dürfen, während doch die Bevölkerung von Jahr zu Jahr zunimmt. Daher kommt es, dass in den Thälern die Güterstücke um die Hälfte theürer sind, als ausserhalb derselben, und dass diese Leüte mit allem Fleiss arbeiten müssen, um ihr Auskommen sich zu erwerben. Das wird ihnen freilich leichter, da der Boden sehr fruchtbar ist, und sie unter den Weinstöcken, die in einer Höhe von 5 — 7 Fuss über dem Boden gepflanzt werden, noch Früchte, Welschkorn u. d. m. bauen, oder eigentlich dreifache Aernte erzielen können. Dann die vielen Maulbeerbaüme, welche allenthalben gepflanzt sind, liefern reichliches Futter für die Seidenwürmer, und eben die Erzeügung von Seide bildet einen Haupterwerbszweig der Waldenser. Eine weitere Beschränkung liegt darin, dass sie an den zahlreichen Festtagen der Katholiken feiern müssen. Ferner sind sie von jedem irgend bedeütenderem Amte ausgeschlossen. Dass es zudem an den vielfältigsten Plackereien von Seiten der katholischen Priester, die in jedem Waldenserort mit einer Besoldung von 4000 Fr. angestellt sind, nicht fehlt, lässt sich wol denken. Endlich gehört zu dem Druck, dass in jedem Orte, wenn auch nur wenige Katholiken sich daselbst befinden, und die weit grössere Mehrzahl Protestanten sind, die Stellen der Syndic oder Schultheissen abwechselnd mit einem Katholiken besetzt werden müssen. Für Kirche und Schule haben die Waldenser selbst zu sorgen. Ein Kanonikus Gilly hat schon viel für die Schulen gethan, namentlich für das neüe Collegium zu Latour. Der englische Oberst Beckwith hat gegen 70 — 80 Schulen in den Thälern dotirt. Desshalb findet man sein Bild fast in jedem Hause, und beide genannte Männer befinden sich in Lebensgrösse in Oel gemalt in dem Saale des Collegiums. Im Vergleich gegen frühere Zeiten ist der Zustand

der Waldenser ein besserer. Die eigentlichen Verfolgungen haben seit Jahren aufgehört, und ihre Behandlung ist eine mildere und wohlwollendere.

---

39. — *Der höchste Springbrunnen in der Welt* — soll sich zu Chatsworth, dem prächtigen Schlosse des Herzogs von Devonshire befinden, wo ein Wasserstrahl 217 engl. Fuss = 203′ 7″ Par. hoch getrieben wird. Die grosse Fontaine von Sans-Souci hat nur eine Höhe von 126 preiss. Fuss = 121′ 8″ Fuss ist also um 82 Fuss niedriger.

---

40. — *Über die Bevölkerung des Gouvernements Witepsk* — theilt die St. Petersburger Zeitung »die nordische Biene« vom 8. Juli 1847 folgende interessante Notiz mit. In den Kreisen Dünaburg, Reshiza und Lüzin, (die den nordwestlichen, an Livland gränzenden Theil des Gouvernements ausmachen), bestehen die Einwohner aus drei verschiedenen Stämmen, aus Letten, Russen und Weissrussen, die sich sämmtlich durch Religion, Charakter und Sitten von einander unterscheiden, indem jeder seinen eigenthümlichen Typus bewahrt hat. Die Letten, die hier die Urbevölkerung bilden, sind von phlegmatischem Charakter, stumpfem Geist und schwacher Einbildungskraft, aber im höchsten Grade offen. Daraus entspringen Anhänglichkeit an die Heimath und eine stoische Ertragung aller Noth und alles Elendes, aber auch Aberglauben, Sorglosigkeit in Bezug auf die Zukunft, Mangel an Thätigkeit, Unreinlichkeit und arge Einfalt. Der Russe hat ganz entgegengesetzte Vorzüge und Mängel; stolz, fanatisch, unzuverlässig, aber gastfrei, ist er ein guter Geschäftsmann und Handwerker, und ein ausgezeichneter Kaufmann, ein Kosmopolit, der seinen Vortheil sucht und gern im Überfluss lebt, aber mässig, arbeitsam und lustig. Der Charakter des Weissrussen ist ein Gemisch aus beiden erstern Völkern, schade nur, dass er mehr schlechte, als gute Eigenschaften angenommen hat; er ist träge und stumpf, liebt starke Getränke und ist im Allgemeinen wenig entwickelt und gebildet. In seinem Körperbau ist der Russe weit stärker und kräftiger, als der Lette, und dieser stärker, als der Weissrusse, aber alle drei Stämme zeichnen sich durch starken Körper, Gesundheit und angenehme Physiognomie aus, nicht selten trifft man Männer und Weiber von ungewöhnlichem Wuchse und schönen Gesichtszügen.

Die geschilderten Eigenschaften der Letten im Gouvernement Witepsk wechseln mit der physischen Eigenthümlichkeit des Bodens. In den südöstlichen Gegenden, wo man flache Felder und Hügel findet, haben die Letten ziemlich regelmässige Körperformen, sind

reinlicher und bei weitem thätiger und arbeitsamer, als ihre Brüder im Nordwesten, in den waldigen, öden, mit undurchdringlichen Sümpfen bedeckten Landstrichen. Hier zeigt sich der physische und moralische Zustand der Menschen auf einer niedrigen Stufe, fast unentwickelt, wie in den Windeln einer harten, rauhen Natur. Hier im niedrigsten Theil des ehemaligen »Inflandiens« liefern unabsehbare Moosstriche, welche durch das Austreten des Cubanischen See's entstanden, den Gutsbesitzern eine ungeheüre Menge Heü, die der Landwirthschaft bedeütende Vortheile gewährt. Allein das Einbringen desselben auf den ungeheüren sumpfigen Strecken macht grosse, unglaubliche Anstrengungen nöthig, besonders, da es an arbeitenden Händen ziemlich fehlt. Die hiesigen Bauern aber erfüllen in dieser Beziehung nicht nur die Forderungen ihrer Herren, sondern auch ihre eigenen unerlässlichen Bedürfnisse, obgleich ihre Hütten, ihre Nahrung und Kleidung, sowie ihre geistigen Fähigkeiten sich in gleich kläglichem Zustand befinden. Dagegen hat in der Umgegend der Berghöhen von Inflandien derselbe Stamm eine weit grössere Entwickelung erreicht, obgleich hier die Fruchtbarkeit des Bodens viel geringer ist. Hier giebt es nicht nur wohlhabende Bauern, sondern auch die Armen haben einigen Begriff von Annehmlichkeiten des Lebens. In ihrer Kleidung zeigt sich ein Anfang von Geschmack, und das weibliche Geschlecht namentlich macht Fortschritte im Putz und aüsseren Zierrathen. Selten sieht man mehr auf den Köpfen der Weiber die alten weissen Binden, die ihnen das Ansehen von Nonnen gaben; auch die alten, manchmal bis auf fünf anwachsenden Überröcke von der hässlichsten Form verschwinden. Jetzt erscheinen die Weiber in den Kirchen und auf Spaziergängen in Hauben mit Bändern, in rothen Oberröcken in ungeheüren geblümten Mustern. Die Mädchen flechten sorgfältig ihre Haare und schlingen lange helle Bänder durch die schönen Zöpfe. Wer den inflandischen Bauer in seinem ganzen Glanz sehen will, der muss in die Dörfer des Gutsbesitzers Sokolowsky im Kreise Reshiza kommen. Sein Gut Sokolky ist ohne Zweifel ein glänzender Stern unter den Gütern dieses und der umliegenden Kreise; die Sorgfalt des Besitzers um das Wohl seiner Bauern wurde mit dem gewünschten Erfolg gekrönt.

Die reiche Benutzung des Bodens auf diesen Gütern bildet einen auffallenden Contrast mit der Menge unangebauter, bloss mit wildem Grass und Buschwerk bewachsener Einöden in diesem Gouvernement. In dem nordwestlichen Theile sind die weite Strecken bedeckenden Hügel fast völlig unfruchtbar. Das ganze Geheimniss, sie fruchtbar zu machen, besteht in folgendem: Gewöhnlicher Dünger befruchtet solchen Boden nicht, wol aber der, den man aus dem Pflanzenwuchs bereitet. Wo viele Hügel sind, da sind auch viele Niederungen. Diese Niederungen, mögen sie nun nass, oder

trocken sein, liefern eine ungeheüere Menge Dünger. Die trockenen Niederungen bedecken sich in einigen Jahren mit Erdschichten; diese wirft man mit dem Spaten nebst dem Grase auf Haufen, die nach zwei bis drei Jahren den vortrefflichsten Dünger geben. Die feüchten Gründe enthalten ohnehin den fettesten Dünger. Der grösste Theil der bergigen Strecke dieses Gouvernements war mit Urwäldern bedeckt: die Höhen wurden zuerst ausgehauen und zum Ackerbau gereinigt, dann rottete man auch die Wälder in den Niederungen aus, die man in Wiesen umwandelte, und welche sich mit einer dicken Humusschichte, entstehend aus dem faulenden Holze, decken mussten. Wer diese Methode fortsetzte, ärntete bald die Frucht davon, und man sieht jetzt reiche, wogende Kornfelder in ehemaligen Einöden und auf Höhen, die früher kahl waren.

---

41. — *Über die Ruinen von Passaron* in Epirus — spricht Jules Blancard in der Revue de l'Orient — Maiheft 1847. Nachdem wir, erzählt er, drei oder vier Stunden in südlicher Richtung von Janina zurückgelegt hatten, wandte ich mich eine kleine halbe Stunde gegen Alpochori, welches man auf dieser Seite als das erste Dorf der kleinen kriegerischen Republik von Suli betrachten kann, deren Bewohner gleich Gemsen auf Felsenhöhen hausen, oder mit den Wölfen und Wildschweinen in deren Spalten versteckt sind. Ich wollte die Ruinen von Passaron besuchen, der alten Hauptstadt von Epirus, ehe Ambraika diesen Rang einnahm, und wo Themistokles am Heerde des guten Königs Admetos sich über sein Exil tröstete. Wenn man von Janina hinabsteigt, so dehnt sich, eine halbe Viertelstunde vor Alpochori, der Horizont auf der linken Seite aus und verliert sich in der Ferne. Hier ist ein ziemlich fruchtbares Thal, gerade gegenüber liegen die Berge von Suli, etwas rechts am Fusse der Berge sieht man das Dorf Alpochori und etwas weiter bin zwei oder drei andere Dörfer. Hier, auf einer kleinen Anhöhe, der letzten Stufe des Bergabhanges von Janina her, finden sich Ruinen, die gewiss der Akropole des alten Passaron angehören. Die pelasgischen Umfangsmauern erheben sich noch drei bis vier Fuss über den Boden, während man im Innern nur noch hie und da einige Fundamente unterscheiden kann. Ali Pascha soll von hier aus Saülen nach Janina haben schaffen lassen, der neüen Hauptstadt des Landes, die zu seiner Zeit ein wahrer Königssitz war, den er auf alle Weise zu verschönen suchte. Voll Staunen hält man in der Nähe dieser Trümmer an vor einem prachtvollen Amphitheater, das wenigstens 12 bis 15000 Zuschauer fassen konnte, und fast völlig erhalten ist. Die Stufen, ungeheüre rohe Steine von Granit, sind noch an ihrem Platze; sehr wenige

haben durch die Zeit bedeütend gelitten, und ein mässiger Kostenaufwand würde hinreichen, das Ganze wieder herzustellen. Die letzte Stufe von oben ist drei oder vier Mal so gross, wie die anderen, und musste als Gallerie dienen; sie ist noch jetzt mit einem weisslichen, sehr leichten Stein bedeckt, und zwei oder drei kleinere Stufen sind darüber. Die Scena ist vollkommen angedeütet. Links und rechts vom Eingang könnte man fast die Treppe zeigen, wo vor mehr, als zweitausend Jahren die Leüte hinaufgingen, die sich zum Schauspiel begaben. Auch sieht man noch zu beiden Seiten Mauerreste, deren Steine kaum zusammenhalten, obgleich der Bau neüer ist; es war ein in weit späterer Zeit gebautes Schloss, das in Folge eines Kampfes zerstört wurde, welcher im Amphitheater selbst zwischen den Sulioten und den Truppen Churschid Pascha's, des Befehlshabers der kaiserlichen Völker gegen den rebellischen Satrapen von Epirus, Statt fand. Geht man etwas weiter links, so entdeckt man in einigen Gebüschen rohe, mit Moos bedeckte Steine, die in einer gewissen Ordnung aufgestellt sind. Man kann sie für Saülenstümpfe halten. Grosse Fliessen, die einen platt gelegt in natürlicher Lage, die anderen quer darüber aufgerichtet, scheinen die Behausung eines Gottes anzudeüten. Eine dieser Platten, auf welcher Inschriften eingegraben waren, wurde von Ali Pascha einem Lord abgetreten, der sie mit grossen Kosten nach England transportiren liess. An dieser Stelle, oder sogar in der Scena, wurde eine merkwürdige kleine Statue entdeckt, welche indess verloren gegangen ist. Trotz des hohen Alters dieses Amphitheaters darf man über die beinah vollständige Erhaltung desselben nicht erstaunt sein, denn es liegt in einer ganz wilden Gegend, fern von allen Wohnungen, und hat also in der Regel vom Einfluss der Zeit, nicht durch die weit zerstörendere Unbill der Menschen zu leiden, und der Granit, aus welchem die Stufen bestehen, kann allen Jahrhunderten zusammen Trotz bieten. Ohne das Gefecht, das hier geliefert wurde, ohne Ali Pascha, der einige Saülen mit fortnahm, und ohne einen andern Lord Elgin, diesen Vandalen der neüeren Zeit, gegen den die Akropole von Athen ewig Rache schreien wird, hätten wir wahrscheinlich das Glück, eines der schönsten Denkmäler des Alterthums völlig unbeschädigt zu besitzen.

---

42. — *Kohlen-Distrikte in Indien.* — Es sind ihrer fünf, davon drei in Nord-Indien, einer in Cutsch, und der letzte in Aracan und in Tenasserim liegt. Die Cutscher Kohle ist nicht sonderlich und verspricht wenig. Die grosse Reihe der nordindischen Kohlenfelder erstreckt sich von Husungabad und dem Flusse Nerbudda, unter 23° N. Breite und 78° O. Länge von Grw., in nordöstlicher Richtung, 490 geographishe Meilen weit bis Palanow, von

da östlich 120 Meilen bis Burdwar, in der Nähe von Calcutta, und wiederum nordwärts 150 Meilen bis Radschmehal zeigen häufig zu Tage gehende Schiefer und Kalksteine — auch Kohlenflötze von verschiedener Mächtigkeit und verchiedenem Werthe. Ähnliche Felsarten, die ebenfalls Kohle enthalten, erstrecken sich vom Abhang der Garo-Berge in der Nähe des Brahmaputra längs dieses Stromthals in nordöstlicher Richtung beinahe 400 Meilen weit, und es ist daher wol möglich, dass sich Kohlenschichten längs des Fusses des Himalajah nach Westen erstrecken, und sich allmälig von ihm entfernen. Die ergiebigen Schichten des Burdwan-Distrikts sind gemeiniglich 7′ bis 9′ mächtig und werden an dreizehn Stellen, meistens nur an der Oberfläche ausgebeütet; die tiefsten Schächte gehen nur 190′ unter Tage. Die Entfernung von Calcutta beträgt ungefähr 90 Meilen. Im Central-Distrikt unweit Palamow arbeitet man auf vier Gruben, aber diese Kohle ist von geringer Qualität. Der Nerbudda-Distrikt, oder das Kohlenfeld von Benar, ist etwa 350 Meilen von Bombay entfernt, und der Nerbudda-Fluss ist nicht schiffbar. Zu Guwarra soll die Kohlenschicht 20, 25½ ja selbst 40 Fuss mächtig sein. In dem Kohlenlager des Distrikts Silhet sind 85 Fuss mächtige Flötze entdeckt worden. Zugleich ist diese Kohle von vorzüglicher Güte. Die Assam-Distrikte erstrecken sich ungefähr 350 Meilen weit, hauptsächlich längs der Südseite des Brahmaputra; im obern Distrikt kennt man bis jetzt sechs Felder, und drei im unteren. Ungefähr 80 Meilen oberhalb Bisherath werden ebenfalls mehrere Kohlenflötze von 6′ Mächtigkeit ausgebeütet. Die von da kommende Kohle wird ausserordentlich gerühmt. In Tenasserim arbeitet man auf vier Gruben. Sämmtliche Kohlenlager gehören der tertiären Periode an, — (Arsted's Bericht an den Direktoren-Hof der Ostindischen Compagnie.)

---

43. — *Über die geographische Verbreitung der Coniferen am Himalajah* — bemerkt W. Hoffmeister in einem, an Alex. v. Humboldt gerichteten Schreiben aus Simlah vom 15. Octob. 1845 Folgendes: — Bei so vielem und manchfaltigen Material, das ich vor mir liegen habe, ist es keine leichte Aufgabe für mich, das Rechte und Passende herauszunehmen, um Ihnen zu zeigen, dass ich doch nicht mit verschlossenen Augen diesen interessantesten Theil unserer Reise zurückgelegt habe. Nur in dieser Absicht, nicht in der Meinung, Ihnen etwas Neües mitzutheilen, hab' ich es unternommen, Ihnen einige kurze Notizen über die Nadelhölzer des Himalajah und deren geographische Verbreitung niederzuschreiben. Es ist in der letzten Zeit viel für die Fetsstellung der Arten geschehen, und es sind genaue Beschreibungen vorhanden (u. A. von meinem liebeswürdigen Freünde Kapt. Maddon in dem Quarterly

med. and lit. Journal, Delhi, 1845, p. 33 — 118), welche Ihnen wahrscheinlich schon bekannt sein werden. Die geographische Verbreitung ist, so viel ich habe sehen können, ziemlich überall im Ungewissen gelassen; denn wenige der englischen Botaniker hatten die Gelegenheit, einen so grossen Theil des Gebirgs auf einmal zu sehen. Die Zahl der Nadelhölzer, welche ich gesehen habe, belaüft sich auf 11 oder 12, nämlich: —

Drei Kiefern: *Pinus longifolia* Lambert, *P. excelsa* Lamb., *P. Gerardiana* Lamb.

Eine Rothtanne: *Picea Morinda* Link (*Abies Smithiana* Loudon).

Zwei Silbertannen: *Abies Pindrow* Royle, *Abies Webbiana* Pinetum Woburnense.

Eine Ceder: *Cedrus Deodara* Loudon.

Eine oder vielleicht zwei Cypressen: *Cupressus torulosa* Lambert.

Zwei Wachholder: *Juniperus excelsa* Bieberst., *J. squamosa* Don.

Eine Eibe: *Taxus baccata?*

Die in's Einzelne gehende Nachweisung der beobachteten Standörter dieser Coniferen giebt folgende Resultate: —

I. Kiefern.

1) *Pinus longifolia.* Lambert *Pinus* t. 26. 27. Royle *Illust. of the Bot. of the Himalajan mount.* II. t. 85. 1. Link in Schlechtend. *Linnaea* XV, p. 507. Die *Tschilkiefer*, *Tschelu*, *Tschir* oder *Tschil* (nach Royle I, p. 329 *cheer*, *sullah* und *thansa* genannt) am Sutledsch *kil* (ein Sanskritwort, nach Wilson: eine Art Kiefer). Wuchs 50 — 60′ Höhe. Geogr. Verbreitung: 29° 50′ bis 32° N. Breite. Vegetations-Gränzen: von 5000′ bis 8000′ über dem Meere. Am weitesten verbreitet im Himalajah.

2) *Pinus excelsa.* Lambert a. a. O. 33. Wallich Pl. as. rar. t. 201. Link a. a. O. p. 515. *Kuel* der Eingebornen von Sirmore und Ghürwal, von den englischen Reisenden der hangenden dünnen Zweige wegen haüfig »Weeping-fir« genannt; Linnée-Kiefer. Wuchs: höchstens bis zu 40′ oder 50′. Geogr. Verbreitung 30½ bis 32° N. Breite. Vegetations-Gränzen zwischen 7000′ und 10600. Weniger allgemein verbreitet, doch hin und wieder grosse Waldungen bildend.

3) *Pinus Gerardiana.* Lambert a. a. O. t. 97. Royle a. a. O. II., t. 85 Fig. 2. Die Neoza-Kiefer. Wuchs: bis zu 50′, nie ganz gerade. Geogr. Verbreitung: 31°¼ bis 31° ¾. Vegetations-Gränzen: von 5800′ bis 9400′. Wächst nur am Sütledsch,

II. Rothtanne.

4) *Picea Morinda.* Link a. a. O. p. 522. *Abies Smithiana* Loud. *Arbbrit.* 4. 2317. *Pinet. Woburn.* t. 30. *Pinus Khutrow* Royle a. a. O. 84. fol. 1. Die *Roi-Tanne;* bei Tschetkul. Wuchs: bis 150′ hoch 20′ Umfang. Geogr. Verbreitung von 30° ¾ bis 32°. Veget.-Gränzen zwischen 6500′ und 10,000′. Am meisten unserer *Abies* ähnlich.

III. Silbertanne.

5) *Abies Pindrow.* Royle a. a. O. I. p, 354, II, t. 86. Die *Kulu*-Silbertanne; *Murinda, Moria, Morindaun* (Morindân). Wuchs bis 200′ Höhe 20′ Umfang. Geogr. Verbreitung: von 30° ½ bis 32°. Vegetations-Gränze von 8000′ bis 8500′. Ganz pyramidal, mit kurzen Ästen. Stete Begleiterin des *Weinbaus* im Sütledsch-Thale.

6) *Abiés Webbiana* Pinetum Woburnense t. 41; Link. a. a. O. p. 532. *Pinus Webbiana* u. *P. spectabilis* Lambert t. 44. und t. 2. Die *Kuruz*, *Chilrow*, *Sallar* u. *Oonum* (Unum), *Silber*- oder Edeltanne. Wuchs: bis 80′ Höhe. Geogr. Verbreitung 30°¼ bis 32°. Vegetations-Gränzen: von 6500′ bis 10,000′. Eine der seltenern Arten.

IV. Ceder.

7) *Cedrus Deodara*, Loudon *Arboret. brit.* 4. 2428, Pinet. Woburn. t. 48. 49 Link a. a. O. p. 538 (*Dêra-Dâru* im Sanskrit d. h. Götterfichte. (*Dâru* für sich allein bezeichnet denselben Baum) Die *Deodar-Ceder* oder *Kelon-Ceder*. Am Bhaspa *Kjelmany* (*Kilima* im Sanskrit, nach Wilson: eine Art Kiefer). Wuchs bis 150′ Höhe, 36′ Umfang. Geogr. Verbreitung: 31°3′ bis 31°50′ N. Breite. Vegetations-Gränzen: von 8000′ bis 11000′. Hauptzierde des Himalajah. Hin und wieder ausserhalb der natürlichen Standorte kultivirt. Einzelne über 40′ Umfang.

V. Cypressen.

8) *Cupressus torulosa* Lambert. Wuchs: bis 40′ Höhe. Geogr. Verbreitung: 29°22′ bis 32° N. Breite. Vegetations-Gränzen: Zwischen 5500′ und 8500′. Verkümmert auch wol noch höher hinauf.

9) *Cupressus N. Sp.* Wuchs: strauchartig, gesellig, in grossen Feldern. Geogr. Verbreitung: 31° bis 31°20′ N. Breite. Vegetations-Gränzen: von 11000′ bis 16000′. An den Quellen des Gumpti und Baspa.

VI. Wachholder.

10) *Juniperus excelsa* Bieberstein; Wuchs bis 40′ Höhe. Geographische Verbreitung: 31° ½ bis 32°. Vegetations-Gränze: von 8000′ bis 12000′. Oft mit *Cupr. torulosa* in Gesellschaft; verbreitet sich höher, als die anderen, ist am oberen Sütledsch der einzige Baum, eben so an den Abhängen gegen das Plateau bei Schipki, wird aber dann strauchartig.

11) *Juniperus squamosa* Don. Wuchs: niedrig. Geogr. Verbreitung: 31° ½ bis 32°. Vegetations-Gränzen: zwischen 9000′ und 11500′. In Gesellschaft von Zwergarten der Gattungen *Corylut* und *Betula* hört mit den letzteren in der angegebenen Höhe auf.

VII. Eibenbaum.

12) *Taxus baccata*? (Eibe). Wuchs: baumartig an den besseren Standorten; verkrüppelt in den Höhen. Geographische Verbreitung: von 30° bis 32°. Vegetations-Gränze: von 5000′ bis 8000′. Bildet hin und wieder kleine Wälder (z. B. bei Fagu).

---

44. — ***Besteigung des Vulkans Tambora auf Sumbara.*** Der in niederländischen Diensten stehende deütsehe Naturforscher Zollinger bestieg, wie man aus Batavia meldet, diesen Berg am 11. August 1847. Es ist wol das erste Mal, dass derselbe, der durch seinen gewaltigen Ausbruch vom Jahre 1814 bekannt ist, wissenschaftlich studirt worden. Man darf daher einer eben so interessanten, als lehrreichen Beschreibung von dieser Bergfahrt entgegen sehen.

---

45. — ***Briefe aus der Sierra Leone,*** von einem Hannoveraner, (und von der Hannoverschen Morgenzeitung 1847, Nr. 124 und 125 mitgetheilt) enthalten manche bemerkenswerthe Notiz, die von England oder Nordamerika her schwerlich zur Kenntniss kommen würde. So heisst es darin: Den Sklavenhandel hat man hier recht deütlich unter Augen; um Freetown selbst wird (so viel man weiss) kein Sklavenhandel getrieben, obschon man allgemein einige hiesige gelbe Kaufleüte als Sclavenhändler bezeichnet; von Scherbraz (Sherbro?) und Scarcies aus wird schon eifriger verkehrt, besonders aber die Unternehmungen geleitet. Die Haupt-Sklavenmärkte sind aber in Baracka, Mont-Rovia (*) und dort die ganze

*) ***Mont-Rovia*** ist offenbar eine Verstümmlung von ***Monrovia,*** der Hauptstadt in der Kolonie Liberia, die nach dem amerikanischen Präsidenten Monroe ihren Namen führt. Und dort wird Menschenhandel getrieben?

Küste entlang. Die Engländer haben zwar die ganze Küste mit Kreüzern, worunter einige Dampfschiffe, besetzt, sie kapern auch manchen Slaver, aber der bei weitem grösste Theil entwischt ihnen doch, theils weil die Küste zu gross, theils weil die Slavers, alle ausgezeichnete Schiffe, besser segeln, als die Kriegsschiffe. Auf eine brasilianische Brigg, die *in Baltimore gebaut war*, und die hier jetzt durchgesägt wird, hatten die englischen Kriegsschiffe schon fünf Mal vergebens Jagd gemacht, bis sie auf der letzten Reise während einer Windstille von einem Dampfer genommen wurde. Vor ein Paar Wochen hat man, durch besonders glückliche Umstände begünstigt, einen Slave Steamer gefangen. Also die Sklavenhändler fangen sogar schon an, Dampfschiffe auszurüsten. Fast alle genommenen Slavers kommen hierher, die Reise von der Sklavenküste nach hier ist aber in der Regel weit länger, wie von da nach Brasilien, und die armen Neger bleiben also eine weit längere Zeit in ihrem gepökelten Zustande, als wenn sie nach Bahia u. s. w. gingen, darum stirbt auch oft der dritte Theil der Ladung auf der Reise hierher. *Nun kommt das Schiff endlich hier an, und die Sklaven, glaubt man allgemein in Europa, werden in Freiheit gesetzt; aber dazu sind die Engländer zu gute Kaufleüte.* Die ganze Ladung wird vielmehr in den Gouvernements-Stores eingesperrt und von jeder Berührung mit den hiesigen freien Schwarzen abgeschnitten. Dort wird die Ladung gemustert, grosse starke Kerle werden ausgesucht und in die hier formirten Regimenter für Demerara etc. gesteckt; der Rest wird abermals sortirt, und davon suchen sich Diejenigen aus, *die gern Arbeiter nach den Kolonien, in Wahrheit aber Sklaven haben wollen. Diese Armen werden dann beschwatzt, oder gar nicht gefragt, und auf die Auswanderer(!)-Schiffe gebracht.*

Die sogenannte Stadt Freetown nimmt einen ungeheüeren Raum ein; sie zieht sich ganz am Strande von King James Point bis zum Flusse und dann dicht bis unter die Berge hin; von Haüsern kann nur wenig die Rede sein, denn, die wenigen Haüser der meisten Kaufleüte und die Regierungsgebaüde ausgenommen, nenne ich den Rest Schoppen und Hütten. Die Negerhütten stehen ziemlich dicht zusammen, fast ganz von Palmen und anderen Baümen versteckt, und sehen von aussen ganz allerliebst, inwendig dafür desto jämmerlicher aus. *Von Gartenbau oder Ackerbau ist hier nicht die Rede*; nur ein einziger Mulatte hat ein Paar Plantagen angelegt, das ist Alles. Die guten Schwarzen schätzen das *dolce Farniente und Rum für das höchste Glück*; haben sie Hunger, so treten sie aus ihrer Hütte und brechen sich Früchte, oder holen sie aus den Wäldern, oder kaufen für 1 Copper (= ½ Pence) Reis. Die Crewleüte (die hier eine eigene Ortschaft Crewtown bewohnen) machen von den übrigen eine rühmliche Ausnahme; sie kommen

eigens aus dem entfernten Crew- (Kroh-) Lande, um hier bei den Weissen zu arbeiten und Geld zu verdienen, womit sie dann heimziehen und es da wieder verjubeln.

Über das *Missionswesen* muss unser Hannoveraner seinem »Zorn Luft machen«. Ich bin überzeügt, sagt er, es würde jedes meiner Landsleüte eben so anekeln, der es wie ich vor Augen hätte. Missionaire treiben sich hier in grosser Anzahl herum, Weisse, besonders aber Schwarze, die in den Missions-Anstalten Englands erzogen sind. Hört man einen solchen dummen Zeloten predigen, so fühlt man sich stark versucht, ihn zur Ordnung zu rufen; sie verdummen die Neger, ohne sie zu bessern. Denn gerade die Stämme, die sich nie bekehren lassen, wie z. B. die Crewleüte (Krohmen), sind die treüesten und zuverlässigsten; dagegen die sogenannten Sierra Leone Boys, d. h. hier Geborene, und fast alle Frommen, die täglich drei Mal zur Kirche gehen, die grössten Spitzbuben. Zuweilen kann man ein lautes Auflachen nicht unterdrücken, wenn ein solcher Tölpel von Missionair hinter seinem Pulte unter den fürchterlichsten Gesticulationen und Geschrei das tollste Zeüg schwatzt, oder die fromme Versammlung ein Lied nach irgend einer — Sauf-Melodie absingt. Vor ein Paar Tagen hört' ich einen köstlichen Gesang nach solcher Weise, der mit den Worten anfing: — »Massa Jesus is coming by and by etc.« — Malt hier der gute Hannoveraner nicht zu sehr ins Schwarze?

In einem späteren Briefe kommt er noch ein Mal auf den Sklavenhandel zurück. Ganz abgesehen von der Art und Weise, wie England den Traktat zur Abschaffung dieses schändlichen Gewerbes auslegt, oder klarer gesagt, die aufgebrachten Sclaven behandelt, ist er der Meinung, dass die getroffenen Maassregeln ganz verfehlt sind, indem sie, statt dem Handel ein Ende, ihn vielmehr nur noch ausgedehnter und schrecklicher machen; daher es denn auch kommt, dass Brasilien allein im Jahre 1846 nicht weniger, denn 40,000 Neger einführte. Es ist anerkannt, und Jeder, der Afrika und seine Verhältnisse kennt, weiss es, dass, so lange in Amerika Sklaven gekauft werden, und *der Handel im Geheimen von der Regierung begünstigt* wird, so lange die Neger im Innern uncivilisirt sind und sich einander gegenseitig zum Verkauf an die Küste schleppen, auch keine Macht der Erde, nicht alle Mächte zusammen, dem Sklavenhandel ein Ziel setzen.

---

46. — *Über die Regenzeit an der Sierra Leone Küste* — bemerkt derselbe Reisende, dem wir die vorstehenden Notizen verdanken (a. a. O., Nr. 127) Folgendes: — Man theilt die Regenzeit in drei Abschnitte ein: die kleine, die grosse und abermals die kleine Regenzeit. Die kleine (beginnt Anfangs Juni, und) dauert

bis in die Mitte Juli's; dann tritt die grosse ein. Während der kleinen haben wir zwar auch schon viel Regen, täglich unsere zwei bis drei Schauer, aber es sind mehr Tornados (Gewitterwolken); dagegen in der grossen Regenzeit regnet es in einem fort, oft zwei Wochen und länger, ohne Unterlass. Man sollte denken, die Hitze sei jetzt, des vielen Regens wegen, unter solchen Umständen gelinder, aber sie ist im Gegentheil viel drückender. Noch gestern (5. Juni 1846) war es so heiss, dass man kaum athmen konnte, und das Thermometer (an einer Mauer im Schatten hangend, wohin *nie* die Sonne dringt) zeigte *gute* 30 Grad (R. ?); mein College behauptet, es sei mehr gewesen. Oben in den Flüssen, wo gar keine Seebrise ist, hat die Hitze einen noch höheren Grad; es war, als ich an dem Scarcies war, oft zum Ersticken, und während der rechten Mittagshitze das Ausgehen unmöglich.

---

47. — *Neüe Nachrichten über bisher unbekannte Gegenden Inner-Afrika's* — hat der, um die Kunde Afrika's hochverdiente Geograph *Mc. Queen* nach Aussagen eines Afrikaners, Namens Thomas Wogga (in dem Journal R. G. S., vol. XV, p. 374 sq.) mitgetheilt. Wogga, der jetzt in England lebt, hat vierzehn bis fünfzehn Jahre auf einem britischen Kriegsschiffe gedient, und seine Freiheit von der Sklaverei ungefähr ums Jahr 1815 oder 1816 erhalten. Er ist aus einem Lande zu Hause, welches er *Kimcoul* nennt, und das, in so fern die Nachrichten, die er giebt, richtig sind, in der Nachbarschaft der Tschadda-Quellen, etwa unter 10° N. Breite und 18°—19° O. Länge von Greenwich liegen muss. Von seiner Heimath aus bis Calabar war er genau 68 wirkliche Reisetage unterwegs, und zwar stets in der Richtung der untergehenden Sonne. Die Länge eines jeden Tagemarsches kann auf mindestens 10 geographische Meilen, wenn nicht mehr, angeschlagen werden. Seiner Angabe zufolge liegt *Donga* 6 Tagemärsche zu Fuss östlich von seiner Heimath. Er ist dort gewesen bei Gelegenheit eines Krieges, den seine Landsleüte mit Donga geführt haben. Dieses Land hat sehr viele Flüsse, grosse und kleine; diese sind aber nicht dieselben, welche sein Heimathland Kimcoul bewässern, vielmehr fliessen sie in entgegengesetzter, oder richtiger in südlicher und westlicher Richtung. Wogga wurde wegen seiner Kunde dieses Landes genau befragt, und er blieb stets bei der Behauptung stehen, dass er es vollkommen kenne. Er gab auch an, von einem Lande Namens *Ferttih* gehört zu haben, das östlich von seinem Lande und von Donga liege. Er nannte den Namen eines jeden Platzes oder Stadt, wo er Halt gemacht hatte auf seiner Reise nach der Küste. Er sagte noch von Ferttih (Ferttee), dass es daselbst Gold und Silber im Überfluss gebe.

In seinem Vaterlande *Kimcoul* giebt es einen Fluss, Namens *Ayah*, der breiter, als die Themse ist. Er kommt von Osten her, und fliesst nach Westen oder der untergehenden Sonne entgegen*). Sein Lauf von *Kimcoul***) aus geht zuerst nach einem Ort (place) Namens *Komse*, zweitens *Mongell*, drittens *Pambe* und viertens *Mondell*. Auf seinem Wege westwärts passirte Wogga mehrere Flüsse, die aber alle kleiner waren (als der Ayah), mit Ausnahme eines einzigen auf der Mitte des Weges; und sie flossen alle in der Richtung, sich mit dem grossen Flusse zu vereinigen. In diesen Fluss fallen von beiden Seiten kleinere Flüsse. In der trockenen Jahreszeit ist der grosse Fluss ungefähr drei Fuss tief. Es giebt keine Kanoes auf dem grossen Flusse; entweder schwimmen die Leüte hinüber, oder sie passiren ihn auf Flössen.

In der Regenzeit fällt sehr viel Hagel, der drei bis vier Stunden lang liegen bleibt, bevor er schmilzt. Es giebt viele Berge, davon einige so hoch sind, dass sie beständig weiss sind von Schnee oder Hagel. Zuweilen regnet es das ganze Jahr hindurch; zuweilen ist es trocken. Alte Leüte machen Regen, — machen Feüer an und bringen Opfer dar, um ihn herbeizuziehen. Viele Sternschnuppen oder Kometen, diese laufen wie Schlangen und explodiren. Dies ereignet sich, bevor die Könige sterben. Donnerwetter sind sehr schwer und sehr haüfig. Es giebt viele Elephanten und Affen; die Affen sind nicht arbeitsam (do no hard work). Es giebt viele Kühe und Pferde, allein sie werden nicht zur Arbeit gebraucht. Es giebt viele Schafe, Ziegen und Tiegerkatzen; in den Flüssen viele Fische, die von Männern und Weibern in Netzen gefangen werden, welche man aus einer Art Gras oder Hanf verfertigt. Es giebt auch viele Krokodile und Alligatoren; die Leüte essen sie und auch das Guana; zuweilen verschlingt das Krokodil Leüte im Fluss. Es giebt viele grosse Baüme und eine Menge Buschwerk. Die Haüser werden rund gemacht, aus Erde erbaut, ganz bedeckt und haben kleine Feüerheerde. Sie haben viel Federvieh, jede Art wird besonders eingesperrt. Es giebt Guinea- und indianisches Korn in Menge; eben so Yams und süsse Knollen von einer Art, die der Runkelrübe gleicht.

Sie nehmen so viel Weiber, als sie wollen; der König hat zehn oder noch mehr. Auch haben sie viele Sklaven, die entweder gekauft, oder im Kriege erbeütet werden. Es giebt daselbst auch eine grosse Menge gelber und brauner Leüte — Gott hat sie eben sowol erschaffen, als die Schwarzen. Die braunen oder

---

*) Dies steht im Widerspruch mit der Richtung der Donga-Flüsse, daher bei diesen wol N. und O. zu lesen sein dürfte.

**) Die Orthographie ist die englische.

rothfarbigen Leüte kommen mit Kameelen, Sklaven etc. zu kaufen; Diese Rothen führen die Kameele mit sich, um selbst darauf zu reiten und ihre Güter darauf zu transportiren.

Sein Vaterland, fährt Wogga fort, — auf das sich die vorstehenden Angaben offenbar beziehen — führt Krieg mit verschiedenen Nationen; — eine heisst *Koome*, eine andere *Korré*, eine dritte *Komante*, und eine vierte *Juke*. Die letzteren sind gezeichnet, wie die Neüseeländer, — also tätowirt. Alle diese Nationen sind schwarz und sprechen *verschiedene Sprachen*. In seinem (Wogga's) Vaterlande macht man Bilder von Holz, die angebetet werden; auch an Steine werden Gebete gerichtet. Das gemeine Volk macht seine Götzenbilder aus Thon. Es giebt auch ein grosses Steinbild, das aber nur vom Könige und seinen Höflingen angebetet wird; dieses Bild hat die Gestalt eines Menschen und auf jeder Seite ein Loch, um ihm auf diese Weise Esswaaren, wie Fleisch, Geflügel und so weiter zu geben.

Thomas Wogga ist von dunkelschwarzer Farbe, hat aber durchaus nicht die Gesichtsbildung des echten Negers, eine platte Nase, dicke Lippen u. s. w. Er ist jetzt (1845) in Jahren weit vorgerückt, muss aber in jungen Jahren ein schöner Mann gewesen sein. Seine Landes-Zeichen (country marks) sind zahlreich und voll. Er beschreibt die allgemeine Beschaffenheit seines eigenen Bezirks (county) und derjenigen Gegenden, durch die er gereist ist, mit ziemlicher Klarheit; allein, wie jeder andere afrikanische Schwarzer, kann er keine Erlaüterung über Namen von Orten geben, die uns von anderswo her bekannt sind, auch nicht, mit gehöriger Genauigkeit, von geographischen Richtungen und Entfernungen, mit Ausnahme von Osten nach Westen, oder von der auf- zur untergehenden Sonne, oder dass die Sonne nördlich oder südlich des Weges war. Sein Reiseweg laüft über folgende Punkte: —

	Tage	
Von Kimcoul nach Uppe	1	
Auzilliga...	1	
Ocoom	7	(lange Märsche)
Mousookko.	4	
Ungwa....	6	
Uvangah...	30	(beständig unter Weges)
Umblisse ..	9	
Neü-Calabar	10	
Zusammen	68	Tagemärsche.

Uppe liegt eine Tagereise von dem grossen Flusse Ayah. Bei *Auzilliga* ist ein beträchtlicher Fluss, der aber doch kleiner, als der Ayah ist; er fliesst westlich, um sich mit diesem zu vereinigen. Bei *Ocoom* fliesst ein Fluss, Namens *Moniah*, nicht so gross,

als der Ayah. Ocoom liegt auf der Nordseite des grossen Flusses und nicht weit davon. Ocoom-Fluss nicht weit vom grossen Fluss. Es giebt viele Yams und Taback zu Ocoom. Es giebt keinen Fluss zu *Monsookko*, aber viel Wasser aus Quellen. Die Weiber haben hier sehr grosse Köpfe. Es giebt hier grosse Berge, aber nicht so grosse, als in seinem (Wogga's) Vaterland (Kimcoul). Viel Buschwerk. *Ungwa* ist eine grosse Stadt an einem Fluss, der 20 Yards breit, aber tief ist. Fs giebt keinen Fluss zu *Uvangah*; es ist eine grosse Stadt, mit vielem Buschwerk innerhalb und ausserhalb; es sind da viele Berge in der Nachbarschaft, einige gross, andere klein. Zwischen *Ungwa* und *Uvangah* ist ein Fluss, der nicht durchwatbar ist; man schwamm hinüber. Zwischen *Uvangah* und *Umblisse* giebt es keinen Fluss, das Land ist bergig, mit vielem Wasser aus Quellen und Bächen. Von *Umblisse* nach *Neü-Calabar* ist das Land flach. Auf diesen Reisen führten die Leüte der Karawane, ein jeder, Yams als Nahrungsmittel bei sich.

---

48. — *Zur Kenntniss der grossen südafrikanischen Völkerfamilie.* — Die »Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen« Nr. 296 von diesem Jahre, theilten eine kurze Nachricht über neüe Untersuchungen der grossen südafrikanischen Völker- und Sprachfamilie mit, was mich veranlasste, an den Besitzer und Herausgeber der Haude- und Spenerschen Zeitung, den Königlichen Bibliothekar Dr. Spiker, folgende Zeilen zu richten: —

Darf ich Sie, w. Fr., um geneigte Mittheilung des Originals bitten, aus dem Sie in der heütigen Zeitung die interessante Notiz über die Verwandtschaft der Mpongwe Sprache mit dem Souheili entnommen, und wobei Sie meines »ethnographischen Bilderbuchs« so freündlich gedacht haben? — Nach einigen Tagen schick' ich Ihnen das betreffende Blatt — wol eine englische Zeitung —, mit bestem Dank zurück. — Potsdam, 18. Decbr. 1847. — Bgs.

Worauf ich folgende Antwort erhielt: —

In Bezug auf Ihr freündliches Schreiben vom 18., die Mittheilung über die afrikanischen Sprachen betreffend, habe ich es, v. Fr., für einfacher gehalten, Ihnen den ganzen Passus aus der *Litterary Gazette* Nr. 1610 von diesem Jahre« auszuschreiben. Er ist, wie Sie sehen, aus einer amerikanischen Zeitschrift entlehnt. — Übrigens benutze ich mit Vergnügen die Gelegenheit, Ihnen mein Compliment über ihr grosses Werk »Die Völker des Erdballs« zu machen. Der Text ist so instructiv und enthält, in gedrängter Kürze, so viel Lehrreiches und Neües, dass die Bilder-Zugabe darüber ganz in den Hintergrund tritt, pp.

Berlin, 21. Decbr. 1847. S. H. Spiker.

Der Artikel der Litterary Gazette lautet folgender Massen: —

»Wir sehen aus den, in der literarischen Welt hochgeachteten »Prooceedings of the ethnological Society of New-York« vom 30. v. M., dass die Sprachen von Westafrika mit der grössten Aufmerksamkeit von gelehrten Philologen der Vereinigten Staaten verfolgt werden. Wilson, ein Missionair, der sich ungefähr zehn Jahre lang am Cap Palmas und fünf Jahre am Gabun-Flusse aufgehalten, und Elementar-Bücher in der Greybo-Sprache, und neüerlich eine Grammatik der Mpongwe-Sprache verfasst hat, hat jetzt, wie wir hören, eine gelehrte und werthvolle vergleichende Übersicht der *drei grossen Sprachen* mit heimgebracht, von denen er glaubt, dass sie *innerhalb des ganzen Continents*, südlich von der Sahara und den Mondbergen bis in die Nähe der Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung, herrschend sind. Diese Schrift bringt einen Dialekt von einer jeden dieser drei Sprachen zum Vergleich und stellt viele interessante Punkte von Ähnlichkeit und Verschiedenheit fest. Wilson hat, so wird hinzugefügt, die Identität des *Mpongwe* mit dem *Souhili* an der entgegengesetzten Ost.-Küste von Afrika neüerlichst dargethan. Er verkehrte mit einem Eingebornen aus der Gegend des Cap Zanzibar, und fand eine so auffallende Ähnlichkeit zwischen dessen Sprache und dem *Mpongwe*, dass er bald davon überrascht wurde. Vollkommen bekräftigt wurde er in seiner Ansicht durch die Anerkenntniss derselben Seitens der Fremden und der Einwohner von Gabun selbst, die sich sehr bald mit Leichtigkeit verständigen«.

Die schon früher angedeütete Vermuthung, dass die grosse südafrikanische Völkerfamilie, die ich unter dem Namen *Molua-Beschuana* zusammengefasst habe, auf der Westseite des Kontinents bis an den Gabun (Gabon, Gab Boon), und selbst darüber hinaus nördlich vom Äquator, sich ausbreite (»Physikalischer Atlas«, 8. Abtheilung: Ethnographie; Nr. 16), wird hierdurch vollkommen bestätigt. Das, was Wilson *Mpongwe* nennt, heisst bei Bowdisch (Journey to Ashantee, London 1818) *Empoongoua*, einer der kleinen Küstenstaaten, der südlich am Ausfluss des Gabun-Stromes belegen ist, und von desssen Sprache der genannte Reisende sagt, sie sei die sanfteste, die er unter Negern gehört habe. —

Potsdam, 22. Decbr. 1847. Bgs.

---

49. — *Unabhangigkeits-Erklärung der Kolonie Liberia.* — Die englische Zeitung »The Spectator« vom 8. December 1847 meldet, dass die von der Colonisations-Gesellschaft der Vereinigten Staaten vor mehreren Jahren (d. h. 1821) an der Küste von Guinea errichtete amerikanische Kolonie Monrovia u. s. w., welche zur Ansiedlung in den Vereinigten Staaten freigewordener Negersklaven gestiftet wurde, sich für eine freie und unabhangige Republik er-

klärt habe. — Hängt diese Erklärung, falls sie sich bestätigen sollte, mit dem Sklavenhandel zusammen, der daselbst, wie uns der Hannoversche Reisende in der Sierra Leone (oben S. 468 f.) erzählt, einen Hauptmarkt gefunden haben soll? Es wäre übrigens wieder eine der schauerlichen Erfahrungen, die man tagtäglich über die Niederträchtigkeit der Menschen macht, dass ein Erdfleck, den wahre Philanthropen gegründet haben, um ihn zur Gesittung der Neger zu benutzen, nach einer so kurzen Spanne Zeit von 1/4 Jahrhundert dem schändlichsten der Laster verfallen ist.

---

50. — *Mission in Luumba.* — Die norddeütsche Missions-Gesellschaft hat im Jahre 1846 beschlossen, neben ihrer neüseeländischen und ostindischen Mission auch eine afrikanische zu unternehmen, und als Wirkungskreis die Westküste Afrika's, zunächst einige Grade nördlich und südlich vom Äquator, ausersehen. Zur Ausführung dieses Beschlusses gingen am 18. März 1847 vier bisherige Zöglinge ihrer Bildungsanstalt von Hamburg aus unter Segel, zunächst nach Cape Coast zu den dortigen Wesleyanischen Missionairen, um den Rath und die Erfahrung des in jenem Gebiete geübten Missionair Freemann zu benutzen. Hier trafen sie am 4. Mai ein. Am 17. Mai gingen zwei derselben weiter nach dem Flusse Gabun, wo sie am 1. Juni anlangten, von den Franzosen (Missionairen?) aber zurückgewiesen wurden. Der eine der Missionaire, Bultmann, starb am Gabun am Küstenfieber, der andere, Wolff, fand nördlich vom Gabun, beim Könige Tom von *Luumba* und *Kaanghe* ein eifriges Verlangen nach Missionairen. Die Verhandlungen gingen rasch von Statten; der König schenkte der Gesellschaft am 19. Juni zur Gründung einer Station den, zwischen seinen beiden Städten gelegenen, schönen Hügel Benzje; auch König Wabah von *Gaango* trat mit Wolf in einen gleichen schriftlichen Vertrag, wie Tom, und zwei andere Fürsten benachbarter Städte knüpften freündschaftliche Verbindungen mit demselben an. Das Land wird von den Eingebornen *Ewenzje*, von den Eüropäern *Corisco mainland* genannt, liegt 12 Stunden nördlich vom Cap St. Clara, und gränzt an den Moheda- (Muheda) Fluss (auf unsern Karten auch Moonez genannt, und als ein und derselbe mit dem *Dendsche* bezeichnet, während Missionair Wolf beide Flüsse unterscheidet. Das Volk nennt sich *Benga.* — Diese Küstengegend vom Benin bis zum Gabun ist wegen ihrer klimatischen Beschaffenheit sehr verrufen. Die Regenzeit dauert länger, als an der Goldküste, und die Gewitterstürme sind weit heftiger; Feüerströme durchkreüzen unaufhörlich den Himmel in allen Richtungen und scheinen auf die Erde herabzufliessen, und das Rollen des Donners ist furchtbar. Man erinnere sich, dass diese Gegend in der Ver-

längerung der atlantischen Zone der veränderlichen Winde und der beständigen elektrischen Explosionen liegt. Im Januar und Februar bedeckt ein dichter Nebel Alles, und nur um Mittag bricht die Sonne etwas durch. Dabei weht ein mässiger Nordost, der sechs Wochen dauert, und als Landwind das Laub verdorrt. Das Thermometer fällt 10° gegen die gewöhnliche Tropen-Temperatur, und diese Veränderung ist für die Eingeborenen so unangenehm, dass sie sich einhüllen und in ihren Hütten beständig Feüer unterhalten. Ihre Haut hat dann immer einen weisslichen Schorf.

---

51. — *Die deütsche Kolonie in Petropolis bei Rio de Janeiro* — verdankt ihren Ursprung dem Wunsche des Kaisers von Brasilien, auf der Hochebene des Estrella-Gebirgs einen Landsitz zu errichten, wo der Hof die Sommer-Monate in milder, gesunder Luft zubringen könne. In der That sind auch die klimatischen Verhältnisse in jener Gegend der Art, dass die Gewächse der heissen Zone, wie Zucker, Kaffee u. s. w. dort nicht mehr gedeihen, dagegen aber die Produkte gemässigter Landstriche im weitesten Umfange gezogen werden können. Dazu kommt die Nähe des Marktes von Rio de Janeiro, von dem die Kolonie nur eine halbe Tagereise entfernt ist, da der Weg von der Hauptstadt nach dem Hafen von Estrella mit Dampfschiffen in 2½, und von Estrella nach Petropolis in 3½ Stunden gemacht wird. — Im Jahre 1846 gab es zu Petropolis folgende Ansiedler: 1021 Deütsche, 83 Brasilier, 61 Portugiesen, 15 Franzosen, 7 Engländer, 5 Spanier, 4 Dänen, 3 Holländer, 1 Schweizer und 1 Italiäner. Darunter sind 410 Familien und 112 ledige Leüte; dem Geschlechte nach 1116 männliche und 941 weibliche Personen; der Religion nach 1390 Katholiken und 711 Protestanten. Die Kolonie ist in zwölf Quartiere eingetheilt, deren Benennung der Heimath der Ansiedler entspricht. Diese zwölf Quartiere heissen: — Bingen, Ingelheim, Mosel, Nassau, Unter-Rheingau, Mittel-Rheingau, Simmern, Westfalen, Unter-Pfalz, Ober-Pfalz, Castellania, Petropolis. Sämmtliche zur Kolonie gehöriger Grundstücke werden den Einwanderern als ewiges Eigenthum mit der Bedingung verliehen, dass sie, nach Ablauf der ersten acht Jahre, einen kleinen Kanon zu entrichten haben. Die Grundfläche der Kolonie Petropolis umfasst über 8 Millionen Quadrat-Bracas (1 Braça = 2m, 186). Ausserdem sind aber noch 7,236,000 Q. Br. vorhanden, die nach und nach vermessen werden, und auf denen noch Raum für 8000 Familien ist, jede zu 5 Personen gerechnet. Die Regierung beabsichtigte, zwei Geistliche katholischen und evangelischen Glaubens, so wie vier Lehrer und eben so viele Lehrerinnen auf ihre Kosten aus Deütschland kommen zu lassen und ihnen einen hinlänglichen Jahresgehalt zu gewähren, um auch

für das geistliche und geistige Wohl der Kolonisten Sorge zu tragen. Die erste Ankunft deütscher Kolonisten zu Petropolis fand am 29. Juni 1845 Statt. [G. Fröbel's Allgemeine Auswanderungs-Zeitung].

52, — *Die geographische Länge von Washington* — von dem Meridiane einer der Hauptsternwarten Eüropa's gezählt, ist von der aüssersten Wichtigkeit, weil der Meridian dieser Haupstadt der Vereinigten Staaten als erster oder Haupt-Meridian für die Union gesetzlich angenommen ist, und demgemäss alle Karten dieses Landes, welche in Nord-Amerika selbst erscheinen, darauf gegründet sind. Einer früheren Kongress-Akte zufolge wurde William Lambert mit der genauen Ermittelung der Länge von Washington beauftragt. Er bestimmte sie nach Sternbedeckungen, westlich von der Pariser Sternwarte, und zwar das Kapitol = 79° 15′ 45″5 und diese Grösse ist es, welche bei den neüern amerikanischen Karten, namentlich in dem vortrefflichen Atlas von Tanner und dessen grosser, zusammenhangender Karte der Vereinigten Staaten, zum Grunde gelegt ist, wohl verstanden jedoch, dass sie stets den Meridian von Washington zur Orientirung benutzen, und von ihm östlich und westlich zählen. Die »grosse frische Nation« der Nordamerikaner scheint es unter ihrer Würde zu halten, einen eüropäischen Meridian zu Hülfe zu nehmen, um auch in diesem Punkte zu zeigen, dass sie des »alten, verrotteten Eüropa«, wie man sich jenseit des grossen Wassers auszudrücken pflegt, nicht bedürfe. Nach Wurm's Berechnung der in Washington beobachteten Sternbedeckungen und der ringförmigen Sonnenfinsterniss vom 17. September 1811 glaubt' ich aber, als *wahrscheinlichsten Werth* annehmen zu können, ebenfalls das Capitol . . . . . = 79°. 22′. 45″. (man vergl. meine »Mappirungskunst« p. 344), womit auch die Annahme des amerikanischen Astronomen und Geographen Bowditch sehr nahe übereinstimmt, indem er die Länge des Kapitols . . . . = 79°. 22′. 24″ setzt (Schumacher's Astronomische Nachrichten, Bd. VIII., p. 268; Littrow's Verzeichniss geographischer Ortsbestimmungen, p. 434). Und damit stimmt auch die neüeste Angabe überein, die sich in den » Astronomical observations made at the naval observatory, Washington, under the orders of the honourable secretary of the Navy, by Lieutenant J. M.Gilliss, Washington 1846« befindet; woselbst die Länge der Marine-Sternwarte . . . . . . = 79°. 21′. 31″5 gesetzt wird. Ich muss bemerken, dass ich diese Angabe einer Zeitungs-Notiz entnommen habe (welcher Zeitung, ist mir nicht mehr gegenwärtig), und nicht dem Gilliss'schen Werke selbst, das

mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist, daher ich auch nicht den Längen-Unterschied zwischen dem Capitol und der Marine-Sternwarte anzugeben vermag. — Die geographische Breite von Washington ist: — Das Kapitol . . . . 38°. 53'. 25" nach Bowditch
Die Marine-Sternwarte 38. 53. 32,8 » Gillis.

Unter Voraussetzung der vollkommensten Übereinstimmung der Längen wird die Sternwarte etwa ONO. vom Capitole liegen. — Bgs.

---

53. — *Das Gebiet Wiskonsin* — oder Uiskonsin erstreckt sich vom 40° bis 49° nördlicher Breite und vom 87° bis 92° westlicher Länge von Greenwich, und wird in S. vom Staate Illinois, im O. vom Michigan-See, im N. vom obern See in Canada, und im W. vom Mississippi und einer, von dessen Quelle gerade nach N. bis an die Gränze von Canada gezogenen Linie begränzt. Sein Flächenraum beträgt ungefähr 93,000 Quadratmeilen. Der Wiskonsin ist einer der grössten Nebenflüsse des Mississippi innerhalb des Gebietes. Der Fox, der sich in die Green Bay ergiesst, nähert sich in seinem Laufe dem Wiskonsin-Fluss auf eine Meile, und durch diese Ströme kann leicht eine Wasserverbindung zwischen den grossen Canadischen Seen und dem Mississippi hergestellt werden. Der südliche Theil von Wiskonsin und die Gegenden an den genannten zwei Strömen sind jetzt das Hauptziel der Einwanderer. Auf das Klima wirkt besonders die Nähe der grossen Seen günstig ein; Sommerhitze und Winterkälte werden durch ihren Einfluss gemildert. Schlittenbahn ist bis jetzt sehr willkommen, aber sie ist nur selten anhaltend. Der Frühling ist in der Regel sehr kurz, da schon der Mai ziemlich heisse Tage bringt. Der Herbst zeichnet sich bis spät in den November durch das schönste Wetter aus. Die in Wiskonsin gebauten Feldfrüchte aller Art zeichnen sich durch ihre Güte aus und werden auf den grossen Märkten des Ostens, zu Buffalo und New-York allen anderen vorgezogen. Der Ertrag des Roggens ist um ein halb Mal stärker, als in Deütschland. Im Jahre 1830 hatte das Gebiet 3245 Einwohner, 1840 war diese Zahl ums Zehnfache gestiegen, und seitdem ist die Einwanderung so bedeütend gewesen, dass die Volksmenge nach dem Census vom 1. Juni 1846, dem neüesten, den es giebt, 155,277 Seelen betrug, so dass die zum Eintritt in den Staatenbund erforderliche Höhe bereits überschritten ist. Milwaukie, die grösste Stadt und der bedeütendste Markt- und Handelsplatz von Wiskonsin, liegt an der Mündung des Milwaukie-Flusses in den Michigan-See. An dieser Stelle wohnte 1835 ein einsamer Weisser, der mit den Indianern Pelzhandel trieb. Die von ihm

gegründete Stadt zählte das Jahr darauf schon 1208 Einwohner, und 1846 deren schon 9506. Die Nachbarstadt Chicago ist ihre eifersüchtige Nebenbuhlerin. Blei- und Kupferbergwerke liegen 75 — 100 Meilen westlich von Milwaukie. Es soll eine Eisenbahn dahin gebaut werden. Die Reise von New-York nach Milwaukie lässt sich in 7 — 8 Tagen zurücklegen und kostet ungefähr 12 Dollars. Sie geht per Dampfboot nach Albany, von da auf der Eisenbahn nach Buffalo und bis Milwaukie wieder auf Dampfschiff. Die Einrichtung einer schönen Farme Holzland von 80 Acres kostet etwa 300 bis 400 Dollars, wobei die Lebensmittel aufs erste Jahr für eine Familie von fünf Personen berechnet sind. Deütsche Einwanderer erfahren bei der Agency der in New-York bestehenden German Society unentgeldlich, wie sie ihre Reise nach Wisconsin am besten einrichten können. (Fröbels Allgemeine Auswanderungs-Zeitung.)

---

54. — *Kolonisation der Auklands-Inseln.* Die englische Regierung geht, wie das »Athenäum« vom 10. Juli 1847 berichtet, mit dem Plane um, die 10° südlich von Neüseeland belegene kleine Gruppe der Auklands-Inseln zu kolonisiren, um sie zum Mittelpunkt des grossen südlichen Wallfischfangs zu machen. Der Boden, der aus Zersetzung basaltischer Felsmassen entstanden ist, wird als sehr fruchtbar geschildert. Die Inseln sind wohl bewaldet und die Ackerplätze gut. Bisher waren sie der Aufenthalt von Seevögeln und — Ratten.

---

55. — *Erderschütterung zu Temesvar*, den 15. October 1847 Morgens 6 Uhr. Viele Bewohner der Stadt empfanden zuerst einen Stoss, dann wellenförmige Bewegungen, welche in der Richtung von O. nach W. fortschritten. Nahe beisammenhangende Gegenstände an den Wänden schlugen an einander, Fenster klirrten, Thüren knarrten ganz ungewöhnlich, und Stühle und Tische fingen an, vom Platze zu rücken. Die ganze Erscheinung dauerte etwa zehn Sekunden, und die Witterung, welche vorher nass, trüb' und regnerisch war, ward sehr freündlich und angenehm.

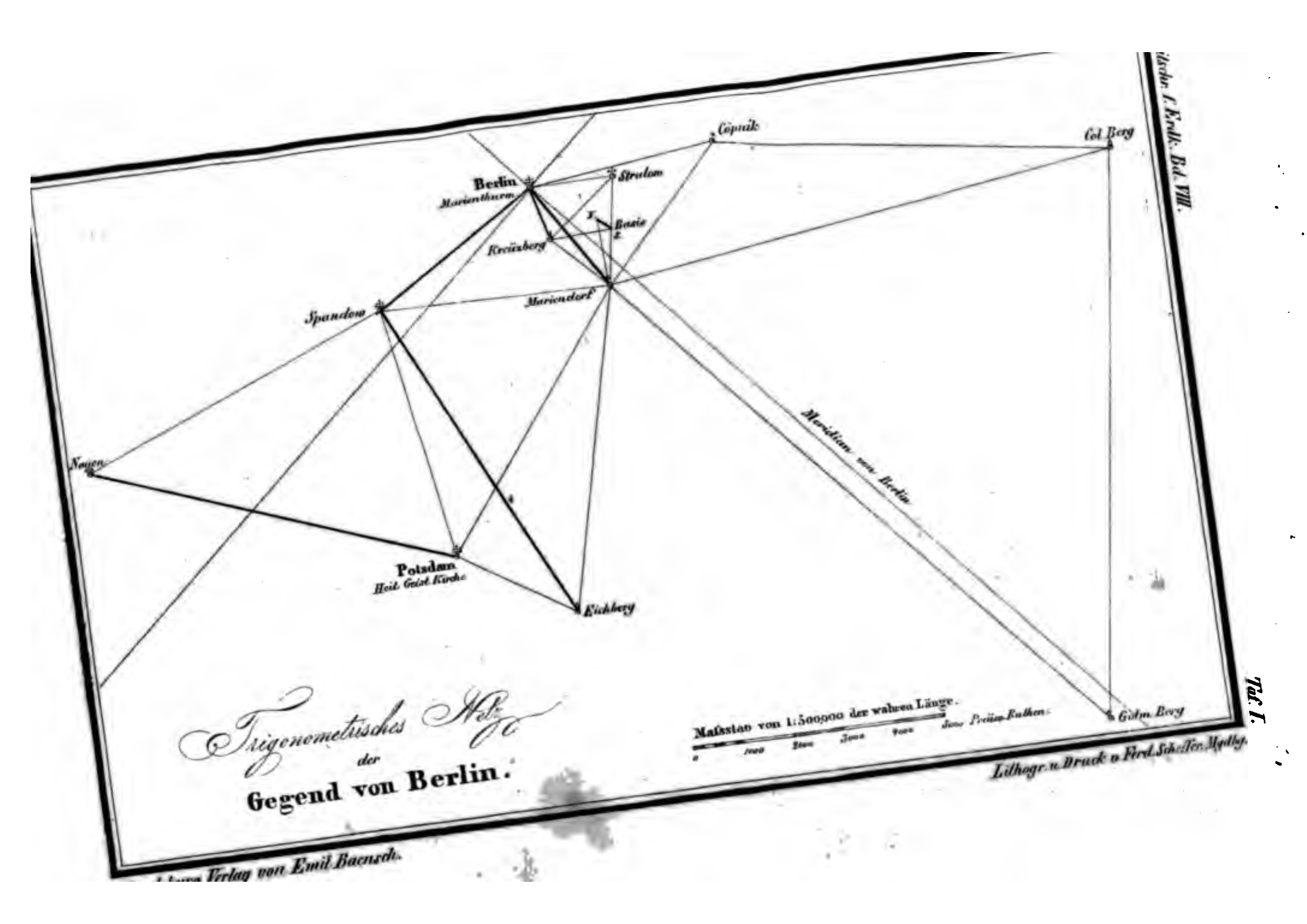
---

56. — *Ein Bergsturz in der Nähe von Christiania* — hat einen grossen Theil der Dorfes Helsingard, über dem der Felsen hing, verwüstet; 34 Haüser wurden zerstört und 280 Menschen büssten ihr Leben dabei ein.

Geschlossen den 15. Januar 1848.



Druck und Papier von E. Baensch jun. in Magdeburg.


Zeitschr. f. Erdk. Bd. VIII.
Taf. I.
Berlin
Marienthurm
Stralow
Basis
Kreüzberg
Cöpnik
Col. Berg
Mariendorf
Spandow
Nauen
Potsdam
Heil. Geist. Kirche
Eichberg
Meridian von Berlin
Götm. Berg
Trigonometrisches Netz
der
Gegend von Berlin.
Maßstab von 1:500000 der wahren Länge.
Preüss. Ruthen.
Lithogr. u. Druck u. Ferd. Schäfer. Magdbg.
Verlag von Emil Baensch.



Zeitschr. f. Erdk. Bd. VIII.

